

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1839.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Guth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1839

by unknown author

Göttingen; 1839

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. S t ü c k.

Den 2. May 1839.

B e r l i n.

Bey Aug. Rücker, 1835. Reise durch Norwegen im Sommer 1832. Mit Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit und den Culturzustand des Landes, auf Landwirthschaft, Bergbau, Gewerbe, Handel und Schiffahrt. Von F. W. Otte, Königl. Dänischem Etats-Rathe u. Landcommissair. VI u. 385 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser Reisebeschreibung, ein sehr verdienter dänischer Staatsbeamte, hat verschiedene europäische Länder nicht mit der Hast eines Eilwagen-Passagiers, sondern als ruhiger Beobachter besucht, um sich mit ihrem Volksleben und ihren Staatseinrichtungen vertraut zu machen. Es wäre sehr zu wünschen, daß recht viele Staatsbeamte auch in anderen Ländern seinem Beispiele folgen, und daß dagegen die jetzt so sehr überhand nehmenden, unzeitigen Reisen von Studierenden mehr beschränkt werden möchten. Die Vortheile, welche eine Reise gewährt, sind die Zinsen von dem Schätze von Erfahrungen, den man auf die Reise mitnimmt, wobey

der Zinsfuß von der Uebung im Beobachten, von der Kunst zu sehen abhängt. Der unerfahrene und in der Ausbildung begriffene Jüngling, der selten weiß, was ihm für seinen künftigen Beruf besonders nützlich ist, vermag in der Regel noch nicht aus einer Reise wahren Gewinn für das Leben zu ziehen; sehr leicht kann er aber bey noch nicht befestigtem Character Eindrücke empfangen, die ihm für das ganze Leben verderblich sind; und auf jeden Fall ist die Unterbrechung der Studien durch Reisen, die sogar oft die Grenzen der Ferien weit überschreiten, in Beziehung auf die glückliche Vollführung jener, nachtheilig. Würden die von gütigen Eltern zu den Reisen ihrer studierenden Söhne bewilligten Summen für spätere Zeiten, in denen sie sich im Staatsdienste und überhaupt im Leben bereits umgesehen haben, zurück gelegt und die Zinsen zum Capital geschlagen, wie sehr würde dann der daraus durch Verwendung zu Reisen fließende Gewinn sich vergrößern. Wie würde dann mancher Beamte zum Wohle seiner selbst und seines Wirkungskreises Engherzigkeit und Vorurtheile ablegen, und einen Schatz nützlicher Erfahrungen und fruchtbarer Ideen einsammeln. Wer einmahl in einem andern Lande durch eigene Anschauung sich davon überzeugt hat, wie außerordentlich die Vortheile sind, welche gute Vicinalstraßen gewähren, wird ihre Anlage und Unterhaltung nicht mehr für einen Druck des Landmannes halten; und wer den Aufschwung der Gewerbe an Orten beobachtete, wo man von der Tyranney eines in Mißbräuche versunkenen Zunftzwanges erlöst ist, wird den ererbten Glauben an die Vortrefflichkeit eng geschlossener Zünfte gewiß fahren lassen.

Der Verfasser des obigen Werkes über Norwegen, dessen Reisen zu dieser Abschweifung Ber-

anlassung gaben, hat darin hauptsächlich Bemerkungen zur Characteristik des Landes und seiner Bewohner, Andeutungen der von diesen erreichten Culturstufe, so wie der zum fernern Fortschreiten getroffenen Einrichtungen; Darstellungen des Gewerbezustandes; Nachrichten über die bis jetzt nur zum Theil bekannt gewordenen Beweggründe zu der Losreißung Norwegens von dem alten Schwesterlande, so wie über die Veranlassungen zu dem einzig dastehenden Reichsgesetze; Bemerkungen über den Einfluß desselben auf die moralische Entwicklung der Nation und Schilderungen des auf die gewerbliche Ausbildung des Volkes und die größtmögliche Beförderung des Gemeinwohls gerichteten Bestrebens der Regierung niedergelegt. Seine Mittheilungen haben das Gepräge von Unparteylichkeit und Treue, und sind um so schätzbarer, da in neuerer Zeit wohl die außerordentliche und merkwürdige Natur von Norwegen genauer erforscht worden, aber das Leben und Treiben seines kräftigen und biederen, durch englische Touristen noch nicht verschlechterten Volkes, unbekannter geblieben sind; wenn gleich das Verlangen, genauere Kunde davon zu erlangen, durch die lebendigen Schilderungen in einigen viel gelesenen Novellen von Steffens unter uns besonders angeregt worden. Man darf daher obiges Werk eine recht willkommene Erscheinung nennen.

Der Verfasser reiste von Kiel mit dem Dampfschiffe nach Gaabensee auf Falster, von wo er in einem offenen Boote, nach dem nahe gelegenen Städtchen Bordingborg auf Seeland fuhr und von hier zu Lande die Reise nach Copenhagen fortsetzte. Nach kurzem Aufenthalt begab er sich am 15. Junius Nachmittags an Bord des Norwegischen Dampfschiffes Prinz Karl, welches ihn

schon am 17. Junius Christiania erreichen ließ. Außerordentlich ist durch diese Dampfschiffahrt die Verbindung mit Norwegen erleichtert, ungleich mehr, als solches zu den Zeiten der Fall war, in welchen Dänemark und Norwegen unter einem Scepter vereinigt waren. Die Folgen sind nicht zu berechnen, welche ein regerer Verkehr unter diesen beiden Reichen und eine daraus entsprungene genauere Befreundung hätten haben können. Die jetzige Regierung sieht es ein, wie wichtig auch eine erleichterte Verbindung unter den entlegenen, durch die Natur so sehr getrennten Theilen des Reichs ist und hat daher, wie dem Refer. bekannt geworden, außer der schon seit längerer Zeit für die Südküste und für Bergen bestehenden Dampfschiffahrt, vor Kurzem eine ähnliche, regelmäßige zwischen Drontheim und Hammerfest, gewiß zum größten Vortheile für die fernen Niederlassungen an der nordländischen Küste, eingerichtet. Aber nicht allein die Dampfschiffe sind in England gebauet, sondern auch mit englischen Steinkohlen wird auf ihnen der Dampf erzeugt, gleich wie für deutsche Eisenbahnen Dampfwagen und Steinkohlen aus England bezogen wurden. Es ist erstaunlich, wie viele Fäden des Weltverkehrs an England geknüpft sind, und wie weit die unermessliche Kraft, welche die englischen Kohlenflöße entwickeln, über England hinaus reicht. Aber diese Krafterzeuger nehmen mit jedem Jahre ab und wachsen nicht wieder. Ihr Vorrath wird also einmahl ein Ende nehmen und um so eher, je weniger sorgsam damit Haus gehalten wird. Und welche Folgen können für die von England hinsichtlich der Beförderungsmittel des Verkehrs abhängigen Länder entstehen, wenn jene Zugfäden plötzlich einmahl abgeschnitten werden sollten. Dampfschiffe und Eisenbah-

nen gewähren daher für Uns und Andere nur in sofern sichere Vortheile auf die Dauer, als ihre Anlage und ihre Benutzung nicht vom Auslande abhängig sind.

Der Anblick des reizenden Amphitheatere von Christiania machte auf den Verfasser den Eindruck, den er auf jeden machen muß, der für Naturschönheiten nicht unempfindlich ist, und wo durch man um so angenehmer berührt wird, je weniger man ihn unter $59^{\circ} 54' 40''$ nördlicher Breite erwartet. Die Stadt verdankt ihre Entstehung einer Feuersbrunst im J. 1624, wodurch das vom alten nordischen Könige Harald Haardraade in den Jahren 1056 bis 1058 erbaute Dpslo verwüstet wurde. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich durch größern Umfang das Königliche Palais aus, obgleich nur ein Stockwerk hoch; ein Geschenk des 1805 verstorbenen Cammerherrn Behrend Anker. Der Bau eines neuen Königlichen Schlosses, auf dessen Gründung schon eine bedeutende Summe verwandt worden, ist auf die Vorstellung des Storchings von dem edelmüthigen Könige vorerst noch ausgesetzt. Nach einer im J. 1829 erneuerten Verordnung, darf jetzt nur von Steinen und Fachwerk, nicht wie vormals, ganz aus Holz gebauet werden.

Um für die nördlicheren Gegenden den hohen Sommer zu benutzen, trat der Verfasser, nach einigen Excursionen in benachbarte Gegenden, am 21. Junius die Reise nach Drontheim an. Sie ging über Bårums Eisenwerk zum schönen Ringerige. Die Erzeugnisse des Ackerbaues reichen hier nicht nur für den Unterhalt der Bewohner hin, sondern lassen auch noch für den Verkauf übrig. Hafer und Gerste machen die Hauptsaat aus, wiewohl auch Erbsen, Roggen

und Weizen zum Hausbedarf gesäet werden. Hopfen- und Gartenbau, obschon auf wenige Arten von Küchengewächsen beschränkt, werden nicht vernachlässigt, und selbst Obst wird hin und wieder gezogen. Herrlicher Wasserfall bey dem kleinen volkreichen Flecken Höneseß. Weiter durch das 22 Meilen lange und 12 Meilen breite Christians = Amt, welches bey einem Flächenraume von $212\frac{1}{2}$ □ Meile keine einzige Stadt enthält. Auf dem Hofe Moe eine im J. 1765 angelegte Glashütte, die jetzt von einer Compagnie betrieben wird, und wo man den nöthigen feuerfesten Thon von Coblenz bezieht. Auch in Hadeland macht Kornbau den Hauptnahrungszweig aus. Der Bau der Kartoffel gewinnt seit dem letzten Kriege immer mehr Boden. Sie geräth vorzüglich und wird viel zum Branntweinzubereiten gebraucht. Die Straße führt durch das wegen der Ueberbleibsel aus einer sehr alten Vorzeit berühmte Gran = Kirchspiel, dann den so g. Kiöl = Weg hinan, bis zu einer 2155 Fuß über dem Meere sich erhebenden Höhe. Durch das Kirchspiel Toten, dessen Bewohner sich durch geistige Bildung vor Anderen auszeichnen sollen. Blick auf den Miösen. Durch Guldbrandsdalen, Die als Filialkirchen zur Pfarrkirche Gusdal gehörenden drey Kirchen, die ungefähr vier Meilen von der Pfarrkirche entfernt liegen, werden durch einen Pfarrer und einen Caplan versehen. Jeder übernimmt in zwey Kirchen den Dienst; an gewöhnlichen Sonntagen wird nur in einer Kirche gepredigt und zwey Mahl im Jahre Communion gehalten. Sämmtliche Kirchen sind aus Holz in Form eines Kreuzes erbaut. Die Hauptkirche soll gegen 2000 Personen fassen. Das ebenfalls aus Holz gebauete Pfarrhaus ist drey Stockwerke hoch und enthält nicht weniger denn

dreyßig Wohnzimmer! Ungefähr $\frac{1}{2}$ Meile vom Pastorat führt ein romantischer Weg durch ein enges Seitenthal, hart am Ufer des Gausa-Elv zu dem Hofe Hølen, in dessen Nähe der Fluß einen sehr schönen Wasserfall, Havedfossen, bildet. Die Hauptfrucht in dieser Gegend ist Gerste, die in ungedüngtes Land nicht selten eine Reihe von Jahren hinter einander, später wohl mit Hafer vermischt gesäet wird. Obgleich nur selten gedüngt wird, worauf man das Land mit Winterroggen bestellt, so gibt der Boden doch gewöhnlich einen 6 bis 7 fältigen Ertrag, von Roggen sogar wohl einen noch höheren. Viehzucht ist bedeutender als Ackerbau. Sehr vernachlässigt wird leider die Waldung. Auf der Station Breiden, an der Westseite des Lougen, fand der Reisende gute Bewirthung, die sonst in jenen Gegenden nicht überall anzutreffen ist. Die Frau des bejahrten Wirths war Mutter von 12 noch lebenden Kindern, nachdem der Tod 9 andere geraubt hatte und 7 Entbindungen zu früh erfolgt waren. Von Breiden nach Kringelen. Hier ward der Schottische Oberst Sinclair, als Anführer von 900 seiner, für den schwedischen Dienst angeworbener Landsleute, im August 1612, auf Veranstellen des, seinem Könige treu ergebenen Voigts Lars Gram, von den Bauern der vier Kirchspiele: Låssøe, Baage, Frøne und Ringeboe überfallen, er selbst erschossen und sein Heer bis auf zwey Mann, theils durch die von der Anhöhe herab gewälzten Steine und andere Waffen erschlagen, theils in den unterhalb vorbeystießenden Elv gestürzt. Die Inschrift eines hölzernen Kreuzes, das durch eine bereits fertige, Steinsäule ersetzt werden soll, erhält das Andenken dieser, die Treue und Tapferkeit der Normänner rühmlich bezeugenden That. In der

Nähe der Station Luurgaard, 1817 Fuß über dem Meere, eine Werkstätte, wo der dort brechende Topfstein verarbeitet wird. Von Hougens nach Tofte, dem bedeutendsten Hofe im Kirchspiele Dovre, der bey einer Lage von 2239 Fuß über dem Meere, 12 Pferde, 80 Stück Hornvieh, 100 Stück Schafe und Ziegen, dabey verhältnißmäßige Weide, Holzung und Fischerey hat. Hinan zum Dovrefield, welches Gebirge die Stifte Agershuus und Drontheim scheidet, und dessen höchster Punct, Sneehattan, nach der neuesten Bestimmung von Schulte, 7327 Rheint. Fuß über dem Meere liegt. Vier so g. Fielbstuen oder Alpenherbergen erleichtern die Reise über das unwirthliche Gebirge. Zu Terkin, der zweyten und bedeutendsten, wurden doch 80 bis 100 Stück Hornvieh, 20 Pferde, 150 bis 200 Stück Schafe, die zwey Mahl im Jahre geschoren werden, gehalten. Kartoffeln und Erbsen zog die Wirthin im Fenster in Blumentöpfen. Die größte Höhe des Passes nach Esmark 3760 Fuß über dem Meere.

Der vierte Abschnitt der Reisebeschreibung ist dem Aufenthalte in Drontheim gewidmet. Nach der Zählung vom Jahr 1835 betrug die Einwohneranzahl in der eigentlichen Stadt 9456, und in den beiden Vorstädten und auf dem Stadtfelde, 2183. Die Stadt ist auf einer Halbinsel regelmäßig, und zur Verminderung der Feuergefähr bey den größtentheils hölzernen Häusern, sehr weitläufig gebauet, und erscheint daher öde. Von der berühmten, früher sehr großen Domkirche ist nur noch der kleinere Theil übrig, der doch aber noch immer sehenswerth ist. Der Verf. gibt Nachrichten von den Schulen, dem Taubstummen-Institute, den Armen- und Straf-Anstalten. Dann berichtet er über die Gewerbe,

über Handel, Schiffahrt und die darauf sich beziehenden Institute. Hauptgegenstände des Ausfuhrhandels sind Fische, Holz und Kupfer. Der Handel mit ersteren ist jetzt in eben dem Grade von Wichtigkeit, als sich der Absatz des Holzes nach Schottland und Ireland in neueren Zeiten beträchtlich vermindert hat. Die Ausfuhr von Stock- und Klippfisch, welche im Jahre 1806, 20912 Schiffpfund betrug, war im J. 1830 auf 31119 Schiffpfund gestiegen, so wie die Ausfuhr von gesalznenen Fischen, Häring und Fischroggen, von 4571 Tonnen auf 9464 Tonnen. In den Jahren 1821 — 1830 betrug die jährliche Kupferausfuhr im Durchschnitt über 2000 Schiffpfund Gahrkupfer, wofür Amsterdam der Hauptmarkt ist. Seit 1826 ist Chromeisen, wovon in jenem Theile von Norwegen reichhaltige Lager entdeckt worden, ein Gegenstand des Handels. Im J. 1830 wurden nicht weniger als 1133 Schiffpfund nach Havre de Grace verschickt. Gegenwärtig wird das Chromeisen nicht mehr roh ausgeführt, sondern in einer von einer Gewerkschaft angelegten Chromfarb-Fabrik verarbeitet. Drontheim hat zwey Buchhandlungen, deren Hauptgeschäft aber in dem Absatze von Schulbüchern, Bibeln und Katechismen besteht. Obgleich in Drontheim eine Gesellschaft der Wissenschaften ihren Sitz hat, welche eine Büchersammlung von 19000 Bänden und 720 Handschriften und ein naturgeschichtliches Museum besitzt, so ist doch das dortige literarische Leben kein sehr bewegtes. Die Rückreise nach Christiania nahm der Verf. über Røraas. Von den bedeutenden Kupfer-, Berg- und Hüttenwerken, die sich daselbst in der Umgegend befinden, haben andere Reisebeschreibungen bereits ausführlichere Nachrichten geliefert.

Den zweyten Aufenthalt in Christiania benutzte der Verf. vornehmlich, um sich mit der

Universität, dem literarischen Leben und den städtischen Einrichtungen bekannt zu machen. Die über erstere mitgetheilten Nachrichten sind zum Theil aus dem für das Jahr 1830 der Regierung erstatteten Berichte entlehnt. An liegenden Grundstücken besitzt die Universität den dicht neben der Stadt gelegenen Hof Töjen, ein Geschenk des Stifters, Königs Friedrich VI. von Dänemark, zwey andere, entfernt gelegene, durch Vermächtnisse ihr zugefallene Höfe, und in der Stadt zwey Gebäude, in welchen ihre verschiedenen Sammlungen aufbewahrt und so wohl academische Versammlungen, als auch Vorlesungen gehalten werden und worin auch einige der Angestellten und unbemittelte Studierende wohnen. Außerdem besaß die Universität im September 1830 ein Geldvermögen von 151,076 Spec. Die gesammte Einnahme jenes Jahres, worunter ein Cassenbestand von 10,639 Spec. und die nach dem Budget vom Störthing bewilligten 33,000 Spec. begriffen waren, betrug 63,935 Spec., und die Ausgabe 62,937 Spec. Von dieser Summe waren ausgegeben:

| | | |
|---|--------|-------|
| An Gehalt | 33,177 | Spec. |
| Stipendien und andere Unterstützungen für Studierende . . . | 1004 | — |
| für die Bibliothek | 7254 | — |
| für das Observatorium | 481 | — |
| für das chemische Laboratorium | 476 | — |
| für chirurgische Instrumente | 200 | — |
| für das philologische Seminar | 718 | — |
| für das Münzcabinet | 779 | — |
| zur Beförderung einer wissenschaftlichen Reise | 490 | — |
| für den botanischen Garten | 735 | — |

Hieraus ergibt sich, wie der Verf. bemerkt, daß es dort weder an Geneigtheit, noch an Kräften zur Beförderung der mancherley Zwecke einer

Hochschule fehlt, und gewiß gereicht es den Männern, welchen die Leitung der Angelegenheiten dieses erst im Aufblühen begriffenen, und nichts weniger als reichen Staates anvertraut worden, zur Ehre, daß sie, bey so manchen anderen dringenden Bedürfnissen, das Erforderniß wissenschaftlicher Cultur, als Grundlage des Ganzen, nicht aus den Augen verloren haben. Als Lehrer sind bey der Universität 17 Professoren mit einem Gehalte von 1000 — 1600 Spec., und 10 Lectoren, jeder mit 300 Spec. angestellt. Die Lehrer sind auf diese Einnahme beschränkt, indem für die Vorlesungen kein Honorar bezahlt wird. Bey dem theuren Leben in Christiania erscheinen daher jene Gehalte nicht bedeutend. Die academischen Angelegenheiten besorgt, unter dem Vorsitze des Procanzlers, ein aus 6 Professoren bestehendes Collegium, mit einem Secretär und einem Rechnungsführer. Im Uebrigen ist die Universität wie das ganze Studienwesen, den Einrichtungen zu Copenhagen nachgebildet und hat daher auch mit dieser Universität dieselben Vorzüge und Mängel. Die Gesamtzahl der am Schlusse des Jahres 1830 zu Christiania Studierenden, mit Inbegriff der s. g. Präliminaristen (die noch kein eigentliches Examen bestanden haben), wird im Berichte zu ungefähr 600 angegeben. Unter diesen befanden sich: 200 Theologen, 170 Juristen, 73 Mediciner, 8 Philologen.

In den drey letzten Abschnitten beschreibt der Verf. seine Reisen durch die südlich von Christiania gelegenen Gegenden, die sich so wohl durch Naturschönheiten, als auch durch ihre geologischen Merkwürdigkeiten, so wie die darin befindlichen Berg- und Hüttenwerke auszeichnen. Obgleich über diesen Theil von Norwegen andere Werke bereits genaue Nachrichten geliefert haben, so konnte der Verf. doch eine gute Nachlese hal-

ten und Manches mittheilen, wodurch frühere Reisebeschreibungen ergänzt werden. Drammen war vormahls eine der ersten Handelsstädte Norwegens, ist aber in Folge späterer Ereignisse sehr gesunken. Der Durchschnittswerth des in den Jahren 1826 — 1831 von dort verschifften Holzes wird für das Jahr zu 330,000 Spec. angegeben. Außerdem werden Eisen, Glas, Blaufarbe, Theer, Pech, Häute, Farbmooß ausgeführt. Ein bedeutender Binnenhandel wird mit Getreide betrieben. Im Jahre 1829 betrug die Einfuhr 60,484 Tonnen Korn und 959 Tonnen Erbsen. Das Modumer Blaufarbenwerk, welches vormahls auf Rechnung der Regierung betrieben wurde, ist seit 1823 im Besitze des bekannten Freyherrn Benecke von Grödigberg in Berlin, und wird jetzt mit bedeutendem Vortheile betrieben, indem man dem Eigenthümer einen jährlichen Gewinn von 25,000 — 30,000 Spec. nachrechnet. Sehr erfreulich ist der Aufschwung, den in neuerer Zeit das Kongsberger Silberbergwerk genommen, welches im J. 1806 auf eine unverantwortliche Weise eingestellt worden war. Bey dem Storthing des J. 1815 fanden wegen der Wiederaufnahme Verhandlungen statt. Hierauf erfolgte 1816 eine Königl. Resolution, vermöge welcher die Grube Gottes Hülfe in der Noth und die Armengrube wieder aufgenommen werden sollten. Später versuchte die Regierung das Bergwerk zu verpachten, und als dieses nicht gelang, wurde es wiederholt zum Verkaufe ausgedoten. Die Regierung konnte zufrieden seyn, daß der Handel nicht zu Stande kam, indem das Kongsberger Silberbergwerk, seitdem es wieder im Betriebe ist und einer besseren Verwaltung sich erfreuet, der Staatscasse ansehnliche Ausbeute geliefert hat. Dem ungeachtet hat der Storthing im J. 1832 abermahls den mis-

glückten Versuch gemacht, das Werk zu versteigern und dadurch bewiesen, daß Volksvertreter nicht immer den Vortheil des Landes richtig zu beurtheilen verstehen, indem gewiß Nichts beklagenswerther ist, als wenn Bergwerke in den Händen von Privatpersonen sich befinden, die nur ihren eigenen momentanen Gewinn vor Augen haben, daher dann der Bergbau fast immer Gefahr läuft, in Raubbau auszuarten. Interessant sind die Nachrichten, welche der Verf. über die Landwirthschaft des Hofes Jarlsberg mittheilt, der eine Viertelmeile von Tönsberg liegt, und jetzt einem ausgezeichneten Deconomen, Namens Sverdrup gehört. Im Jahre 1819 wurde auf diesem Gute durchschnittlich ein zwölffältiger Ertrag erzielt. Seit 1825 besteht auf dem benachbarten Hofe Riise ein unter königlicher Genehmigung errichtetes Seminar des Ackerbaues, welches Institut durch die Freygebigkeit der Regierung 10 Freystellen besitzt. Der Verf. schiffte auf dem Dampfboote von Friedrichsvärn nach Christiansand; besuchte dann Mås-Eisenwerk und Arendal; fuhr von hier mit dem Dampfschiffe bis Brevig, von wo er die Gegend von Vorskgrund bereiste und darauf nach Laurvig und Friedrichsvärn sich begab, um von hier wieder mit dem Dampfschiffe nach Copenhagen zurück zu kehren.

Ein Anhang zu diesem trefflichen Werke enthält schätzbare Nachrichten über die Staatsverwaltung Norwegens, eine Verhältniß-Tabelle über die Maß- und Gewichts-Einheiten, und eine tabellarische Uebersicht des Budgets von 1816 — 1836.

P a l e r m o.

Tipographia e legatoria Roberti. Le antichità della Sicilia esposte ed illustrate per

Domenico lo Faso Pietrasanta Duca di Serradifalco, socio di varie Accademie. Volume III. 1836. 126 Seiten und 45 Tafeln theils Kupferstich theils Steindruck in Folio.

Wir freuen uns, von dem raschen Fortschreiten dieses eben so reichhaltigen wie sorgfältig ausgearbeiteten Werkes Nachricht geben zu können. Die beiden früheren Bände betrafen die Alterthümer von Segesta und Selinus (S. gel. Anz. 1835. St. 50.), dieser ist dem alten Agrigent gewidmet. Der Text gibt, wie in den früheren Bänden, zuerst einen Abriss der Geschichte von Agrigent (S. 3 — 21), dann eine Beschreibung der Monumente (22 — 92); beide sind durch zahlreiche Anmerkungen begründet, die eine umfassende Belesenheit, auch in der Deutschen antiquarischen Literatur, an den Tag legen. Die Kupfertafeln geben zuerst eine allgemeine Ansicht der Ruinen von Agrigent, dann eine genaue Situationszeichnung von dem Boden der alten Stadt, und eine Ansicht nebst Grundriß von den Hypogeen um Kamikos. Dann folgen Ansichten, Grundrisse und meist auch architectonische Details folgender Gebäude, 1) des Tempels der Ceres und Proserpina, 2) der Juno Lacinia, 3) der Concordia, 4) des Hercules, 5) des Jupiter-Olympius, 6) des Grabmahls des Theron, 7) des Tempels des Aesculap, 8) des Kastor und Pollux, nebst einem andern Gebäude in der Nähe, 9) des Vulcan, 10) des Pratorium des Phalaris, 11) des Tempels des Jupiter-Polieus. Taf. 45. endlich gibt eine schöne Abbildung von dem berühmten Sarkophag mit der Geschichte des Hippolytos. Es versteht sich, daß den Namen dieser Tempel und übrigen Monumente überall ein 'so genannt' vorzusetzen ist, mit Ausnahme des Jupiter Olympius, des ein-

zigen im Alterthume berühmten Heiligthums von Agrigent, dessen Identität mit den noch vorhandenen Ruinen sich erweisen läßt. Der Tempel der Juno Lacinia, die sonst auch wohl Juno Lucina genannt wird, dankt seinen Namen bloß der Uebertragung der Geschichte von dem für den Tempel dieser Gottheit bestimmten Helena-Bilde des Zeuxis von Kroton auf Agrigent.

Der Plan der Stadt, eine sehr werthvolle Gabe, da man noch keinen so genauen besaß, zeigt, daß das alte Agrigent auf einem ziemlich steil nach allen Seiten abfallenden Hügel lag, von dem ein Theil, der sich terrassenartig über den andern erhebt, die Akropolis trug. Die Tempel, von denen Ruinen vorhanden, liegen ziemlich alle am Rande des Hügels, besonders am südlichen Abhange, wo sich eine Ebene zwischen dem Hügel und dem Meere längs des Flusses Akragas ausbreitet. Offenbar hatte man bey dieser Anlage der Tempel theils die schöne Aussicht von oben, theils den herrlichen Anblick von der Ebene aus im Auge.

Von dem Tempel des Olympischen Zeus und insbesondere der Aufstellung der Giganten im Innern werden drey verschiedene Restaurationsversuche mitgetheilt, der bekannte von dem englischen Architecten Cockerell, ein zweyter von Dr. Lo Presti in Sirgenti, und der dritte von Abbate Maggiore. Nach dem ersten stehen die Giganten über den unteren Pfeilern an der Stelle einer obern Säulenreihe, nach den anderen beiden stehen sie unten nur auf hohen Postamenten. Lo Presti bringt sehr viele Giganten an, indem er sie doppelt mit den Rücken gegen einander, so wohl zwischen das Mittel- und die Seitenschiffe, als auch in die Umfassungsmauern des Tempels, die er zwischen den Säulen durchbrochen annimmt, hinein stellte. Maggiore bringt nur nach dem

Innern des Mittelschiffs zu Giganten an, darin mit Cockerell übereinstimmend. So wenig uns sonst die Ideen von Lo Presti den Formen und dem Geschnacke der alten Architektur gemäß erscheinen: so möchten wir doch, daß er darin Recht hätte, daß er die Giganten sich an einzelne Pfeiler, nicht an eine durchlaufende Mauer lehnen läßt, da eine Durchschneidung des ganzen Tempels durch zwey Mauern, wie sie Cockerell und Maggiore annehmen zu müssen glauben, dem Eindrücke, auf den der Tempel berechnet war, eines unermesslichen Innern von der höchsten Erhabenheit, durchaus entgegen gewürkt haben würde. Diese Mauern mögen daher als Verbindungen der Pfeiler wohl nur in den Fundamenten vorhanden gewesen seyn. Auch sprechen Fazello's Worte: Pars tamen eius (templi) tribus gigantibus columnisque suffulta diu post superstitit, so wohl für einzeln stehende Pfeiler mit Gigantenfiguren, als auch für deren Aufstellung auf ebenem Boden. Die Giganten in solcher Höhe aufgestellt, wie Cockerell meinte, würden sich schwerlich nach dem Sturze des Tempels so lange erhalten haben. Die Restauration der westlichen Façade des Tempels, mit der ungeheuern Thür zwischen den Dorischen Halbsäulen hat, so sehr sie von allen bekannten in der Griechischen Architektur abweicht, die Forderungen der Symmetrie und einer dem Innern entsprechenden Anordnung für sich.

Wir begnügen uns, auf die trefflichen Erörterungen über die antike Architectur, welche der Vf. dieses Werks mit eben so viel Umsicht wie Anspruchslosigkeit entwickelt, die Freunde und Kenner nur im Ganzen aufmerksam zu machen.

K. D. M.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 4. May 1839.

H e i d e l b e r g.

Bei Winter, 1837. Das Hirn des Neger's mit dem des Europäers und Drang-
Sutangs verglichen von Dr Friedrich Zie-
demann. VI u. 84 Seiten mit 6 Tafeln in
Quart.

Der alte Streit, ob die verschiedenen Men-
schenrassen auf verschiedenen Stufen der organi-
schen Ausbildung stehen, war vorzüglich seit
Campers und Sömmerrings Schriften fast
allgemein dahin entschieden, daß besonders der
Neger näher ans Affengeschlecht grenze; auch wa-
ren Einzelne wohl der Ansicht, daß der Drang
von den Affen abgetrennt, und zum Genus Mensch
gezogen werden müsse: dieser Affe bilde den Ue-
bergang zum Hottentotten, dieser zum Neger,
von wo dann das Menschengeschlecht allmählich
weiter zum Weißen empor steige. Ansichten der
Art sind so wohl für die Anthropologie überhaupt,
als auch insbesondere für die Feststellung der
Menschen- und Völkerrechte von der höchsten
Wichtigkeit, — und es waren die vor eini-

gen Jahren im britischen Parlamente geführten, jeden Menschenfreund ansprechenden Debatten über den Sklavenhandel und die Emancipation der Neger, welche den Verf. zu so ausführlichen Untersuchungen über obigen Gegenstand veranlaßten, als die verschiedenen historischen Nachrichten und die in den wichtigsten europäischen Sammlungen sich befindenden Schädel und Gehirne der verschiedenen Menschenrassen zuzulassen geeignet waren. Solchen Sammlungen verdankt es der Verfasser, wenn er, auf Thatsachen gestützt, die Gründe Derjenigen, welche einer großen Menschenrasse die für die Weißen als gültig anerkannten Menschenrechte absprechen wollen, erschüttern konnte; schon des Verfs Werk allein rechtfertigt die großen Ausgaben, welche verschiedene Staaten und Privatpersonen auf dergleichen Sammlungen verwenden.

Im ersten Abschnitte wird das Gewicht des Gehirns des Europäers, und zwar so wohl das absolute, als auch das relative zur gesammten Körpermasse, bey Menschen beiderley Geschlechts, von der Geburt an bis zum 82sten Lebensjahre, bestimmt. Aus zahlreichen Gewichtsbestimmungen dieser Art ergab sich, 1 u. 2) daß das Gehirn des Weibes, wie schon Aristoteles behauptete, im Allgemeinen kleiner und leichter ist als das des Mannes, und daß ein solcher Geschlechtsunterschied schon bey der Geburt statt findet. Das Gewicht des Gehirns schwankte bey Männern in 39 Beobachtungen vom 22 — 80. Lebensjahre zwischen 3 ℥ 2 ℥ 20 gr. und 4 ℥ 11 ℥ 4 ℥ , hingegen bey Weibern in 11 Beobachtungen vom 20 — 80. Lebensjahre zwischen 2 ℥ 8 ℥ 5 ℥ 50 gr. und 3 ℥ 10 ℥ 2 ℥ . — 3) Daß zwischen der Größe des Gehirns und

der Energie der intellectuellen Vermögen und Seelenverrichtungen, wie Gall behauptet, unleugbar eine directe Beziehung obwaltet. — 4) Daß das Gehirn seine volle Größe meistens um das 7 — 8. Lebensjahr erreicht, und 5) daß das Gewicht des Gehirns im höhern Alter wahrscheinlich abnimmt. — Was das Verhältniß der Größe und des Gewichts des Gehirns zur Größe der gesammten Körpermasse betrifft, so erscheint die Aristotelische Annahme, der Mensch habe in dieser Beziehung das größte Gehirn, irrig, weil manche kleine Vögel, Nagethiere u. s. w., den Menschen in dieser Hinsicht übertreffen. Auch besitzt der Mensch nicht absolut das größte Gehirn, sondern vielmehr der Elephant (etwa 8 — 9 U), der Walfisch (etwa 5 — 6 U). Die Ansichten Kulmus und Sömmerrings aber, daß der Mensch im Verhältniß zu seinen Nerven, zum Rücken- und verlängerten Mark das größte Gehirn besitze, konnte der Verf. von Neuem bestätigen. Das Gehirn ist relativ zum Körper, nicht aber zu den Nerven, am größten bey dem neugebornen Kinde, indem es hier etwa den sechsten Theil der gesammten Körpermasse ausmacht, bey dem Erwachsenen hingegen den 23. bis 46. Theil. Obgleich das Gehirn des Weibes absolut kleiner ist als das des Mannes, so ist es doch relativ zum Körper nicht kleiner als bey diesem. Uebrigens scheint von der bedeutendern Größe des Gehirns relativ zum Körper, vorzüglich der Grad der Empfänglichkeit und der Erregung des Hirns bey einwirkenden Reizen abzuhängen: daher die größere Empfänglichkeit des Kindes, Jünglings, der Jungfrau, ferner bey magern Subjecten, Vögeln, kleinen Säugethieren, — die geringere hingegen bey Erwachsenen, Greisen, Fetten, Amphibien, Fischen &c.

Im zweyten Abschnitte wird ganz kurz von dem Gewichte des Gehirns der Neger gehandelt, und aus den wenigen directen Messungen und Abwägungen in dieser Hinsicht der Schluß gezogen, daß eine geringere Quantität Gehirn beym Neger nicht erwiesen sey. — Der dritte Abschnitt handelt von der Geräumigkeit der Höhle des Schädels von Negern mit der anderer Menschenrassen verglichen. So wenige Negergehirne genau untersucht sind und in den Museen aufbewahrt werden, so groß ist die einer genaueren Untersuchung zu Gebote stehende Zahl von Neger Schädeln, durch deren innere Ausmessung das in denselben sich befunden habende Gehirn seiner Größe und Schwere nach beurtheilt werden kann. Es wurden 430 Männer- und 56 Weiberschädel aller Menschenrassen mit Hirse gefüllt, um nach dem Gewichte dieser die Geräumigkeit der Schädelhöhle und also auch das Hirnquantum zu bestimmen. Aus diesen zahlreichen Untersuchungen erhellt unleugbar, daß diejenigen Anatomen und Naturhistoriker im Irrthume befangen sind, welche den Negern eine Schädelhöhle von geringerer Geräumigkeit und ein kleineres Hirn als den Europäern und den Völkern anderer Menschenrassen zugeschrieben haben. Die Schädelhöhle und das Hirn zeigen bey allen Menschenrassen eine gleiche mittlere, innerhalb gewisser Grenzen schwankende Größe. Von den Völkern der caucasischen und malayischen Rasse kann höchstens gesagt werden, daß jene Höhle und Gehirn bey einzelnen Menschen öfter als bey den Völkern der anderen Rassen eine ansehnlichere Größe erreichen. — Ob sich indeß in der Größe des Hirns relativ zum Körper ein Unterschied bey den Menschenrassen und Völkern findet,

das läßt sich bey dem Mangel an hinlänglichen Beobachtungen nicht bestimmen. So weit die wenigen über die Größe oder Höhe der Statur der Völker angestellten Untersuchungen reichen, scheint allerdings ein Unterschied in der Größe des Hirns relativ zum Körper obzuwalten. Da die Völker der äthiopischen Rasse aber zu denen gehören, welche eine mittlere Körpergröße haben, so läßt sich annehmen, daß die Neger in der relativen Größe des Hirns zum Körper den Europäern keinesweges nachstehen. Der Verf. hält sich, auf die mitgetheilten Untersuchungen fußend, für berechtigt, die Behauptung auszusprechen, die also nicht als ein Wagesatz angesehen werden kann, die Natur habe, in sofern als eine gewisse Größe und Masse des Gehirns zur Ausübung der Seelenvermögen eine nothwendige Bedingung ist, die Völker aller Menschenrassen hierzu in gleichem Grade befähigt. Daß sich aber die intellectuellen Vermögen bey den Völkern nicht in gleichem Grade und gleich intensiv äußern, und diese sich auf sehr verschiedenen Stufen der Cultur befinden, wie die Geschichte und Völkerkunde lehrt, davon sucht der Verf. die Ursache — einertheils in den climatischen Verhältnissen, in denen ein Volk lebt, und in dem Einflusse der physischen Agentien auf die Organisation, das Leben und die geistige Thätigkeit, so wie in der Abhängigkeit der Lebensweise, des Seyns und Wirkens der Völker von jenen, — anderntheils aber in den socialen Berührungen mit anderen Völkern, und in der darin begründeten verschiedenen Anregung der Seelenvermögen, so wie in noch vielen die Entwicklung, Cultur und Civilisation eines Volks begünstigenden oder hemmenden Verhältnissen. — Den Grund der irrigen Ansichten Campers u., daß überhaupt die Neger ein

kleineres Gehirn und einen kleinern Schädel haben, sucht der Verf. in einseitigen und falschen Folgerungen, welche man aus der zurückweichenden Antlitzlinie und dem kleinern Facialwinkel der Schädel von Negerclaven der Küstenländer Africas gezogen hat. Solche Neger sind aber bloß Ueberreste unterjochter, durch Slavery und den langen Umgang mit den Auswürflingen Europas, die sich des Slavenhandels oder des Wuchers wegen an den africanischen Küsten niedergelassen haben, körperlich und geistig entarteter Negervölker, auf welche eigentlich nur die bekannten Charactere der äthiopischen Rasse passen. Zu diesen Negern gehören die Strandnegere Senegambiens, die Bagoes und Boullams an der Sierra-Leona-Küste, die Neger der Slavenküste, der Bay Benin und Biafara, die Camarones am Gabon, die Neger an den Küsten Loango, Congo und Angola; ferner die Negervölker der Ostküste Africas, namentlich die diese Küste vom 3 — 18° S. Br. bewohnenden Makuas, die als Slaven von Mozambik ausgeführt werdenden, höchst mißgestalteten Monjous, — so wie vielleicht auch die Mohenemugis, die wilden Stämme der Dancalis, Bajchs, Geez, und die in den großen sumpfigen, von den Armen des Nils durchzogenen Waldungen der Lande Colla und Mazaga wohnenden Shangallas. Hingegen gehören nicht dazu die meisten Negervölker der africanischen Hochlande, namentlich die Stämme der gebirgigen Länder am Rio Grande, Gambia und Senegal, die Mandingos am Nordabfalle der Hochlande von Sudon, in Bambuk, Kaerta und Combo, die Foulahs, Timmanees und Susus, die Fantees, Ashantees, die Mosicongos, Uzigos, Eyoos, Iboos, die in den Reichen Timbuctu, Bornu &c. wohnenden Felletas &c., so wie

die Bewohner Nareas, die Neger in Sennaar und Kordofan, die Semaulis, Nubas und Gallas. — So bestätigen denn glaubwürdige Reisende, was Blumenbach vor mehr als dreyßig Jahren aussprach, daß zwischen Negern und Negern, so wohl in der Farbe der Haut, als in der Form des Kopfs und Antlitzes, der Faciallinie und des Gesichtswinkels, eben so viele, wo nicht noch mehrere Verschiedenheiten obwalten, als zwischen den Völkern anderer Menschenrassen, und daß die Neger durch unmerkliche Abstufungen sich den Formen anderer Varietäten des Menschengeschlechts nähern. In Betreff der Bewohner der Südseeinseln bestätigen dieses die Reisenden des Astrolabe (s. unsere Anz. 1833. № 6.), indem sie im Einzelnen die Physiognomien eben so verschieden fanden als unter den Europäern, und bey den Neu-Seeländern mehrere auffallende Uebereinstimmungen mit den Büsten von Socrates, Brutus &c. antrafen, — in Betreff der Ureinwohner Americas der Prinz von Neuwied, dessen Portrait-Sammlung hiervon den augenscheinlichsten Beweis liefert. — Liedemann aber hat dargethan, daß die von Camper zuerst aufgestellte Behauptung, der Schädel der Neger sey kleiner als der anderer Menschenrassen, welche Behauptung Lawrence so sehr übertrieben hat, auf eine viel zu geringe Anzahl von Beobachtungen gegründet sey, um als allgemein geltend angesehen werden zu können.

Im vierten Abschnitte wird das Hirn und Rückenmark des Negers mit dem des Europäers verglichen, und nachgewiesen, daß diese Theile bey dem Neger weder in der äußern Gestalt, noch im innern Bau wesentliche Verschiedenheiten von denen des Europäers zeigen, nur sind bey jenem die Halbkugeln des

großen Gehirns etwas schmaler. — Der fünfte Abschnitt thut dar, daß das Hirn der Neger im Verhältniß zur Dicke der daraus entspringenden Nerven nicht kleiner sey als bey den Europäern, wie Sömmerring gefunden zu haben glaubte. — Im sechsten Abschnitte beweist der Verf., daß das Hirn des Negers dem des Drang-Utangs nicht ähnlicher als das des Europäers sey, ausgenommen die mehr symmetrische Anordnung der Windungen und Furchen auf den beiden Hemisphären des großen Gehirns, wobey es jedoch noch nicht ausgemacht ist, ob diese Aehnlichkeit als bestätigt angesehen werden darf.

Der siebente Abschnitt endlich enthält einige Bemerkungen über die Seelenfähigkeiten der Neger. — Die Behauptung, die Natur habe die Negervölker nicht mit der Fähigkeit begabt, zu geistiger Cultur und zur Civilisation zu gelangen, sey eben so ungereimt, als wenn man zu den Zeiten Julius Cäsars, die Germanen, Helvetier, Bataver und Britannier für unfähig erklärt hätte, die Civilisation anzunehmen. Eine solche Behauptung sucht der Verf. darin begründet, daß man nur Negerclaven, oder Neger in den europäischen Niederlassungen oder in den Küstenländern Africas beobachtet habe. Dergleichen Neger seyen ja nur elende Ueberreste zu Boden getretener und unterjochter Völker, welche theils durch Unterjochung und Slavery, theils durch den Verkehr mit schlechten Europäern ihren Nationalcharacter längst verloren hätten: die Neger der africanischen Binnenländer haben einen milden, sanften und humanen Character, treiben Fischfang, Viehzucht, etwas Ackerbau, Handel, mancherley nützliche Gewerbe, erfreuen sich eines festen Gerichtszustandes, besitzen in den großen,

zum Theil sehr volkreichen Städten Timbuctu (60,000 Einwohner), Haussa (100,000 Ew.) u. Schulen, worin der Koran gelehrt wird; es gibt daselbst eine Art von Gelehrten, die sich eifrig mit dem Lesen, Erklären und Auslegen arabischer Handschriften beschäftigen, welche ihnen durch die Karavanen aus der Berberey und Aegypten zugeführt werden. 'Diese Gelehrten stehen bey den Fürsten und bey der Volke in hohem Ansehen, namentlich in Timbuctu, Kouka und Sakatu. Da sie dort ein seltenes Gut sind, so werden sie mehr geachtet als in manchen Ländern Europas, in denen man Gelehrsamkeit als einen nutzlosen, nicht mehr in die Zeit passenden, Ballast zu betrachten anfängt'. Zum Schlusse führt der Verf. mehrere Neger auf, welche große Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften gemacht, und sich als Geislliche, Philosophen, Philologen, Historiker, Mathematiker, Physiker, Aerzte und Dichter ausgezeichnet haben. Herr Bory de Saint-Vincent sagt in seinem Buche über den Menschen: 'Der geistreichste und gelehrteste Mann, den wir auf Isle-de-France kennen lernten, war nicht etwa ein weißer, sondern der Neger Lillet Geoffroy, correspondierendes Mitglied der alten Academie der Wissenschaften, später unser College am Institut. Auf eine einzige Insel der Antillen beschränkt, gaben die Aethiopier, denen man den Menschenverstand hat absprechen wollen, mehr Beweise von diesem als sämtliche Bewohner der pyrenäischen Halbinsel und Italiens' (?).

Wöchte die gründliche Schrift des Hn Geheimen-Rath Liedemann so wohl von solchen Staatsmännern beherzigt werden, welche vermöge ihrer Stellung zur Abschaffung des Menschenhandels beyzutragen im Stande sind, als auch von

Denjenigen, unter deren Händen so viele Tausende von Unglücklichen, der wesentlichsten Menschenrechte entbehrend, seufzen. Was man bis jetzt von Staatswegen gegen den Menschenhandel gethan hat, ist nur ein Geringes von dem, was gethan werden muß. Der Clavenhandel hat sich zwar, seit die mächtigsten seefahrenden Staaten denselben verboten haben, in gewissen Wässern etwas verringert, aber dafür im Einzelnen sehr verschlimmert. Wie jeder Schmuggelhandel für die Waaren ein größeres Risiko herbey führt, als ein freyer ungehinderter Verkehr, so hat sich auch das Schicksal für die verbotener Weise verschifften Claven härter gestaltet als früher. Daß Negerhändler bey heran nahenden Wachtschiffen die Claven in Tonnen packten und sie so den Wogen des Ozeans preis gaben, davon hat man erst die Beyspiele seit der Clavenhandel beschränkt — nicht energisch aufgehoben — wurde. — Nur das Einverständnis aller christlichen Nationen, so wohl der Schifffahrt treibenden, als auch derjenigen, in deren Ländern überhaupt Menschen als Claven geduldet werden, ist im Stande, den schon seit den ältesten Zeiten bestehenden, von den Phönicern, Aegyptern, Assyrern, Persern, Carthagern, Griechen und Römern betriebenen, aber am Ende des 15. Jahrhunderts von den Portugiesen und Spaniern erst recht aufgebracht, unter Kaiser Karl V. gesetzlich erlaubten und vom Papst Leo X. deshalb, weil die Neger keine Christen seyen und folglich Freyheit nicht in Anspruch nehmen könnten, förmlich sanctionierten Menschenhandel von Grund aus zu vernichten. Fehlt der Fehler, fehlt auch der Stehler: Werden nirgends mehr Claven geduldet, wird auch im Vaterlande der Aethiopier selbst der Menschenhandel aufhören, wobey noch bey weitem größere

Grausamkeiten verübt werden, als den Slaven in den Colonien bevor stehen. — Liedemann hat seine Messungen nicht allein an Schädeln von Negern und Europäern, sondern auch an solchen der meisten übrigen bekannten Nationen angestellt, und gefunden, daß auch diese, dem anatomischen Baue nach, auf dieselben Menschenrechte als die Weißen Anspruch haben, so daß es sich bey Abschaffung des Slavenhandels nicht allein um Neger, sondern auch um die Bewohner des stillen Oceans handelt, wo von übrigens hoch gestellten Nationen ganz ungestört ein Handel mit unglücklichen Papus getrieben und dadurch manche Insel dieses friedlichen Meeres nach und nach entvölkert wird, wovon uns Neu Guinea ein trauriges Beyspiel liefert.

Berthold.

P a r i s.

Bey J. B. Bailliere. Mémoires de l'académie royale de Médecine. Tome septième. Avec trois Planches. 621 Seiten. 1838, 4.

Die erste oder historische Abtheilung dieses Bandes beginnt mit einer Denkrede auf Scarpa von Pariset. Die Leistungen dieses (1747 geborenen) großen Anatomen und Wundarztes werden gehörig gewürdigt. Als Scarpa die ihm vom Kaiser Joseph übertragene Professur zu Pavia, wegen zunehmender Augenschwäche im Jahre 1804 aufgeben wollte, sagte Napoleon zu ihm: 'Quels que soient vos sentimens, je les respecte; mais je ne puis souffrir que vous restiez séparé d'une institution dont vous étiez l'ornement. Un homme tel que vous doit, comme un brave soldat, mourir au champ d'honneur.' Er blieb und widmete noch lange

seine ungeschwächte Geisteskraft der Wissenschaft und dem Lehramte. Seine letzten Tage brachte er in stiller Beschäftigung mit den Künsten und der Lectüre der Alten in seiner reichenden Besitzung zu Bosnasco an den Ufern des Po zu und starb 1832.

Husson, Bericht einer Commission, welche darauf anträgt, daß die Büste von Laennec im Sitzungs-Saale der Academie aufgestellt werde. — Merat, Bericht der für die Mineral-Quellen Frankreichs nieder gesetzten Commission, aus den Jahren 1834 — 36. Eine alphabetische Aufzählung derselben, nebst Angabe der Anzahl der sie besuchenden Kranken, so wie der neuerlich unternommenen chemischen Analysen, von den einzelnen Brunnenärzten eingesandt.

Eloge auf Desgenettes von Pariset. Geboren 1762, gestorben 1837. Er begann seine Laufbahn als Militairarzt 1793 bey der Armee in Italien. Seine Thätigkeit und Geschicklichkeit ließen ihn bald zum médecin en chef aufrücken. Er war mit Bonaparte verbunden und hatte persönlichen Antheil an der Wiedereinnahme von Toulon. Bey der Expedition nach Aegypten ward er als General Stabsarzt angestellt und seiner Einsicht und Entschlossenheit auch unter sehr ungünstigen Umständen wird das gebührende Lob ertheilt. Die Sterblichkeit in der ägyptischen Armee war nicht größer als zu gleicher Zeit in den französischen Armeen in Europa, so daß in Europa die Kälte, die Feuchtigkeit und der rasche Temperaturwechsel für eine ebenso mörderische Pest zu halten seyen als die Pest selbst. Zurück geführt nach Frankreich erhielt er nach längerem Harren die von ihm sehr gewünschte Stelle als médecin en chef de l'hopital des Invalides. Seit 1830 hatte er auch einen Lehrstuhl bey der

Facultät übernommen. Er starb 1837 mehr als ein Mann des Lebens und des Moments als der strengen und logischen Wissenschaft berühmt. — **Piorry**, Commissions-Bericht über die Epidemien, die in den Jahren 1836, 37, 38 in Frankreich geherrscht. Es werden deren 50, doch größtentheils nur von geringem Belange, angeführt. Als besonders tödtlich findet sich die Ruhr und das Frieselfieber hervor gehoben.

Die zweyte Abtheilung enthält zwey Mémoires, welche die von der Academie gestellte Preisfrage (welches sind die Analogieen und Unterschiede zwischen typhus und fièvre typhoïde?) zu lösen versuchten. Die erstere von **Gaultier de Claubry** (p. 1 — 184) erhielt die Preismedaille von 1000 Fr.

Er hebt als Resultat hervor, daß beide dem Wesen nach eine und dieselbe Krankheit seyen: *la fièvre typhoïde est généralement moins intense que le typhus, et la contagion de la première s'exerce avec moins d'énergie, et peut même manquer de s'exercer. Mais en définitive, sous le quadruple rapport de la condition pathogénique, des symptômes caractéristiques, des altérations anatomiques, et du caractère d'affection spécifique contagieuse, le typhus et la fièvre typhoïde sont une seule et même maladie: fièvre exanthématique contagieuse spécifique.* Der Verf. macht den Vorschlag, diese beiden dem Wesen nach gleichen Krankheiten mit dem Namen *fièvre typhoïde* zu belegen, so wohl um den Ausdruck *typhoïde* zu vermeiden, wodurch bloß eine Analogie der Form bezeichnet würde, als auch um das Wort *typhus*, welches erschreckend auf die Einbildungskraft wirke, nicht mehr gebrauchen zu müssen. Die andere

Arbeit, welche ein Accessit von 500 Fr. erhielt ist von Montault (p. 185 — 410). Er statuirt mehr Unterschiede, namentlich sey die Contagiosität bey dem so genannten f. typhoide noch problematisch. Bouvier, über die Durchschneidung der Achilles-Sehne bey der Behandlung des Klumpfußes. Diese Methode, besonders wenn dabey das von Stromeyer empfohlene Verfahren angewandt würde, führe in den meisten Fällen zu einem glücklichen Resultate. Hiersfür werden 14 Beobachtungen mitgetheilt. — Malgaigne, über einen besonderen Vorfall des Mastdarms in die Scheide und quer durch die Vulve (rectocèle vaginal). Mehrere Fälle dieser Art werden erwähnt, doch jede Operation widerrathen. Das beste wären zweckmäßige Pessarien. Dupuy, über eine böse Krankheit der Schaaf, genannt Pourriture, erklärt aus den Principien der Hygrometrie. In feuchter Luft und auf feuchten Weiden nähme das sehr hygroskopische Fell dieser Thiere, hauptsächlich der weniger fetten Merinos, viele Feuchtigkeit auf, welche der Wassersucht und der Entstehung von Eingeweidewürmern günstig sey. — Duval, über das Elfenbein, zur nähern Kenntniß der Organisation der Zähne. Die von Aristoteles ausgesprochene Behauptung, daß der Elephant zwey große Zähne habe außer denen, die zum Kauen dienen, und daß diese allein das Elfenbein lieferten, sey richtig. — Gontier de Saint-Martin, Beschreibung und Abbildung eines Apparats (grande attelle extensive) zur Behandlung der schiefen Fracturen des Schenkels und Schenkelhalses. — Leuret, über die moralische Behandlung der Geisteskranken. Wo das Wesen der Krankheit in falschen Ideen oder anormalen Empfindungen beruhe, sey sie ausschließlich indicirt, und die Strenge der

Durchführung, so hart sie auch manchemal erscheinen mag, werde durch den Erfolg gerechtfertigt. — Mirault, über ein Aneurysma der Schenkelarterien, wobey die Unterbindung der art. iliaca externa vorgenommen wurde, nach dem Vorgange von Bogros (vergl. Archives gén. de méd. T. III. p. 402). — Malle, über Luxationen des Schulterblatts (scapulo-humérales). — Rob. Froriep (correspondant de l'acad. roy. de méd. à Berlin), Mittheilung eines Falles von Inversion der Blase durch den Urachus. Dieser Bildungsfehler wird als ein ganz neuer beschrieben und vom Verfasser durch eine Abbildung versinnlicht.

E b e n d a s e l b s t.

Histoire littéraire de la France, ouvrage commencé par les Religieux Benedictins de la congrégation de St. Maure et continué par des membres de l'Institut. T. XIX. Suite du troizième Siècles. L u. 891 Seiten. 1838. 4.

Wir haben bereits bey der Anzeige der früheren Bände dieses großen Werks über seinen Fortgang und seine Einrichtung unser Urtheil gesagt (S. g. U. 1833. St. 75.) und haben daher nur dessen Fortsetzung anzuzeigen. Der vorliegende starke Quartband umfaßt nur den Zeitraum von 29 Jahren, von 1256 bis 1285, und enthält also die Nachrichten von den Schriftstellern und Dichtern, welche in diesem Zeitraume gestorben sind. Voran geht die Notice des verstorbenen Mitarbeiters Petit R a d e l. Auf diese folgen die Nachrichten von 134 Schriftstellern, größtentheils Ordensgeistlichen, jedoch auch andern, worunter auch die Zahl der Dichter beträchtlich ist.

W a r s c h a u.

De l'imprimerie de la Banque de Pologne. Précis du système, des progrès et de l'état de L'Instruction publique en Russie. Rédigé d'après des documens officiels, par Alexandre de Krusenstern, chambellan de S. M. L'empereur de Russie. III u. 426 Seiten. 1837. 8.

Diese Schrift hat, wie es in der Vorrede heißt, vorzüglich zum Zweck, die falschen Urtheile und Ansichten, welche auswärts über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Rußland obwalten, zu berichtigen und hinreichende Materialien zu einer sachgemäßen Beurtheilung der Welt vorzulegen. Der Verfasser, welcher die gute Meinung eines critischen und Wahrheit liebenden Darstellers für sich hat, und wie aus Allem erhellet, gründlich über diesen Gegenstand unterrichtet ist, hat seinem vorgesezten Zwecke auf eine befriedigende Weise entsprochen, indem er in einer klaren und entsprechenden Uebersicht den Zustand des öffentlichen und Privat-Unterrichts, die vielseitigen und angestregten Bemühungen des Gouvernements um eine zeitgemäße National-Bildung, so wie die Begründung, Organisation und Ausstattung aller für sie bestimmten höheren und niederen Institute ausführlich entwickelt. Die Folge der Gegenstände ist im Wesentlichen nicht verschieden von der in dem Berichte über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, welcher in diesen Blättern vor Kurzem (St. 37.) angezeigt worden.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 6. May 1839.

G ö t t i n g e n.

Zufolge eines vom Königl. Universitäts-Curatorium zu Hannover an den Ober-Medicinalrath Blumenbach ergangenen Rescriptes, in Betreff des bey Anlaß seines 50jährigen Doctor-Jubiläi durch Betrieb des verewigten Geheimen Medicinalrathes Rudolphi gestifteten Stipendii Blumenbachiani ist der disponible Zins-Fond desselben abermahlß auf die Summe von sechs-hundert Thalern in Golde angewachsen, so daß es wieder einem jüngern, durch vorzügliche Geistesfähigkeiten sich auszeichnenden, aber unbesmittelten Doctor der Medicin als ein Reisestipendium zu seiner weitem Ausbildung und zur Verfolgung eines bestimmten wissenschaftlichen Zweckes zuerkannt werden kann.

Da nun im nächsten Julius dieses Reisestipendium wiederum zu ertheilen ist, so werden diejenigen jungen Doctoren der Medicin, welche dasselbe zu erhalten wünschen, und sich dazu eignen, an den Ober-Medicinalrath Blumenbach sich verwenden, und demselben hinreichende Zeug-

nisse über ihren Lebenswandel und Character, so wie ihren Mangel an Vermögen, desgleichen ihre gedruckte Inaugural-Dissertation, oder andere von ihnen verfaßte Schriften, übersenden.

Es ist dabey von vorzüglicher Wichtigkeit, daß der Umfang und bestimmte Zweck der wissenschaftlichen Reise, zu welcher sie diese Unterstützung be-
nuhen wollen, genau entwickelt werde.

H a m b u r g.

Bey Fr. Perthes, 1835: Historisch-critische Einleitung in die petrinischen Schriften. Nebst einer Abhandlung über den Verfasser der Apostelgeschichte. Von Dr Ernst Theodor Mayerhoff. VIII u. 324 Seiten in Octav.

Nur durch Schuld des Ref. erfolgt die Anzeige vorstehender Schrift in diesen Blättern so verspätet, da er dieselbe von der verehrten Redaction gleich nach ihrem Erscheinen zur Beurtheilung erhalten, aber mit anderen Arbeiten beschäftigt aus den Augen verloren hatte. Der Verf. der Schrift ist laut öffentlichen Blättern bereits nicht mehr unter den Lebenden, gleichwohl glaubt Ref. nur im Dienste der Wissenschaft zu handeln, wenn er wenigstens nicht unterläßt, auch seinerseits auf dies in mancher Beziehung sehr beachtungswerthe Werk aufmerksam zu machen, wie es in anderen Blättern bereits mehrfach anerkannt ist. Doch darf sich Ref. aus obigem Grunde wohl einer genaueren Besprechung überheben, zumahl sich dem Kundigen aus dem Inhalte von selbst ergeben wird, daß das Werk allerdings ein genaueres Studium verdient. Der Hauptzweck des Werkes ist die Erörterung aller der Fragen über die petrinischen Schriften, wie sie seit längerer Zeit in der so genannten Einleitung in das N.

L. über die einzelnen Theile desselben behandelt zu werden pflegen. Da aber der Verf. auch auf die in der Apostelgeschichte mitgetheilten Reden des Apostel Petrus eine besondere Rücksicht wandte, so ist dies Veranlassung geworden, S. 1 — 30 eine besonders Abhandlung über den Zweck, die Quellen und den Verfasser der Apostelgeschichte voraus zu schicken, weil er sich in den Bemerkungen über die petrinischen Reden daselbst öfter auf seine Ansichten über die ganze Apostelgeschichte nothwendig berufen mußte. Und gerade in dieser ersten Abhandlung ist manche von den bisherigen ganz abweichende Meinung nieder gelegt.

Die gewöhnliche und zwar mit guten Gründen von den Meisten fest gehaltene Ansicht über den Zweck der Apostelgeschichte ist die gewesen: der Verf., nach der herkömmlichen Meinung Lucas, habe dem Theophilus überhaupt eine Geschichte der ersten Ausbreitung und des Wachstums des Christenthums geben wollen, gleichsam eine Kirchengeschichte der ersten christlichen Zeit, und zwar, nach dem Zusammenhange mit dem dritten Evangelio, gleichsam eine Fortsetzung desselben, die nach der Himmelfahrt Christi erfolgte Ausbreitung der neuen Lehre, so wie die Thaten und Schicksale ihrer Apostel, wobey man, mit mancherley Modificationen über einzelne Punkte, doch im Allgemeinen darin übereinstimmte, daß die Apostelgeschichte kein kunstvolles, d. h. nach einem umfassenden Plane angelegtes, und durchgeführtes Werk sey, so wie daß sie noch viel weniger einer andern als durch das Geschehene selbst gegebenen Idee folge, nämlich der Erzählung desselben. Zwar waren allerdings auch speciellere Zwecke schon in der Wissenschaft vorgetragen, als der von mehreren vertheidigte, Lucas habe historisch beweisen wollen, daß das Reich Christi eben so

gut den Heiden; als den Juden bestimmt sey, oder die Meinung Eichhorn's: Lucas habe die apostolischen Missionsreisen darstellen wollen, — aber alle diese speciellen Zwecke hatten, wenn auch Beachtung, doch durchaus keine Bedeutung gegen die obige gewöhnliche Ansicht gewonnen. Ganz abweichend von dieser will vorliegende Untersuchung über den Zweck der Apostelgeschichte zeigen, 'wie mit Unrecht man bisher dem Verfasser der Apostelgeschichte Planlosigkeit vorgeworfen, wie sich derselbe im Gegentheile als ein gewandter Benutzer des geschichtlichen Stoffes zu seinem Zwecke erweist, wie sein Zweck ein durchaus deutlicher, unschwankender sey, nämlich die extensive, wie intensive Verbreitung der christlichen Kirche von ihrer ersten Gründung in Jerusalem, dem Mittelpunkte des Judenthums, aus, bis zum damaligen Mittelpunkte des Heidenthums hin, Rom, ihre Beschränkung, die immer wieder Mittel zur größern Verbreitung geworden, und die innere Gestalt der Kirche darzustellen'. Aus diesem Zwecke erkläre sich die Abbrechung der Erzählung mit der Wirksamkeit des Apostels in Rom, so wie andererseits der Umstand, daß von der Verbreitung des Christenthums nach dem Osten hin von Palästina nirgends die Rede ist.

Ueber den Verfasser der Apostelgeschichte ist, nur leise (z. B. von De Wette) angedeutete Zweifel abgerechnet, die von der ganzen alten orthodoxen Kirche angenommene und überlieferte Ansicht immer die herrschende gewesen, daß derselbe mit dem Verfasser des dritten Evangeliums identisch, und zwar Lucas sey. Ueber die Quellen der Schrift hat man dabey allerdings verschiedene Meinungen vorgetragen, da hier der subjectiven Ansicht ein so freyes und weites Feld

eröffnet ist, indessen doch im Allgemeinen zugegeben, daß allerdings von XVI, 10. an die eigene Theilnahme des Verfs an dem Erzählten so ausgesprochen als anzuerkennen sey, und daß für das Frühere theils mündliche Tradition, theils schriftliche Documente benutzt und verarbeitet seyen. Ganz abweichend davon versucht nun vorliegende Schrift (S. 6 — 30) den Beweis zu führen, daß die Abfassung nicht nur der Apostelgeschichte, sondern auch, nach ihrem Zusammenhange mit dem dritten Evangelio (S. 27), von diesem, keinesweges dem Lucas, sondern dem Timotheus zuzuschreiben sey. Der Verf. findet die Hauptgründe für seine Behauptung in dem Verhältniß des Erzählten zu Lucas und Timotheus selbst, in sofern Lucas kaum als Begleiter des Apostel Paulus erwähnt werde, dagegen aufs höchste wahrscheinlich sey, daß der in der Apostelgeschichte von Kap. XVI. an mit *ἡμεῖς* erzählende Begleiter Timotheus sey. Dabey hält der Verf. die Einheit beider Schriften in ihrer Bearbeitung von einem Verf. und zwar jede für sich, so wie wieder beide, als ein Ganzes betrachtet, fest, und sucht jene durch Untersuchungen über die Eigenthümlichkeit der Sprache von S. 20 — 29 darzuthun. Wie mit dieser Behauptung, so trifft er auch über die Quellen mit der gewöhnlichen Ansicht zusammen, indem er sich in beider Hinsicht S. 26 so erklärt: 'Diese überall wiederkehrenden Spracheigenthümlichkeiten beweisen nun nicht allein einen Bearbeiter des Ganzen, sondern auch die freye Benutzung des ganzen Stoffes durch denselben, und nur die längeren Reden eines Petrus und Stephanus sind auffallend mehr, als alle anderen Stücke davon frey; am wenigsten die geschichtliche Erzählung, weshalb man die Quellen des Schreibers

auch da, wo er nicht zugegen war, für die Geschichtserzählung¹ und kleinere dazwischen geschobene Reden auf eine mündliche Tradition zurück zu führen sich genöthigt sieht, für die größern Redeabschnitte im ersten Theile: vielleicht auf schriftliche Aufzeichnungen, die er aber nicht knechtisch benutzt haben kann'. Sonst ist der Vf. von der Wahrheit seiner Behauptung, daß die Autorschaft der Apostelgeschichte, wie des dritten Evangeliums nur dem Timotheus zukomme, ganz überzeugt, und will höchstens zugeben, daß der Antheil des Lucas, daran nur ein ganz untergeordneter gewesen sey, — 'man dürfte ihn nur als einen Abschreiber des Timotheus betrachten, zu dessen Erzählungen er höchstens hier und da einige Worte hinzu that, und dies um so mehr, wenn das Evangelium und die Apostelgeschichte einen Bearbeiter voraus setzen lassen' (S. 26—27; vgl. S. 29). Aber dies soll nur im geringsten Falle der Geltung seiner Gründe zuzugeben seyn: das Wahrscheinliche sey immer, 'daß Lucas nur in der späteren Tradition geworden, was er in der That wohl nicht gewesen, Begleiter des Paulus auf seinen Reisen und Verfasser der Apostelgeschichte, wie des Evangeliums'. Den vermeinten Irrthum leitet der Verfasser von den in der Mitte des 2. Jahrhunderts schon gangbaren Ueberschriften der Evangelien her. Freylich weiß er nun auf die alsbald sich darbietende Frage, warum man dort gerade Lucas, ohne daß er wirklichen Antheil hatte, zu der Verfasserchaft heran zog, keine Antwort. Man könne nur erwidern, daß man das Evangelium schon früh als ein Evangelium eines Schülers des Paulus betrachtete, dessen Richtung auf Heidenchristen ging, weshalb auch Marcion sich dessen bedient habe. Nun sey Theophilus, an den die Werke

gerichtet sind, ein Italiäner, vielleicht gar ein Römer gewesen, dort die Werke zuerst ans Licht gezogen, und so habe sie Marcion bey seinem Aufenthalte in Rom kennen lernen. Lucas aber sey wahrscheinlich ein römischer Arzt gewesen und Schüler des Paulus, so möchte sich sein Andenken in Rom erhalten haben und ihm, weil der wahre Verfasser sich nicht genannt habe, die Ehre der Verfassung dort zuerst ertheilt seyn. Obwohl hier also der Verf. nur Vermuthung geben will, ist er doch im Ganzen über das Hauptresultat der Untersuchung, der Autorschaft des Timotheus, so entschieden, daß er noch in der Untersuchung selbst nur von ihm als dem Autor der fraglichen Schriften spricht, und, allerdings consequent, auf eine wichtige mögliche Folgerung für die Abfassung der Briefe an Timotheus, und eine dann nothwendige zweyte Gefangenschaft des Paulus in Rom hinweist.

Auf diese durchaus interessante Abhandlung über die Apostelgeschichte, folgt nun S. 31—42 eine zweyte: Ueber die Bedeutung des Namens *ἐπιστολαὶ καθολικαί*. Auch Reser. hat sich in seinen Vorlesungen über die catholischen Briefe stäts mit Liebe dieser wissenschaftlich noch nicht aufgehellten, obwohl sehr häufig behandelten, Frage zugewandt, und glaubt allerdings, daß der Verf. ganz das Rechte getroffen habe, daß die *ἐπ. καθ.* in der ersten Zeit ein allgemeines, paränetisches, für einen größeren Kreis von Christen bestimmtes Schreiben war. Dabey dürfte jedoch die Argumentation des Verfs, um jenes Resultat zu gewinnen und zu stützen, gar viel zu wünschen übrig lassen, und namentlich dürfte der Verf. gerade einige für sein Resultat recht wichtige Erklärungen älterer Kirchenlehrer ganz

mißverstehen, wie Ref. an einem andern Orte zu zeigen gedenkt.

Es folgt S. 43 — 64 eine neue Abhandlung über die bekannte, ebenfalls so oft behandelte und durchaus noch unerledigte Frage: ob die im N. T. erwähnten Jacobus der Jüngere, der Apostel, und Jacobus der ἀδελφὸς τοῦ κυρίου identisch seyen. Der Verf. sagt zwar, daß nur durch ein Versehen in der Entsendung des Mspts zur Druckerey diese Abhandlung, welche für eine Zeitschrift bestimmt war, in dieses Werk über die petrinischen Schriften mit aufgenommen worden sey, indeß muß Ref. dies ein glückliches Versehen nennen, da die Untersuchung des Verfs wissenschaftlich alle Achtung verdient und so leichter dem wissenschaftlichen Gebrauche zugänglich bleibt. Aber obwohl die Untersuchung des Verfs wissenschaftlichen Werth hat, und nun sein Resultat, daß Jacobus der Jüngere und der ἀδελφὸς τοῦ κυρίου verschieden seyen, und, damit zusammenhängend, Christus leibliche Geschwister gehabt habe, von einem sehr achtungswerthen Critiker vorstehender Schrift unbedingten Beyfall gefunden hat, wie ja auch früher schon die achtungswerthesten Gelehrten jene Ansicht vertreten haben, so kann Ref. doch nicht umhin, die Richtigkeit des Resultates gänzlich zu bezweifeln. Nur weil die Ansicht des Verfs von der Verschiedenheit der beiden fraglichen Jacobus und damit zusammenhängend über wirklich leibliche Brüder von Christo jetzt die herrschende zu werden scheint, erlaubt sich Ref. einige Andeutungen, warum er nur der entgegen gesetzten Ansicht beypflichten könne, die genauere Ausführung seiner Gründe einem andern Orte vorbehaltend.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.

Den 9. May 1839.

H a m b u r g.

Beschluß der Anzeige: Historisch-critische Einleitung in die petrinischen Schriften. Von Dr Ernst Theodor Mayerhoff.

Daß ἀδελφός an sich eben so gut nur näher Blutsverwandter, s. v. a. ἀνεψιός bedeuten kann, als leiblicher Bruder, ist unbestritten. Für die eigentliche Untersuchung ist dann aber, was vom Verf., und so oft, nicht genug gewürdigt wird, ein Hauptpunct, ob nach dem N. T. die Maria, welche als die Mutter der Brüder Jesu, des Jacobus, Judas, Simon und Joseph genannt wird, auch als die Mutter Jesu erscheine. Dies muß aber doch wohl verneint werden. Matth. 27, 56. werden die Frauen genannt, die am Kreuze standen, und zwar als Μαρία ἡ Μαγδαληνή, καὶ Μαρία ἡ τοῦ Ἰακώβου καὶ Ἰωσὴφ μητέρα, καὶ ἡ μήτηρ τῶν υἱῶν Ζεβεδαιου. Wäre sie hier wohl, wenn sie, diese Mutter von Jacobus, zugleich die Mutter von Jesu war, durch das Verhältniß zu den anderen Söhnen und nicht vielmehr als Mutter Jesu bezeichnet? Johannes,

der doch Augenzeuge der Kreuzigung war, und dessen Zeugniß hier überwiegend seyn muß, unterscheidet 19, 25. ausdrücklich zwischen der Mutter Jesu und einer Maria, die er als Frau des Klopas und ausdrücklich als Schwester der Mutter Jesu bezeichnet, und die nun, noch von der Maria Magdalene und der Salome, der Frau des Zebedäus unterschieden, keine andere seyn kann, als die, welche Matth. die Mutter des Jacobus und Joses nennt. Darnach ist nun die Mutter des Jacobus die Schwester der Mutter Jesu, Jacobus also allerdings Geschwistersohn mit Jesus, und es springt in die Augen, wie er, sammt seinen Brüdern, ἀδελφὸς τ. κ. genannt werden könne.

Es folgt S. 65 — 95 die Lebensgeschichte des Petrus, und es sind in ihr die Nachrichten über diesen Apostel so wohl aus dem N. T., als aus der Tradition gut zusammen gestellt, wenn auch die Aufgabe, aus den einzelnen, oft so sehr unterbrochenen Nachrichten ein zusammen hängendes Ganze zu entwerfen, noch nicht gelöst ist. Dankenswerth ist aber jedenfalls die Untersuchung über die so wichtige Frage, in welchem Verhältnisse Petrus zur römischen Gemeinde gestanden habe. Der Verf. ist unbefangen genug, um sich nicht von dem protestantischen Gegensatz gegen die hierarchischen Ansprüche, welche Rom's Anmaßung und Eigennuß darauf gründet, gegen die Wahrheit verblenden zu lassen, er prüft vielmehr sehr genau und mit redlicher Unparteilichkeit die historischen Zeugnisse, gelangt aber eben dadurch zu folgendem sehr entschiedenem Resultate — ähnlich dem, welches Ref. nach Prüfung der historischen Zeugnisse über dieselbe Frage ausgesprochen —: 'Schon die überall unauflösbaren historischen Widersprüche verdächtigen jene

Erzählung von einem Aufenthalte und Märtyrertode des Petrus in Rom durchaus, und beachtet man nun um so mehr die Weise ihrer Entstehung, die späte Zeit ihrer Bildung, das Schweigen der frühesten Berichte über den Todesort des Petrus, das lebhafteste Interesse der römischen Kirche für die Anwesenheit des Apostels daselbst, überhaupt die Unsicherheit der Tradition, die Leichtgläubigkeit und den Mangel an Critik bey den Vätern, die einen Irrthum auf den andern häufen, so findet man es erklärlich, wie sich eine so gewiß ungeschichtliche Erzählung von einem Aufenthalte des Petrus in Rom bilden und so allgemein verbreiten konnte.'

Nach den angezeigten Abhandlungen folgt nun die eigentlich 'Historisch-critische Einleitung in die petrinischen Schriften', und zwar zuerst in die in unserm Canon unter Petrus Namen vorhandenen Briefe. Ueber den ersten Brief gibt der Verf. zuerst eine Nachweisung des Inhalts, die Ref. für sehr werthvoll erklären muß, weil der Verf. hauptsächlich gestrebt hat, den inneren Zusammenhang und Fortschritt der einzelnen Massen und Gedanken zur klaren Anschauung zu erheben. Dies ist nach der bisher geltenden wissenschaftlichen Ansicht verdienstlich, weil man nur zu geneigt ist, in den catholischen Briefen zu viel Zufälligkeit und Willkür der Anordnung zu finden. Noch bedeutender aber ist die dann folgende Abhandlung über den eigenthümlichen Character des Briefes, wo der Verf. viel Neues und viel Gutes vorgetragen hat. Und zwar offenbart sich dabey nicht nur das gründlichste Studium des Briefes selbst, was sich von selbst versteht, sondern auch die genaueste Kenntniß der ganzen dahin gehörigen Literatur, so wie eine feine philosophische Würdigung der geistigen Eigenthüm-

lichkeit des Petrus, in sofern sie den Character des Briefes nach Inhalt und Form bedingen mußte. Fast ganz eigenthümlich ist dem Verf. die Behauptung, daß gar keine Rücksicht auf die Paulinischen Briefe statt finde, und er tritt damit in einen merkwürdigen Conflict mit anderen sehr achtungswerthen Theologen, die gerade umgekehrt in neuester Zeit um jener entschiedenen Rücksicht willen, wie auch auf den Brief Jacobi, dem Briefe Petri alle Eigenthümlichkeit abgesprochen haben. Ref. muß sich für die wirklich statt habende Rücksicht erklären, wenn er auch hier nicht weiter darauf eingehen darf. In den folgenden Erörterungen des Verfs über die Personen, an welche der Brief gerichtet war, über den Zweck und die äußere Veranlassung zur Abfassung des Briefes, Ort und Zeit der Abfassung, Ursprache und Echtheit, finden sich viele Punkte, in welchen Ref. zwar die Gründlichkeit und Selbstständigkeit der Untersuchung anerkennt, das Resultat aber verneinen muß. — Höchst ungerne versagt sich Refer., der Untersuchung des Verfs über den zweyten so genannten Brief Petri genauer zu folgen. Sie ist sehr werthvoll, weil sie sehr gründlich ist. Es sind nicht nur alle dahin gehörigen Fragen berührt, und alle historischen Zeugnisse angeführt, sondern es ist Alles, was wir einmahl in der so gen. historisch-critischen Einleitung unter den *argumentis externis* und *internis* begreifen, mit freyem und selbständigem Geiste behandelt. Der Verf. erklärt den Brief für das Werk eines spätern Schriftstellers, wahrscheinlich eines Alexandriners, und zwar eines Judenchristen, um die Mitte des 2. Jahrhunderts. Er legt dabey großes Gewicht auf das Verhältniß des Briefes zu dem so genannten zweyten Clementinischen, wo dieselben Irrthümer

bekämpft würden. Das positive Resultat der Untersuchung wird bestritten und mehr oder weniger subjectiv wichtig bleiben, das negative aber, daß der Brief unecht sey, verdient sammt den Gründen große Aufmerksamkeit.

Nach den Erörterungen über die Briefe des Petrus handelt der Verf. (S. 281 — 233) zweytenß von den in der Apostelgeschichte mitgetheilten Reden dieses Apostels. Er beruft sich dabey auf die oben angedeutete Ansicht über Zweck und Abfassung der Apostelgeschichte überhaupt, und kommt zu dem Resultate, daß der Verfasser des zweyten Theils der Apostelg. auch der Verfasser nicht allein der Erzählungen, sondern auch der Reden des Petrus im ersten Theile sey, was Ref. als nicht begründet und wohl entschieden falsch zu bezeichnen keinen Anstand nimmt.

Noch hat der Verf. drittens über die in den ersten Jahrhunderten erwähnten apocryphischen Schriften unter Petrus Namen gehandelt, S. 234 — 324, als das *εὐαγγέλιον κατὰ Πέτρον*, das *κήρυγμα Πέτρον*, die *πράξεις Πέτρον* und die *ἀποκάλυψις Πέτρον*. Wie es ganz recht war, hat der Verf. den größten Fleiß auf die wichtigste Schrift, das *εὐαγγέλιον κατὰ Πέτρον*, gewendet, und es ist bemerkenswerth, daß er mit den so gründlichen und trefflichen Untersuchungen von Dr Credner ganz übereinstimmt.

Vorstehende Bemerkungen genügen wohl, auf die Bedeutung und den Werth der Schrift für den Kreis der wissenschaftlichen Fragen, mit dem sie sich beschäftigt, aufmerksam zu machen. Es mag seyn, daß manche darin nieder gelegte Ansicht zu gewagt ist und einer gründlichen Prüfung als nicht haltbar sich erweist: aber es gehört auch zum Fortschritt der Wissenschaft, die nach wirklich wissenschaftlicher Betrachtung, wie

sie hier durchweg vorliegt, möglichen Wendungen einer Frage zu kennen, weil so erst auch die Gründe gefunden werden, die, wie sie die Abweichung von dem Wahren bezeichnen, so auch dieses selbst näher fest stellen und zur deutlichen Uebersicht bringen, und so werden auch vorliegende Untersuchungen von den Pflegern der Wissenschaft für die behandelten Fragen stets erwähnt und beachtet werden müssen.

Köllner.

Stuttgart und Leipzig.

Bey E. F. Rieger u. Comp. Abhandlung über die Phrenopathien oder neues System der Seelenstörungen, gegründet auf praktische und statistische Beobachtungen und Untersuchung der Ursachen, der Natur, der Symptome, der Prognose, der Diagnose und der Behandlung dieser Krankheiten, von J. Guislain, M. Dr., Arzt der Anstalt für geisteskranke Männer und Frauen zu Gent. Aus dem Französischen von Dr Wunderlich, praktischem Arzte zu Wessenden. — Mit einem Vorworte und Zusätzen von Dr Zeller, Hofrath u. Director der K. Württembergischen Irrenanstalt zu Winnenthal. 1838. 518 Seiten in gr. 8. (Mit dem Motto: schmerzlich berührt jeder Eindruck die Irren).

Von demselben Werke ist gleichzeitig eine zweyte Uebersetzung unter folgendem etwas veränderten Titel erschienen;

N ü r n b e r g.

Bey Friedr. Nap. Campe. Neue Lehre von den Geistesstörungen (Phrenopathien) auf praktische

und statistische Beobachtungen zc. gegründet von J. Guislain. Nach dem Französischen bearbeitet von Dr Carl Kanstatt, Königl. Bayr. Landgerichtsärzte zu Ansbach und corresp. Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. 1838. 457 Seiten in gr. 8.

Ref. wird sich bey seiner Darstellung zunächst an die Uebersetzung von Wunderlich halten, welche durch die Einleitung und die Zusätze von Zeller besonderr Werth und unstreitig vor dem Originale selbst Vorzüge darbietet. Am Ende wird er jedoch seine Ansicht über das Verhältniß beider Bearbeitungen zu einander mittheilen.

Wir leben zwar in einer literarischen Epoche, worin man nach der Hast, mit welcher ein ausländisches Werk alsbald Uebersetzer und Bearbeiter zu finden pflegt, nicht immer auf dessen innern Werth schließen kann. Doch muß es ein günstiges Vorurtheil erregen, wenn ein Buch zu gleicher Zeit von mehreren achtbaren Gelehrten einer Uebertragung und Bearbeitung werth gehalten wird. Eine solche gute Erwartung beståtigt sich bey vorliegendem Werke vollkommen. Eigenthümliche und neue Ansichten in einer bisher immer noch dunkeln Lehre, fruchtbare Resultate, gewonnen, nicht durch sublime Speculation, sondern durch umsichtige und nüchterne Beobachtung, so wie Rathschläge und Heilregeln, entwickelt aus dem ärztlichen Wirken unter und auf eine große Anzahl von Geisteskranken, zeichnen dasselbe vortheilhaft aus. Um dieses zu belegen, wollen wir suchen, in einer generellen Andeutung den Weg zu characterisieren, welchen der Verf. eingeschlagen hat, und demnächst von der speciellen Ausföhrung das hervor heben, was dem Verf. eigenthümlich ist und besondere Aufmerksamkeit verdient. Zugleich darf dabey nicht übergangen

werden, was das ursprüngliche Werk durch die Einleitung und die Anmerkungen von Zeller gewonnen hat.

Guislain, ohne sich auf allgemeine philosophische Theorien weit einzulassen, über das innere Wesen und den tiefem Ursprung der Seelenstörungen, welche schon längst, aber besonders in neuerer Zeit, so viele Bewegung unter Psychologen und Aerzten angeregt haben, betritt sogleich den Grund und Boden, auf welchem er seine Früchte geerntet hat — den Boden reiner, geregelter und verständiger Empirie. Hier sucht er die Seelenstörungen bey ihrem ersten Auftreten in einer allen Arten und Modificationen gemeinsamen und dieselben nothwendig bedingenden Erscheinung zu erfassen. Aus der verschiedenen Empfänglichkeit und der verschiedenen Reaction auf den ersten Anstoß, der sich in jenem ersten Auftreten manifestiert, entwickelt er die verschiedenen Arten und Combinationen und liefert so eine treffliche, practisch = brauchbare Naturgeschichte der Seelenstörungen. Er verbreitet sich dann über die verschiedenen organischen Krankheiten, besonders des Gehirns, welche sich als Ursachen, aber mehr noch als Begleiter von jenen vorfinden. Endlich handelt er ausführlich über die Behandlung der Irren und über die einzelnen dabey anzuwendenden Maßregeln und Mittel.

Das Buch selbst enthält vorn eine genaue Inhalts = Uebersicht, dann folgt:

Die Einleitung von Zeller (S. 1—28). Diese bildet eine kurze Abhandlung über Seelenstörungen, worin der Verf. vorzugsweise darzutun sucht, daß die bisherige Behandlungsweise derselben, einseitig ausgehend von dem rein psychischen, oder rein somatischen Standpuncte nicht zum Ziele führe; sondern daß eine andere An-

schauungsweise nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft nothwendig sey — nämlich die eigentlich anthropologische, welche von der Einheit der Menschennatur in ihren leiblichen wie in ihren geistigen Gebieten ausgeht. Darnach findet nicht so wohl eine Wechselwirkung, als Ineinandervirkung zwischen Leib und Seele statt. Was nun den Gebrauch des Organismus zu geistigen Zwecken und Thätigkeiten aufhebt, das ist auf jeden Fall ein wirkliches Erkranken von Leib und Seele, möge man es ein Selbstleiden oder Mitleiden der letztern nennen. Das eben sind Seelenstörungen, wo die Seele nicht bloß leidet, sondern erkrankt ist, und wo die körperlichen Leiden zu Störungen in der innern Befehlmäßigkeit der Seele wurden, oder die Leiden der Seele zu leiblichen Störungen in den höchsten Gebieten des Lebens; wo die Seele nicht bloß vorüber gehend von gewaltsamen Bewegungen und Vorgängen im leiblichen Leben getrübt wurde, sondern gerade diese Störung die bedeutungsvollste Erscheinung bildet, welche sich unvereinbar in einer Veränderung des ganzen Menschen kund gibt. Nicht rein leidend verhält sich die Seele dabei, das findet nur allein im Blödsinne statt; in allen anderen Formen behält sie ihre schöpferische Kraft; sie wirkt und bildet fort, aber auf die seltsamste Weise — der Geisteskranke sieht und hört wie Andere, aber sein inneres Sehen und Hören ist verändert, der Spiegel seiner Seele krankhaft gebrochen! Kurz, Seelenkrankheiten müssen so gut wie alle anderen rein körperlichen Krankheiten als Modificationen des einen und untheilbaren organischen Lebens in seiner Totalität angesehen werden. Solches Leben spricht sich allerdings in verschiedenen Functionen besonders aus, unter denen die psychische und somatische

Sphäre vorzüglich hervor treten; aber darum sind beide doch nimmer essentiell getrennt, sondern immer noch in dem allgemeinen Complex des Lebens begriffen, und können daher nicht einseitig von einer dieser Sphären aus aufgefaßt werden. Um in dieser Ansicht keinen Materialismus zu begründen, sagt der Verf., solches erhalte schon dadurch eine Widerlegung: daß der ganze Organismus des Lebens aus diesem als aus einer geistigen Kraft hervor gegangen seyn muß, somit die Abhängigkeit des leiblichen und geistigen Lebens in ihrer Erscheinung von leiblichen Gebilden eine von der Lebenskraft selbst erzeugte und unterhaltene ist. (Diese Deduction ist aber weder klar noch bündig weiter durchgeführt.)

Jene Grundansicht vom organischen Leben wird nun in consequenter Folgerung auf die Entstehung, den Verlauf und die verschiedenen Arten der Seelenstörungen angewandt. Das Fehlerhafte der einseitigen, so wohl psychischen als physischen, Ableitung wird dabey hervor gehoben, die etwa dabey oberschwebenden Einwürfe und scheinbaren Widersprüche ausgeglichen und überhaupt ein Ganzes von trefflichen Bemerkungen über diesen Gegenstand geliefert, welches vielleicht noch einen bessern Eindruck machen würde, wenn es in einem weniger gesuchten und blumenreichen Stile vorgetragen wäre, jedenfalls aber zu aufmerksamer Beachtung empfohlen zu werden verdient.

Abgesehen von ihrer Selbstständigkeit liefert diese Abhandlung eine passende Einleitung, Begründung und Rechtfertigung des Standpunctes, von welchem Guislain bey seinen Betrachtungen ausgegangen ist, wobey zugleich die Eigenthümlichkeiten und Verdienste desselben hervor gehoben, aber ebenfalls auch die Punkte bemerklich

gemacht werden, welche er übersehen oder unvollständig abgehandelt hat. Diese Bemerkungen wird Ref. am Schlusse zu einem gedrängten Urtheile über das Buch selbst benutzen, zu dem wir jetzt übergehen.

Einleitung des Verfassers (S. 29 — 36). Hierin berührt derselbe mit kurzen Bemerkungen die verschiedenen Schriftsteller, welche seit dem 15. Jahrhundert die Seelenkrankheiten bearbeitet haben. Er verweilt hierbey etwas länger bey Gall, dem er das Verdienst beylegt, ein weites Feld für die Bearbeitung der Seelenkrankheiten eröffnet zu haben dadurch, daß er durch seine Entdeckung über die einzelnen Vermögen der Seele den Grund zu einer Physiologie der Seele legte und nachwies, daß das Gehirn als materielles Organ des Denkens der Sitz der Seelenstörungen sey. Doch müsse nun erst weiter nachgeforscht werden, welches die Grundveränderung sey, an welche sich die verschiedenen Phänomene der Seelenstörung anknüpfen, so wie nach den verschiedenen Verbindungspuncten, welche zwischen ihnen statt finden. Dieses Grundphänomen setzt der Verf. in eine krankhafte Steigerung der psychischen Sensibilität, woraus zuerst und vorzugsweise ein Schmerz des Gemüths erwächst, den er mit dem Ausdrucke Phrenopathie bezeichnet. Von Gall weicht er darin ab, daß er in den Vermögen der Seele weniger eine Vielheit, als vielmehr ein eigenthümliches Grundvermögen annehmen will — eine Sensibilität, vermöge deren wir traurig, erschrocken oder zornig werden. Er gibt mit Gall ein dynamisches Erkranken des Gehirns zu — eine Abweichung in dessen Berrichtungen, ohne constante Anomalie im Blutumlaufe, Aushauchung, Ernährung oder der innern Zusammensetzung der

Organe. Absichtlich hütet er sich, den Antheil bestimmen zu wollen, welchen die unsterbliche Seele hieran nimmt. Die Entzündung der arachnoidea oder pia mater als allgemeine Ursache der Verrücktheit, wird verworfen. Auch kann der Sitz der Seelenstörung nicht in den Nervengeflechten der Eingeweide seyn; es ist ein Gehirnleiden, dessen entfernte Ursache wohl darin liegen kann, oder welches auch wieder auf jene zurück wirkt. Er unterscheidet die krankhaften Veränderungen der Sensibilität von denen, welche dem handelnden Principe unsers intellectuellen Systems eigen sind, von wo ab er auf das merkwürdige, bisher auf die Seelenkrankheiten noch nicht angewandte Phänomen gelangt, die Reaction nämlich, welche er die psychische nennt. Er gibt den Uebergang der Nervenreizung auf das Gefäßsystem des Gehirns zu, sieht aber viel öfter darin eine passive Congestion und secundäre Entzündung, als reine, acute Phlegmasie, erstere selbst als häufige Ursache der Gehirnerweichung. Zuletzt Vorlegung des Planes: zuerst jede Krankheit einzeln in ihrer größten Reinheit darzustellen und dann erst in ihren Verbindungen mit anderen Krankheitserscheinungen. Die Grundlage soll physiologisch und die Anordnung nosologisch seyn. Bey der Therapie soll vorzüglich die Beziehung zwischen der Natur, den Ursachen und Symptomen zu den Heilanzeigen fest gehalten werden.

Erstes Kapitel (S. 37). Grundleiden bey Seelenstörungen. Allgemeine Sätze: Jedes Gewebe, wenn dessen Sensibilität angeregt wird, äußert die Empfindung durch eigenthümliche Lebensverrichtung; bey allzu starkem Reize wird jene Empfindung von Schmerz begleitet. Die Seele hat ebenfalls ihre Reize und ihren

Schmerz, er offenbart sich aber auf andere Weise — durch Sorge, Aerger, Schreck — es ist ein Seelenleiden. Werden Organe gereizt, so wird ihre Thätigkeit aufgerufen, die Summe der Kraft verdoppelt — es entsteht Reaction, um sich gegen das einwirkende Agens zu schützen. Es taucht dann eine Erscheinung auf, welche dem krankhaften Einflusse des Nervensystems gehört — Periodicität. Somit besteht die Seelenstörung aus 3 primären Erscheinungen: 1) aus krankhafter Erregung der Sensibilität, 2) aus einer Vermehrung der organischen Thätigkeit, 3) aus einer periodischen Wiederkehr.

Erster Abschnitt. Erscheinungen, welche der krankhaften Steigerung der Gemüths-Sensibilität angehören. — Der Anfang des Irreseyns ist ein Zustand von Unbehagen, Angst, Leiden — ein Schmerz, aber ein Seelenschmerz. Irrig ist die Annahme, jenes beruhe auf einer Verwirrung des Urtheils und der Vernunft; es sind dieses secundäre Symptome. Viele Irren denken nicht falsch, aber sie leiden und daher entstehe Unordnung der Ideen, Verwirrung des Verstandes, veränderter Instinct etc. Drey Reihen von Ursachen veranlassen Seelenstörungen: 1) psychische, 2) physische, 3) prädisponierende, oder angeborene, davon werden die vorzüglichsten aufgeführt. Tabellarische Aufzählung einer Reihe von Ursachen, wie sie in Gent vorgekommen sind, deren Zahl 322 beträgt. Als Resultat daraus ergibt sich: daß $\frac{1}{6}$ aller Seelenstörungen, mit Einschluß solcher, deren Beginn auch mit physischen Schmerzen begleitet war, durch schmerzhaft einwirkende auf die Sensibilität entstehen. Hefige Eindrücke auf die Seele geben die meiste Veranlassung zu Geistesverwirrung, entweder solche, welche unsere dringendsten Bedürfnisse oder die zartesten Ge-

fühle beeinträchtigen, oder aber Eingriffe auf unsere Neigungen machen. Rein physische Ursachen sind weit seltener, werden auch zuweilen unrichtig aufgefaßt, z. E. bey der Selbstbesetzung, wo Reizbarkeit, Traurigkeit und Leere des Gemüths eine Hauptrolle spielen. Gegen den Einwurf: daß wenn bey den Irren psychisches Leiden vorherrsche, dadurch eine Abspannung erzeugt werde, welche keine Steigerung der Sensibilität zulasse, erkennt der Verf. wohl erregende und herab stimmende Potenzen an; aber diese beziehen sich nur auf Handlungen und Leidenschaften, und bey jeder deprimierenden Leidenschaft ist Steigerung der Sensibilität eine primäre Erscheinung. Beispiel der Melancholie, wobey jede Energie verloren, aber die Sensibilität höchst gesteigert ist. Unempfindlichkeit im Irreseyn findet sich nur bey völlig aufgehobener Willenskraft, oder bey gänzlicher Erschöpfung oder Zerrüttung aller Geisteskraft. Die Erhöhung der Sensibilität sticht hervor, in der individuellen Anlage, in der Art des Auftretens und in einem Ausdrucke der Seele, die erhöhte Sensibilität des Gemüths characterisierend. 1) Nervöse Temperamente, sensible Wesen, Frauen mehr als Männer neigen zu dieser Krankheit hin. Furcht, Verwirrung in den Vorstellungen, Beweglichkeit, Unbeständigkeit des Characters herrschen dabey vor. 2) Nichts begünstigt so sehr einen Rückfall, als schmerzhafteste Eindrücke. 3) Uebermäßige Empfindlichkeit der Sinne gehört zu den Vorboten. 4) Den Exacerbationen geht eine gesteigerte Empfindlichkeit vorher. 5) In der Reconvalescenz zeigt sich diese ebenmäßig. 6) Beym psychischen Ursprunge des Irreseyns ist immer psychisches Leiden ein primäres Symptom. 7) Aber auch die physischen Erscheinungen haben den Character des

Leidens — Blässe des Gesichts, verstorbes Auge, convulsivischer Blick, kleiner, frequenter Puls, blasser Urin. Der Ursprung der Verrücktheit hängt von dem verschiedenen Grade ab, worin die Sensibilität erkrankt. Zener ist erst anzunehmen, wo Verwirrung der Vorstellungen erfolgt, und entsteht dann, wenn mit Leidenschaftlichkeit die Einbildungskraft in den Kreis gezogen wird. Es bleibt dann nicht mehr bey der Traurigkeit, dem Schrecken, der Unzufriedenheit, sondern eine irrige Auffassung gesellt sich dazu und die Vorstellungen, welche auftreten, verknüpfen sich mit einem Uebermaße von Gehirnreizung. Die vermehrte Sensibilität reizt sich wieder durch eigene Reizung, daher die anfangs beschränkte Verwirrung auch die übrigen Sphären des intellectuellen Systems ergreift. Bey den verschiedenen Stufen der erhöhten psychischen Sensibilität findet eine aufsteigende Gradation statt. Anfangs der Character der Traurigkeit — die Schwermuth; auf einer höheren Stufe ein Geist des Misstrauens, die Furcht vor allerley geheimnißvollen, feindlichen Kräften — Qualen von Verfolgungen; bey noch tiefer verletzter Sensibilität die Bilder einer leidenden Phantasie — die Verrücktheit; geht die Störung noch tiefer, so führt sie zu Zusammenhanglosigkeit der Vorstellungen und Blödsinn. Besondere Geistesconstitution nach den Gewohnheiten, Sitten und Instincteigenschaften des Irren, modificieren den hierbey sich zeigenden Ausdruck. Es gibt Geisteskrankheiten, die das Bewußtseyn frey und die eigene Lage erkennen lassen, bis da, wo das Ich an dem krankhaften Zustande Antheil nimmt, dann aber entsteht sogleich Verwirrung der Vorstellungen und ein vorherrschendes peinliches Gefühl. Es ist behauptet, daß Gewohnheit

das Gefühl abstumpfe; aber es gibt auch ein Gesetz, wornach jede physische und psychische Sensibilität übermäßig aufgeregt, immer weniger fähig wird, Reize zu ertragen, die stäts aufs neue einwirken. Nach dem ersten Anstöße steigert sich oft bey Gemüthskranken die Empfindlichkeit zu den höchsten Graden, und diese Erschütterung wiederholt sich nachher bey allen darauf folgenden Eindrücken, je mehr der erste Eindruck heftig und je empfindlicher das Subject ist — das richtige Verhältniß zwischen Reizen und der Erregbarkeit der Seele ist aufgehoben. Der Irre sieht hinter jedem Eindrücke ein verborgenes böshafteß Wesen, das er immer als auf sich einwirkend betrachtet. Der psychische Schmerz ist eine peinliche Empfindung; man hat behauptet, das Gehirn sey unempfindlich für Schmerz, es leide nur dadurch Veränderungen in seinen Aeußerungen. Der Verf. glaubt bewiesen zu haben, daß sich die Schmerzen der Seele unabhängig von ihren Verrichtungen äußern und sich nur durch verletzte Sensibilität ankündigen. Mögen sich Seelenstörungen durch Heiterkeit auszeichnen, mögen sie ohne Gemüthsbewegung seyn, mögen sie sich bloß auf sonderbare Handlungen beziehen, oder auf sonderbare, abstracte Combinationen gerichtet seyn; man muß nur immer die Ursache und den Anfang der Krankheit erforschen, dann wird man immer die krankhafte Sensibilität zuerst auffinden — später kann das Irreseyn jeden Augenblick seinen Character ändern. Unerwartete Freude ist höchst selten Ursache von Seelenstörungen, und in solchem Falle ging fast immer ein großer Kummer der Freude voraus.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 11. May 1839.

Stuttgart und Leipzig.

Fortsetzung der Anzeige: Abhandlung über die Phrenopathien oder neues System der Seelenstörungen, von J. Guislain.

Zweyter Abschnitt (S. 56). Erscheinungen, die der psychischen Reaction angehören. — Die zusammen gesetzten Symptome der Seelenstörungen lassen sich in letzter Instanz auf der einen Seite auf verletzete Sensibilität, auf der andern auf eine Rückwirkung der Seele auf das verletzende Agens zurück führen. Es walten hierbey dieselben Gesetze, wie bey allen organischen Verrichtungen. Die Reactionsthätigkeit bietet verschiedene Schattierungen dar, von der einfachen Aufreizung bis zu ausgesprochenen Convulsionen. Diese auf Erfahrung gegründete Betrachtungsweise ist die einzige, welche dem Physiologen genügen kann. Auf jeden körperlichen Reiz erfolgt Reaction, eben so nach Reizen auf die psychische Sensibilität werden Entschlüsse hervor gerufen. Der Verf. schildert hierbey die verschiedenartigen physiologischen Reactionsercheinungen nach

traurigen Eindrücken und nach Zorn sehr treffend. Die Natur des Schmerzes ist an sich identisch, doch nach den verschiedenen Empfindungspuncten verschieden; eben so ist die Reaction des Gehirns auf psychische Reize, wenn gleich in ihrer Entstehung identisch, doch auch wieder verschieden, nach den verschiedenen Veränderungen, die sie in der sensibeln Sphäre des Geistes hervor ruft. Hiernach können sich folgende Erscheinungen zeigen: 1) die Seele, reagiert heftig und gibt Veranlassung zu Zornsucht und Wuth — Tollheit. 2) Die Reaction bezeichnet sich durch sonderbare Abweichung in den Entschlüssen — Narrheit. 3) Sie zeigt sich durch Nervenspannung — Extase. 4) Durch Convulsionen. 5) Die Reaction entwickelt sich ausschließlich in der Sphäre der Vorstellungen — Berrücktheit.

In der Reaction liegt überhaupt ein Heilbestreben, sich gegen den feindlichen Eindruck zu schützen. Diese Reaction spricht sich am kräftigsten und günstigsten in der Tollheit aus, solches ist nicht allein bey ihr selbst der Fall, sondern auch wenn sie zu anderen Formen hinzu tritt. Dieses beweist der Verf. durch seine statistische Beobachtung: unter 64 Tollen in dessen Anstalt sind 35 im ersten Vierteljahre geheilt; unter 74 Schwermüthigen zeigte sich die Mehrzahl der Heilungen erst mit 9 Monaten. Im Durchschnitte verhielten sich die Heilungen bey Tollen zu den Ungeheilten wie 15 : 20; bey der Schwermuth wie 11 : 20. Nicht immer hat solche Reaction aber ein günstiges Resultat, zuweilen wird das Seelenorgan völlig erschöpft, oder es entstehen auch Störungen in der Structur des Gehirns oder anderer Organe, die damit in sympathischer Verbindung stehen. In gewissen Fällen wird diese Reaction der Seele durch rein organische Ver-

richtungen ersetzt, schon einigermaßen durch Thränen, noch mehr aber durch Blutflüsse, Schweiße Entzündungen manigfacher Art, Speichelfluß, Ausbrüche von Sicht, Lungenvereiterung zc.

Eine minder kräftige Reaction als bey der Tollheit wurde bisher von den Physiologen nicht genug beachtet — sie besteht in den sonderbarsten Handlungen aus alienierten Entschlüssen des Willens — die grillenhafte Reaction oder Narrheit. Dieser Zustand zeigt einen hohen Grad von Reizung an und ist der Schwermuth besonders eigen. Hier ist die Reaction nicht, wie bey der Tollheit, kritisch, vielmehr höchst ohnmächtig — es ist ein fortschreitendes, anhaltendes Zunehmen von Reizerscheinungen; wenig Kranke genesen von diesem Zustande, und deren Sterblichkeit ist nächst den Blödsinnigen am größten.

Die Ekstase entsteht ebenfalls durch wahre Reaction des Nervensystems bey Individuen, deren Kräfte von Natur wenig entwickelt, keine Neigung zu tollen Ausbrüchen haben. Diese ihre Natur zeigt sich besonders durch gelegentliches Hinzutreten zu anderen Formen, wo sie stets Folge eines der Seele zugesügten schmerzhaften Eindruckes ist. Durch hartes Verfahren kann man sie leicht herbey führen. In Beziehung auf Heilung ist diese Form nicht ungünstig — von 20 wurden 17 geheilt.

Convulsionen entstehen aus denselben Ursachen, als Seelenstörungen überhaupt und sind häufige Complicationen derselben, besonders Epilepsie. In diesem Reactionsbestreben ist aber nichts Heilsames und es deutet oft auf Organisationsfehler.

Bey der Berrücktheit erfolgt das Reactionsbestreben meist im geistigen Systeme, in der Sphäre der Einbildungskraft. Es wird dabey die Wirklichkeit in eine Traumwelt verwandelt —

es liegt darin eine Tendenz der Einbildungskraft peinliches Gefühl zu ertöden, indem sie ihm Bilder unterschiebt, welche in eine Welt voll Glückseligkeit versetzen. Die ursprüngliche Wehmuth sucht Trost in einer entgegen gesetzten Richtung — in der Religion; der Arme wähnt sich reich, der Künstler gehoben und geehrt, der Verliebte hofft auf eine reiche Braut, der Geizige erwartet reiche Erbschaft, eine über den Verlust ihres Sohnes untröstliche Mutter glaubt denselben in einer andern Person zu erblicken &c. Der Verfasser hat diese ganze Darstellung dadurch sehr lehrreich gemacht, daß er die physiologischen Erscheinungen, die auf heftige Eindrücke erfolgen und den Seelenstörungen sehr nahe stehen, immer in treffenden Schilderungen voran gehen läßt, und die Beschreibung der einzelnen Formen nach bestimmten Fällen aus seiner Beobachtung entwirft.

Dritter Abschnitt (S. 69). Beziehungen zwischen der psychischen Anlage und den verschiedenen Seelenstörungen. — Hier wird die Frage erörtert: ob eine gegebene Ursache immer auf dieselbe Weise wirkt und ob sie in allen möglichen Fällen dieselbe Art von Wahnsinn erzeugt? Eine solche Verbindung findet nur in den wenigsten Fällen statt; vielmehr hängt die Form der Krankheit weit mehr von der Beschaffenheit des Nervensystems ab, und eine und dieselbe äußere Ursache kann die verschiedensten Formen von Irrefeyn erzeugen. Viel wichtigere Fingerzeige hierüber geben die individuelle Constitution und die größere oder geringere Disposition afficiert zu werden oder zu reagieren, die Energie des Willens und das lebendige oder träge Vorstellungsvermögen. Hiernach ist auch die Disposition der verschiedenen Geschlechter zu berechnen. Gewisse

organische Ursachen haben auch eine besondere Beziehung zu dem Cerebralsysteme, z. E. Krankheiten des Herzens, des Unterleibes u. bedingen eine besondere Disposition zur Schwermuth; doch darf man auch bey diesen Uebeln der Prädisposition nicht allen Einfluß auf die Seelenstörung absprechen — der Grad der Sensibilität, die Art und Weise des Begehrungsvermögens, die Färbung der Ideen, die Energie des Instincts tragen mächtig bey, die Seelenstörungen, wenn sie auch aus den gleichen Ursachen entspringen, zu modificieren.

Vierter Abschnitt (S. 73). Beweise für das Leiden des Nervensystems bey der Seelenstörung. — Diese werden entnommen von dem intermittierenden Typus und dieser selbst bey den Seelenkrankheiten näher dargestellt; von der Aufregung in den Verrichtungen des Gehirns und die darauf folgende Ruhe und Schlaf als Zeugniß eines dynamischen Leidens des Nervensystems, durch einen Krankheitsfall erläutert; von der Verücktheit im Traume, als Leiden des Nervensystems; von der Erfahrung, daß schwächende Potenzen die Seelenstörungen verschlimmern; von den Fällen plötzlicher Heilung, die sich oft bey Irren zeigt; von der zuweilen erfolgenden Rückkehr der Vernunft bey Annäherung des Todes, und endlich von der Erfahrung, daß bey der Mehrzahl der Irren sich nach dem Tode keine Spur von organischen Leiden findet.

Folgerungen aus diesem Kapitel.

Hier werden die Hauptsätze des Ganzen noch ein Mal kurz wiederholt: Seelenstörungen bieten eine Reihenfolge von Erscheinungen dar, die auf der einen Seite einem Leiden der Sensibilität, auf der andern einem Reactionsbestreben des Seelen-

organs angehören. Die Erscheinungen der Seelenstörung sind auf die Gesetze des organischen Lebens, auf die Wirkung der Reize auf die Sensibilität zurück geführt; diese Modificationen der Erregung in ihren verschiedenen Graden geben in der Mehrzahl der Seelenstörung ihren Hauptcharacter. Es führt zu keinem Ziele, wenn man die geistigen Verrichtungen von den anderen Attributen des lebenden Organismus trennen will, sie müssen immer nach denselben Gesetzen betrachtet werden. Mit der innern dynamischen Veränderung, welche das Lebensprincip bey diesen Uebeln erleidet, ist kein bestimmter Begriff verbunden, es ist dabey nur ein Leiden des Nervensystems angenommen, mittelst dessen in der Mehrzahl aus einem Gehirnreize die heftigsten Stürme entstehen, doch aber auch, wiewohl seltener, nach einer deutlichen Irritation von schwächenden Einflüssen dieselben Nervenerscheinungen erwachsen können. Im strengsten Sinne dürfte man nur diejenigen für wahre Seelenstörungen halten, welche durch direct auf die Seele wirkende Ursachen entstehen, so fern dieselben auf die sensible Sphäre der Seele wirken, oder durch eine angeborene Prädisposition ein Individuum zu solchen Leiden geneigt machen. Die mechanischen Kräfte sind daher ausgeschlossen, auch die organischen Krankheiten bewirken in der Regel im Gehirne nur sympathische Leiden; aber da alle Lebensverrichtungen eng unter sich verknüpft sind, darf keine derselben in einem ganz isolierten Zustande betrachtet werden.

(Ref. hat sich verpflichtet gefühlt, dieses Kapitel, welches die eigenthümlichen, neuen und am meisten folgenreichen Ansichten des Verfassers enthält, ausführlicher zu behandeln; im folgenden wird er die Anzeige kürzer fassen.)

Zweytes Kapitel (S. 91). Organische Veränderungen des Gehirns und seiner Häute. Allgemeine Bemerkungen. Diese betreffen den anatomischen Bau und die physiologische Dignität der einzelnen Theile des Gehirns. Es wird dabey vorzüglich der Blutumlauf im Gehirne ins Auge gefaßt und aus dem Baue der Häute, besonders der pia mater und deren nächster Beziehung zu dem Capillargefäßsysteme die Folgerung abgeleitet, daß wahre Entzündung des Gehirns und seiner Häute selten sey, dagegen passive Congestion und Ueberfüllung häufig eintrete, meist mit höchst vöndser Beschaffenheit.

Erster Abschnitt (S. 96). Andrang von Flüssigkeiten gegen das Gehirn. — Blutüberfüllung zeigt sich fast bey allen Arten des Irreseyns und zwar in folgenden Modificationen: 1) als rothe Ueberfüllung des Gehirns und seiner Häute, ohne Gehirndruck — vom Einflusse der Nerven auf die Gehirngefäße, ohne Entzündung; ist selten Ursache von Seelenstörung. 2) Blutüberfüllung mit Gehirndruck, diese spielt bey dem Irreseyn eine wichtige Rolle, geht jedoch selten in Blutschlag über; findet sich am häufigsten bey Convulsionen, Schwermuth und Blödsinne, seltener bey Tollheit. 3) Blutergießungen im Gewebe des Gehirns und seiner Häute, mit genauer Darstellung der Regionen, in welchen sie sich vorfinden, und der davon abhängenden charakteristischen Symptome. 4) Seröse Ansammlungen in den Gehirnhöhlen, ebenfalls mit Angabe der bezeichnenden Erscheinungen.

Zweyter Abschnitt (S. 110). Erweichung, entzündliche Congestion gegen das Gehirn und dessen Häute. — Mit vielen practischen Bemerkungen über die einzelnen Modificationen dieser organischen Gehirnfehler und deren Diagnose,

dabey mit beständiger Festhaltung der Beobachtung, daß diese Störungen nur höchst selten nach eigentlicher Entzündung entstehen. Der ganze Hergang wird folgendermaßen kurz bezeichnet: anfangs Nervenaufreizung, dann periodische Blutcongestion, Erweiterung der Gefäße, varicoser Zustand der Capillargefäße; Irritation des Gewebes, secundäre, chronische Entzündung, Zersetzung, Desorganisation des Gewebes; albuminöse, seröse Ausschüßungen und Verwachsungen, Undurchsichtigkeit der Membranen. Dann werden einzelne hierher gehörige Punkte weiter erörtert: ob es besondere Kennzeichen gibt, um die Entzündungen der pia mater und arachnoidea zu unterscheiden? Desgleichen um die Entzündung des Gehirns und der in dessen Häuten zu unterscheiden; weiße Flecken auf der arachnoidea, Sand auf der Oberfläche derselben, Undurchsichtigkeit, graue Verdichtung derselben; Blutergießung in die Hirnhäute und Verdickung derselben; Verwachsungen der Häute unter sich und mit dem Gehirne; Verwachsung der arachnoidea und pia mater mit rother Injicierung der letztern und Erguß von Serum; Erweichung der Corticalsubstanz und viele andere organische Veränderungen der Hirngebilde und deren Folgen. Alle diese Bemerkungen sind meist aus Sectionsbefunden, die der Verf. anstellte, entnommen und mit trefflichen physiologischen, pathologischen und semiotischen Folgerungen begleitet, die aber im Buche selbst nachgelesen werden müssen. Der Zweck des Ganzen ist darzulegen: in welchen Fällen die Seelenstörung reines, einfaches Leiden des Nervensystems ist; in welchen sie sich durch krankhafte Thätigkeit des Gefäßsystems ankündigt, wo sie von einer venösen oder lymphatischen Congestion begleitet ist; endlich in welchen Fällen sie

Desorganisation der Hirnsubstanz oder seiner Häute verräth.

Dritter Abschnitt (S. 157). Verhärtung des Gehirns, mit vielfachen Modificationen und Complicationen, ganz auf die frühere Weise behandelt.

Vierter Abschnitt (S. 174). Atrophie des Gehirns. (Es ist auffallend, daß dem Verf. bey seiner ausgebreiteten Beobachtung nicht ebenfalls eine Hypertrophie des Gehirns aufgestoßen ist, welche eben so gut existiert und zu manchen Hirnstörungen Veranlassung gibt, die er jedoch ganz übergeht).

Den Beschluß dieses Kapitels machen allgemeine Folgerungen sehr wichtigen semiotischen Inhalts.

Drittes Kapitel (S. 183). Nosologie der Seelenstörungen in Beziehung auf die Ursachen, Diagnose und Prognose dieser Krankheiten. In vorgängigen allgemeinen Bemerkungen wird gezeigt, daß die Ursachen, welche Seelenstörungen erzeugen, auch physiologische Wirkungen haben, die den pathologischen sehr nahe stehen, und daß der Uebergang in wirkliche Gemüthsstörung meist allmählich erfolgt, nachdem er jedoch länger vorbereitet war. Gerade auf diesen Uebergang muß sehr geachtet und bey dem Studium der Seelenstörungen nicht eben das aufgefaßt werden, was am meisten in die Augen fällt, sondern vorzüglich auch die Berührungspuncte zwischen dem natürlichen und krankhaften Zustande. Selten findet man daher eine Geisteskrankheit in voller Einfachheit, gewöhnlich ist sie mit anderen Arten verbunden und bietet eine Composition dar, in der es oft schwer ist, den primären oder vorherrschenden Character zu unterscheiden. Die Verbindungen dieser ver-

schiedenen Arten werden mit dem Ausdrucke Associationen der Geisteskrankheiten bezeichnet.

Erster Abschnitt (S. 187). Schwermuth. Gemüthsaufregung mit Traurigkeit. — Schwermuth bezeichnet den Anfang fast aller Seelenstörungen und bildet als Leiden der Sensibilität den Grundcharacter. In ihrer Reinheit ist sie die einfachste Form von Seelenleiden, ohne wirkliche Verirrungen der Einbildungskraft, des Urtheils oder des Bewußtseyns. Die physiologischen Erscheinungen, welche der Schwermuth nahe stehen. Schilderung derselben im Zustande von Monopathie. (Der Verf. braucht diesen Ausdruck statt Esquirols monomanie, um den ursprünglichen, reinen Zustand der Form zu bezeichnen.) Die Schwermuth ist für Heilung nicht ungünstig — Dauer von drey Monaten bis zu einem Jahre. Psychische Reactionen fehlen hierbey, werden aber oft durch organische Krisen ersetzt. Bestätigung von Esquirols und mehrerer Anderer Beobachtung: daß fehlerhafte Lage des colon transversum und ein Herabsteigen desselben ins kleine Becken oft dieses Seelenleiden begleitet. (Refer. hatte Gelegenheit bey mehreren Selbstmorden aus Melancholie jene organische Störung zu beobachten.)

Zweyter Abschnitt (S. 191). Tollheit. Reaction im Zustande der einfachen Aufregung. Hyperphrenie. — Besteht in einer übermäßigen Steigerung der Gesammtheit, oder einiger besonderen und activen Eigenschaften des Verstandes, des Characters, des Geschmacks — einer oder mehrerer Vorstellungen, eines oder mehrerer Instincte. Diese Form zeigt sich auch im Anfange einer großen Anzahl von Seelenstörungen: Physiologische Erscheinungen, welche derselben nahe stehen, dahin gehört der besondere Geschmack an

Niesmitteln. Es sind hierbey zwey Zustände zu unterscheiden: 1) Erethismus oder die stille Tollheit, und 2) Orgasmus oder die wilde Tollheit. Erstere ist im einfachsten Zustande eine Reactionsaufregung, eine krampfhafteste Steigerung der sich äußernden Gehirnverrichtungen, ohne gewaltthätige Handlungen oder Wuth; das Ganze ist oft so schwach ausgedrückt, daß man es kaum vom natürlichen Zustande unterscheiden kann. Diese Anomalien der Sensibilität und des thätigen Principis der Seele zeigen sich in ihrem einfachsten Zustande durch Unzufriedenheit, Eifersucht, Mißdeutungen, Empfindlichkeit, Tadelsucht, zänkische Laune, psychische Reizbarkeit. Die Anlagen hierzu liegen in vielen als gesund betrachteten Menschen. Im Zustande der Monopathie findet sich diese Form nicht leicht und ist da schwer vom normalen Zustande zu unterscheiden, nur ewige Anklagen sind dabey characteristisch. In andrer Richtung führt diese Form Fröhlichkeit, Muthwillen, Singen, Spottsucht, Tanzen mit sich, nicht als Folge einer fixen Idee, sondern eigenthümlicher Beschaffenheit der Sensibilität. Ein anderes Mahl zeigt sich unternehmender, kühner, feuriger Geist, Herrschaftsucht, Despotismus, Steigerung des Begehrungsvermögens. Diese Erscheinungen zeigen sich im Anfange vieler Seelenstörungen, sie kündigen den Ausbruch oder die Rückkehr der Anfälle an, wenn sie verschwinden, ist es Zeichen naher Heilung, doch dauert die Reconvalescenz oft lange und ist von Hestigkeit und Schnelligkeit in den Entschlüssen begleitet. Zuweilen zeigt sich ein Bedürfniß den Ort zu verändern, Beweglichkeit, Unruhe, übermäßiger Trieb sich zu bewegen; endlich eine Geschwätzigkeit, Erzählungstrieb, Steigerung im Ausdrucke der Vorstellungen. Alle diese Varietäten bilden die stille Tollheit. Wilde Tollheit oder

Blödsinn sind die gewöhnlichsten Ausgänge hierbey. Ist diese Art Aufregung auf einen beschränkten Kreis von Seelenverrichtungen concentrirt, so ist weniger Aussicht zur Heilung, als wenn sie einen allgemeinen Character hat.

Mania furiosa (Furor, Tollheit, Raseyrey, Wuth der Deutschen). Man hat den Ausdruck *Orgasmus* allein auf die Gefäßthätigkeit ausgedehnt, er paßt aber ganz vorzüglich auf diese psychische Form. Als Prototypus hiervon zeigt sich der Zorn bey allen Menschen; geht der Zustand in Seelenstörung über, so tritt ein Uebermaß von Sensibilität ein, mit Steigerung des Begehrungsvermögens — die Beziehungen zwischen Reizen und Sensibilität sind verändert, alle Eindrücke werden zu starken Impulsen, werden unerträglich, sie reizen zu den heftigsten Ausbrüchen und alle Geseze werden durchbrochen. Hierbey ist noch die Neigung zu bemerken: den Gegenstand leiden zu sehen, der als Gegenstand der Leiden angeklagt wird. Dieser *Orgasmus* zeigt sich bald als allgemeine franke Veränderung aller Vermögen, Vorstellungen und Neigungen, oder er beschränkt sich auf eine heftige Reaction, die von einer oder andern Vorstellung oder Instincte bestimmt wird. Schilderung dieses Zustandes als *Monopathie*, dann in seinen verschiedenen Krankheitsverbindungen. Der Ausbruch und das Ende ist oft rasch; je plözlicher der Ausbruch und je weniger Remissionen, desto eher Heilung. Tritt die Wuth aber allmählich auf und als Nebenerscheinung mit steigender Aufregung und periodischem, regelmäßigem Typus, so nimmt die Intensität zu und endet oft in einem grillenhaften Zustande. Daß Uebel findet sich mit organischen Fehlern der Gehirnhäute, auch mit den Krank-

heiten des Herzens, der Leber und des Darmcanals verbunden.

Dritter Abschnitt (S. 215). *Narrheit*. Reaction mit dem Character der grillenhaften Verzerrung (Paraphrenie). Dieser Zustand wird dahin bestimmt, daß der Antrieb zu den närrischsten Handlungen, nicht wie bey der Berrücktheit von falschen Grundsätzen ausgehend, sondern unabhängig vom Vorstellungsvermögen, nur vom launischen Einflusse des Willens abhängt und rein irritativ ist. Viele Sonderbarkeiten und alberne Gewohnheiten der geistreichsten Menschen grenzen nahe an diesen Zustand. Es gibt keine psychische und keine physische Thätigkeit, welche nicht bey Seelenstörungen den grillenhaften Character annehmen könnte. Es hält schwer, alle diese sonderbaren Triebe aufzuzählen, doch hat sie der Verfasser in mehrere Rubriken abgetheilt. Bey der Tollheit sind die Vorläufer der Traurigkeit nur kurz und werden bald durch heftige Ausbrüche ersetzt; hier verlängert sich das melancholische Stadium, die Reaction trägt nicht den Character der Hefigkeit, der Einfluß des Willens geht in Sonderbarkeit und Eigensinn über. Diese Form führt die meiste Tödtlichkeit herbey. Es folgen dann die verschiedenen Verbindungen dieses Zustandes mit anderen Formen des Irreseyns.

Vierter Abschnitt (S. 242). *Extase* — subconvulsivische Reaction mit dem Character der Unbeweglichkeit und Starrheit (Hyperplexie).

Fünfter Abschnitt (S. 246). *Convulsionen* — Reaction mit heftiger Bewegung der Muskeln (Hyperspasmie). Nach den früher mitgetheilten Andeutungen in derselben Art und mit denselben Krankheitscombinationen behandelt, wie die bisherigen Zustände,

Sechster Abschnitt (S. 263). **Verrücktheit (Délire)**, Reaction mit Verirrung der Vorstellungen. — Es ist dieses eine krankhafte Veränderung einer Provinz der abstracten Vorstellungen, eine krankhafte Einbildung, welche die Beziehungen zwischen Verstand und den Sinneneindrücken aufhebend, den Kranken in die Unmöglichkeit versetzt, seine eigenen Irrthümer zu verbessern. Obgleich verschieden von allen bisher beschriebenen Formen, bietet die Verrücktheit gleichwohl dasselbe Grundleiden dar, was allen Seelenstörungen eigen ist: besondere Schattierung der Sensibilität und krankhafte Veränderung des activen, reagierenden Princips. Dann Schilderung dieser Form im einfachen Zustande und in Verbindung mit anderen Arten des Irreseyns. Schwere Heilbarkeit — in der Anstalt zu Gent unsichere Heilungen wie 1 : 148, vollkommene Genesung wie 1 : 150.

Siebenter Abschnitt (S. 286). **Träumerey** — Mangel an Zusammenhange im Ausdrucke der Vorstellungen (Anacoluthie). — Unterscheidet sich von der Verrücktheit, daß solche an Teuschungen der Einbildungskraft oder der Sinne sich anknüpft, bey jener aber erzeugen sich die Vorstellungen auf eine unbestimmte Weise, ohne Verbindung unter einander.

Achter Abschnitt (S. 296). **Blödsinn**, Mangel an Fassungskraft, Dorniederliegen, Lähmung des Verstandes (Noasthenie). — Mit der entschiedensten Verstandesschwäche und mit dem Vergessen jeder Pflicht und jedes Anstandes verbindet sich hier eine große Schwäche, zuweilen gänzlichcs Erlöschen des Bewußtseyns der Außenwelt. Gleichen Schritt hiermit hält eine fast vollständige physische Unempfindlichkeit. Unter sieben

Fällen verbindet sich in vieren mit dem Blödsinne Lähmung. Er entsteht zuweilen unmittelbar bey Subjecten, deren Gehirnsystem nicht zur Reaction geeignet ist nach psychischen oder physischen Erschütterungen; oft aber auch nach heftiger und lange dauernder Reaction, durch Erschöpfung der Kräfte oder Desorganisation des Hirngewebes. — Zuweilen ist er angeboren und entspringt dann gewöhnlich aus Bildungsfehlern des Gehirns.

Folgerungen aus diesem Kapitel.

In kurzen Zügen wird hier die Grundlage und Reihenfolge der ganzen Abhandlung noch einmahl vorgeführt: die erste Grundveränderung bey jeder Seelenstörung ist der Gemüths Schmerz. — die Schwermuth; es folgen die verschiedenen Formen der physischen Reaction. Bey der Tollheit Reaction und Aufregung mit gleichzeitig gesteigerter Sensibilität und Willen. Die grillenhafteste Reaction ist auf den Kreis der Handlungen beschränkt und läßt die Sphäre der Gedanken und der Einbildung mehr oder weniger frey. Die Extase bildet eine Mittelstufe zwischen Narrheit und Convulsionen; bey der lethargischen Convulsion ist die Seele allein der Sitz, außerdem äußert sie sich gewöhnlich durch allgemeines Zittern und Epilepsie. In der Verrücktheit beziehen sich die Erscheinungen auf Unregelmäßigkeit in dem Gebiete der Vorstellungen. In der Träumerey ist mehr der Ausdruck der Vorstellungen als die Gedanken selbst verwirrt. Im Blödsinne ist Unterdrückung und Lähmung der Gehirnverrichtungen. Hierauf folgen noch mehrere sehr gehaltvolle Aphorismen über Seelenstörungen in Beziehung auf eine günstige oder ungünstige Prognose. Refer. muß über das Vorhergehende bemerken, daß der

Verf. über die verschiedenen Arten des Irreseyns fast nie eine vollständige kurze Begriffsbestimmung und Grenzscheide zwischen den verschiedenen Arten derselben und den Zuständen angibt, welche, noch innerhalb der physiologischen Normalität, sich jenen nähern; sondern dieses durch eine ausführliche Beschreibung ergänzt, in welche er aber wieder oft lange Zwischensätze und namentlich Darstellungen von concreten Krankheitsfällen so verflücht, daß die Auffassung dadurch etwas mühsam, besonders aber eine gedrängte Anzeige davon sehr schwer wird.

Viertes Kapitel (S. 317). Psychische und physische Behandlung der Seelenstörungen, aus den angegebenen Grundsätzen abgeleitet. Allgemeine Bemerkungen. Zu einem Urtheile über die Heilsamkeit der Mittel gehört eine lange Beobachtung und Erfahrung. Der wichtigste Punct ist immer: das abzuhalten, was die Genesung hindert — folglich negatives Verfahren. Diese Krankheiten haben ihren Ausbruch, ihre Culmination und Abnahme — critische Bestrebungen sind in ihnen nicht zu verkennen, diese müssen vorzüglich beachtet werden. Am wirksamsten eine geregelte psychische und physische Behandlung, die nur in guten Anstalten zu finden ist. Zum Schlusse eine statistische Uebersicht der Heilungen, die in einem Zeitraume von vier Jahren in der Anstalt zu Gent erfolgt sind.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

St ü t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 13. May 1839.

Stuttgart und Leipzig.

Beschluß der Anzeige: Abhandlung über die Phrenopathien oder neues System der Seelenstörungen, von J. Guislain.

Erster Abschnitt (S. 322). Unthätigkeit des Gehirns. — Isolierung als Heilmittel, nicht um besondere Eindrücke zu machen, sondern um dem Seelenorgane eine heilsame Ruhe zu geben. Entziehung von Gehirnreizen, selbst das Familienleben ist oft zu geräuschvoll. Ruhe und Schlaf beschwichtigen, deshalb Morgens besserer Zustand als Abends. Anwendung dieses Grundsatzes auf die verschiedenen Arten des Irreseyns. Schwermüthige müssen von allem Geräusche entfernt in angenehmer, doch nicht in absoluter Einsamkeit zubringen. Ruhe muß nicht durch schwächende Mittel, Ueberlaß zc. begünstigt werden. Schwermüthigen, die viel äußern Druck erlitten, thut eine gewisse Aufheiterung wohl. Das Gesagte gilt auch nur von dem Anfange und der Höhe des Zustandes, bey der Abnahme ist oft eine geistige Ableitung sehr nützlich. Bey Tollen ist vor-

züglich Ruhe nöthig — dunkles Zimmer, Entfernung von Geräusch und verhindertes Zusammenseyn mit anderen Irren, keine zu absteigende Temperaturen, keine überflüssige Unterhaltung, eben so wenig reizende Speisen und Getränke, eine stille aber heitere Wohnung — große Vorsicht mit äußern Reizmitteln. Auf dieselbe Weise wird die Anwendung der Ruhe auf die übrigen Formen durchgeführt. Ueberzeugung und Vernunftbeweise sind völlig fruchtlos und regen auf; Teuschungen dürfen nur mit großer Umsicht benützt werden.

Zweyter Abschnitt (S. 343). Psychisch beruhigende Mittel. — Nachgeben gegen die Irren, Tröstungen, Hoffnung, Freundschaft, Liebe, Religion, Freyheit. Ueber alle diese Eindrücke, mit denen die active Behandlung anfängt, wo sie in den verschiedenen Formen passen, und unter welchen Modificationen sie am heilsamsten sind, gibt der Verf. eine sehr lehrreiche Darstellung.

Dritter Abschnitt (S. 357). Psychische Ableitungsmittel. — Zerstreuung, Musik, Lectüre, Übung in Künsten und Wissenschaften, körperliche Übungen — auf dieselbe Weise behandelt wie der vorige Abschnitt.

Vierter Abschnitt (S. 364). Niederschlagende Mittel. — Psychisch niederschlagende Mittel, Beschränkung, Zwangsmaßregeln. Die einzelnen Mittel zerfallen hier: in strenge Worte — Drohungen, Absonderung, Einschließung in ein Zimmer, das Drehbett und der Drehstuhl, gezwungene aufrechte Stellung, der Zwangsstuhl von Rusc, Tropf-, Sturz- und Douchebäder, selten Hunger und Durst. Dem Drehstuhle ist der Verf. sehr geneigt, als niederschlagendes und schnell beruhigendes Mittel, dagegen hält er nicht

viel von der Douche, wornach er meist später größere Aufregung bemerkt haben will. Dann folgen wieder die besonderen Rücksichten und Cautelen in der Anwendung dieser Mittel bey den einzelnen Formen. Unter dieselbe Rubrik fallen die narkotisch niederschlagenden Mittel: Digitalis, Stramonium, Opium, Kirsch-Loosebeerwasser, Brechweinstein in großen Gaben, deren Nutzen und Schaden gründlich auseinandergesetzt wird. Antiperiodisch-niederschlagende Mittel. Der Verf. legt hier großen Werth auf das schwefelsaure Chinin, welches aber in großen Gaben zu $\mathfrak{z}\beta$ — $\mathfrak{z}\jmath$ in 24 Stunden gegeben werden soll und dabey nach dessen Versicherung keine übele Folgen hat. Es wird dadurch oft der anhaltende Typus in einen remittierenden oder intermittierenden verändert und bey Fortgebrauche des Mittels das Uebel gehoben. Noch wirksamer wird dieses Mittel durch die Verbindung von 5 — 12 Gran Opium in 24 Stunden. Antiphlogistisch-niederschlagende Mittel. Uderlässe dürfen nur mit großer Vorsicht angewandt werden, da die Aufregung nicht im Blute, sondern in den Nerven liegt, die Indicationen hierzu werden genau angegeben. Laue Bäder finden eine ausgedehntere Anwendung. Ableitend niederschlagende Mittel. Abführende Mittel; Blasen ziehende Mittel; Einreibungen von Brechweinsteinsalbe auf die Haut des Schädels; Haarseile und Fontanellen; außerdem noch andere Mittel: Einimpfung der Krätze; Quecksilber; Wurmmittel, Terpenthinöl, Campher. Bey allen diesen Mitteln die sehr motivierten Indicationen und Contraindicationen.

Fünfter Abschnitt (S. 412). Irrenanstalten und deren Einfluß auf die Heilung dieser Krankheiten. — Einzeln werden hierbey abge-

handelt: Verhaftungsmaßregeln; der Arzt und dessen psychischer Einfluß auf die Irrenanstalten; Verhältniß des Arztes zu den Wärtern und dessen Verhältniß zu den Irren. Zuletzt noch allgemeine Folgerungen aus diesem letzten Kapitel. Refer. darf dasselbe als eine sehr gelungene therapeutische Abhandlung im Bereiche der Psychiatrie erklären, wobey noch besonders die höchst menschenfreundliche und theilnehmende Gesinnung des Vfs für die unglücklichen Irren auf eine sehr wohlthunende Weise überall hervor leuchtet.

Hiernächst folgen S. 440 die Anmerkungen von Zeller, zu jedem Kapitel des Werks einzeln gesondert. In Beziehung auf das erste Kapitel sagt Z., der Streit um das, was eigentlich Leib und Seele sey, hat bisher den wahren Gesichtspunct der Psychiatrie verrückt. Dieser muß davon anheben, daß Seelenstörungen wie jede andere Krankheit zu betrachten sind, nur mit genauer Berücksichtigung der ihnen zu Grunde liegenden Hauptstörungen von Functionsthätigkeit im menschlichen Organismus. Solche Störung beruht besonders auf dem gänzlichen oder theilweisen Verluste des Bewußtseyns, herbey geführt durch eine wesentliche Störung der Empfindung und zwar nicht so wohl einer peripherischen — die Sinne, sondern einer die Besonnenheit selbst aufhebenden. Die eigentliche Sphäre für diese Formen ist das Nervensystem, dessen Gliederung der Seele entspricht, wobey das Gehirn den Mittelpunkt bildet; aber ihm analog spielt auch das Gangliensystem eine bedeutende Rolle, als Vermittler des Gefühlsvermögens, d. h. der unmittelbaren Erregbarkeit unserer leiblichen und geistigen Persönlichkeit und des unmittelbaren Innewerdens dieser Erregungen und Zustände. Gera:

de in einer Verschiebung und Verrückung dieses Verhältnisses zwischen Gehirn und Gangliensystem möchte in der Regel der letzte Grund der Seelenstörung zu suchen seyn. In der Sphäre des Ganglienlebens können sich die Erscheinungen der Geisteskrankheiten lange, ja oft das ganze Leben überwiegend halten, ohne gerade die einzelnen intellectuellen Prozesse tiefer zu ergreifen, doch so, daß damit die Freyheit des Gedankens und der That aufgehoben ist. Dieses hat besonders G. sehr gut nachgewiesen. Aus Verletzung des Gehirnlebens entstehen kranke Vorstellungen, aus Störungen des Ganglienlebens kranke Gefühle und Stimmungen; soll eine wirkliche Geisteskrankheit dadurch zu Stande kommen, so müssen immer die hauptsächlichsten Beziehungen unserer Persönlichkeit und unseres Bewußtseyns verrückt worden seyn. So lange der Geist nicht an die Aussagen seiner kranken Diener — der Sinne glaubt, ist keine Hallucination möglich; eben so kann die Verstimmung einen hohen Grad erreichen, ohne eine Geisteskrankheit zu erzeugen, so lange der Verstand noch Kraft genug hat, den trüben Vorstellungen keinen Glauben zu schenken und sie ins Leben übertreten zu lassen. Darum ist die von G. hervor gehobene Reaction der Seele auf solche feindliche Eingriffe hier so wichtig und gibt genügende Aufschlüsse über die hauptsächlichsten Erscheinungen der Geisteskrankheiten. Nach diesen Grundzügen geht der Verf. sehr in das Einzelne der Seelenstörungen ein, hebt die Verdienste von G. hervor, ergänzt und berichtigt aber auch manche einzelne Ansichten desselben.

Zu dem zweyten Kapitel wird das eigentliche Verhältniß der pathologischen Anatomie bey Erforschung der Seelenstörungen erörtert und auf den richtigen Werth zurück geführt. Besonders

muß bey Organisationsfehlern des Gehirns die größte Vorsicht angewandt werden, um nicht gerade in ihnen die Ursachen der Seelenstörung suchen zu wollen. Dieser Fehler herrscht in Frankreich vor, und die dort zur Liebhaberey gewordene Cranoscopie hat auch G. verleitet, fast nur allein auf das Gehirn und dessen Häute sein Augenmerk zu richten und die übrigen organischen Bedingungen mehr zu übergehen. Bestätigt wird die Behauptung G's, daß man bey diesen Uebeln nur höchst selten wahre, active Entzündung des Gehirns finde; daß die dahin deutenden Befunde oft spätern Ursprungs sind, im strengsten Sinne nicht für wirkliche Entzündung angesehen werden können, sondern meist von Blutüberfüllung und Stockung herrühren, welches auch auf die Ausschwitzung, Trübung und Verdickung in den Hirnhäuten anzuwenden ist.

In den Anmerkungen zum 3. Kapitel geht das ganze Streben dahin, eine richtige Nosologie der Seelenstörungen zu begründen, und was G. größtentheils durch genaue Beschreibung und Ableitung der verschiedenen Zustände hierbey geleistet hat, wird durch noch vollständigere Entwicklung der Grundbegriffe und eine genaue Verkettung derselben durch das ganze Gebiet der Seelenstörungen hindurch vervollständigt. Ref. bedauert, wegen Mangel des Raums diese gelungene Deduction nicht ausführlicher darlegen zu können. Die Anmerkungen zum 4. Kapitel liefern zuletzt eine gehaltvolle Critik zu den therapeutischen Ansichten G's, in welcher dessen Methoden und die einzeln empfohlenen Mittel durch theilweise Berichtigung und genauere Bestimmung ihrer Wirkung und Anwendung einen reichlichen Zuwachs erhalten. Es spricht sich in denselben nicht allein eine allgemeine, sehr vielseitige practische ärztliche

Bildung, sondern auch eine große Vertrautheit mit der eigentlichen Psychiatrie unverkennbar aus. Ueberhaupt bilden diese sämtlichen Anmerkungen einen fortlaufenden, höchst geistreichen Commentar zu G's Werke, mit so viel eigenen Zuthaten, daß man sie süglich für sich schon als ein werthvolles Fragment über Seelenstörungen betrachten kann, besonders aber als eine bedeutende Bereicherung des behandelten Werks ansehen muß.

Ueber Guislain's Leistungen möchte Ref. folgendes gedrängte Urtheil aussprechen: Statt vieler bisheriger Bemühungen, die Seelenstörungen von vorn herein nach ihrem innersten Wesen zu erfassen und sie von da ab in ihren einzelnen Erscheinungen zu verfolgen, hat G. einen andern Weg eingeschlagen. Er führt den Leser unmittelbar in den Kreis des Irreseyns hinein und stellt ihm daselbst gleichsam lauter lebende Bilder vor, doch nicht in völlig buntem und ungeordnetem Gemische, sondern nach einem Principe gruppiert und geordnet, welches für die richtige Deutung des Ursprungs, des Verlaufs und der Combination der Seelenstörungen, so wie für deren zweckmäßige Behandlung ausreichend und höchst zweckmäßig erscheint. Damit hat er eine neue Bahn gebrochen und sich unstreitig ein großes Verdienst um empirische Psychologie und Psychiatrie erworben, welches sicher von allen Unbefangenen erkannt werden und dessen Buche recht viele Theilnehmer erwecken wird. Konnte auch bey einem solchen ersten Versuche noch nicht die möglichste Vollendung erreicht werden, mag immerhin dabey noch Manches auszusetzen und zu berichtigen seyn, so ist es schon viel gewonnen und von großem Werthe, wenn diese bisher noch nicht so eigenthümlich angeregte Tendenz der Forschung im Allgemeinen als bewährt und fruchtbar

anerkannt werden muß, und es wird dann leichter seyn, auf diesem Wege größere Fortschritte zu machen.

Nun noch ein Wort über das Verhältniß der beiderseitigen Bearbeitungen. Ref. hat dabey zwar das französische Original zur Vergleichung nicht zur Hand gehabt, jedoch nach genauem Zusammenhalten der beiden Bearbeitungen und nach dem ganzen Inhalte ist es nicht zu bezweifeln, daß beide Uebersetzungen den Sinn des Originals treu wieder gegeben haben. Von dem Inhalte und Werthe der Einleitung und der Anmerkungen von Zeller ist bereits die Rede gewesen. Auch der andere Uebersetzer, Kanstatt, hat am Ende auf 38 Seiten Noten zu dem Originale geliefert, welche mittelst Ziffern die Stellen des Textes andeuten, auf welche sie sich beziehen. Diese Anmerkungen sind ebenfalls von eigenthümlichem Werthe und zeugen von reifem Nachdenken und großer Belesenheit. Aber sie sind nicht so tief in den Gegenstand eindringend, und nicht so umfassend als die Arbeit von Zeller; auch spricht sich in ihnen nicht die große Vertrautheit mit der Auffassung und Behandlung der Seelenstörungen aus, welche sich beyläufig auch wohl nur an der Spitze einer Irrenanstalt erwerben läßt. In Beziehung auf die Uebersetzung selbst möchten wir der von Kanstatt den Vorzug einräumen; ohne dem Sinne zu nahe zu treten, hat sie die eigenthümliche Wortfülle des Französischen möglichst vermieden und den Inhalt mehr in wirklich deutscher Rede wieder gegeben, auch manche Bezeichnungen durch schon recipierte technische Ausdrücke schärfer ausgedrückt — sie ist daher fließender und angenehmer zu lesen. Die Uebersetzung von Wunderlich, unbeschadet des eigentlichen Inhalts, ist anscheinend mehr den einzelnen Worten und der Fügung der Sätze im Texte genau gefolgt und bietet daher keine so geläufige und von Gallicismen ganz freye Sprache dar. Viele und bedeutende Druckfehler finden sich in beiden Arbeiten nicht; Papier und Druck sind bey beiden gut, bey Kanstatt zwar mit Kleinern Lettern, doch hinreichend deutlich — der Preis desselben ist etwas billiger.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. S t ü c k .

D e n 16. M a y 1839.

M ü n c h e n .

Typis excudebat F. Wild, 1837. Commentatio de Jornande sive Jordane eiusque libellorum natalibus, qua solennia etc. indicit Seb. Freudensprung. 28 Seiten in 4.

B e r l i n .

1838. De fontibus libri Jordanis: de origine actuque Getarum. Dissertatio inaug. quam — def. R. de Sybel. 46 S. in 8.

B r e s l a u .

1838. De Gregorii Turonensis episcopi vita et scriptis. Dissertatio historico-critica quam scripsit — C. G. Kries. 105 S. in 8.

Dem Zwecke dieser Blätter, glaube ich, wird es nicht entgegen seyn, wenn diese Anzeige sich mit einigen Dissertationen beschäftigt, die in der Regel weniger verbreitet werden, und wenn sie auch vom buchhändlerischen Verkehre nicht gera-

dezu ausgeschlossen sind, doch ihrer Natur nach als ephemere Erscheinungen oder bloße Probearbeiten nicht immer geeignet sind, eine allgemeinere Aufmerksamkeit zu erwecken. Die oben genannten aber erregen schon dadurch ein lebhafteres Interesse, daß sie ein neues Zeugniß geben von dem regeren Eifer, mit dem das Studium unserer vaterländischen Geschichtsquellen seit einiger Zeit betrieben wird. Als besonders erwünscht muß es angesehen werden, wenn, wie es in früherer Zeit wohl mitunter geschah, eigene Abhandlungen sich mit der näheren Untersuchung und Beurtheilung der einzelnen Geschichtschreiber beschäftigen; denn nur so läßt sich hoffen, daß die in diesem Theile der Literatur herrschende Verwirrung — von der der neueste Versuch einer allgemeineren Uebersicht einen nur zu sprechenden Beweis gibt — gemindert, und eine bessere Einsicht in das Wesen und den Werth der einzelnen Schriftsteller gewonnen werde.

Gewiß verdiente kein Werk mehr als die gothische Geschichte des Jordanis einer genauen kritischen Prüfung unterworfen zu werden. Die Wichtigkeit des Autors für die älteste deutsche Geschichte und die Zeit der Völkerwanderung überhaupt, dabey die Verworrenheit und Unsicherheit seiner Erzählung, die, so oft wir ihn mit andern Quellen zu vergleichen im Stande sind, hervor tritt, und nothwendig auch die Theile seines Buchs, in denen er allein als Quelle uns vorliegt — was leider nur zu oft der Fall ist — verdächtig machen muß, ließen es wünschen, daß gründliche Untersuchungen über seine Person, sein Leben und seine Werke angestellt würden. Die beiden zuerst genannten Abhandlungen sind durch diese Rücksichten veranlaßt worden. Hr. Freuden- sprung, angeregt durch das Interesse, das eine

Stelle des Jordanis (c. 35.) für die Anfänge der bairischen Geschichte hat (S. 11), beschäftigt sich in seiner fleißigen und gelehrten Schrift damit, die Lebensverhältnisse des Schriftstellers, die Abfassungszeit seiner Werke und einige verwandte Punkte zu beleuchten, und sucht nebenher das Resultat zu gewinnen, daß man mit Unrecht das Ansehen des J. zu sehr herab gesetzt habe, und er vielmehr verdiene, ein für seine Zeit ausgezeichnete und gebildete Historiker genannt zu werden (S. 11: *ut posthac viri literati satius statuunt de Jordanis tam doctrina quam de eius libellorum pretio*). Herr Sybel berührt kürzer die Lebensverhältnisse des J., weicht jedoch schon hier von den gewöhnlichen Annahmen in mehreren Punkten ab, wendet sich dann, wie schon der Titel anzeigt, vorzüglich zu den Quellen, aus denen die gothische Geschichte geschöpft ist, untersucht diese einzeln, und findet am Ende das Ergebnis, daß unser Autor zum größeren Theile solchen Vorgängern folgte, die auf historischen Glauben nicht eben Anspruch haben, daß er ihre Nachrichten noch dazu nachlässig benutzte und manches verwirrte, daß man also im Ganzen bisher eher zu günstig als zu nachtheilig über den Werth des Buches geurtheilt habe (S. 43: *rerum connexus, temporum ordo ipsiusque libri auctoritas delentur et evertuntur. Vera perversis miscet, aliena contrariaque jungit, historiam fabuloso, mythos historico ritu pronuntiat, et alterum altero deformat*). Es wird nothwendig seyn, hier etwas näher in das Einzelne einzugehen.

Beide Verfasser verwerfen mit Recht die Form des Namens Jornandes, die nur durch Verdrehung einer spätern Zeit in die Ausgaben *) ge-

*) Das Verzeichniß derselben bey Sybel S. 6 ist man-

kommen ist und bis jetzt sich fortgeerbt hat. Aber was sie vorziehen, Jordanes, ist auch nicht richtig. Die besten Handschriften haben alle *) Jordanis, eben so die Schriftsteller des Mittelalters, die ihn nennen (vgl. Fr. S. 5. N^o 3., der sich hier schon der richtigen Annahme zuneigt), und dieser Name wird also in Zukunft allgemein gebraucht werden müssen.

Jordanis war ein Gothe. Er sagt dies selbst und gibt über sein Geschlecht c. 50. eine nähere Auskunft. Sein Vater war Alanovilamuthis (so scheint mit Gruter gelesen werden zu müssen), der Sohn des Paria (so die Handschriften), der Notar des Alanenkönigs Candac war, und dessen Schwester mit Gunthigis, einem Enkel des Andala, der aus dem Geschlechte der Amaler stammte, vermählt. Man könnte vielleicht geneigt seyn, Ansila für Andala zu lesen, und so diese Familie geradezu an die Genealogie der Amaler zu knüpfen. Jedensfalls zeigt diese Verbindung, daß das Geschlecht des Jordanis in Ansehen unter den Gothen stand, und man hat offenbar sehr Unrecht gehabt, es zu den Alanen zu rechnen (Fr. S. 6 ff.) der wohl nicht unrichtig bemerkt: *Perriam Gothum soli Romani advenam existi-*

cher Berichtigung bedürftig. Die ed. princeps besorgte Peutinger 1515, die zweyte Beatus Rhenanus, Basel 1531 mit dem Procop; die älteste Ausgabe des Vulcanius, die ich selbst besitze, ist von 1597; ihm folgte Grotius. Die bey weitem allen übrigen vorzuziehende Ausgabe des Gruter ist bisher unbegreiflich vernachlässigt worden; so wohl Lindenbruch als Garetius und Muratori stehen ihr nach.

*) S. 8 führt unrichtig die Autorität des cod. Ambr. und Vind. 451. für sich an. Dort steht bey Mur. p. 217. N^o 8. Jordanis im Nominativ, hier (Endlicher cod. Lat. phil. p. 286) dieselbe Form als Genitiv.

mare consentaneum est, qui cultura Romana emollitus fortasse sedem in Scythia minori imperii orientalis provincia — fixerit, et ibi a Candace Alanorum duce in notarii officium expetitus fuerit). Ich kann auch Hn S. nicht beystimmen, wenn er so wohl den Sunthigis zum magister militum Alanorum macht als auch den Jordanis selbst an dem Hofe desselben Notar seyn läßt *). Dann würde er ohne Zweifel von diesem Volke, ihren Königen und ihren Thaten doch einige Nachrichten mitgetheilt haben, da jetzt von einer Herrschaft derselben in den Donaugegenden sich keine weitere Spur findet, als daß J. von den Sciren, die vielleicht zu den Alanen gehörten, meldet, sie seyen gänzlich vernichtet worden, und, die Suavi hätten auch Scirorum reliquias gegen die Gothen geführt, als sie in einer neuen Schlacht unterlagen. Von einem Reiche der Alanen oder der ihnen verwandten Stämme in diesen Gegenden ist nicht weiter die Rede; am wenigsten läßt sich annehmen, daß zu J's Zeit ein solches bestand, und er selbst dort eine bedeutende Stelle inne hatte.

Wo J. aber lebte und Notar war, ist nicht deutlich, bisher hat man allgemein geglaubt in Italien. Aber wir finden immer nichts, was dies darthun könnte; vielmehr zeigt J. sich mit den dortigen Verhältnissen weniger vertraut, gibt über die Geschichte desselben sehr ungenaue Nachrichten, behandelt selbst die Zeit des Theodorich und seiner Nachfolger oberflächlich, verräth nirgends eine Vorliebe für die Herrschaft der Ost-

*) S. 9 ist für Amalorum und Amalis offenbar Alanorum und Alanis zu lesen, wie denn überhaupt nach Weise der Berliner Dissertationen das Buch mit Druckfehlern überfüllt ist.

gothen, sondern freuet sich vielmehr lebhaft, als Italien außs Neue mit dem oströmischen Reiche verbunden wurde (S. S. 11. 44). Dazu war er ein eifriger Katholik (Fr. S. 7. 8), und Feind der Arianer. Die von Hn S. (S. 10) angeführten Stellen zeigen, daß er im oströmischen Reiche zu Hause war und mit allem wohl bekannt, und man wird deshalb wohl mit Recht annehmen können, er habe vielmehr hier unter der Herrschaft des Justinian gelebt. Daß er Lateinisch schrieb, darf nicht dagegen angeführt werden, da z. B. auch sein Zeitgenosse Marcellin zu Constantinopel sich dieser Sprache bediente. Von einem Aufenthalte in einem italiänischen Kloster, den Hr Fr. S. 9 als gewiß annimmt, ist nirgends die Rede, daß J. Bischof in Ravenna gewesen sey, eine längst beseitigte Meinung. Der Titel episcopus beruht überhaupt nur auf dem Zeugniß viel späterer Schriftsteller und wird irgend einem Mißverständnisse seinen Ursprung verdanken. Umsonst bemüht sich Hr Fr. (S. 10) ihn zu rechtfertigen und wenigstens die Würde eines chorepiscopus für J. in Schutz zu nehmen.

§. 3 u. 4. der Schrift des Hn Fr. behandeln die Frage, in welchem Jahre J. die gothische Geschichte abgefaßt hat. Es ist zuerst gut dargethan, daß das Buch *de regnorum successione* im Sommer 551 vollendet wurde. Nachdem J. schon mit diesem den Anfang gemacht hatte, übernahm er auf den Wunsch des Castalius, wie er in der Vorrede bezeugt, die Ausarbeitung der gothischen Geschichte. Sie war aber bereits vollendet, als er jenes Buch dem Vigilius übersandte. Beide Werke wurden also kurz nach einander geschrieben. Und da nach der Untersuchung des Hn Fr. die Pest, die nach c. 19. neun Jahre

vor der Abfassung der gothischen Geschichte wüthete, ins Jahr 542 nicht 543 gehört, so wird die Annahme, dieses Werk sey 550 geschrieben, ebenfalls für richtig gelten müssen. Ueberhaupt verdient diese Abhandlung, wenn auch hier und da etwas breit und mit unnöthigen Citaten ausgestattet, alles Lob, da sie ihren Gegenstand gründlich und erschöpfend behandelt und die bisherigen Zweifel auf eine befriedigende Weise beseitigt.

Auch Hr S. schließt sich an die hier gewonnenen Resultate an, und wendet sein Augenmerk vorzugsweise auf den Nachweis der Quellen des J. J. hatte eine ziemlich umfassende Kenntniß der römischen und griechischen Literatur. In den ersten geographischen Kapiteln benutzte er die Schriften des Strabo, Ptolemäus, Cassius Dio, Tacitus, Mela und Drosius, vielleicht auch den Livius, obschon Hr S. geneigt ist, das Citat c. 2. aus dem Agricola des Tacitus (c. 13.) zu erklären. Doch enthält namentlich das dritte Kapitel wichtige eigene Nachrichten über Scandza, auf deren Bedeutung nicht hinlänglich aufmerksam gemacht worden ist. Auch das fünfte Kapitel über Scythien ist reich an eigenthümlichen Notizen, die von den aus älteren Quellen entlehnten Stellen hier nicht gehörig abgesondert sind.

In der Geschichte selbst lassen sich gewisse größere Massen zusammen fassen, die durch einen gleichartigen Inhalt auch einen gleichen Ursprung verrathen, und auf deren nothwendige Unterscheidung aufmerksam gemacht zu haben, ich für ein nicht geringes Verdienst dieser Arbeit halte. Die Kapitel 6 — 8 und 10. handeln von der Geschichte der Scythen, die nach der Ansicht des J. als Vorfahren der Geten nichts als Gothen wa-

ren, und der zu ihnen gerechneten Amazonen. Diese Nachrichten stimmen mit denen des Justinus und Drosius fast wörtlich überein; J. selbst citiert in diesem Zusammenhange den Tragus Pompeius. Hr S. scheint anzunehmen, daß das vollständige Werk desselben dem J. vorlag. Allein die (S. 16) angeführte Stelle kann dies nicht erweisen, da das Entsprechende auch bey Justin lib. 41. zu Anfang sich findet. Daß dessen Werk aber häufig unter dem Namen des Tragus im Mittelalter verbreitet war, ist bekannt genug.

An diesen Theil schließt sich an und ist zum Theil eng mit demselben verflochten, was über das Reich und die Könige der Geten an mehreren Stellen erzählt wird (c. 5. 9—12.) J. nennt als Gewährsmann den Dio, qui historias eorum annalesque Graeco stilo composuit (c. 5.), historicus et antiquitatum diligentissimus inquisitor, qui operi suo Getica titulum dedit (c. 9. vgl. c. 10.), und sagt in den beiden angeführten Stellen ausdrücklich und mit Bezug auf Drosius, diese Geten seyen eben seine Gothen. Schon dadurch zeigt er deutlich, daß hier ganz verschiedene Ueberlieferungen nur um dieser vermeinten Identität willen verbunden werden. Daß Dio von dem bekannten römischen Historiker zu unterscheiden sey, ist von dem Vf. nach dem Vorgange des Fabricius und Reimarus bemerkt. Er hat zugleich darauf hingewiesen, daß wahrscheinlich die angeführten Stellen ganz aus dieser Quelle genommen sind, also die Königreihe Leutas (Tanausis?), — Telephus, Eurypilus, — Gothila, — Sitalcus, — Borroista (Diceneus), Comosicus, Corillus, Dorpaneus, und Alles, was über die Weisheit, die Einrichtungen und Thaten derselben berichtet wird.

Zu diesen beiden Massen, der Geschichte der Scythen und Geten, gesellt J. drittens die Stammsagen über die ältesten Sitze und Wanderungen der Gothen, und sucht diese ganz verschiedenen Nachrichten in eine gewisse Ordnung zu bringen, und unter sich in Zusammenhang zu setzen. Da die ältesten Sitze derselben in Scandinavien gewesen seyn sollten, so mußte die Geschichte der Auswanderung von da auf die jenseitigen Küsten Germaniens oder Scythiens allem Uebrigen vorher gehen. Davon handelt J. c. 4. und nennt auch hier seine Quelle quod et Ablavius descriptor Gothorum gentis egregius verissima adtestatur historia. c. 5. erzählt er von der Theilung des Volks in die zwey Stämme der Westgothen und Ostgothen, und von den Helden, die sie in ihren Gesängen feyerten, und nachdem er hierauf die schon erwähnten fremdartigen Nachrichten eingeschoben hat, kehrt er erst c. 14. zu den Gothen zurück, knüpft die Geschichte wieder an jene Stammtheilung an, und nennt auch hier als Gewährsmann den Ablavius. Derselbe erscheint c. 23. als Quelle in der Geschichte des Hermanrich. Hr S. folgert hieraus scharfsinnig, daß J. diese mit ziemlicher Bestimmtheit von dem Uebrigen auszuscheidenden und unter sich zusammen hängenden Sagen über die älteste gothische Geschichte alle aus diesem Werke entnommen hat. Er knüpft daran einige Bemerkungen über den Werth und die Glaubwürdigkeit dieser Nachrichten. Wenn wir ihm aber auch Recht geben müssen, daß hier nur Sage und Mythos, nicht Geschichte vorliegen, daß vielleicht in der That die ganze Nachricht von der Theilung der Gothen in zwey Stämme nichts sey als eine mythische Zurückversetzung einer viel späteren Begebenheit, so scheint mir doch nicht genug der eigenthümliche

Werth dieser alten nationalen Ueberlieferung hervor gehoben zu seyn. Ist sie von J. getreu aus dem uns freylich unbekanntem Ablavius, der jedenfalls noch früher als J. und wahrscheinlich unter den Gothen lebte und schrieb, entnommen, so kann sie dadurch an Ansehen nur gewinnen, und J., der selbst aus edlem gothischen Geschlechte stammte, hat durch ihre Aufnahme und die Beziehung auf die auch ihm bekannte, in den Liedern des Volkes lebende, Sage den Bericht seines Vorgängers nur bestätigt.

Als eine weitere Hauptquelle der gothischen Geschichte bezeichnet Hr S. zuletzt den Cassiodor. Die Aufforderung des Castalius, aus den 12 Büchern desselben einen Auszug zu liefern, gab die Veranlassung zu der Abfassung des ganzen Buches. Bisher hat man dies gewöhnlich eben nur als einen solchen Auszug betrachtet. Dagegen hat gewiß mit Recht Hr Freundsprung (S. 24) Bedenken erhoben. Hr Sybel hat nun, um näher zum Ziele zu gelangen, den Weg eingeschlagen, zuerst alle die Stellen nachzuweisen, wo die Erzählung des J. anderen Quellen folgt, und als solche sind außer den schon angeführten noch Symmachus, Dexippus, Ammianus, Drosius, Priscus und Marcellinus zu nennen. Besonders die Abschnitte, die den Ammian und Priscus behandeln, haben mich, obschon überall nur sehr kurz die Resultate gegeben werden, sehr befriedigt. Man wird freylich nicht allen Behauptungen des Verfs beystimmen, aber es würde zu weit führen, an diesem Orte alle Einzelheiten zur Sprache zu bringen. — Beym Symmachus, dem J. c. 15. folgt, hat schon Hr Fr. darauf hingewiesen, daß diese Erzählung mit der dem Capitolinus zugeschriebenen vita des Maximinus genau übereinstimmt. Bey Hn S. läßt der Aus-

druck es zweifelhaft, welchen Autor er für die Quelle des andern hält. Denn den Symmachus selbst als den Verfasser jener vita anzunehmen, ist nicht möglich, da S. das 5. Buch seiner Geschichte citiert. — Etwas zu weit scheint mir Hr S. in dem zu gehen, was über das Verhältniß zu Drossius gesagt ist. Er vindiciert diesem den größten Theil der Nachrichten über die früheren Zeiten der Westgothen, dem Priscus die Beschreibung der Hunnen und ihrer Unternehmungen. Beym Marcellin verdient die Bemerkung Berücksichtigung, daß, da auch die bis 566 reichende Fortsetzung von S. ausgeschrieben ist, diese nicht von Einem Verfasser herrühren könne, sondern wahrscheinlich der hier benutzte Theil schon mit dem Jahre 547 schließe.

Nachdem nun alle diese Bestandtheile ausgeschieden sind, für die mit geringen Ausnahmen die Quellen sich sehr bestimmt nachweisen lassen (nur für c. 18 — 21. bleibt der Ursprung unbestimmt), meint Hr S. alles Uebrige, den eigentlichen Kern der gothischen Geschichte, dem Cassiodor zuschreiben zu dürfen. Näher sucht er dies bey denjenigen Nachrichten auszuführen, die sich mit der Verherrlichung des Stammes der Amaler beschäftigen, und hier scheint allerdings eine Beziehung auf das Werk des Cassiodor, der sich vorzüglich in dem Lobe dieses Stammes gefiel, angenommen werden zu müssen. Wie weit dies aber auch von der späteren westgothischen und der ganzen ostgothischen Geschichte gelten könne, möchte doch noch zweifelhaft seyn. S. nennt den Cassiodor gegen seine Gewohnheit im Laufe der Erzählung nirgends, er sagt in der Vorrede zu bestimmen, das Buch desselben sey ihm nur zu dreytägiger Lectüre verstattet gewesen, und es scheint daher nicht unbedenklich, alle diese zum Theil

sehr ausführlichen und genauen Nachrichten bloß aus jener Quelle abzuleiten. Eher möchte ich dem Verf. Recht geben, wenn er auch in der Geschichte der Amaler auf den mehr mythischen als historischen Inhalt hinweist und gegen die Glaubwürdigkeit mehrerer Nachrichten Zweifel erhebt. Nur bleibt auch in jenem Falle dieser Ueberlieferung ihr hoher Werth ungeschmälert als dem ältesten einheimischen Zeugnisse über die in dem Munde des Volkes gefeyerten Helden des gothischen Volks.

Die Nachrichten des J. über Theodorich und seine Nachfolger sind, wie schon oben bemerkt wurde, unverhältnißmäßig dürftig. Mehreres gerade im letzten Kapitel ist aus der Fortsetzung des Marcellin geschöpft. Dagegen läßt Hr S. es unbestimmt, wem das Uebrige zuzuschreiben sey, ob gleichfalls dem Cassiodor oder dem J. selbst, der diesen Begebenheiten fast gleichzeitig lebte. — J. betrachtet die Unterwerfung Italiens unter die Herrschaft Justinians als ein Glück für das Land, und die Vermählung der letzten Tochter des Stammes der Amaler mit einem constantinopolitanischen Patricius als ein ruhmwürdiges Ereigniß. Höher als sein Volk steht ihm der Kaiser, höher als der Ruhm der Gothen das Ansehen des römischen Reichs; die Vereinigung beider, scheint es, dünkt ihn besonders herrlich und alles Lobes werth. Daß J. in diesem Sinne sein Werk abfaßte, darauf hat diese Abhandlung, die dem Verf. das Lob gelehrten Fleißes und Scharffsinnes verschaffen wird, treffend aufmerksam gemacht. Das Urtheil über den Werth des Schriftstellers im Ganzen aber ist, wenn auch nicht ungerecht, doch hart, und läßt zu sehr außer Acht, wie Wichtiges wir ihm verdanken, und wie der Geist seines Jahrhunderts eine andere

Beurtheilung fordert, als wir sie sonst zu geben berechtigt sind. Ich meine, durch Untersuchungen, wie sie hier geliefert sind, sollen wir wohl dahin kommen, richtiger über den Werth unserer Quellen zu urtheilen, und mit mehr Vorsicht das andersher Entlehnte von dem Eigenthümlichen zu scheiden, aber wir sollen uns hüten, uns nicht dasjenige zu verleiden, was uns übrig bleibt, damit wir nicht, indem wir Alles verwerfen was zweifelhaft seyn kann, dahin gelangen, daß wir aller sicheren Ueberlieferung und wahren Geschichte beraubt erscheinen.

Nicht so weit, daß wir gegen Aehnliches uns zu verwahren nöthig hätten, geht Hr Kries in der dritten oben genannten Abhandlung. Wie Jordanis die Thaten der Gothen beschrieb, so verfaßte Gregor von Tours die Geschichte der Franken, jener ein Gothe unter den Römern, dieser ein Gallier unter und mit den Franken lebend. Beide sind die ältesten Schriftsteller, deren Werke uns hier erhalten sind. Aber freylich sind sie gar sehr verschieden. Jordanis begleitet die Gothen auf ihren Zügen von Scandinavien bis Spanien und Italien, von den ältesten vorhistorischen Zeiten bis hinab zu der Zerstörung ihres mächtigen Reichs; aber was er erzählt ist, wie wir sahen, meist aus anderen Quellen geschöpft, nur ein kurzer Abriß im Vergleich zu dem Umfange des Gegenstandes, oft eine flüchtige Skizze. Er selbst tritt fast ganz zurück, seine Zeit erwähnt er kurz, die letzten Jahre übergeht er ganz. Gregor dagegen, dessen Werk vielleicht von keinem andern des M. A. ähnlicher Art an Umfang übertroffen wird, schreibt ein ausführliches, in alle Einzelheiten eingehendes Buch; anhebend von Erschaffung der Welt, gibt er zuerst einen kurzen Abriß der allgemeinen Geschichte, um dann zu

seinem Gegenstande selbst zu gelangen. Die ältesten Zeiten sind ähnlich wie von Jordanis nach dem Vorgange anderer so wohl einheimischer als römischer Quellen behandelt; hier können beide Autoren einigermaßen verglichen werden. Später je näher er seiner Zeit kommt, je mehr breitet sich seine Darstellung aus, er berichtet selbst Erlebtes, führt sich selbst in die Erzählung ein, urtheilt und richtet, straft und ermahnt; man möchte sagen, er schreibe mehr Denkwürdigkeiten als eigentliche Geschichte. — Er ist Geistlicher im eminentesten Sinne des Worts, mit allem Glauben, aller Catholicität, allem Eifer seiner Zeit. Unter den Geschichtschreibern des M. A. möchte Thietmar von Merseburg am ehesten ihm zur Seite gestellt werden.

Hr K. hat seine Aufgabe auf eine Weise aufgefaßt, wie sie durch diese Verhältnisse bestimmt zu werden scheint. Er bemüht sich, weniger die Quellen des Gregor und die Art und Weise ihrer Benutzung zu erörtern, als vielmehr sein Leben, seine Bildung, seine Ansichten, seine Stellung zu der Zeit in der er lebte, und nach diesem allen seine Glaubwürdigkeit als Historiker ins Licht zu stellen. Die Arbeit beruht auf einer sehr fleißigen Lectüre des Schriftstellers, sie gibt sorgfältig Acht auf die wichtigsten Stellen, die jene Hauptfragen aufzuklären geeignet sind, sie zeichnet sich aus durch treue und gewissenhafte Forschung. Dagegen merkt man wohl, daß der Verf. sich noch nicht lange mit den Historikern des Mittelalters beschäftigt hat; die Behandlung läßt Schärfe und hier und da Bestimmtheit vermessen; auch scheint sie mir nicht unabhängig genug von den Annahmen und Voraussetzungen der Vorgänger, besonders der gelehrten Benedictiner, die in ihren verschiedenen Werken hier freylich

ganz anders vorgearbeitet hatten als es bey dem Jordanis oder anderswo der Fall ist.

Ich kann es nicht unterlassen, hier auf ein Paar Punkte etwas näher einzugehen. Nach der ganzen Anlage des Buches möchte man c. 3. über die *fides historica* des Gregor als den eigentlichen Mittelpunkt betrachten, dem das Uebrige nur als Vorbereitung und Begründung dienen sollte; der Verf. hat dies mit Sorgfalt und sichtlichem Vorliebe behandelt. Und doch muß ich sagen, daß er mich nicht befriedigt hat. Es macht sich hier eine Auffassung geltend, die wenn sie auch an und für sich nicht ganz abgewiesen werden kann, bey den Geschichtschreibern des M. A. angewandt, es fast unmöglich macht, zu einem richtigen Urtheile über sie zu gelangen. Hr. K. wirft dem Gregor vor, er sey leichtgläubig, dem Ansehen der Kirche ergeben, von zu unbedingter Verehrung gegen die göttliche Macht der Könige erfüllt, und bestrebt die göttliche Gerechtigkeit und Vergeltung überall schon hienieden nachzuweisen. Natürlich kann dies Alles nur als Vorwurf gelten, in soweit es den Gregor veranlaßt, diesen Meinungen zu Liebe die historische Wahrheit zu entstellen. Aber zugegeben, daß dies geschieht, so gilt dasselbe, nur in etwas verschiedener Weise, meine ich, von allen Autoren des Mittelalters. Oder sollte es wirklich ein Grund seyn, an der historischen Wahrhaftigkeit zu zweifeln, weil G. erzählt, seine Mutter habe mit Hülfe von Reliquien ein Feuer ausgelöscht, oder das Del sey in einer von ihm versiegelten Flasche gestiegen (S. 66). Oder dürfte man es für einen Beweis leichtsinniger Erdichtung halten, wenn er berichtet, ein Arrianer habe durch seinen Segen einen Sehenden blind gemacht (S. 68)? Eben so wenig darf es uns so groß Wunder nehmen, wenn Gregor, vielleicht nicht getreu, be-

richtet, Germanus habe den Sigbert vom Brudermorde abgemahnt, und da dieser nicht willfahrte, habe ihn dafür gerechte Strafe getroffen. Ein Tod, wie er ihn fand, galt in jedem Falle als Strafe für Verbrechen, und es war natürlich, daß Gregor diese suchte und als warnendes Beyspiel erzählte. Man kann zugeben, daß das Angeführte in gewissem Sinne alles wahr ist und auch auf die Darstellung einen mehr oder minder bedeutenden Einfluß geübt hat, man muß anerkennen, daß allerdings mit Behutsamkeit und Sorgfalt die Erzählung Gregors geprüft werden muß, dennoch liegt hierin wenig Eigenthümliches, und die Untersuchung des Verfs hat nur dadurch ein höheres Interesse gewonnen, daß er mit Sorgfalt aus den Schriften des G. zuerst seine Ansichten näher entwickelt und dann ihren Einfluß auf die Darstellung selbst nachweist. Interessanter ist die Ausführung der gegen ihn erhobenen Anklage der Parteylichkeit. Auch dieser Vorwurf wird sich wohl fast jedem Geschichtschreiber des Mittelalters (und aller Zeit) machen lassen, und hört dadurch fast auf, ein solcher zu seyn. Aber doch ist es sehr wichtig, bey jedem insbesondere nachzuweisen, wo und in welcher Weise dies auf seine Geschichte Einfluß geübt hat. Der Verf. hat sich alle Mühe gegeben, dies innerhalb der ihm gesteckten Grenzen zu leisten und wenigstens viel Nützlichendes gesagt. Dagegen hat er in der andern Hälfte dieser Untersuchung bey der Frage nach den Quellen der ersten 3 Bücher, die freylich, wie schon bemerkt, bey G. weniger Bedeutung hat als anderwo, die Sache doch nicht erschöpfend genug erörtert und manches, z. B. was S. 53 über die Reden bey G. gesagt wird, keineswegs hinlänglich begründet.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 18. May 1839.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: De Gregorii Turo-
nensis episcopi vita et scriptis. Scripsit C.
G. Kries.

Eine für die Untersuchung über das Leben und die Schriften G's besonders wichtige Frage wird in dem Additamentum über den Epilog — so nenne ich mit dem Verf. das 31. Kap. — des 10. Buchs und die Zeit, in der G. seine Geschichte schrieb, behandelt. Der Verf. sucht zuerst zu zeigen, daß das 10. Buch gar nicht als vollendet angesehen werden könne. Auf den ersten Grund, es sey kürzer als die meisten andern, wird er selbst eben kein Gewicht legen wollen. Das zweyte Bedenken, warum G. nicht bis zum Tode Guntram's die Geschichte herab geführt habe, erledigt sich von selbst, wenn sich zeigen lassen sollte, daß G. vor dem Tode desselben schrieb, wie unten versucht werden soll. Dagegen muß freylich zugestanden werden, daß das letzte Kapitel nicht eben passend an das Vorhergehende anschließt. Allein gegen die Autorität der Hand-

schriften und die eigenen Worte des Epilogs kann dies nichts entscheiden. Ueberall ist im Folgenden von G. in erster Person die Rede; ein anderer müßte also geradezu ihm diesen Schluß untergeschoben haben, was unerhört und durch kein Beyspiel zu belegen wäre, da wir allerdings öfter finden, daß einem vollendeten Werke ein anderer eine Nachricht über den Verf. und Anderes hinzu fügte, aber nicht um es als Theil des ursprünglichen Werkes betrachtet zu sehen, sondern um seine Handschrift durch diesen erläuternden Zusatz zu bereichern. Es muß also, wenn des Verfs Meinung Beyfall finden soll, aus inneren, sehr dringenden Gründen die Unechtheit nachgewiesen werden. Das ist aber keineswegs geschehen. — Unter den Handschriften läßt keine das ganze letzte Kapitel weg; mehrere ältere enden früher und kommen also hier nicht in Betracht; die einzige vollständige, die von Monte Cassino, enthält den Epilog ganz, auch die der bibl. Christ. *) und die freylich sehr schlechte von Royaumont, auf die der Verf. sich beruft, wie der von mir aufgefundenene Schluß zeigt (Archiv VII, 247.) wenigstens den größten Theil. Warum G., was zweytenz angeführt wird, die Worte, in denen er seine Nachfolger bittet, sein Werk nicht zu vernichten, oder durch Auslassung u. dgl. zu entstellen, nicht hätte schreiben sollen, ist nicht abzusehen. Ebenso wenig widerspricht die Stelle, in der er 7 Bücher miraculorum und 1 de vita patrum anführt dem Prolog des Buchs de gloria confessorum, da er hier nur das letztere mit jenen 7 unter einem Namen zusammen faßt. Der Vf.

*) Ruinarts Angabe ist unrichtig. Die vom Vf. G. 95 u. 98 als zwey verschiedene Handschriften angeführten cod. Alex. und bibl. Christ. sind bloß verschiedene Bezeichnungen Einer und derselben.

selber zeigt, daß Gregor diese Sammlung bald als ganzes Werk zusammen, bald die einzelnen Theile für sich anzuführen pflegt. An jener Stelle nennt er das Buch *de quorundam feliciorum vita*, in der Geschichte sehr häufig wie hier *de vita patrum*. *vita* für *vitis* aber ist die Lesart der besseren Handschriften, so daß der daraus entnommene Einwand wegfällt. Erheblicher ist die Einrede, daß in der Geschichte und dem Epiloge eine verschiedene Reihfolge der Bischöfe von Tours sich finde. Nach Hist. II, 14. folgt auf Eustochius als der fünfte nach Martin Perpetuus, nach II, 39. (29 beyhm Vf. S. 97 ist Druckfehler) als der achte Vicinius. Daß G. sich hier irrte, muß natürlich zugegeben werden; jene Ordnungszahlen dienen dem Verf. aber zum Beweise, daß G. auch die beiden während der Abwesenheit des Briccius fungierenden Bischöfe anerkannte und mitzählte. Im Epilog geschieht dies nicht, außerdem werden hier Theodorus und Proculus gleich nach Vicinius, in der Geschichte dagegen erst nach drey anderen hinter Leo gesetzt. Das erstere ist leicht zu erklären, da G. im Epilog die Bischöfe nur aufführt, um die Regierungszeit der einzelnen zu bestimmen, jene beiden auch nicht etwa übergeht, sondern ihre Jahre nur mit denen des Briccius, dessen Stelle sie vertraten, zusammen zählt, und darnach die folgende Ordnung bestimmte. Dagegen ist jene Differenz allerdings auffallend; allein wir sehen aus der zuerst angeführten Stelle, wie G. sich auch anderswo geirrt hat, und dürfen daher auch hier mit Grund ein solches Versehen vermuthen. Noch weniger endlich mögen die kleinen Verschiedenheiten in den Zahlen als entscheidend angeführt werden, um die Unechtheit dieses Abschnitts den bestimmten Worten gegenüber zu erweisen.

Diese Auctorität hält mich selbst ab, mit dem Verf., der das Unzulängliche jener Gründe wohl gefühlt zu haben scheint, wenigstens den letzten Theil des Kapitels zu verwerfen. Allerdings fehlt dieser in einer Classe von Handschriften (Christ., Clun., Colb. M., Royaum., und einer von mir in Montpellier untersuchten). Aber die Worte hängen mit dem Vorhergehenden sehr eng zusammen; auch hier heißt es überall *stilus noster, scripsi* und ganz ausdrücklich: *Hos libros in anno vicesimo primo ordinationis nostrae perscripsimus.* Dagegen ist es ganz unbedeutend, daß G. anderswo die 7 *disciplinae* nicht nennt, hier aber mit Bezug auf Marcianus Capella von ihnen spricht; unbegreiflich der Einwand, er zähle nur hier, anderswo nicht, nach den Jahren seines Bisthums, da er ja hier bloß von der Abfassungszeit seines Werkes spricht, wo kaum irgend eine andere Angabe so natürlich war. Zum Ueberflusß fügt er zum Schlusse noch, was der Verf. hier vermißt, das entsprechende Regierungsjahr der fränkischen Könige hinzu. Was aber die Unrichtigkeit der Zahlen in der Computation betrifft, so hat Hr. K. seine Behauptung hier auf einen sehr schwankenden Grund gestützt. 168 als Gesamtzahl der Jahre von Martin bis Gregor hat nur eine Pariser Handschrift, die meisten der von Ruinart verglichenen weichen ab, wie dessen Note ausweist, eben so die für die neue Ausgabe benutzten. Angenommen, daß die Schlußzahl und die früheren richtig wären, mußte hier 208 stehen; wahrscheinlich aber ist schon früher um ein Jahrzehnd gefehlt, und hier in Uebereinstimmung mit Gregors sonstiger Rechnung 198 zu lesen. Damit fällt auch schon zum Theil der Einwand gegen die Bemerkung: *quia intervalla ordinationum integra non potui-*

mus reperire cog. Ein Widerspruch mit dem Vorhergehenden ist eben so wenig in diesen Worten enthalten. Der letzte, und wie der Verfasser meint, entscheidende Grund für die Unechtheit dieses Abschnittes aber nöthigt uns, etwas näher auf den Versuch einzugehen, die Zeit der Werke Gregors zu bestimmen.

Das 4. Buch de miraculis S. Martini ist, wie sich aus denselben ergibt, nach dem Tode Guntrams (d. i. nach 593) geschrieben; dasselbe wird aber in der Vorrede zum Buche de gloria confessorum erwähnt. Der Verf. nimmt also an, diese sey später jenem schon mehrere Jahre früher verfaßten Buche hinzu gefügt (S. 37. № 31). Außerdem zählt, wie schon angeführt wurde, Gregor auch in der Geschichte *) 8 Bücher de miraculis; also muß diese nach Vollendung aller jener Bücher, also nach Guntrams Tode geschrieben seyn. In den Schlußworten wird aber Guntram noch als lebend genannt. Dies nun, meint der Verf., beweist aufs Entschiedenste die Unechtheit. Ich denke anders. Im Prolog zum Buche de gloria confessorum heißt es ausdrücklich: octavum hunc scribimus (nicht scripsimus) de miraculis confessorum. So würde G. sich gewiß nicht ausdrücken, wenn dieser Prolog selbst erst mehrere Jahre nach Abfassung des Buches hinzu gefügt wäre. Wir müssen vielmehr annehmen, daß allerdings damahls auch das 4. Buch de miraculis S. Martini angefangen war. Hr K. macht wiederholt darauf aufmerksam (S. 41. 104), daß G. fortwährend an seinen Büchern arbeitete, und wahrscheinlich allmählich man-

*) Daß dies im ersten Theile des Epilogs, also in einer nach dem Verf. selbst unechten Stelle, darauf ist von ihm nicht aufmerksam gemacht, ist für uns aber ohne Bedeutung.

des hinzu fügte. Was ist also natürlicher, als die Annahme, daß auch das 4. Buch der *Miracula* erst nach und nach niedergeschrieben wurde? Wir sind dadurch aller Schwierigkeiten ledig und nicht genöthigt, die Vollendung aller Hauptwerke in das letzte Lebensjahr G's zu verlegen. Vor Allem ist kein Grund mehr vorhanden, den Schluß der Geschichte nach Guntrams Tode zu setzen. — Gregor wurde geweiht im 12. Jahre Sigeberts, das ist nicht nothwendig 573, wie mit Ruinart und Rivet (*Hist litt.* p. 373 n) angenommen wird, sondern da Chlothar I. wahrscheinlich nicht gerade am Ende des J. 561 gestorben ist (nach Marius Ind. 9., also vor Ende Sept.), etwa von Mitte 572 bis Mitte 573. Von August 572 an gezählt, beginnt das 21. Jahr Gregors Aug. 592. Das aber war das 31. Jahr Guntrams. Schwierigkeit macht dagegen allerdings die Angabe, es sey dies zugleich das 19. Jahr Childebert's und das 5. Papst Gregors, da beide Bestimmungen auf 594 weisen. Dies schärfer hervor gehoben zu haben als bisher geschehen war, bleibt ein Verdienst dieser Untersuchung. Ob wir aber genöthigt sind, deshalb den ausdrücklichen Worten des Textes entgegen den ganzen Schluß zu verwerfen, möchte ich doch noch sehr bezweifeln. Leicht kann jener Irrthum auf andere Weise entstanden seyn; wenn kein anderer Ausweg übrig bleibt, können eher diese Zeilen oder doch ein Theil derselben aufgegeben werden. Der Verf. würde freylich damit nicht viel gewonnen glauben, da er durch die Verwerfung dieser ganzen zweyten Hälfte des Epilogs sich den Weg bahnen zu müssen meint zur genaueren Bestimmung der Zeit, in der G. die Geschichtsbücher abfaßte. Er glaubt nämlich, die Wahrheit voraus gesetzt, werde jede weitere Frage durch die oben ange-

führten Worte: *Hos libros in anno vicesimo primo ordinationis nostrae perscripsimus*, befreitigt (S. 41 u. 100). Aber *perscripsimus* kann sicherlich nicht heißen, G. habe in diesem Jahre das ganze Werk geschrieben, sondern er habe es vollendet, so daß diese Worte einer nähern Untersuchung über die Abfassungszeit der früheren Bücher auf keine Weise entgegen stehen. Es ist vielmehr durchaus wahrscheinlich, und vom Verf. im Einzelnen näher entwickelt, daß G. eine längere Zeit hindurch sich mit dieser großen Arbeit beschäftigt hat und erst nach und nach die einzelnen Bücher vollendete. Er hat an dem letzten noch in seinen spätesten Lebensjahren gearbeitet, es abgeschlossen aber nach der obigen Auseinandersetzung wahrscheinlich 592, einige Zeit vor Guntrams Tode. Da Fredegar chron. c. 13. in das 32. Jahr Guntrams die Sonnenfinsterniß setzt, die ins Jahr 592 fiel und in das folgende, 28. März, seinen Tod, so scheint die Annahme des Jahrs 593 ganz unzweifelhaft.

Ich kehre hier noch einmahl zu der Voraussetzung von der ich ausging zurück, daß G. nämlich das 4. Buch der *Miracula S. Martini* nicht auf einmahl, sondern allmählich im Laufe der Zeit schrieb. Dies wird durch eine nähere Betrachtung desselben durchaus bestätigt. In den ersten Kapiteln ist von Wundern der Jahre 588, 589 die Rede (c. 5. 6.); das Folgende wird in chronologischer Ordnung angereiht. Was G. in c. 1. erzählt, ging ohne Zweifel dem Uebrigen auch der Zeit nach voran; hier aber, also von einem Falle des Jahrs 587 etwa, bedient er sich des Ausdrucks *Nuperrimo tempore*; und da er c. 45. von einem Ereigniß des Jahrs 593 sagt: *quod nuper gestum est*, so darf es wohl für gewiß gelten, daß dies nicht zu Einer Zeit ge-

schrieben wurde. Wahrscheinlich fügte G. die zweyte Hälfte dieses Buches von c. 26. an später hinzu. In diesen Kapiteln finden sich mehrere Hindeutungen auf die Zeit der Abfassung, die Hr K. nicht angeführt hat. So steht c. 26. am Ende: Hoc autem factum est ante quatuor festivitatis dies in anno memorati regis 16. Was c. 38 ff. erzählt wird, hat sich offenbar Alles nach Guntrams Tode zugetragen. c. 38. wird die zunächst folgende festivitas des Heiligen, c. 41. die des Winters, d. i. 11. Nov. 593 genannt. Dann kommt c. 45. quod nuper gestum est, c. 46. Eo tempore, c. 47. Praesenti quoque tempore, so daß wir sehen, wie G. bis gegen sein Ende dieser Arbeit oblag und vielleicht nur, wie Hr K. selber vermuthet (S. 35), durch den Tod an der weiteren Fortsetzung gehindert wurde. — Da wir aber nach dem oben Gesagten nicht nöthig haben, noch andere Arbeiten in diese Zeit zu setzen, so fällt der Grund weg, weshalb der Verf. den Tod bis 595 verschieben zu müssen glaubt. Freylich mit Ravalliere (Mém. de l'acad. XXVI. p. 632) das Jahr 593 anzunehmen, scheint noch weniger richtig, da G's Todestag nach der vita von Odo der 17. November war, er aber, wie wir sahen, noch des 11. desselben Monats in seinen Schriften gedenkt.

Hr K. hat ein eigenes Kapitel über die so genannte *Historia epitomata* des Fredegar hinzu gefügt, ist aber durch eine Abhandlung Brezquigny's im 36. Bande der *Mém. de l'acad.* zu mehreren Irrthümern verleitet worden. Da die ehemahls dem Coll. Claromont. jetzt der Königl. Bibliothek in Paris angehörige Handschrift nächstens für die Ausgabe der *Monumenta* verglichen werden muß, so wird sich dann das Ein-

zelne bestimmter angeben lassen. Es ist aber deutlich, daß die Beschreibung Ruinarts vollständiger und richtiger ist als die verworrene Angabe des Inhalts bey Brequigny S. 121, dem der Verf. folgt. Eben so sind die Gründe, um deren willen er der Handschrift ein jüngeres Alter beylegen will, sehr schwach und ungenügend. Breq. war keinesweges in der Diplomatif von so ausgezeichnetem Kenntniß, daß sein Zeugniß den Vorzug verdiente. — Was den quidam sapiens als Verfasser des einen Buchs betrifft, so will ich, da man in der letzten Zeit, wie auch hier geschieht, immer nur an den Julius Africanus gedacht hat, darauf aufmerksam machen, daß du Fresne und Schelstrate den Hippolytus für den Autor hielten. Recht gut ist, was Hr. K. über das Verhältniß des Fredegar zum Gregor selbst beybringt.

Im Ganzen müssen wir wünschen, daß ähnliche Untersuchungen wie diese uns noch recht viele geboten werden. Die beiden Verfasser, die mit diesen Abhandlungen ihre gelehrte Laufbahn angefangen haben, werden hoffentlich diesen Studien auch ferner Fleiß und Liebe zuwenden, da wir dann noch manche interessante Mittheilungen erwarten dürfen.

G. Waik.

Hamburg und Gotha.

Bey Friedrich und Andreas Perthes. Cyprians Lehre von der Kirche. Von Job. Ed. Huther, Cand. Min. Hamburgensis. 1839. 200 Seiten in Octav.

In unseren Tagen, wo wir in Gefahr sind, eben so sehr durch abstruse Theorien, als durch practische Bedrängniß den Begriff der Kirche ver-

wirrt zu sehen, ist es gewiß zeitgemäß, darüber einmahl wieder die Wortführer aus früherer Zeit reden zu lassen. Indem von der einen Seite Dr. Rothe uns vorspricht, der Kirche komme gar keine bleibende Selbständigkeit zu, sondern nur die Bestimmung, in den Staat überzugehen, und von der andern der Cölnische Erzbischof mit seinem Anhange den Staat so gut wie negiert, indem er demselben auch da jeden Einfluß auf die Kirche abspricht, wo er nur sein gutes Recht der hierarchischen Intoleranz gegenüber geltend machen will; ist es gewiß zur Hebung so schroffer Gegensätze, und zur Herbeiführung einer möglichen Verständigung äußerst erwünscht, über den eigentlichen Begriff der Kirche auch solche Auctoritäten wieder heran zu ziehen, die wie der rühmwürdige Cyprian von Carthago, durch Wort und That nicht allein zur Ausbildung des Begriffs, sondern sogar der Sache selbst ein Bedeutendes beygetragen haben. Das Unternehmen des Verf., jene Auctoritäten des christlichen Alterthums für die Bedürfnisse der Gegenwart zu benutzen, muß also jedenfalls als ein glückliches anerkannt werden. Auch in der Behandlung seiner Aufgabe beweist der Verfasser tüchtige Gewandtheit, so wie Fleiß und historischen Eifer, so daß der Unterzeichnete mit Vergnügen den Untersuchungen gefolgt ist, wenn er auch gleich anfangs den Vorwurf vernehmen mußte, daß der Gesichtspunct, woraus Referent vor 8 Jahren die christliche Ueberzeugung Cyprians, und so auch dessen Lehre von der Kirche behandelt hat, ein verfehlter sey. Der Unterschied in der beiderseitigen Auffassung wird indeß auf Nichts anderes hinaus kommen, als daß Ref. sich streng an die Ideen Cyprians fest hielt, unser Verf. aber, indem er für das Bedürfniß der Gegenwart arbeitet, auch moderne

Anschauungen, und namentlich Ideen aus der ganz jüngsten theologischen Entwickelungsepoche einzuflechten sich nicht enthalten hat.

Gerade diese Trübung des historischen Blickes durch dogmatisierende Anschauung ist deshalb auch die hauptsächlichste Ausstellung, die Ref. an der Arbeit zu machen hat, und mag unser Bericht sich begnügen, diese Behauptung mit einigen Belegen zu unterstützen.

Die Einleitung beschäftigt sich mit Aufstellung des Begriffs der Kirche selbst, und zwar nach catholischer und protestantischer Auffassung, nach den Symbolen und den vorzüglichsten Wortführern beider Confessionen, freylich ohne daß das Resultat der Untersuchung auf besonders scharfe Züge zurück gebracht wäre. Als Beweis, wie sehr gleich hier moderne Ansichten dem christlichen Alterthume aufgedrängt werden, führen wir nur die S. 3 beginnende Behandlung des bekannten Ausspruchs des Irenäus an, *ubi ecclesia ibi et spiritus Dei u. s. w.*, wo der Verfasser sich der hergebrachten Ansicht widersetzt, daß in der ersten Hälfte dieses Satzes die catholische Idee von der Kirche, in der zweyten Hälfte aber die evangelische ausgedrückt sey. Der Verf. erklärt sich gegen die Trennung der beiden Satzglieder, die dabey nöthig werde, und führt als Grund dagegen unter Anderm an, der heilige Geist, von dem hier die Rede ist, sey ja der die Kirche durchdringende, sie belebende Gemeingeist, so daß den heiligen Geist besitzen, und ein Glied der Kirche seyn, nicht nur untrennbar, sondern vielmehr eins und dasselbe sey, und also von einer Vermittlung des Einen durch das Andere gar nicht die Rede seyn könne. In der That wurde uns hier um die historische Auffassung des Verfassers bange, wenn er seine Schleiermacherschen Ideen

so feck der christlichen Vorzeit aufzudrängen versucht. Ohne uns darüber in eine Untersuchung einzulassen, wie weit die Schleiermachersche Umformung des heil. Geistes in den Gemeingeist sich dogmatisch rechtfertigen lasse, oder doch wenigstens zur Erweckung christlichen Gemeinnes in einer unkirchlichen Zeit wohlthätig gewesen sey: dagegen wenigstens müssen wir uns feyerlichst verwahren, wenn solche Ideen etwa den alten mehr traditionellen als speculativen Kirchenvätern, einem Irenäus, Cyprian, untergelegt werden sollen. Ihnen ist der heilige Geist als Begabung an die Glieder der Kirche etwas so völlig von Oben Verliehenes, oder nach heutigem Sprachgebrauche, Supranaturales, daß ihnen die Erklärung dafür durch den Gemeingeist, von dem man nicht weiß, woher er kommt, und wohin er fährt, nicht allein völlig unverständlich, sondern auch als wirkliche Verflachung erscheinen mußte. In dem Irenäus da den heiligen Geist eintreten läßt, wo die Kirche ist, hat er nicht einmahl eine Abnung davon, daß beides schlechtthin dasselbe sey, sondern der heil. Geist ist eine Begabung an die Gläubigen vermittelst der Kirche, so daß, so weit die Kirche reicht, auch die Begabung sich findet, und umgekehrt, wo diese vorhanden ist, auch mit Sicherheit auf Daseyn der Kirche geschlossen werden muß. Wir müssen es demnach für eine willkürliche Modernisierung des Irenäischen Ausspruchs erklären, wenn an demselben durch Eintragung solcher Ideen die Spitze abgestumpft werden soll. Uns wenigstens scheint allerdings das Characteristische der catholischen und evangelischen Ansicht von der Kirche in jenem Doppelsatze des Irenäus völlig so gut enthalten zu seyn, als dies von dessen Standpuncte aus geschehen konnte, wo nicht die vorliegenden historischen Entwicklungen

zu characterisiren, sondern ahnend und vorschauend die möglichen Entfaltungen des christlichen Sinnes nach einer gewissen Nothwendigkeit darzulegen waren.

Desto treffender ist in der Einleitung dagegen die Rothesche Ansicht von der Kirche und deren Beginn bekämpft, so daß diese Argumentation zu dem Schärfften gehört, was uns gegen jene Paradoxien vorgekommen ist. Rothe's so seltsames Resultat, daß die Stiftung der christlichen Kirche erst den zuletzt lebenden Aposteln, etwa am Schlusse des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, bemessen werden müsse, weist er theils mit der Forderung des christlichen Bewußtseyns zurück, daß zum Mindesten den Ursprung der Kirche in dem ersten Pfingstfeste finde, theils mit der Nachweisung, daß Rothes eigenes Princip sich nicht einmahl auf jene Annahme beschränken lasse, sondern die Stiftung der Kirche noch weiter herab führe, ja eigentlich ganz negieren müsse. Soll Einheit und Allgemeinheit nothwendiges Requisit der Kirche seyn: so führt dies mindestens zur Idee des Papstthums, worin erst die Idee der Kirche realisiert wäre, ja die Spaltung zwischen Abend- und Morgenland umschloße noch einen erheblichen Zweifel an dem jetzigen Bestehen der Kirche.

Zur weiteren Erhärtung unsers Einwurfs gegen die Auffassung des Verfassers, daß er nicht unbefangen genug sich in den Ideenkreis seines Autors hinein gefunden habe, führen wir ferner die geringe Beachtung an, die er der alttestamentlichen Theocratie für Ausbildung der Cyprianischen Lehre von der Kirche beylegt. Zwar unterläßt er nicht, an geeignetem Orte zu bemerken, wie hier oder dort eine alttestamentliche Idee sich in den Gesichtskreis des Cyprian eindränge,

wie die Stellung des christlichen Clerus seit jener Zeit sich nur aus der alten Hierarchie erklären lasse: allein das durchaus Entscheidende und Epoche machende jenes Begriffs hebt er bey weitem nicht scharf genug hervor. Jener Begriff der Einheit der Kirche, der doch anerkannt am frühesten durch Cyprian durchgebildet ist, die scharfe Abgrenzung der Kirche von der Welt und Allem, was nicht zur Kirche gehört, wie sie seitdem characteristisch für die catholische Ansicht geblieben, jene falsche Neuerlichkeit an dem Begriffe derselben, die Neander überall als Verwechseln der innern und äußern Kirche aufdeckt, dieß Alles mußte schon als eine Übertragung der alttestamentlichen Theocratie und ihres Particularismus gelten, selbst wenn Cyprian nicht fast auf jedem Blatte seinen Satz wiederholte: Christen sind das neue Volk Gottes, eingetretten in die Rechte und Privilegien der Juden, deren diese durch ihren Frevel gegen Christum verlustig wurden. Kaum können wir deshalb dem Verfasser beystimmen, wenn er S. 51 den Gegensatz der Kirche und der Welt nach Cyprians Ansicht einen ethischen und keinen physischen nennt. Jenes ausschließliche Privilegium, das die Kirche besitzt, ihre Mitglieder zu beseligen, so daß nur das Verweilen innerhalb ihrer Grenzen zur Seligkeit führt, erscheint doch als etwas so völlig Neuerliches, daß darin wohl der jüdische Particularismus, wie die streng catholische Theorie von der Kirche, schwerlich aber eine evangelische Ansicht gefunden werden kann.

Das Streben des Verfassers in seiner ganzen Arbeit ist hiernach darauf gerichtet, den Sätzen des Cyprian von der Kirche, möglichst eine evangelische Seite abzugewinnen, und im jetzt erneuten Kampfe der Confessionen eine so gewichtvolle

Stimme, wie die des Cyprian zu erkämpfen. Ist er dabey auch redlich genug, hin und wieder einzugestehen (S. 46), daß man die Cyprianischen Sätze, um sie als Ausspruch des christlichen Bewußtseyns gelten zu lassen, nicht in der Beschränkung, die sie bey Cyprian haben, und wodurch ihre Wahrheit getrübt wird, sondern im evangelischen Sinne des Wortes, verstehen müsse: so wird auch dadurch unser Urtheil bestätigt, daß es dem Verfasser nicht um eine historisch treue Entwicklung der Ansichten Cyprians, sondern nur eine Besprechung seiner Sätze nicht nur zum Gebrauche, sondern auch nach dem Maßstabe der gegenwärtigen theologischen Ansicht zu thun gewesen sey.

R — g.

E m b e n.

Bev Fr. Kakebrand. Ueber die Aehnlichkeit und den Unterschied zwischen der Arthritis und der Scrophulosis, vorzüglich in Beziehung zu der Phthisis. Eine Vorlesung von A. A. Sebastian, Professor der Heilkunde an der Universität zu Groningen. Uebersetzt von F. W. Schröder. 72 Seiten. 1838. Octav.

Dem Verf., der nicht mit Unrecht die Vernachlässigung der Aetiologie der Krankheiten dem überwiegend betriebenen Studium der pathologischen Anatomie zuschreibt, war die Beobachtung aufgefallen, daß Kinder aus arthritischen Familien häufig an Scropheln leiden, und er bemühte sich, die Verwandtschaft dieser beiden Formen mehr ins Klare zu setzen.

Als übereinstimmend hebt er hervor die örtlichen Zufälle, welche von einem allgemeinen con-

stitutionellen Leiden ihren Ursprung nehmen; dann als Ursache, Schwäche der Assimilation; unter den Erscheinungen die Eigenthümlichkeit: Absonderungen und Ausscheidungen von thierischen und erdartigen Substanzen zu bewirken. Der Stoff bey beiden Krankheiten sey zuerst flüssig, späterhin erst fest, und wo er abgelagert werde, entstehe Entzündung. Auch seyen beide Producte ohne organische Structur, nämlich ohne Blutgefäße und Nerven.

Was nun die Phthisis betreffe, so sey Tuberkel- und Scrophelstoff identisch, und ersterer so wie der Gichtstoff, habe eine große Neigung zur Afficierung des Knochensystems. Diejenigen, welche in Schwindsucht verfielen, hätten mehr oder weniger an scrophulösen Zufällen gelitten. Bey Kindern, die von schwindsüchtigen Eltern geboren worden, zeigten sich fast constant scrophulöse Symptome. Wenn in der Jugend scrophulöse Erscheinungen zugegen gewesen und diese nachher verschwänden, so kehre nicht selten bey ungünstigen Umständen im männlichen Lebensalter die Krankheit der Jugend zurück, und es hänge dann von Zufälligkeiten ab, wo sie nun ihre Verwüstung anrichte, so daß bey dem Einen Schwindsucht, bey dem Andern eine tuberkelartige Degeneration der Gedärme, bey dem Dritten scrophulöse Geschwülste der Leber, bey dem Vierten Markschwamm entstünden.

Da bey Gicht und Scropheln mehr die unteren als die oberen Extremitäten ergriffen würden, auch die Schwindsüchtigen über Schmerzen in den unteren Gliedern klagten, so sey es rathsam, die ableitenden Mittel hier und nicht an den oberen Theilen zu applicieren.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 20. May 1839.

G ö t t i n g e n.

Se Maj. der König haben sich allergnädigst bewogen gefunden, den Professor Redepenning in Bonn zum ordentlichen Professor in der theologischen Facultät alhier zu ernennen.

Derselbe ist verpflichtet ohne eine Anstellung bey der Universitätskirche, dennoch von Zeit zu Zeit eine Predigt in derselben zu halten.

Die Direction des homiletischen Seminars ist demselben gemeinschaftlich mit dem Prof. Liebner übertragen.

L o n d o n.

Published for the royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland, by John Parker: Ancient and modern Alphabets of the Popular Hindu Languages of the Southern Peninsula of India. By Captain Henry Harkness M. R. As. S. 1837. Quart.

Wir erhalten hier auf 36 lithographierten

Seiten eine Sammlung von Alphabeten, welche in den Sprachen des südlichen Dekans angewandt werden. Jede Seite enthält zuerst die Formen der Devanagari-Schrift, dann das Grantha-Alphabet, womit das Alphabet der Grantha-Malabarica Sprache gemeint ist, welche durch diesen Namen von der gewöhnlichen Malabarischen, Malayâla genannt, geschieden wird; die dritte Abtheilung enthält die Formen der Telugu-Schrift, die vierte die der Karnataka, die fünfte die der Malayâla oder Malayalma, welche Schreibart hier vorgezogen ist, die sechste die des Tâmil, hier Tamizh genannt. Die Malayalma Schrift umfaßt zugleich die Schrift der Tuluva Sprache, welche in der Gegend des jetzigen Canara gesprochen wird. Für jede dieser Schriftarten sind mehr oder weniger Quadrate bestimmt, je nach der Anzahl der Verschiedenheiten, welche sich in der schriftlichen Bezeichnung eines Buchstaben vorfinden. Jeder Laut im Devanagari hat z. B. 6 Quadrate von denen mehr oder weniger ausgefüllt sind; diese Einrichtung macht es dem Eigenthümer dieser Sammlung möglich, durch Eintragen der nachträglich hinzu kommenden Characteren in die offen gelassenen Quadrate die Sammlung zu vervollständigen. Ein kleiner Punct im Quadrate bezeichnet angegebene Formen als alterthümlich. Die letzte Seite gibt die den fünf letzten Abtheilungen eigenthümlichen consonantischen Lautzeichen, die für ẽ und õ sind schon in die allgemeinen Tabellen aufgenommen. — Wir können diesen Beytrag zur Kenntniß der aus der alten Sanskritschrift hervor gegangenen Alphabete nur mit dem größten Danke begrüßen, und, obgleich diese Sammlung im Verhältniß zu der reichen Zeugung, welche aus dem, durch Prinsep's Bemühungen entdeckten, für uns ältesten

Buchstabensysteme des Sanskrits hervor gegangen ist, nur einen sehr beschränkten Kreis umfaßt, so wird doch auch sie ohne Zweifel für die Entzifferung älterer Inschriften von manchem Einfluß seyn können. Denn es läßt sich nicht verkennen, daß auch in der Ausbildung alphabetischer Zeichen, zumahl da, wo sie der Schrift überlassen blieb, von sehr alter Zeit her gleichmäßige Einflüsse bey einem und demselben Volke walteten, wodurch es möglich wird, selbst durch Hülfe sehr später Ausbildung weit ältere Formen mit Sicherheit wieder zu erkennen. Für die hier mitgetheilten ist die Primärform in der von Babington entzifferten Schriftweise auf den Denkmahlen von Mahamalaipur zu suchen (man vgl. die Tafeln in Transactions of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. T. II.).

Da der vorzüglichste Nutzen von dieser Alphabetsammlung — wenigstens vom historischen Standpunkte aus — für die Entzifferung von Inschriften und vielleicht Münzen des südlichen Indiens erwartet werden darf, in dieser Beziehung aber so sehr vieles in letzter Zeit für das nördlichere auf eine überraschende und kaum geahnete Weise geschehen ist, auf dem Felde der indischen Alterthumskunde aber alles eng in einander greift, so erlaubt sich Ref. eine kleine, wenn gleich etwas entfernt herbey gezogene, doch für diejenigen, welche die Gegenstände der neuesten Entdeckungen interessieren, nicht ganz unerwünschte Bemerkung. Eine der bedeutendsten Grundgruben für die auf die ältere indische Geschichte so vieles Licht werfenden Entdeckungen war die, gewöhnlich Töpe von Manikyâla genannte, Cupola. — Dieser Name Manikyâla zog schon vielfache Aufmerksamkeit auf sich, ohne daß man ihn erklären konnte; daß der erste Theil man'i das skr. Wort

sey, welches eigentlich Edelstein, Perle bedeutet und ein gewöhnlicher Beyname des Buddha ist, hatte man zwar schon vermuthet, aber da man die Bedeutung von kyâla nicht kannte, welches aufs Gradewohl Stätte übersetzt ward, hatte auch diese Vermuthung noch keine Sicherheit (vergl. Ritter Asien V, 112). In Beziehung auf letzteres will ich nun bemerken, daß die Aussprache, welche die Engländer durch ky ausdrücken, eine im nördlichen Indien verbreitete Vertretung des skr. ksh ist; den Beweis sogleich. Da nun ferner der Wechsel zwischen r und l an und für sich natürlich ist, sich aber auch insbesondere in den aus dem Sanskrit hervor gegangenen Dialecten findet, wie erst in letzter Zeit wieder die von Prinsep gelesene Inschrift des Asoka zeigte, von welcher in unsern Blättern schon die Rede war, so dürfen wir in kyâla das sanskritische kshâra erkennen; kshâra heißt aber Asche und man'ikshâra Asche des Buddha wörtlich: Perlasche, wie man in China Buddha's Reliquien nennt (Ritter, Stupa's S. 155) und diese Bezeichnung stimmt ganz und gar überein mit der Beschreibung des Verfahrens bey Aufbewahrung von Heiligenreliquien im buddhistischen Cultus, welche Csomas Körösi gibt (bey Ritter, a. a. D.). Seine eigenen Worte sind (Journ. of the As. Soc. of Beng. Nov. 1834. № 35. p. 570) The ashes of the burnt bones of the deceased person being mixed with clay and with some other things (some times with powdered jewels or other precious things), worked into a sort of dough, being put into moulds, are formed into little images, and then deposited in small pyramid-buildings u. s. w. Der Beweis für diese Vertretung von skr. ksh durch ky wird uns eben:

falls zu einer interessanten Bemerkung führen. Das persische Wort, welches die Griechen Σατραπης, Ἐξατραπης, Σατραπηνός (vergl. selbst ἑξαδραπέυοντες bey Böckh, Corp. Inscriptt. 2691, c.), die Juden יַעֲרָטְרָאן wieder geben, hat bis jetzt noch keine entschiedene Erklärung gefunden; Pott (Etymol. Forschungen I, LXVIII), welcher zuletzt diesen Gegenstand behandelte, neigte sich zu der Ansicht, daß skr. kshêtra Land und pâ, herrschen die Bestandtheile dieses Wortes bilden und auch ich war ihr gelegentlich beigetreten (in der mit Stern heraus gegebenen Schrift: über die Monatsnamen einiger alter Völker S. 188). Seltsamer Weise ist allen, welche bisher indische Alterthümer behandelten, die schon im ersten Theile der Asiatic Researches (S. 126) heraus gegebene Inschrift entgangen, welche unter anderen höchst wichtigen Materialien bey Aufzählung der indischen Staatsbeamten auch in der englischen Uebertragung den kjotropo in der Inschrift selbst aber deutlich kshatrapa (Facsimile II, 11.) nennt; er ist der 18te in der Reihenfolge und wird von Wilkins Supervisor of Cultivation erklärt, auf welche Autorität, weiß ich nicht. Wörtlich übersetzt bedeutet es Commandeur der kshatra (Kriegerkaste). Das Wort fehlt zwar in den mir zugänglichen indischen Lexicis, aber eine bessere Autorität als die dieser Inschrift bedarf es nicht*). Es ist augenscheinlich einß und dasselbe mit den griech. am richtigsten durch Ἐξατραπης und hebr. durch יַעֲרָטְרָאן wieder gegeben; in beiden Fällen ist der schwere Gruppen-Unlaut durch Vorschlag eines Vocals

*) Seitdem dies geschrieben, sind noch mehrere hinzugekommen (Journ. of the As. Soc. of Beng. Apr. 1838. S. 337 ff.).

mundgerechter gemacht. Auch diese Uebereinstimmung zwischen Indien und Persien in Bezug auf ein Staatsamt trägt dazu bey, immer deutlicher hervor treten zu lassen, wie innig gleich die große arische Völkermasse war. Ich will bey dieser Gelegenheit noch ein anderes Hofamt anmerken, welches beide Völker, wenn auch nicht mit demselben Worte, wie skr. *kshatrapa*, zend. *csathrapa* lauten würde, bezeichneten, doch mit einem aus gleicher Wurzel entnommenen Namen. Der vierte im Verzeichniß der in dieser Inschrift erwähnten Staatsbeamten ist der *mahâpratîhâra*, von Wilkins richtig durch *Chief keeper of the gates* übertragen; *pratî-hâra* von *prati* entgegen und *hri* nehmen, heißt wörtlich die Thür (die entgegen nehmende) und zugleich Pförtner, Thorwart (der entgegen nehmende), *mahâ* heißt groß, also das Ganze wörtlich: Großpförtner, Oberpförtner. Im *Ctesias* werden uns nun als persische Beamten *ἀζαπαταεῖς* erwähnt (*Ctes. ed. Lion, Pers. §. 6.*); in *παταεῖς* erkennt man sogleich den Plur. des skr. und zendischen *pati* Chef, so daß dieses hier im Allgemeinen dieselbe Bedeutung hat wie *mahâ* im eben erwähnten sanskritischen Worte; was *ἀζαπα* betrifft, so wird skr. *h* im Zend durchweg durch *z* vertreten; so entspricht also dem zend. *azara* skr. *ahara*; nun heißt im Skr. *â-hâra* von *â* an und der obigen Wurzel *hri* nehmen: Annehmung. Darnach heißt also *âzârapati* gewissermaßen Empfangschef; allein *âhâra* konnte, wenn gleich es in dieser Bedeutung im Sanskrit nicht belegt ist, völlig dieselbe Bedeutung haben wie *pratîhâra* Thorwärter, wodurch alsdann skr. *mahâpratîhâra* und zend. *âzârapati* sich als wesentlich identische Bezeichnungen ausweisen.

Um auf manikyāla, wegen dessen ich mir diese Bemerkungen erlaubte, zurück zu kehren, so wird niemand verkennen, daß die Feststellung der Bedeutung dieses Namens, wodurch er sich als ganz eigentliche Bezeichnung der physischen Reliquien von Buddha erweist, für die Beurtheilung dieses und ähnlicher Monumente von einiger Wichtigkeit ist, und auch dazu beitragen kann, in Verbindung mit verwandten, an diesen Denkmahlen sich ergebenden, Erscheinungen zu festeren Resultaten über dieselbe zu führen. Deswegen übersehe man es auch, wenn diese Bemerkung vielleicht an ungehörigem Orte und ohne weitere Ausführung mitgetheilt ist.

P a r i s.

Abregé chronologique de l'histoire de France depuis Clovis jusqu' à la mort de Louis XIV. par le président Henault, continué jusqu' aux évènements de 1830 par M. Michaud. 1836. 980 Seiten in Octav.

Das Werk von Henault ist zu bekannt und allgemein in Frankreich geschätzt, als daß wir davon zu sprechen brauchten. Es verdankt dies allerdings seinem innern Werth aber auch dem Umstande, daß die französische Literatur nicht so reich ist als die deutsche, wo so viele der besseren Compendien diese Lücke ausfüllen. Es war daher gewiß sehr zweckmäßig, eine Fortsetzung des Werks von Henault zu besorgen, und diese ist durch Hn Michaud auf eine Weise geleistet, daß das französische Publicum ihm Dank dafür schuldig ist. Er hat sich in den Geist und die Behandlungsart seines Vorgängers hinein gearbeitet, so daß nicht bloß die äußere Form dieselbe geblieben

ist. Indes unterscheidet es sich durch eine etwas größere Ausführlichkeit, besonders in den neuesten Zeiten, so daß daher auch zwey Drittheile dieses Bandes, von S. 348 an, wo Henaults Werk endigt, sein Eigenthum sind, und das Werk dadurch gegen das Ende den Character eines Abregé verliert. Auch ist manches Fremdartige mit herein gezogen. Die ausführliche Erzählung, z. B. der Ermordung von Robespierre, wird man schwerlich hier erwarten. Viel hätte in der Beschreibung der Schlachten abgekürzt werden können. Die Regierung von Napoleon ist natürlich daran besonders reich. Unparteylichkeit wird man in den frühern Zeiten nicht vermissen, man vergleiche die Regierung von Ludwig XV. und das Urtheil über ihn. In der spätern Periode wird man sie nur in so weit fordern, als sie noch zur Zeit in Frankreich möglich ist. In den Schilderungen von Personen, die eine bedeutend Rolle als Staatsmänner spielten, hat der Verfasser, um weniger anzustoßen, oft die Urtheile anderer Schriftsteller eingeschaltet, statt uns seine eigenen zu geben. Die Juliusrevolution von 1830 macht den Beschluß des Werks; die Erzählung ist hier sehr ausführlich. Ueber das Benehmen von Karl X. in den letzten Tagen seiner Regierung werden mehrere Nachrichten mitgetheilt. Die Erzählung bis zu dieser Catastrophe herunter zu führen, war allerdings eine schwere Aufgabe; der Verfasser muß zufrieden seyn, wenn er sie zu der Zufriedenheit des größern Publicums gelöst hat, denn die Geschichte seiner Zeit mit allgemeinem Beyfall zu schreiben, ist noch keinem Schriftsteller gelungen.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. 83. S t ü c k.

Den 23. May 1839.

L e i p z i g.

Bey Boß, 1838: Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere organische Leben der Natur. Von Dr Christian Gottfr. Ehrenberg. XVIII u. 547 Seiten, nebst einem Atlas von 64 colorirten Kupfertafeln, gezeichnet vom Verfasser. Folio. (90 Thaler.)

Von des Hn Prof. Ehrenberg's großartigen Entdeckungen im Felde der Infusorienwelt, gaben auch unsere Blätter schon zu verschiedenen Mahlen Nachricht, welche wir jetzt, da die bisherigen Beobachtungen des Hn Verfs in einem Werke vereinigt niedergelegt sind, etwas ausführlicher zu wiederholen für Pflicht halten.

In der 14 Seiten langen Vorrede finden wir eine geschichtliche Einleitung und allgemeine Uebersicht, so wie die Methode des Sammelns, der Beobachtung und des Aufbewahrens der Infusionsthierere. Auf 514 Seiten ist die Classification, Beschreibung und Darstellung der Gattungen und Arten enthalten, worauf dann eine übersicht-

liche Entwicklung der Kenntniß von den Ernährungsorganen, eine Betrachtung über die Aufgüsse, über den Einfluß der Kälte, Hitze, des Lichts, der Electricität, des Galvanismus, Magnetismus auf die Infusorien, ihr Verhalten im luftleeren Raume, und bey dem behinderten Zutritt der atmosphärischen Luft, ihr Verhalten gegen mephitische Gasarten, Lebens- und künstliche atmosphärische Luft, gegen Gifte und Arzneystoffe, folgt. Den Schluß macht ein sehr genaues 15 Seiten langes Register. — Als Eigenschaften und Verhältnisse der Infusorien führt der Herr Verfasser an:

1) Alle Infusorien sind organisierte, zum großen Theil, wahrscheinlich alle, hoch organisierte Thiere. Daß aber alle microscopischen Organismen nur Thiere, nicht Pflanzen wären, wie Buffon meinte, ist irrig; viele Pflanzen bestehen deutlich aus microscopischen Einzelformen. 2) Die Infusorien bilden zwey ganz natürliche Thierclassen nach ihrer Structur, lassen sich nach letzterer wissenschaftlich abtheilen und erlauben keine Vereinigung ihrer Formen in gleichen Gattungen oder Familien mit größeren Thieren, so ähnlich sie auch oft erscheinen. 3) Die Existenz von Infusorien ist in vier Welttheilen und im Meere nachgewiesen, und einzelne Arten sind in den entferntesten Erdgegenden dieselben. 4) Ihre geographische Verbreitung auf der Erde folgt den schon bey anderen (organischen) Naturkörpern erkannten Gesetzen. Nach Süden hin gibt es in anderen Weltgegenden stellvertretende, abweichende Formen mehr als nach Westen und Osten, aber sie fehlen nirgends; auch betrifft die climatische Verschiedenheit der Form nicht bloß die größeren. Im Meer- und Salzwasser leben zahlreich andere Formen als im Flußwasser, viele aber sind die-

selben und gewöhnen sich an verschiedene, sehr abweichende Verhältnisse. 5) Die meisten Infusorien sind dem bloßen Auge unsichtbar, viele sind aber als bewegte Punctchen sichtbar, und bey keinem übersteigt die Körpergröße eine Linie. Die Organisation aller ohne Ausnahme ist für das bloße Auge völlig unsichtbar. 6) Die unsichtbaren kleinen Infusorien färben durch ihre zahllosen dicht gedrängten Mengen ausgedehnte Wassermassen mit auffallenden Farben. 7) Sie verursachen, an sich unsichtbar, eine Art des Meeresleuchtens durch eigene Lichtentwicklung. 8) Sie bilden, einzeln unsichtbar, eine Art der Damm-erde durch dicht gedrängte lebende Massen. 9) Da zu 1 Cubikzoll Erde oft mehr als 41,000 Millionen einzelne Thiere gehören, so geben die Infusorien die größten numerischen bekannten Verhältnisse des selbständigen Lebens; sie bilden die Hauptzahl, vielleicht die Hauptmasse der thierisch belebten Organismen auf der Erde. 10) Die Infusorien haben die in der gesammten organischen Natur bis jetzt bekannte größte zeugende Kraft; bey ihnen ist die Möglichkeit zur Vermehrung des Einzelnen bis zu einer Million in wenig Stunden. Da eine Vorticelle oder Bacillarie sich binnen 1 Stunde theilt und nach Zwischenzeit von 1 Stunde wieder theilt, also in 3 Stunden aus einem 4 werden, und in 5 St. aus einem 8, in 7 Stunden aus einem 16, so ist es möglich, daß in je 24 Stunden 4096 Einzelthiere aus 1, in 48 Stunden aber 8 Millionen und in 4 Tagen 140 Billionen werden. Im Biliner Polierschiefer bilden ungefähr 41,000 Millionen Gallionellen immer 1 Cubikzoll Stein, daher etwa 70 Billionen 1 Cubikfuß. Mit hin könnte ein Thierchen durch bloße Selbstheilung in 4 Tagen möglicherweise 2 Cubikfuß Stein bil-

den. Diese so gleichmäßig fortgesetzte Productivität scheint durch andere äußere Bedingungen zwar sehr gehindert zu seyn, aber so viel Kraft ist in ihnen schlummernd ohne Uebertreibung vorhanden. So blühen die Bäume überschwenglich und tragen nur mäßige, oft keine Früchte! 11) Die beobachtete Fortpflanzung der Infusorien durch Selbsttheilung gibt, alle Berechnung möglicher Zerstörung des Individuums aufhebende, mögliche Erhaltung und Verbreitung derselben in Meeren und Lüften, welche poetisch genug an Unsterblichkeit und ewige Jugend grenzt. Man theile sich in zahllose immer neue Theile, um zahllose Jahre zu leben und jung zu seyn. 12) Die Knospenspaarung, welche vielleicht das noch ungelöste polyembryonische Räthsel aller Pflanzensamen und Pflanzenbildung einschließt, liegt auch bey den Spindelthieren am Tage. 13) Die Infusorien bilden durch ihre Kieselshalen unzerstörbare Erden, Steine und Felsmassen, welche die Geschichte des Menschen schon jetzt weit überragend, vielleicht einst zu, alle kalkigen, leichter zerstörbaren Organismenreste überragenden, Denksteinen der Erdbildung werden. 14) Man kann aus unsichtbaren Infusorien mit Kalk oder Soda Glas bereiten, schwimmende Ziegelsteine aus ihnen fertigen, sie als Feuersteine benutzen, wahrscheinlich Eisen aus ihnen bereiten, mit ihnen als Tripel Silber polieren und formen, als Ocker färben und als Moder und Dammerde düngen, auch aus ihnen gebildetes Bergmehl gegen den Hunger als unschädliche Füllung anwenden. 15) Die unsichtbaren Infusorien schaden zuweilen und allein, wie es scheint, durch Tödten der Fische in Teichen, durch Verschlämmen des klaren Wassers, durch Sumpferuch und durch Schreck abergläubischer Menschen. Daß sie die Sumpffieber, Pest

und andere Krankheiten bedingen, ist unwahrscheinlich und nie glaubwürdig nachgewiesen. Bey der Cholera in Berlin sah Hr Prof. Ehrenberg keine außerordentlichen Erscheinungen in den Gewässern, noch in der Atmosphäre. Zwar gibt es sehr kleine Krätz- und Eitermilben, aber vom Baal-Sebub (*Dominus muscarum*) und der Pestfliege der Orientalen an bis zur *Furia infernalis* Linné's und dem Cholerathierchen ist alles bisher unerwiesene Behauptung und Aberglaube. 16) Die Infusorien sind, so weit die Beobachtung reicht, schlaflos. 17) Sie zerfließen theilweis beym Eyerlegen und verändern dadurch passiv manigfach die Form. 18) Sie bilden unsichtbare Eingeweidewürmer vieler Thiere und des Menschen, auch wenn man die Spermatozoen von ihnen ausschließt. 19) Die unsichtbaren Infusorien haben selbst Läuse und Eingeweidewürmer, und die Läuse der Infusorien haben wieder erkennbare Läuse. 20) Sie haben ein ansehnlich langes Leben, auch abgesehen vom Einflusse der Selbsttheilung, und sie mögen oft einen Winterschlaf durch Trockniß aus Frost, und einen Sommerschlaf durch Trockniß aus Wärme haben; wahrscheinlich aber liegen sie ohne Schlaf und Erstarrung nur in Trägheit dabey und leben dadurch schwerlich längere, vielmehr gewiß kürzere Zeit. 21) Wie Fichtenblütenstaub jährlich als Schwefelregen aus den Wolken fällt, so scheinen die viel kleineren Infusorien, mit dem Wasserdunst passiv gehoben, allerdings zahlreich und wolkenartig, lebend unsichtbar in der Atmosphäre zu schweben, seltener vielleicht lebend dem Staube beygemischt zu seyn. Directe Erfahrungen hierzu sind noch nicht hinreichend viel und streng wissenschaftlich angestellt. Nur im Anfange der Platzregen sind sie zu erwarten, und ehe da fünf

einzelne Tropfen untersucht sind, ist die Gelegenheit vergangen. Um nur 1000 Tropfen der Regen genau zu untersuchen, verlangt es viele Zeit, und was sind 1000 Tropfen eines Regens? Das interessante Feld liegt der Beobachtung noch offen. Auch nach Franz Schulze's und Schwann's neuen Versuchen mit künstlich gereinigter atmosphärischer Luft gibt eine Wasserdunst- und Staub-lose Luft, keine Thierchen für Infusionen. 22) Im Allgemeinen verhalten sich die Infusorien gegen alle äußern Einflüsse der größern Organismen ziemlich gleich. Sie verzehren zwar zuweilen starke Gifte ohne raschen Nachtheil, aber doch mit allmählichem schädlichem Einflusse derselben. Sie ertragen unter gewissen Umständen hohe Hitze- und Kältegrade, wie es auch andere Thiere und Menschen thun. Sie leben mit und ohne Licht. 23) So leicht auch das Gewicht der unsichtbaren Infusorien ist, so ist es doch berechenbar und gewogen, und allerdings mag der leiseste Luftzug, welcher Federn hebt, mit solchen Körpern wie mit dem Wasserdunste spielen. 24) Die scheinbare große Geschwindigkeit der Infusorienbewegung im vergrößerten Tropfen, zum klaren Bewußtseyn gebracht, ergab dem Hn Verf., daß *Hydatina senta* 1 Linie in 4 Secunden, *Monas punctum* 1 Linie in 48 Secunden, *Navicula gracilis* 1 Linie in 6 Minuten 24 Secunden durchläuft. Somit braucht jene *Hydatina* zu einer Meile Weges 21 Wochen, *Monas punctum* 5 Jahre, *Navicula gracilis* 40 Jahre. Eine Schnecke (*Limnaeus stagnalis*) läuft $\frac{3}{4}$ Linien in 1 Secunde, ein Mensch im Eilschritt 5 Fuß in der Secunde, ein Militärpferd im Trapp 13 Fuß in 1 Secunde. 25) Linné sprach aus: Aller Kalk komme von Würmern. Jetzt wird man angeregt, daran zu denken, ob nicht alle Kiesel-erde und

alles Eisen (also 3 Hauptbestandtheile der Erde) auch aus Würmern kommen, oder ob sie von ihnen nicht wenigstens doch organisch manigfach umgewandelt, schon einmahl verzehrt wurden. Omnis calx, omnis silex, omne ferrum e vermibus. Es zu behaupten oder zu verneinen, ist jetzt gleich unrichtig. Nur immer speciellere Untersuchung wird Licht geben. 26) Die directen bisherigen Beobachtungen für die mutterlose Erzeugung organischer Körper (generatio primitiva) ermangeln, wie es nun scheint, sämmtlich der nöthigen Schärfe. Dieselben Beobachter, welche das plötzliche Entstehen der kleinsten Organismen aus Urstoffen gesehen zu haben meinen, haben die sehr zusammen gesetzte Structur derselben ganz übersehen. Ein arges Mißverständnis ist dabey nicht zu verkennen und eine Täuschung liegt am Tage. Beobachtungen über das Entstehen krebsartiger Thiere und Insecten aus Urstoffen, sind die Nachklänge einer veralteten Zeit, wo die Raupen aus den Blättern wuchsen. Geschichtlich ist völlig deutlich die Urzeugung, von den Autochthonen-Menschen anfangend, auf die Frösche, von den Fröschen auf die Insecten, von den Insecten auf die microscopischen und der Untersuchung schwer zugänglichen Formen allmählich durch bessere Erkenntniß zurück gedrängt worden. Auch bey diesen schwindet der Boden, auf dem sie stehen soll. 27) Die wunderbare stäte Formveränderung mancher Infusorien hat sich auf Grenzen und organische Geseze zurück führen lassen. 28. Die Kraft der Infusorienorganisation ist durch ein starkes Raugerüst mit Zähnen in ihrem Munde anschaulich bezeichnet, auch haben sie völlig deutliche Geistesfähigkeiten, wie andere Thiere. Daß sie gerade, wie der Philosoph Crusius aus der Selbstheilung schließt, eine vollkommenerere

Seele hätten, mag dahin gestellt seyn. 29) Die Infusorien-Beobachtung hat eine schärfere Begriffsbestimmung des Thiers im Allgemeinen bey geführt, wornach sich alle Pflanzen und Mineralien durch Mangel der thierisch-organischen Systeme scharf und streng scheiden. 30) Es ergibt sich aus diesen Untersuchungen endlich, daß die Erfahrung eine Unergründlichkeit der organischen Schöpfungen dem kleinsten Raume zugewendet zeigt, wie die Sternenwelt dem größten, deren nicht naturgemäße Gränzen die optischen Hülfsmittel ziehen. Eine Milchstraße der kleinsten Organisation geht durch die Gattungen Monas, Vibrio, Bacterium, Bodo.

Diese Sätze, absichtlich nach den eigenen Worten des Vfs, finden in dem Werke ihre Belege. Jedoch dürften die Bezeichnungen: vielleicht, wahrscheinlich, wie es scheint, so weit die Beobachtung reicht ic. — in N^o 9 — 16, 20, 22, 23, 25, 26 bey der Beurtheilung nicht unbeachtet bleiben. Hinsichtlich N^o 11 beschreibt der Verf. bey den Glockenthierchen eine Art von Metamorphose, mit der vielleicht sogar eine Häutung verbunden ist, obgleich er letztere nie zu völlig klarer Anschauung erhielt, wie er sie wohl bey *Kolpoda Cucullus* deutlich sah. Die Metamorphose sey dadurch wesentlich verschieden von der bey den Insecten und Krebsen, daß sie für das Individuum ein wiederkehrender cyclischer Zustand ist. Die Vorticelle entwickelt einen Stiel, theilt sich (und häutet sich?), entwickelt Rückenwimpern, löst sich vom Stiele, schweift umher, zieht (nach zweyter Häutung?) die Rückenwimpern wieder ein, oder verliert sie, und setzt sich fest um wieder einen Stiel auszuscheiden, einen Stammbaum zu bilden und dasselbe unablässig zu wiederholen. Diese Erscheinung sey ein wiederkeh-

render Verwandlungskreis, eine Rückkehr in einen frühern Zustand, dem ähnlich, wenn ein Schmetterling plötzlich seine Flügel und Fühler verlore und wieder zur Raupe würde, um dann wieder Puppe und Schmetterling zu werden, oder wenn ein Greis zum Kinde würde, um seine Laufbahn von Neuem zu beginnen. Ref. vermag jedoch in dieser Metamorphose keine wesentlich andere Art von Verjüngung zu erkennen, als in der Periodicität des Lebens überhaupt, ähnlich wie ein das Geweih wechselnder Hirsch scheinbar zu einem Kalbe, oder ein die Zähne wechselndes Kind scheinbar zu einem Säugling wird. — In Betreff № 21 ist zu vergleichen, was der Verf. S. 122 sagt, daß alle meteorischen Infusorien unsicher sind, und daß ihm selbst über ein Tausend rein und einzeln beobachteter Schneeflocken, Regentropfen, und auch in Africa untersuchter Thautropfen, noch keine Anschauung von Infusorien der Atmosphäre gegeben habe. — Was die Geistesthätigkeit der Infusorien (№ 28) betrifft, so bemerkt der Verf. S. 500, daß *Philodina roseola* in Gläsern ihre Eyer auf Haufen legt, und daß die auskriechenden Jungen mit den Alten lange beisammen bleiben und Familien oder Colonien bilden, was man einen Gesellschafts-, vielleicht sogar Familiensinn zu nennen nicht eben behindert sey, wenn auch, der Stolz des Menschen es belächeln wolle. — Der bey weitem wichtigste Satz ist № 26, welcher über die *Generatio aequivoca*, seit Aristoteles tausend Mal behauptet und verworfen, wieder behauptet und wieder verworfen, wenigstens hinsichtlich der Infusorien den Stab bricht. Das aus den eigenen Beobachtungen des Verfs gewonnene Resultat ist folgendes (S. 525):

Niemand gewiß von allen bisherigen Beob-

tern habe je durch Aufgüsse ein einziges Infusorium gemacht oder erschaffen, weil Allen, welche dergleichen vermocht zu haben meinten, die Organisation dieser Körperchen völlig entgangen war, sie mithin nie mit der Genauigkeit beobachteten, welche nöthig erscheint, um einen so wichtigen Schluß zu ziehen, — und weil bey einer mit Benutzung der besten jetzigen Hülfsmittel vorgenommenen und durch über 700 Arten durchgeführten, Untersuchung dem Verf. selbst nie ein einziger Fall vorgekommen ist, welcher zu überzeugen vermocht hätte, daß bey Infusionen, künstlichen oder natürlichen, eine Entstehung von Organismen aus den infundierten Substanzen statt fände, vielmehr in allen am speciellsten beobachteten Fällen eine Vermehrung durch Eyer, Theilung oder Knospen in die Augen fiel. Sie seyen eben so, wie Schimmel, nicht die Ursache oder Wirkung, sondern die Begleiter von Auflösung und Gährung organischer Substanzen. Infusorien erschienen offenbar nur als eine Darreichung reichlicher Nahrung für alle zufällig in der Flüssigkeit oder den infundierten Substanzen befindlichen organischen Wesen oder deren Eyer. Durch Zerfallen der organischen Stoffe im Wasser vermittelst der Fäulniß werde Nahrung für Infusorien in ungewöhnlich reichlichem Maße frey, und mit dieser trete in ebenfalls ungewöhnlich reichlichem Maße ihre Fortpflanzung durch Eyer und Theilung ein. Die auch nicht selten vorkommenden Fälle, daß in stagnierendem Wasser und Infusionen keine Thierchen erscheinen, ließen sich dadurch erklären, daß zuweilen kein Thierchen oder Ey in der Zusammensetzung gewesen sey, welches die gegebene Gelegenheit, sich zu nähren und zu vervielfältigen, benutzen konnte. Man hat, den vielfachen Erfahrungen des Verfassers

nach, nicht in seiner Gewalt, durch gewisse Infusionen gewisse Formen zu erzeugen, sondern eine genauere Specialkenntniß und ein sorgfältigeres Studium der Formen zeige, daß es nur eine kleine Zahl sehr verbreiteter Infusorien gibt, die in allen Infusionen, bald diese, bald jene, bald mehrere gleichzeitig, wiederkehren. Nur in die der Luft zugänglichen, bestäubenden Infusionen kommen nach langer Zeit zuweilen seltenerer Formen, sogar Käderthierchen, und diese möge der Luftzug, welcher den Staub, zuweilen auch Grasshalme hebt, mitgehoben und eingestreut haben. Daß aber aus einem einzigen Ey oder lebenden Thierchen, welches sich in der Infusion zufällig befand, oder in dieselbe gerieth, in wenig Tagen und Stunden Millionen auf dem gewöhnlichen Wege der Fortpflanzung durch Eyer und Theilung entstehen können, hat der Vf. schon früher nachgewiesen, worüber auch N^o 10. zu vergleichen. Wer an den überall, wo die Sonne hin scheint und nicht hin scheint, in der klarsten, ruhigsten Luft sichtlich befindlichen Sonnenstaub denkt, und von den darin dem bloßen Auge sichtbaren Körperchen auf die dem Auge unsichtbaren, im Wasserdunst gehobenen, schließt, werde sich nicht wundern, daß er überall, wo er Infusionen hinsetzt, und wären es 100,000 in allen Häusern einer großen Stadt, auch überall eine staubige Oberfläche des Wassers und überall Thierchen im Wasser erhält. Wer ferner an die Gewalt denkt, mit welcher verdünnte Luft und gewöhnliche Luft sich ins Gleichgewicht zu setzen suchen, ja wer nur daran denkt, daß in wohlverschlossenen Stuben und Schränken sich nach kurzer Verschlusszeit schon dicke Staublagen, aus dem Luft- oder Sonnenstaube gebildet, ablagern, dem werden viele von den früheren Beobachtern gemachte, als dem Zu-

tritt der Luft verschlossene, Aufgüsse sehr unsicher erscheinen. Ja es sey nicht nur nicht zu verwundern, daß in so genannten hermetisch versiegelten gekochten Infusionen allmählich Thierchen erscheinen, sondern vielmehr zu verwundern, wenn sie nicht erscheinen, da der Luftwechsel zu den kräftigsten, alles zersprengenden und durchdringenden, Gewalten gehört, aber freylich auch oft durch unsichtbare kleine Poren und Spalten vermittelt wird, und den eben so feinen (?) Luftstaub desto sicherer mit sich reißt, je gewaltsamer die Herstellung des Gleichgewichts — von der im Großen alle Winde und Orkane, und auch der fühlbare, schneidende Luftzug am wohl verschlossenen Fenster im Winter eine Vorstellung geben — vor sich geht. Uebrigens könne man sich die in der Atmosphäre schwebenden Thierchen wie Wolken denken, mit denen ganz leere Luftmassen, ja ganze Tage völlig reiner Luftverhältnisse wechseln. Zu unzählbar wiederholten Malen hat der Verf. seit 20 Jahren einfaches Quellwasser, destillirtes Wasser, gekochtes Wasser mit und ohne gekochte Aufgussstoffe sehr verschiedener Art, heiß und kalt, in offenen und verschlossenen Gefäßen hingestellt. Von den offenen erhielt er unter allen Umständen, nur bald nach längerer, bald nach kürzerer Zeit, Thierchen; die sorgfältig verschlossenen blieben in der Regel ohne Thierchen; nur nach längerer Zeit und selten erfüllten auch von gekochten einige sich mit Thierchen, — und das seyen wohl die gewesen, in denen atmosphärische Luft ihr Gleichgewicht mit der Luft im Gefäße gewaltsam hergestellt und Wasserdunst, Staub und Thiere mit hinein gezogen, oder in denen die Hitze nicht alle Thierchen oder Eyer getödtet habe.

Dürfen wir hiernach annehmen, daß die Ent-

stehung der Infusionsthierchen durch *Generatio aequivoca* aller auf directer Beobachtung gestützten Gründe entbehrt, so ist damit doch die wichtige Lehre von der Urzeugung, — obwohl abermahls sehr beschränkt, aber doch — nicht beseitigt. Der Entstehung der Eingeweidewürmer durch *Generatio aequivoca*, obwohl selbige so entstanden durch Eyer *zc.* sich fortzupflanzen pflegen, sind keine auf Experimenten *zc.* beruhende Gründe entgegen gesetzt. Angenommen aber, sie entstünden aus Ethern, welche durch die thierische Assimilationskraft nicht zerstört würden, ja, man wolle behaupten, wie die Außenwelt ein Meer für Infusionsthierchen und deren Eyer, so sey der thierische Organismus ein *Macrocosmus*, ein Meer, für Entozoen und deren Eyer, und diese Eyer fänden sich unerkennbar in allen Säften und Theilen des Körpers, und kämen nur unter bestimmten günstigen Bedingungen zur Entwicklung, so blieben doch die bereits bey allen Thierclassen nachgewiesenen Samenthierchen, welche auch lebende thierische Organismen sind, obwohl man bis jetzt bey ihnen eine bestimmte innere Organisation noch nicht hat entdecken können, und welche im reifen Samen, aber nirgends anders, weder im Blute, noch in der Lymphe, noch im Fleische, gefunden werden, nur durch *Generatio aequivoca* zu erklären.

Die Infusionsthierere läßt der Verf. in zwey Classen zerfallen. Erste Classe: *Magenthierere*, *Polygastrica*. Sie sind rückenmarklose und pulpose Thiere mit in zahlreiche blasenartige Magen zertheiltem Speisecanal, mit (wegen Knospenbildung oder Selbstheilung) unabgeschlossener Körperform, mit doppeltem vereintem Geschlecht, bewegt durch (oft wirbelnde) Scheinfüße, und ohne wahre Gelenkfüße. — Diese Classe enthält

bis jetzt 553 Arten in 133 Gattungen und 22 Familien. — Die zu dieser Classe gehörenden Thiere haben entweder keinen Darm (d. i. nur eine Mündung) A. (Anentera), oder sie besitzen einen solchen (d. h. eine doppelte Mündung des Speisecanals B. (Enterodela).

A. Die Anentera sind entweder anhanglose I. (Gymnica), oder wechselfüßige II. (Pseudopoda), oder behaarte III. (Epitricha). — Die Gymnica (I.) haben entweder eine beständige (a), oder eine wechselnde (b) Körperform. Gene (a) zeigen entweder eine vollkommene (α), oder eine unvollkommene (β) Selbsttheilung, und die erstern (α) sind entweder panzerlos = Familie Monadina, oder gepanzert = Familie Cryptomonadina, die letzteren (β) aber haben entweder eine allseitige Selbsttheilung mit Panzer (Kugelbildung) = Fam. Volvocina, oder eine einseitige Selbsttheilung (Fadenbildung) und sind panzerlos = Fam. Vibrionia, gepanzert hingegen = Fam. Closterina. Diese (b) sind entweder panzerlos = Fam. Astasiaea, oder gepanzert = Fam. Dinobryina. Die Pseudopoda (II.) sind entweder panzerlos = Fam. Amoebaea, oder gepanzert, diese aber entweder mit vieltheiligem Fuß aus einzelner Oeffnung = Fam. Arcellina, oder mit einfachem Fuß aus einzelner oder jeder einzelnen Oeffnung = Fam. Bacillaria. Die Epitricha (III.) sind entweder panzerlos = Fam. Cyclidina, oder gepanzert = Fam. Peridinaea.

B. Die Enterodela sind entweder einmündige (Mund und After in derselben Grube vereint) I. (Anopisthia), oder gegenmündige (Mund und After an entgegen gesetzten Enden der Körperachse) II. (Enantiotreta), oder wechselfmündige (eine Oeffnung am Ende des Kör-

pers, die andere aber vom Körper überragt) III. (Allotreta), oder bauchmündige (beide getrennte Mündungen von den Körperenden überragt) IV. (Catotreta). — Die Anopisthia (I.), sind entweder panzerlose = Fam. Vorticellina, oder gepanzerte = Fam. Ophrydina. Die Enantiotreta (II.), entweder panzerlose = Fam. Enchelia, oder gepanzerte = Fam. Colepina. Die Allotreta (III.), entweder panzerlose — mit von einem Rüssel überragtem Munde, ohne Schwanz = Fam. Trachelina, mit vorderm Munde und schwanzartigem Bauchende = Fam. Ophryocercina —, oder gepanzerte = Fam. Aspidiscina. Die Catotreta (IV.) sind entweder panzerlos, — nur mit Wimpern bewegt = Fam. Colpodea, mit mehrfachen Bewegungsorganen = Fam. Oxytrichina, — oder gepanzert = Fam. Euplota.

Keine Art der Magenthierchen übersteigt 1 Linie an Größe, die kleinsten (Monas, Bodo) erreichen erwachsen nur $\frac{1}{3000}$ — $\frac{1}{2000}$ Linie, und ihre dem Ey eben entschlüpften Jungen würden $\frac{1}{80000}$ — $\frac{1}{120000}$ groß, mithin unsern besten jetzigen Microscopen unsichtbar seyn. Sie leben im süßen-, im Meer-, im graduierten Sool-Wasser, im gerbstoffhaltigen Rohwasser, im Wein etc., manche auch in feuchter Erde. Sehr merkwürdig ist, daß die ganze Formenmasse sich zu gleichen Theilen in panzerlose und gepanzerte theilt, und überaus merkwürdig erscheint der harte Glaspanzer vieler Formen, wodurch sie nach viel tausendjährigem Tode noch Zeugniß von localen Zuständen der Erde bey ihrem Leben abzulegen fähig sind. — Zwar ist noch nicht bey allen einzelnen Magenthierchen eine vollkommene thierische Ausbildung direct beobachtet, allein es sind in allen

Familien ohne Ausnahme einzelne, meist viele, oft sogar alle nur irgend zahlreich beobachteten Arten als mit einer sehr großen Organisation begabt erkannt worden. Die beobachteten Mündungen des Speisecanals haben ein Vorn und Hinten, und die beobachteten Augen ein Oben und Unten, daher auch ein Rechts und Links außer Zweifel gesetzt. Ein Mund am Ende ist immer als Vorderfläche angesehen, und wo nicht ein, immer die Rückenseite bezeichnendes, Auge vorhanden war, ist die Mundfläche des nicht am Ende befindlichen Mundes für Bauchfläche genommen worden. Die Organisation ist wegen der traubenartig zerspalteten Gestalt des Speisecanals und der fischrogenartigen vielkörnigen Gestalt des Eyerstocks, wodurch alle übrigen Theile vielfach verdeckt und zur Seite gedrängt werden, meist etwas schwierig, klar zu durchschauen; doch hilft das Mittel der farbigen Nahrung mit Indigo, Carmin und Saftgrün oft überraschend aus. Als Bewegungsorgane erscheinen, nicht allein bey den größern, sondern sogar bey *Monas termo*, fußartige Wimpern und Haken; Muskeln erblickt man unter der Form trüber Längensstreifen oder Spiralen, als Boden, worauf die Wimpern stehen, — besonders deutlich aber im Stiele der Schnellvorticellen. Scheinfüße der Pseudopoda sind willkürliche Körperfortsätze, die oft schwer zu sehen sind, deutlich aber den Formenwechsel des *Proteus* bedingen. Nur *Gyges* und eine Anzahl von Bacillarien-Gattungen haben, vielleicht wegen fehlerhafter Beobachtung, noch keine Bewegungsorgane erkennen lassen; einige Bacillarien sind, wie Auster, wohl nicht zur Bewegung geschaffen. Fast alle bewegen sich mit gleicher Leichtigkeit vor- und rückwärts, manche sehr langsam.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
 gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 25. May 1839.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Von Dr. Christ. Gottfr. Ehrenberg.

Ein Ernährungsorganismus ist bey allen 11 panzerlosen Familien direct beobachtet, und auch bey 8 der gepanzerten durch Farbenaufnahme als viele blasenartig am Munde oder Darne hängende Magen erwiesen; bey den 3 übrigen sind den Magenblasen ähnliche Organe auch schon erkannt. Die unmittelbare Aufnahme roher Nahrung unterscheidet diese Magen von Blinddärmen. 9 Arten der Familien Enchelia, Trachelina, Euplota sind mit deutlichen Zähnen im Munde versehen. Besonders bemerkenswerth sind ein rother und schön violetter, bey mehreren Formen in seiner Wirkung erkannter Verdauungssaft und dessen Gefäße, welche bey den übrigen allen wasserhell sind. — Ein doppelter Geschlechtsorganismus, männlich und weiblich, ist in jedem Individuum vorhanden; der weibliche besteht in periodisch dicht gedrängten, meist farblosen, oft

aber farbigen grünen, rothen, gelben, blauen, braunen Keimchen, die zu andern Zeiten weniger zahlreich sind und ganz fehlen. Sie bilden nekartige Schnüre durch den ganzen Körper und lassen sich mit den Eyeröhren der Insecten und Saugwürmer vergleichen; die Eyerchen haben etwa $\frac{1}{10}$ der Muttergröße. Der männliche Geschlechtsorganismus besteht aus 1 oder 2 kugel-, ey-, stab-, band-, ring- oder perlschnurförmigen Samendrüsen, und wohl aus contractilen, zuweilen sternartigen Blasen. Lebendig gebärend ist nur *Monas vivipara* gesehen. Außer der Eyzbildung dienen die Selbstheilung, Knospenbildung und Knospenpaarung zur Fortpflanzung. Durch unvollkommene Knospenbildung und Selbstheilung entstehen die Monadenstöcke. — Ein Gefäßsystem ist noch bey keiner Gattung deutlich geworden. — Als Empfindungsorgane sind bey 48 Arten in 21 Gattungen und 7 Familien, den Monadinen, Cryptomonadinen, Volvocinen, Astasiaden, Dinobryinen, Peridinaen und Colpodeen, Augen beobachtet, welche sämmtlich ein rothes, nur bey 1 Form (*Ophryoglena*) ein fast rein schwarzes Pigment haben. Nervenmarkganglien, als Unterlage der Augen, sind bey *Amblyophys* und *Euglena* beobachtet.

Zweyte Classe: Rädertiere, Rotatoria. Sie sind rückenmarklose und pulzlose Thiere mit einfach schlauchförmigem Ernährungs canal, mit bestimmter abgeschlossener Form (wie Insecten und Rückenmarkthiere), mit doppeltem vereinten Geschlecht und Räderorganen, ohne wahre Gelenkfüße und meist mit einem einzelnen Schein- fuße. — Diese Classe enthält bis jetzt 170 Arten in 55 Gattungen und 8 Familien. — Die zu dieser Classe gehörenden Thiere haben entweder einen einfachen zusammen hängenden Wim-

perfranz A. (Monotrocha, Ringrädertiere), oder einen mehrfachen, auch wohl getheilten Wimperfranz B. (Sorotrocha, Hausrädertiere).

A. Die Monotrocha haben entweder einen ganzrandigen Wimperfranz I. (Holotrocha, Einrädertiere), oder einen ausgeschweiften Wimperfranz II. (Schizotrocha, Kerbrädertiere). — Die Holotrocha (I.) sind entweder panzerlos = Fam. Ichthydina, oder gepanzert = Fam. Oecistina. Die Schizotrocha (II.) sind entweder panzerlos = Fam. Megalotrochaea, oder gepanzert = Fam. Floscularia.

B. Die Sorotrocha haben entweder einen vieltheiligen Wimperfranz I. (Polytrocha, Vielrädertiere), oder einen zweytheiligen Wimperfranz II. (Zygotrocha, Doppelrädertiere). — Die Polytrocha (I.) sind entweder panzerlos = Fam. Hydatina, oder gepanzert = Fam. Euchlanidota. Die Zygotrocha (II.) sind entweder panzerlos = Fam. Philodinaea, oder gepanzert = Fam. Brachionaea.

Die Rädertiere sind gewöhnlich größer als die Magentiere, doch übersteigt auch hier keine Form 1 Linie. Die meisten leben bloß im Wasser, manche amphibisch in feuchter, oft scheinbar trockner Erde, — diese hätten die Fabel unterhalten als lebten sie getrocknet nach Jahren wieder auf (s. weiter unten). Der Organismus der Rädertiere ist im Allgemeinen leichter zu erkennen als der der Magenthierchen. Man erkennt an ihnen völlig deutlich innere Muskeln für alle einzelnen ihrer mannigfachen äußeren Bewegungsorgane und Körperveränderungen. Ein fußartiger, aber ungegliederter, obwohl oft wie ein Fernrohr in sich einschlebbarer, Fortsatz an der Bauchseite des hintern Körpers dient sehr allgemein, durch eine Saugscheibe oder Zange an fest

nem Ende, zum Festhalten des Körpers während des Wirbelns, welches letztere ohne dies eine Ortsveränderung, ein Fortschwimmen des Körpers hervor bringen würde. Die wichtigsten Bewegungsorgane sind die ein Räderwerk bildenden und wirbelnden Wimpern. Diese Räderorgane bestehen aus local gehäuft und geordneten Wimpern, deren jede einzeln nur sich um ihre Basis dreht, welche aber bald 1- oder 2fache Cirkelreihen bilden, deren Gesamtbewegung einem laufenden Rade gleicht, bald auch durch Krümmungen ihrer Reihen blumenartige Formen darstellen. Andere dieser Organe sind formlos gehäuft und verschieden gruppiert. — Bey allen Formen ist ein, in 48 Gattungen mit unzweifelhaften Zähnen als bewegten Kauorganen, versehener Ernährungscanal anschaulich, bald enger bald weiter, bald mit bald ohne Magen, Dickdarm, Blinddärmen, bald mit, bald ohne fadenartige Gallgefäße, und hinter dem Munde gelegenen 2, meist eyförmigen, selten cylindrischen oder gabelförmigen, den pancreatischen vergleichbaren, Drüsen. Mund und Auswurfsöffnung sind immer getrennt. — Ein sehr deutlicher Dualismus des Geschlechtssystems zeigt sich so, daß man in den meisten einzelnen Formen einen kürzern oder längern, zuweilen bandartigen, Eyerstock mit, wie bey Vögeln und Amphibien, nur wenig gleichzeitig entwickelten größern Eiern erkennt, daß man 2 fadenartige und vorn keulenförmig dickere männliche Sexualdrüsen sieht, die ganz den Organen gleichen, welche bey Cyclops die Männchen von den Weibchen unterscheiden, und daß es bey ihnen eine, den Hermaphroditismus vermittelnde, contractile Blase (zur Selbstbefruchtung) in der Nähe der hintern Darmmündung gibt, welche allen nicht hermaphroditischen Thieren zu fehlen

scheint, die sich aber bey den Magenthierchen auch sehr bestimmt entwickelt zeigt. Alle Individuen sind Eyer bildend und Eyer legend, einige periodisch lebendig gebärend. Selbstheilung und Knospbildung findet nie statt. Eyrgröße $\frac{1}{3}$, das lebende neugeborene Junge zuweilen $\frac{2}{3}$ des Mutterthiers. — Ein Gefäßsystem hat sich als parallele Quergefäße, welche scheinbare Ringe (Scheingliederung) bilden, erkennen lassen, mit denen durch innere freye Längsgefäße der Bauchseite ein, unter dem Mundrande hier und da deutliches Gefäßnetz in Verbindung steht, und von dem fadenartige Canäle zum Darne gehen. Eine, auch zwey Reihen symmetrisch gestellter, oft die Sexualdrüsen begleitender, zuweilen an eigene freye Röhren gehefteter, zitternder ovaler Körperchen scheinen innern Kiemen vergleichbar, deren zitternde Bewegung von äußeren Blättchen abhängt. Zur Aufnahme von Wasser in den innern Körper scheint eine Oeffnung im Nacken zu dienen, welche bey sehr vielen Arten in 1 oder 2 spornartige Röhren verlängert und mit Wimpern versehen ist, die also als Respirationsröhren dienen könnten, wodurch das Wasser in den Körper ein- und ausströme. — Als Empfindungsorgane sind 1, 2, 3, 4, selten mehr rothfarbige Augpunkte, entweder an der Stirn oder im Nacken so vorherrschend, daß sie bey 42 Gattungen und 150 Arten bereits beobachtet sind. Oft sieht man sie deutlich auf ein drüsiges Knötchen (Hirn, Augenganglion), gerade so aufgeheftet, wie es bey Cyclopskrebseu der Fall ist, wo man sie schon längst und mit Recht für wahre Augen gehalten hat. Sie sind unter der durchsichtigen Oberhaut frey beweglich, wie es auch das deutliche zusammen gesetzte Auge des Daphnienkrebseu ist. Uebrigens sind noch andere, mit Nervenganglien

und Nervenfasern vergleichbare, Organe hie und da, besonders auch eine Nervenschlinge im Nacken, entschieden ermittelt. — Sehr merkwürdig ist auch hier der durchgehende Parallelismus panzerloser und gepanzerter Formenreihen.

§. 492 u. f. gibt der Verf. eine Uebersicht der Kenntniß des Wiederauflebens Jahre lang vertrockneter Thiere. Außer der veralteten Ansicht Derer, welche ein Aufleben aus dem wirklichen Tode annehmen, sucht er auch Diejenigen zu widerlegen, welche ein latentes Leben, ähnlich wie im Winterschlaf, behaupten, aus dem durch Zutritt von Flüssigkeit, die Thiere zu einem sich äuffernden Leben erwachen. Der Verf. meint, die Räderthierchen lebten einmahl getrocknet nicht wieder auf; er nimmt an, sie lebten ein amphibisches Leben, sie könnten im Nassen und im Trocknen aushalten, und im letztern Zustande sey es die Feuchtigkeit der Luft, welche ihnen den zum Ausdauern nothwendigen Feuchtigkeitsgrad gewähre, und wodurch ihr Lebensproceß unterhalten werde. Mag seyn, — indeß wenn man Räderthierchen, Wasserbären, welche im trocknen Staube liegen, hinsichtlich ihrer Lebensäußerung mit denen vergleicht, welche im Wasser thätig sind, besonders, wenn man im so eben befeuchteten Staube den schroffen Gegensatz der Lebensthätigkeit vor und nachher, und den allmählichen Uebergang von einer möglichst größten Ruhe zu einer großen Lebendigkeit beobachtet, so darf man wohl ein latentes, d. h. nicht fehlendes, sondern ein in nur schwacher Thätigkeitsäußerung begriffenes Leben anerkennen, wovon wir in der Natur tausende von Beyspielen antreffen.

Dieses möge genügen, unsern Lesern einen Ueberblick über das vorliegende Werk zu geben, und bey ihnen vielleicht das Verlangen, aus dem

Werke selbst weitere Belehrung zu schöpfen, angefaßt zu haben. Der Verf. hat so wohl im Allgemeinen, als bey den einzelnen Arten das historische Material erschöpft, die Thiere genau beobachtet, beschrieben, abgebildet und dabey überall das physiologische Verhältniß im Auge behalten. Vor ihm kannte man noch nicht zuverlässig 300 Magenthierchen, und die Kenntniß war im Allgemeinen sehr mangelhaft, er aber hat 553, und zwar meisterhaft geschildert; von den Räderthieren waren etwa 80 Arten bekannt, er hat uns 170 Arten kennen gelehrt. Der Verf. hat die Möglichkeit dargethan, Sammlungen von allen Arten Infusorien im trocknen Zustande, zwischen Glas- oder Glimmerplättchen, anzulegen, und so auch diese Thierabtheilung in das Reich der Museen zu ziehen; wie er denn selbst eine solche Sammlung von 1000 Nummern besitzt, worin er den Act des Gebärens, des Auskriechens des Jungen aus dem Ey, die verschiedenen Zahnformen, die Muskeln, die Sexualdrüsen, die Wirbelorgane, die gefärbten Mägen, die Eyer, kurz alle diese scheinbar, zuweilen wirklich nur momentanen, Einzelheiten des microscopischen Lebens aufbewahrt, hat. — Indes die Hauptresultate der in diesem Werke niedergelegten Forschungen, — welche, wie der Anblick des Details anzeigt, nicht das zufällige Ergebnis eines glücklichen Augenblicks, sondern die allmähliche Frucht beharrlicher, durch lange Zeiträume und durch verschiedene Welttheile verfolgter, Bemühungen sind — daß 1) eine bis an die letzten Grenzen selbst der künstlich gesteigerten Sehkraft durchgreifende, in allen Hauptsystemen vollendete und sich nicht abstufoende thierische Organisation erkennbar sey, und daß 2) ein unerwartet großer, directer Einfluß der microscopischen For-

menwelt auf die unorganische Natur (durch Bildung von Felsmassen zc. aus fossilen Infusionsthierchen) statt finde, müssen wir wohl hinsichtlich des 2ten, aber nicht hinsichtlich des 1ten Punctes anerkennen, indem, wenn auch die Infusorien nicht organenlose, im Gegentheil oft sogar ziemlich complicierte Thiere sind, wir doch, wie das gesammte Thierreich, ja sogar fast jede größere Abtheilung desselben, die Wirbelthiere so wohl wie die wirbellosen, besonders die verschiedenen Formen in der Infusorienwelt, und das allmählich sich entwickelnde Ey beweisen, eine in allen Hauptsystemen nicht vollendete und sich allerdings abstufoende Organisation unverkennbar ist. — Keine Nation der Welt vermag ein solches Werk über Infusorien aufzuweisen, wie die deutsche das des berühmten Ehrenberg.

Berthold.

L o n d o n.

Bey H. Colburn. Queen Elizabeth and her times, a series of original letters, selected from the inedited private correspondence of the Lord Treasurer Burghley, the earl of Leicester, the secretaries Walsingham and Smith, Sir Christopher Hatton and most of the distinguished persons of the period. Edited by Thomas Wright. 1838. Tom I. XLVII u. 514 S. Tom II. XI u. 527 Seiten in Octav.

Der Herausgeber, welcher sein Werk der Königin Victoria gewidmet hat, gibt, außer den in den Notizen und der Einleitung enthaltenen Charakteristiken, keine Schilderung der handelnden Personen; er läßt sie selbst in ihren Briefen re-

den. Dadurch treten die Individuen nicht weniger lebendig hervor, als die politischen Verhältnisse. Die meisten dieser Briefe sind hier zum ersten Male gedruckt; einige derselben findet man bereits in der von Henry Ellis herausgegebenen Sammlung von Original Letters. Ein Theil dieser Correspondenzen befindet sich im Originale auf dem british Museum; andere sind in den Händen von Privatpersonen; der Briefwechsel zwischen Lord Burghley und seinem Sohn (Sir Robert Cecil), welcher in der zweyten Hälfte des zweyten Bandes einen bedeutenden Raum einnimmt, ist auf der Bibliothek der Universität Cambridge niedergelegt. Der Herausg. hat die Orthographie der Briefe beybehalten. Begreiflicherweise gewähren nicht alle ein gleiches Interesse. Aber wenn auch manche derselben über die auswärtigen Verhältnisse Englands oder seine großen Staatsmänner kein Licht verbreiten, so tragen sie doch zur richtigen Auffassung des Geistes bey, welcher damahls in Angelegenheiten des Glaubens oder der Politik der herrschende in England war. Nur wenige sind es, die wir als völlig unerheblich aus dieser Sammlung ausscheiden möchten.

Die Briefe beginnen mit dem Regierungsantritte der Elisabeth. Wir finden unter ihnen einige von jenem wild eifernden John Knox, der in den Franzosen die Unterdrücker Schottlands und seiner Kirche erkannte; von allen Seiten einlaufende Berichte an William Cecil (Lord Burghley) und Lord Dudley; gesandtschaftliche Relationen aus Frankreich, Schottland und den Niederlanden, Mittheilungen von Reisenden aus Spanien und Italien, Handelsberichte aus Russland und den westindischen Inseln; Privatschreiben von Engländern, welche sich am französischen

Hofe aufhielten und die Stellung der Religionsparteyen Frankreichs zu einander angeben. Ueber diesen lezt genannten Gegenstand folgen die Mittheilungen rasch auf einander; es mußten genaue Nachrichten in dieser Beziehung für die englische Regierung um so mehr von Wichtigkeit seyn, als auf den Fall, daß die Guisen über ihre Gegner den Sieg davon getragen hätten, das Verhältniß von Maria Stuart zu Elisabeth eine völlige Umwandlung erlitten haben würde. Das Verhältniß Elisabeths zu den schottischen und französischen Protestanten und zu den katholischen Höfen von Paris und Edinburgh wird mehrfach besprochen. In allen aus Schottland kommenden Schreiben spricht sich ein glühender Haß gegen den katholischen Gottesdienst der Maria aus. Besonders bezeichnend ist in dieser Beziehung ein Schreiben Mandolphs an Cecil (I. 189 ff.). Der nämliche Brieffsteller gibt am lezten Tage des Julius 1565 von Edinburgh aus an den Grafen von Leicester eine umständliche Erzählung der Vermählung Marias mit Darnley. Auf eine treffende Weise wird darin die völlige Hingebung der Königin an ihren neuen Gemahl geschildert. All honor, heißt es Th. I. S. 201, that maye be attributed unto any man by a wyfe, he hathe yt wholly and fully; all praise that maye be spoken of hym he lacketh not from herselfe; all dignities that she can indue hym with are alreadie given and granted. No man pleaseth her that contenteth not hym, and what maye I saye more, she hathe given over unto hym her whole wyll, to be ruled and gnyded as hymself beste lyketh. She can as muche prevayle with hym in anye thyng that is against his wyll, as your Lordship maye with me to perswade that I

sholde hange myself. Gewiß, eine Frau, welche sich so willenslos einem Darnley in die Arme wirft, kann nicht die mit Besonnenheit gegen Elisabeth conspirierende, mit männlicher Ruhe ihre Plane verfolgende Königin seyn, wie sie in verschiedenen Briefen von ihren Gegnern geschildert wird. In einem ausführlichen Schreiben vom 27. Merz 1566 referieren Graf Bedford und Randolph dem Geheimen Raths-Collegium von England über den von Darnley an Rizzio begangenen Mord. Nach mehreren Mittheilungen aus Carlisle und Bolton, woselbst bekanntlich die geflüchtete Maria während der ersten Zeit ihres Aufenthalts in England bewacht wurde, folgt (I. 302) ein Brief Elisabeths an die Königin von Schottland (21. December 1568), in welchem sie letztere zu bewegen sucht, sich vor der nieder gesetzten Commission zu verantworten. Ueberhaupt bewegt sich der Inhalt des größeren Theils der Briefe um das Geschick der hohen Gefangenen. Am 9. Sept. 1571 schreibt Lord Shrewsbury an Lord Burghley, daß er dem ihm erteilten Befehle nachgekommen sey, und der Königin Maria einen Theil ihrer Dienerschaft entzogen, bey welcher Gelegenheit sich dieselbe der Todesgedanken nicht habe erwehren können. Die an die Bewachte gerichteten Schreiben des Bischofs von Ross und des französischen Gesandten habe er nicht abgeben lassen und übersende solche anbey. An dem nämlichen Tage schreibt Shrewsbury an Elisabeth, er habe der Gefangenen ihr Einverständniß mit dem Herzoge von Norfolk, ihre Bemühungen, sich der Haft durch die Flucht zu entziehen und die Unterthanen Elisabeths aufzuwiegeln, vorgeworfen. Sie habe, sey die Antwort gewesen, mit Norfolk in keinerley Verkehr gestanden; 'neither have I gone about, habe sie hinzu gesetzt, to styrre

up a rebellion in this realme, nor intented any harme unto the Quene, or any her subjects; although, sayth she, the Quene hath mayntained my rebels against me, to the taking away of my crowne from my head. Er habe darauf seine obige Behauptung wiederholt und den ihm zugekommenen Befehl mitgetheilt, ihre Freyheit noch mehr zu beschränken und ihre Umgebung bis auf 10 Köpfe auszuweisen; worauf sie sorgenvoll geweint habe und gesprochen, sie sehe nun, daß ihr Ende nahe; 'for thus dothe the Quene use me, saith she, to that purpose; yet I desire, saith she, that some good, learned man may be with me before my death to comfort and stay my conscience, being a christian women, and the world shal know, saith she, that I died a trewe Prince and in the Catholike faithe'. Sie habe auf das Anerbieten, zehn für ihre Bedienung bleibende Individuen auszuwählen, nur geantwortet: 'Laß immer die Königin mit mir schalten, wie es ihr gefällt!' 'Ich lasse die Königin, schreibt derselbe (12. Decbr 1571) an Lord Burghley, nur in dem kleinen Burghofe (von Sheffield=Castle) die Luft genießen und nur in meiner oder meiner Frau Gegenwart, damit sie mit keinem Dritten auf irgend eine Weise in Berührung komme.

S. 402 ff. findet sich ein rührendes Schreiben des Herzogs von Norfolk an seine Kinder, in welchem der Unglückliche von ihnen Abschied nimmt. 'O Philipp, redet er den ältesten Sohn an, diene und fürchte Gott über alle Dinge und liebe dein Weib mit Treue; denn wo man Gott nicht fürchtet, geht alles zurück, und wo Liebe nicht waltet zwischen Mann und Weib, da verleiht der Herr seinen Segen nicht'. Später folgt eine Relation über den Tod Northumberland's, Zeitun-

gen über die Bartholomäusnacht, die in den Herzen so mancher englischen Großen das Verlangen rege machte, durch den Tod der Maria das Land von seinen stäten Sorgen zu befreyen.

Nicht weniger reichhaltig ist der zweyte Theil. Die Briefe von Lord Bacon, von Walter Raleigh, den Grafen Leicester, Suffer und Essex können nur mit Interesse gelesen werden. In einem Schreiben an Sir Edward Strafford (1581) spricht sich Elisabeth in ihrem wahrhaft königlichen Ringen für Englands Wohl und ihres Volkes Liebe aus. Sie weiß es, daß die Unterthanen ihre beabsichtigte Verbindung mit dem Herzoge von Anjou fürchten. Der Brief ist in der heftigsten Aufregung abgefaßt, welche durch die Besorgniß hervorgerufen wurde, daß sie sich selbst in ihren bisherigen Bestrebungen untreu werden könne. 'Shall it be ever found true, sagt die Königin, that Queen Elizabeth hath solemnized the perpetuall harm of England under the glorious title of marriage with Francis, heir of France? No, no, it shall never be!' — S. 319 sehen wir Maria vor ihren Blutrichtern. Sir Francis Walsingham theilt darüber an Sir Edward Strafford (27. October 1586) Folgendes mit. Schon am 11. October hatte sich die von Elisabeth ernannte Commission in Fotheringhay eingefunden, der sich die Gefangene anfangs Rede zu stehen weigerte, weil sie souveraine Fürstin sey und bey ihrer Unkunde der englischen Geseze eines Anwaldes ermangele. Nachdem diese Einrede dadurch beseitigt schien, daß man ihr vorstellte, sie sey, unbeschadet ihrer Souveränität, den englischen Gesezen unterworfen, weil sie dieselben während ihres Aufenthalts in England übertreten, und bedürfe des Anwaldes nicht, weil es sich um eine Untersuchung de facto, nicht de jure, handle, erschien sie zuerst am 15. October vor der

Commission. Hier beschränkte sie sich, betroffen über die Aussage Babingtons und ihres Geheimschreibers, auf Ableugnen der ihr vorgeworfenen Verbrechen. Als hierauf ein Rath Elisabeths der Commission noch ein Mahl den Thatbestand der Anklage vortrug und beide Geheimschreiber der Gefangenen gegen diese ausfragten, glaubten die Richter hinsichtlich des Spruches kein ferneres Bedenken hegen zu dürfen. Die Bitte des französischen Gesandten, mit dem Processe einstweilen inne zu halten, schlug Elisabeth kalt ab.

Mit dem Jahre 1586 (S. 302) beginnen die Berichte über ungewöhnliche Rüstungen in den Staaten Philipps II. Man besorge, heißt es, daß derselbe in Verbindung mit Schottland stehe und vom Norden her in England einzufallen beabsichtige; man sehe die alt gedienten Soldaten sich sammeln und junge Mannschaft werde statt ihrer in die Festungen Spaniens und Italiens geschickt. Erst 1587 werden diese Gerüchte drohender; von allen Seiten laufen Bestätigungen derselben ein; ein Circularschreiben des Geheimen Raths (Julius 1588) fordert den Adel auf, ein genaues Verzeichniß der von ihm betriebenen Rüstungen einzusenden. In demselben Monate beginnen die Siegesberichte von Francis Drake und dem Lord Oberadmiral. Von Jahr zu Jahr sehen wir Englands Herrschaft zur See sich fester gestalten; 1596 berichtet Graf Essex über die Einnahme von Cadix und die Vernichtung der spanischen Armada in dem dortigen Hafen.

Möge es Ref. verstattet seyn, über die vorliegende Brieffammlung, für deren Herausgabe jeder Freund der englischen Geschichte sich zum Danke verpflichtet fühlen muß, folgende Bemerkung schließlich hinzu zu fügen. Es fehlt viel, daß wir aus den von Thomas Wright gebotenen Actenstücken ein vollständiges Urtheil über Elisa-

beths Handlungsweise gegen Maria ziehen könnten. So leicht es fällt, den umfassenden Werth derselben zu gestehen, der durch die voran gegangenen Mittheilungen des Hn v. Raumer durchaus nicht geschmälert werden dürfte, so sind doch diese Actenstücke fast durchweg von der einen Partey, und zwar der herrschenden, ausgegangen. Sollte es dem Herausgeber schwer gefallen seyn, auch den Briefen der Anhänger des Hauses Stuart einen Platz in dieser Sammlung anzuweisen? Allerdings würden ihre Berichte über Elisabeth vom Haß gefärbt seyn; aber dürfen wir den Worten eines Cecil, Walsingham, Leicester, Essex &c. über die gebietende, persönlich verehrte Frau schlichtweg Glauben beymessen? Ref. würde es nicht wagen, dem Herausgeber in dieser Beziehung den Vorwurf einer gewissen Parteylichkeit zu machen, wenn nicht derselbe in der dem ersten Bande voran geschickten historischen Einleitung und in den hin und wieder eingestreuten Notizen zu diesem Tadel Veranlassung böte. Von allen gegen ihn erhobenen Anklagen, des Todes seiner Gemahlin und des Grafen Essex, der der Eitelkeit, des Uebermuths, des Mangels männlicher Thatkraft, wird Robert Dudley frey gesprochen. Gewiß war derselbe von Seiten der katholischen Partey, als deren heftigsten Widersacher er sich zeigte, wie von Seiten des Hofes, der seine hohe Stellung mit Eifersucht verfolgte, manchen Verläumdungen ausgesetzt. Aber man hätte zur Rechtfertigung seines Characters einen bündigeren Beweis gewünscht, als den, daß die scharf sehende Elisabeth einem eitlen und unzuverlässigen Manne nicht in dem Grade ihre Neigung zugewendet haben würde. Wenn aber der Herausgeber von Leicesters Verhalten in den Niederlanden sagt: *he showed both conduct and ability in the charge which he had undertaken; his enterprise in Hol-*

land was quite as well conducted and as efficient in its results, as was ever asimilar undertaking, so dürfte es nicht schwer halten, das Gegentheil zu beweisen. Indessen dürfte Leicester nicht anders hingestellt werden, ohne dem durch keine persönliche Rücksichten geblendeten Scharfsinne der Elisabeth ein Dementi zu geben. Auch wenn das unehrliche Verfahren der Elisabeth sich aus einem Schreiben von William Cecil an Thomas Smith (1564) ergibt, in welchem es heißt: I see the Queen's Majesty very desirous to have my lord of Leicester placed in this high degree to be the scottish Queen's husband; but when it cometh to the conditions which are demanded, I see her then remiss of her earnestnes, so glaubt der Herausgeber hierauf kein Gewicht legen zu dürfen. Eben so heißt es, daß Elisabeth der geflüchteten Königin die Rückkehr nach Schottland versagt habe, weil dieselbe dort unfehlbar den Tod gefunden haben würde; es sey Maria vor der Untersuchungs-Commission ihrer Schuld überführt; das sagt keiner der Briefe; ihr eigener Sohn habe durch seinen Gesandten die Erklärung abgegeben, er wüschte, daß alle Fürsten erfahren möchten, wie schlecht sich die Mutter gegen Elisabeth benommen habe. Allerdings ist dies der Ausdruck des Master of Gray (II. 315); aber Jacob zählte damahls 20 Jahre und man kennt seine Umgebung und seine Stellung zu Elisabeth. Aehnlich lauten des Herausg. Aeußerungen hinsichtlich des Todes der Maria: she was condemned by the unanimous sentence of the most respectable court, that ever sat in judgment, und: Every one knows how Mary was at last executed without the knowledge of Elizabeth.

Dav.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 27. May 1839.

G e t t i n g e n.

Der Liberalität des Herrn Grafen Anatole Démidoff in Paris verdankt unsere Bibliothek das folgende Prachtwerk, von dem wir das erste Heft bereits vor uns liegen haben:

Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie, exécuté en 1837 sous la direction de M. Anatole de Démidoff par MM. de Sainson, Le Play, Huot, Léveillé, Rousseau de Nordmann et Du Ponceau, orné de 65 gravures et d'un Album de 78 planches dessinés d'après nature par Raffet. Dédié à S. M. Nicolas Ier, Empereur de toutes les Russies. Paris 1839. 1. Livraison. 8.

Die vorliegende erste Lieferung enthält erst den Anfang der Reise bis Baden, mit 8 Kupfertafeln, die mit einem Gefolge von 21 Personen, unter denen auch Zeichner und Naturkundige sich befanden, ausgeführt ward. Indem wir unsern verbindlichsten Dank dem Hn Grafen darbringen, müssen wir die weitere Anzeige bis auf die Fortsetzung versparen.

P a r i s.

Bey Treuttel u. Würz, 1838: Des Hospices d'enfans trouvés en Europe et principalement en France depuis leur Origine jusq'a nos jours par Bern. Benoît Remacle, ouvrage couronné par l'Académie royale du Gard, par la Société académique des sciences et belles lettres de Macon, et par la Société des Etablissements charitables de Paris. 405 Seiten in Octav, nebst einem Hefte in Folio enthaltend 'Documens statistiques officiels'.

Vorstehendes Werk ist durch die Preisfragen von drey Academien in Frankreich hervor gerufen worden, und der Verf. ward von allen dreyen als Sieger anerkannt. Die aufgegebenen Fragen stimmen so ziemlich mit einander überein: die Acad. du Gard zu Nimes hatte gefragt, ob die Findelhäuser den öffentlichen Sitten nützlich oder schädlich seyen; die Academie zu Macon hatte Untersuchungen über die Ursachen der zunehmenden Zahl der Findlinge verlangt, und die Pariser Société des Etabl. charit. hatte die Frage im weitesten Umfange gestellt, und besonders geschichtliche Belege, Vergleichen der Gesetzgebung bey einzelnen Völkern zc. gewünscht. Der Verf., den wir aus seiner Darstellung als einen der höchst edeln und menschenfreundlichen Männer kennen lernen, welche ohne alle Nebenabsichten das Gute um seines selbst willen wünschen, gibt zuvörderst in einer Einleitung die Idee und den Plan seines Werkes an. Das Geschichtliche, von welchem er ausgeht, soll ihn zu den nöthigen philosophischen Reflexionen führen. Es soll zuerst der Ursprung der Findelhäuser nachgewiesen, und dann die Entscheidung folgender drey Fragen zum Ziele genommen werden: 1)

Soll man die 'Tours d'exposition' dulden oder unterdrücken? 2) Soll die Sorge für die Kinder eingeschränkt oder ausgedehnt werden? 3) Wer soll die Unterhaltungskosten tragen, das Hospiz, die Commune, das Departement, oder der Staat? Die Wichtigkeit der letzten Frage läßt sich aus der mitgetheilten Zahl der jährlich in Findelhäuser aufgenommenen ermessen, sie beträgt 32,000 Kinder, von welchen jährlich 12 — 13,000 entlassen werden, die meisten ohne Existenzmittel: die Kosten betragen jährlich über 10 Millionen, wahrlich für die, welche sie tragen müssen, kein unbedeutender Gegenstand! Die ersten 6 Kapitel enthalten eine Geschichte der Findelhäuser. Nachdem der Verf. das bey den Alten gebräuchliche Aussetzen der Kinder berührt, so zeigt er, daß die Sorge für verlassene Kinder erst dem Christenthume zu danken sey. Justinian errichtete die ersten Findelhäuser, 'Brephtrophia'. Der Verf. gedenkt der Sitte, welche Concilien des 5. und 6. Jahrhunderts geheiligt hatten, wo Kinder von Müttern in Nischen vor den Kirchthüren nieder gelegt wurden, damit jene von mitleidigen Menschen zu sich genommen würden. In Frankreich findet sich das erste Findelhaus in Montpellier, gegründet von Frère Guy 1180, und am Ende dieses Jahrhunderts finden sich ähnliche Institute zu Rom, Marseille, Bergerac und an anderen Orten. Guy ward von Innocenz III. nach Rom berufen, und ihm die Direction des Hauses St. Maria in sassia, zu ähnlichem Zwecke gegründet, übergeben: er starb daselbst 1208. Auch deutsche Städte blieben in der Einrichtung solcher Institute nicht zurück, so Einbek 1274, Nürnberg 1331. Nach Guy's Beyspiele waren sie sämmtlich dem heiligen Geiste gewidmet, was auch in Italien und Spanien statt fand. In

Frankreich war zur Aufnahme der Findelkinder das Pariser Spital zum heiligen Geist 1362, und das Lyoner große Spital 1523 eingerichtet. Der Verf. verbreitet sich (Kap. 4.) über die Einrichtungen der Findelhäuser des 14. 15. und 16. Jahrhunderts. Bis zum 17. Jahrhundert war der Zustand derselben bey den damals herrschenden Unruhen und Kriegen ein sehr trauriger, bis Vincenz von Paula das erste Findelhaus in Paris errichtete. Rührend ist die Erzählung, daß derselbe, von einer seiner Missionen nach Paris zurück kehrend, vor den Mauern der Stadt einen Bettler fand, der sich damit beschäftigte, die Glieder eines Kindes zu verunstalten. Vincenz entriß ihm das Kind, eilte damit durch die Straßen von Paris, rief die versammelte Menge zum öffentlichen Mitleid auf, und gründete einige Tage darauf das erste Spital. Später nahm sich besonders Ludwig XIV. desselben sehr an, und erhob das Findelhaus zu einer Staatsanstalt. Die Revolution von 1789 zerstörte zwar das heilige Werk wieder, ohne es zu wollen, denn sagt der Verf.: 'On en avait chassé la religion, et la religion était son principe de vie, son soutien. Admirables filles de St. Vincent, vous n'aviez pas même trouvé grace aux yeux des régénérateurs de France. Vous quittâtes cette famille d'adoption que votre charité enfantait chaque jour à la vie sociale. Avec vous disparurent les soins affectueux, la vigilance, le désintéressement, l'ordre. L'intérieur d'un hospice fut, comme la France, l'image du chaos'. Erst im Jahre 1804, mit Beginn der Kaiserzeit, fing man wieder an, das zerstörte herzustellen: das Decret vom 19. Januar 1811 enthält die weiteren Verhaltensregeln und Anordnungen, welche der Verf. mittheilt, und

zugleich mit critischer Feder beleuchtet. Auf eine Schauder erregende Weise hat indessen die Zahl der Findlinge zugenommen, da die Drehmaschine (Tour), in welche von außen das Kind gelegt, und von einer herbey geläuteten barmherzigen Schwester in Empfang genommen wird, die Uebergabe sehr bequem macht; wenn im J. 1784 40,000 Findelkinder gezählt wurden, so war im Jahre 1833 dieselbe zur Zahl 127,507 angewachsen! Die größte Sterblichkeit unter den Findelkindern, Mißbräuche aller Art u. erheben die anscheinend finanzielle Frage über das Fortbestehen der Findelhäuser zu einer wahrhaft socialen, und der Verf. sucht im weitem Verlaufe seiner Darstellung die Antwort darauf zu geben. — Das 7. Kapitel enthält den Standpunct der Ansichten über Findelhäuser, welche der Verf. von den angesehensten Männern so wohl Frankreichs als des Auslandes gesammelt hat. Zwey Hauptsysteme herrschen in Europa, das eine billigt, das andere verdammt die Findelhäuser. Die erste Abtheilung dieses Kapitels schildert den Zustand der Anstalten in denjenigen Staaten, welche Findelhäuser besitzen, also Rom, Italien überhaupt, Toscana (12 Findelh.), Spanien (69 Anstalten), Portugall (über dieses Land konnte der Verf. wenig erfahren), Oestreich, über diesen Staat verdankt er die Mittheilung nur einem Gesandtschafts-Mitgliede, denn, sagt er: *‘On sait que toutes les parties de l’administration publique, en Autriche, sont couvertes d’un voile mystérieux, que l’oeil de l’observateur parvient difficilement a pénétrer. Ce peuple craint autant l’esprit d’imitation de ses voisins, qu’il est peu jaloux de leur emprunter leurs coutumes. La specialité dans laquelle chaque fonctionnaire public est sévèrement renfer-*

mé, oppose un nouvel obstacle aux recherches. Il faut une patience et une persévérance véritablement allemandes pour découvrir, non toute la vérité, mais la plus petite partie seulement.' Dann folgen die Beschreibungen von Rußland und Belgien, la soeur de France, genannt. — In der zweyten Abtheilung gibt der Verf. die den Findlingen gewidmete Sorge in den Staaten an, welche keine Findelhäuser besitzen. Er spricht zuerst von England, welches zwar in London dem Namen nach ein foundling hospital besitzt, aber nie ein Kind aufnimmt, seit das Parlament die Erfahrung gemacht, daß die Zahl der aufgenommenen sich nach einigen Jahren der Einrichtung ungeheuer vermehrte. Die Kirchspiele sind gehalten, für die Findlinge Sorge zu tragen. Dieses englische System ward auch in Preußen und anderen deutschen Staaten angenommen, wo nur Waisenhäuser existieren, und somit für die eigentlichen Findlinge sehr schlecht gesorât ist. Die im 8. Kapitel aufgestellte Frage, sollen Findelhäuser geduldet werden? geht von dem hehren Gesichtspuncte des der menschlichen Natur tief eingepflanzten Mitleids aus: der Verf. beleuchtet die vier Arten, wie in den verschiedenen Staaten für solche unglückliche Geschöpfe gesorât wird, nämlich 1) durch Ueberlassung derselben an das Privat-Mitleid, 2) durch die Sorge für Waisen, 3) durch Aufnahme in die Findelhäuser mittelst der Drehmaschinen (Tours), 4) durch Empfang der Kinder aus den Händen der Eltern selbst. Fest mit den gesellschaftlichen Verhältnissen ist aber die Sorge für das Findelkind verknüpft, und nur allein durch wohl eingerichtete Findelhäuser übernimmt der Staat diese letztere. Um den Beweis der Nützlichkeiten dieser Anstalten zu führen, gibt der

Verf. (9. Kapitel) eine statistische Uebersicht der Populations=Vermehrung in Frankreich, untersucht den Zustand der Sitten, des Unterrichts und des öffentlichen Reichthums. Die Population von Frankreich hat sich vom Jahre 1784 (24,800,000 Seelen) bis zum Jahre 1836 zu der Zahl von 33,540,910 erhoben; dabey hat sich die Zahl der Heirathen gegen die gewöhnliche Meinung vermehrt, die Zahl der Geburten ist aber nicht gewachsen. Zu einigen Betrachtungen gibt aber die Tabelle Anlaß, woraus man ersieht, daß von 100 Conscribierten nur die Hälfte und oft noch weniger, von 100 nur 25, lesen und schreiben können. — Der Verf. gibt weiter eine General=Uebersicht von den Ausfektionen und ihrer wachsenden Zahl. Er zählt besonders vier Ursachen auf, Ruchlosigkeit, Elend, Mangel an moralischen und religiösen Begriffen, Vorurtheil: der Hauptgrund aber liegt in den mangelhaften Geseßen der Findelhäuser selbst. In dieser Beziehung zeigt der Verf. hauptsächlich das Schädliche der Drehmaschinen, wodurch es allein möglich wird, daß Kinder ohne weitere Nachricht über die Ursache ihrer Ausfektion zc. aufgenommen werden, 'Le tour, sagt der Verf., ou ce qui est la même chose pour nous, le système des admissions sans examen, agit comme cause déterminante dans la moitié, au moins, des expositions: à lui seul est une source aussi féconde en abandons d'enfans, que les mauvaises moeurs, les mauvaises doctrines, l'indigence; il est comme elles un fléau public'. Der Verf. erörtert weiter die Frage: sind diese Tours, italiänischen Ursprungs, Mittel, den Kindermord zu verhüten? Die Antwort fällt aber verneinend aus: die Anzahl der Kindermorde ist

troß der Vermehrung oder Verminderung der Tours immer dieselbe geblieben, jährlich ungefähr 98; die Nachtheile aber dieser Tours machen ihre Abschaffung im höchsten Grade wünschenswerth. — Der Verf. betrachtet dann das ältere französische System, zeigt seine Nützlichkeit, und schlägt die Erklärung der Mutter oder die Nachforschung nach einer stattgefundenen Entbindung vor. Auch will er Kinder aufgenommen wissen, deren Mütter zwar nach ihren Vermögensumständen Kinder ernähren könnten, die aber nicht wünschen, daß ihre Schande bekannt werde, und die Kinder daher gegen eine verhältnißmäßige Entschädigung an die Findelhäuser abgeben. In allen solchen Fällen muß aber das anvertraute Geheimniß streng bewahrt werden. Ueber die Aufnahme zu entscheiden, ist Sache der Verwaltung, es steht ihr zu, alle diejenigen Kinder zurück zu weisen, welche bey ihren Familien die nöthige Auferziehung erhalten können, und nur, 'scandal flagrant und denuement absolut' sollen berücksichtigt werden. Ueber jedes ausgesetzte Kind soll die strengste Controлле geführt werden, namentlich soll nachgewiesen seyn, daß gegen die Thäter die nöthigen Schritte vom Gerichte, aber ohne Erfolg, geschehen seyen; ganz arme Eltern sind berechtigt, ihre Kinder abzugeben, Mütter natürlicher Kinder gegen Bezahlung; die Anmeldungen geschehen kurz vor der zu erwartenden Geburt, falsche Angaben sollen aber gehörig bestraft werden.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. S t ü c k .

D e n 30. M a y 1839.

P a r i s .

Beschluß der Anzeige: Des Hospices d'enfans trouvés en Europe et principalement en France etc. par Bern. Benoît Remacle.

Der Verf. gibt darauf Vorschläge zum Erziehungssysteme in den Findelhäusern, und stellt als obersten Grundsatz auf, daß hier dasselbe geschehen müsse, was jede Familie an den Kindern zu thun verpflichtet sey, nämlich, die natürlichen Anlagen, welche jeder Mensch bey der Geburt mit bekommt, zur Reife zu bringen. Er erörtert ausführlich die Art und Weise der Erziehung, wobey er gegen die Sitte der Versehung der Findelkinder aus einem Departement in das andere eifert, eine Sitte, die hindern soll, daß die Mütter bey der Möglichkeit, ihre Kinder als Ammen wieder zu empfangen, dieselben aussetzen, und wobey man hoffte, daß selbst die Furcht der ewigen Trennung manche bewegen werde, ihr Kind wieder zurück zu nehmen. Traurig ist des Verfs Mittheilung, daß im ersten Jahre des Lebens 3 Fünftel der Kinder sterben. Daß aber die bisherigen Erzieh-

hungsmaximen in den Findelhäusern nicht die zweckmäßigsten seyen, sucht der Verf. zu beweisen: er schlägt eigene Erziehungshäuser und Arbeitsinstitute für Findlinge von gewissem Alter vor, zu deren näherer Einrichtung er die nöthige Anleitung gibt. Der Verfasser beantragt endlich eine neue Vertheilung der Kosten dieser Findelhäuser; sie sollen vertheilt werden: 1) an alle diejenigen, welche Kinder abgeben (die Lours sollen aufgehoben werden); 2) wo jene nicht bezahlen können, sollen es die Gemeinden, aus welchen die Kinder stammen, oder 3) das Departement (l'agglomération des communes) und 4) der Staat selbst (la réunion des départemens).

— Wir haben aus dieser anziehenden und ihren Gegenstand bis in die kleinsten Details erschöpfenden Schrift nur das nothwendigste hervor gehoben, um den Leser in den Stand zu setzen, über ein in das Wohl und Wehe der Gesellschaft so tief eingreifendes Verhältniß ein Urtheil zu fällen, gewiß wird er uns aber gern beystimmen, wenn wir zwar die von dem Verf. zur Abhülfe fehlerhafter Institutionen vorgeschlagenen Mittel im höchsten Grade anerkennen, dabey aber die feste Ueberzeugung aussprechen, daß mit den Veränderungen administrativer Einrichtungen dem Uebel allein nicht abgeholfen wird. Zügellosigkeit, Sittenverderbniß, Irreligiosität der vornehmern Welt, Armuth und jegliche Unterdrückung der menschlichen Gefühle aus Mangel an Erziehung der niedern Classe, das sind die Krebschäden, welche Findelhäuser in einem Staate hervor rufen; letzterer will zwar dadurch die unschuldigen Opfer der verderbten Zeit retten, aber die wahre Abhülfe liegt in der Verbesserung der angegebenen Ursachen, welche Kinder zu Findlingen machen: das egoistische Princip aber, welches unsere Zeit

so sehr auszeichnet, wird die Bearbeitung dieses Feldes noch weit hinaus rücken lassen, da es mit frommem Conventikelwesen, schönen Phrasen und wechselseitiger Erbauung einiger eng verbundenen Brüder und Schwestern nicht allein gethan ist.

Eduard Kasp. Jac. v. Siebold.

R e g e n s b u r g.

Berlag von G. Jos. Manz, 1838: Muhammed's Religion nach ihrer inneren Entwicklung und ihrem Einflusse auf das Leben der Völker. Eine historische Betrachtung von Joh. Jos. Ign. Döllinger, ord. Professor der Theol. an der Ludwig = Maximilians = Universität. 147 Seiten in Quart.

Die durch Ismael gleich den Juden von Abraham abstammenden arabischen Völkerschaften mochten in der frühesten Zeit auch die Religion Abrahams unter sich erhalten haben, waren aber dann Götzendiener und Gestirnanbeter geworden, bis einzelne Stämme sich später wieder zur jüdischen Religion bekannten, andere dagegen das Christenthum annahmen; außerdem waren auch die Juden und Christen selbst noch in mehrere Secten zerfallen. Alle diese verschiedenen Parteyen wieder zu einer Religion zu vereinigen, war zu Muhammed's Zeit das Bestreben mehrerer Männer, doch nur ihm allein gelang es durch seine Abstammung aus der vornehmsten Familie des angesehensten und mächtigsten arabischen Stammes der Coreisiten und durch Waffenglück, welches größtentheils erst nach seinem Tode die Einführung seiner Religion in Asien und Africa entschied. Muhammed lehrte die Einheit Gottes, dessen größter und letzter Prophet er sey; das Bekenntniß dieser Lehre genügte zur Aufnahme

in seine Religion, die übrigen Pflichten, welche sie auferlegte, waren keinesweges drückend, dagegen die Verheißungen sehr anlockend. Neben dem Nationalstolz, den Christen und Juden gegenüber auch eine Nationalreligion zu bekommen, war es besonders die Aussicht auf reiche Beute, welche die Araber unter die Fahnen des Islam sammelte, und die Fanatiker waren selbst begierig nach dem Tode für die neue Religion, welcher sie so schnell zu den vielfachen Genüssen des Paradieses führen sollte. Durch das beständige Ausströmen nach dem Heere wurde Arabien freylich entvölkert, und durch die Heereszüge, denen die zuerst gezwungenen Völkerschaften sich anschließen mußten, entstand eine Art von Völkerwanderung; aber überall, wohin die Araber kamen, zeigten sie sich als ein jugendlich kräftiges Volk, für alles Große empfänglich und begeistert.

Aehnlich dem Pentateuche ist der Coran Religions- und Gesetzbuch zugleich, und als Gesetzgeber hat sich Muhammed nur zu sehr nach den Sitten und Gewohnheiten der Nomaden-Araber gerichtet, so daß seine Verordnungen, da sie göttliches Ansehen genießen und deshalb unveränderlich sind, einer freyen Entwicklung schwer zu durchbrechende Schranken gesetzt haben. In einigen Puncten haben hier die Traditionen bessernd nachgeholfen, doch muß man selbst von den durch die besten Kenner für authentisch erklärten Aussprüche Muhammed's sehr viele für untergeschoben halten. Die Sunniten haben ganz andere Sammlungen davon, als die Schiiten, welche nur die auf Ali, Muhammed's Schwiegersohn, zurück geführten für echt halten. Statt der hier angeführten Beispiele hätte der Verf. passender die Autoren der sechs großen Traditions-Sammlungen nennen können und unter ihnen besonders

Abu Abdollah Muhammed Ben Ismail el-Bochari, geb. im J. 194, gest. 256. Er sammelte die Traditionen von mehr als tausend Lehrern zu Mekka, Medina, Damascus, Bochara, Merv, Balch, Herat, Nisabur, Rai, Bagdad, Wasit, Basra, Kufa, Misr und Dschezira, wußte 100,000 authentische und 200,000 apokryphische Traditionen auswendig und von wem er sie gehört und die Kette der Ueberlieferer; sein ganzer Vorrath bestand aber aus 600,000 Traditionen, aus denen er jedoch nur 7275 für sein Corpus authenticum auswählte; die Vorlesungen über das Werk hörten bey ihm 70,000, nach Hadshi Chalfa 90,000 Schüler. — Diese Traditionen, obgleich nur wenige auf die Dogmatik bezügliche Aussprüche darunter vorkommen, sind doch zur Kenntniß des Islam eben so wichtig, als der Coran selbst, da die äußeren Gebräuche, welche durch jene so genau bestimmt werden, den Muhammedanern die Hauptsache sind. Zu überreden oder zu überzeugen und zu belehren, ist nie die Sache der Muhammedaner gewesen, ihre Religion ist fast einzig und allein durch die Gewalt der Waffen ausgebreitet, und noch die neuere Zeit kennt Beyspiele der grausamsten und planmäßig unternommenen Verfolgung der Ungläubigen. Unter ihnen selbst sind zwar öfters bey der Sectenspaltung einzelne Männer umher gezogen, um die Anhänger anderer Secten auf ihre Seite zu ziehen, aber Missionäre zur Bekehrung der Ungläubigen sind von ihnen nie ausgegangen, und daß diese sich selbst belehren könnten, wird ihnen eher erschwert, als erleichtert. Indes haben doch die Türken und, was noch merkwürdiger ist, die siegreichen Mongolen freywillig den Islam angenommen, so daß er also heidnische Völker dem Götzendienste entriß und zur Anerkennung Gi-

nes Gottes gebracht hat. Auch im innern Africa hat er sich unter den Negern ohne Wassengewalt weit ausgebreitet und es scheint, als wenn er als Uebergangsstufe zur Einführung des Christenthums dienen soll.

Die dunkelste Schattenseite des Muhammedanismus bilden die Bestimmungen über die ehelichen Verhältnisse, indem sie das andere Geschlecht so sehr zurück setzen und herab würdigen. Zur Eingehung der Ehe bedarf es nur der Abschließung des Contractes vor dem Imam als Magistratsperson, und der Mann wird Gebieter über die Frau und kann nach Willkür über ihr Schicksal entscheiden. Die ganze Erziehung bereitet das weibliche Geschlecht schon auf dieses untergeordnete Verhältniß vor, indem es nicht einmahl einen ordentlichen Unterricht, auch keinen Religionsunterricht erhält, und in jüngeren Jahren von der Theilnahme am Gottesdienste in der Moschee ausgeschlossen ist, so daß ein wahrhaft religiöses Leben bey ihm sich gar nicht entwickelt. Die Polygamie ist nun zwar erlaubt, aber doch nicht sehr gebräuchlich, um so häufiger dagegen und noch nachtheiliger wirkend der Mißbrauch der Sclavinnen; indefs beiderley Verhältniß hat die gehässigsten Leidenschaften, die größtsten Laster und Verbrechen zur Folge. Nachdem in den Regentenfamilien die Söhne verschiedener Mütter gewöhnlich um die Erbfolge stritten und einer nur durch die Ermordung aller übrigen seine Herrschaft befestigen konnte, ist endlich der Brudermord sogar zum Reichsgesetz erhoben. Daß unter diesen Umständen eine Frau die Regierung an sich gerissen, ist wohl vorgekommen, aber immer zu ihrem eigenen und des Staates Verderben. — Die traurige Lage der Frauen wird noch verschlimmert durch die Leichtigkeit der Eheschei-

bung, indem das bloße Aussprechen der Trennungsworte von Seiten des Mannes dazu hinreicht, und die Einführung der Zeitehe, daß eine Frau sich vertragsmäßig auf eine bestimmte Zeit mit einem Manne verbindet, zeigt die gänzliche Erniedrigung und Verachtung des weiblichen Geschlechtes. Es ist natürlich, daß ein solches Verhältniß und die Ausschließung der Frauen aus der Gesellschaft auch auf die Männer nur nachtheilig einwirken kann; auf Rohheit und Ausschweifungen folgt frühzeitige Erschöpfung und Abstumpfung der geistigen Kräfte; und doch ist ein solches Leben nicht nur mit der Religion verträglich, sondern der Coran gibt selbst dazu die Veranlassung.

Bey weitem besser hat Muhammed für die Slaven gesorgt, er ermahnt zur Nachsicht und Schonung derselben und empfiehlt ihre Freylassung als ein verdienstliches Werk; daher haben viele Slaven das besondere Zutrauen ihrer Herren genossen, aber öfters haben sie sich auch über dieselben erhoben, sie haben Aufstände erregt und die circassischen Mamlucken haben in Aegypten sogar die Regierung an sich gerissen und sie 128 Jahre lang behauptet. Dies war indeß nur eine Folge der schlechten Regierungsform überhaupt: die Chalifen sollten, wie Muhammed, die höchste religiöse und politische Gewalt in sich vereinigen, und als sie die letztere mit der zunehmenden Macht der Sultane verloren, ließen sich diese, um wenigstens den Schein zu erhalten, noch von ihnen die Belehnung über ihre Staaten ertheilen; von Anfang an hatte es aber außerdem an einer bestimmten Successionsordnung gefehlt, so daß endlich der Grundsatz aufgestellt werden mußte, daß der Sieger der legitime Herrscher sey. Die Schiiten dagegen haben ihren Imamen die höch-

ste Gewalt beygelegt, und da diese von den Sunniten nicht anerkannt, vielmehr von ihnen unterdrückt und verfolgt wurden, so nahm Gott den zwölften Imam hinweg und machte ihn unsichtbar. Dieß geschah im J. 265 d. H. und seit der Zeit erkennen die Schiiten keinen Regenten als ihr rechtmäßiges Oberhaupt an, obgleich die persischen Könige aus der Soffi Dynastie sich gar für die Stellvertreter des letzten Imams ausgaben. So wie einst die Chalifen, so behauptet nun jetzt der Erbe ihrer Macht, der türkische Sultan, das Principat über alle Muhammedaner und wenn die Könige von Marokko und andere Fürsten nur seine geistliche Oberhoheit anerkennen, so haben viele andere sich noch immer von ihm bestätigen lassen, und in die Unabhängigkeitserklärung der Tartaren von Seiten Rußlands hat nach langem Widerspruche der Sultan endlich nur unter der Bedingung eingewilligt, daß sein Name noch fortwährend in dem Kirchengebete genannt werde. Christliche Oberherren werden von den Muhammedanern nie als legitime, sondern nur als Usurpatoren angesehen, deren Joch bey der ersten günstigen Gelegenheit mit vollem Rechte abgeschüttelt werden dürfe.

Aus dieser Verschmelzung der geistlichen und weltlichen Gewalt und aus der auf Eroberung gegründeten Militärherrschaft ist die absolut despotische Regierungsform der muhammedanischen Reiche entstanden und je nachdem das theocratizsche oder das militärisch = terroristische Princip vorherrscht, ist der Despotismus milder oder strenger; daher sind die persischen Könige immer grausamer und tyrannischer gewesen, als die Osmanen, bey denen die Corporation der Ulema ein Gegengewicht gegen die Macht des Sultans bildet. — Von Versuchen moslemischer Herrscher,

mit der muhammedanischen Religion wesentliche Veränderungen vorzunehmen, ist der des Kaiser Akber der merkwürdigste, wobey er gewiß die Absicht hatte, seine aus Muhammedanern und Hindus gemischten Unterthanen einander näher zu bringen; allein so weit er auch damit gekommen war und so viele Anhänger seine neue Lehre auch bey seinem Leben erhalten hatte, so zerfiel sie doch augenblicklich bey seinem Tode. Auch Nadir Schah's Pläne, den Persern die sunnitische Glaubensform statt der schiitischen aufzudringen, konnte nur so lange er lebte mit Gewalt ausgeführt werden, mit seinem Tode kehrten sogleich die früheren Verhältnisse zurück. Dagegen sind mehrere Regenten als Reformatoren aufgetreten, doch bestanden ihre Verbesserungen größtentheils nur in den grausamsten Verfolgungen der Häretiker, um sie wieder in die polizeyliche Zwangsanstalt des Islam zu bringen, worin die Nichtbefolgung oder Verletzung der äußeren Gebräuche aufs strengste bestraft wird und der Fürst im Namen der Religion die eigenmächtigsten polizeylichen Vorschriften machen kann. In diesen Bestrafungen zeigt sich recht deutlich die Geringschätzung der Muhammedaner gegen Menschenleben und ihre Lust der Mißhandlung und Verunstaltung des menschlichen Leibes, wovon der Grund zum Theil in der im Islam enthaltenen Begünstigung der Wollust liegt, vorzüglich aber in den zum Princip erhobenen Religionskriegen, da im Ganzen die Gesetzgebung des Corans mild erscheint und erst in der Folge Martern und Hinrichtungen häufiger werden. Wichtig ist hier auch der Umstand, daß die muhammedanische Religion keine eigentlich religiöse Vorbereitung zum Tode kennt, daß deshalb ein ausgesprochenes Todesurtheil augenblicklich vollzogen wird, während bey einigem

Ausschub gewiß mancher in der Hitze und Beraus-
 schung gegebene Mordbefehl wäre zurück genom-
 men worden. Die Gleichgültigkeit der Muham-
 medaner gegen solche Grausamkeiten ihrer Tyran-
 nen erklärt sich aus ihrem Prädestinationsglauben,
 der zugleich eine der Ursachen ihres tiefen politiz-
 schen und sittlichen Verfalls ist und in seinem
 Gefolge Stern- und Zeichendeuterey hat.

Endlich erscheint auch einmahl wieder ein Licht-
 punct des Muhammedanismus: die Empfehlung
 der Gastfreundschaft, selbst gegen Ungläubige,
 und des Almosengebens; freylich zeigt sich hier
 nur zu häufig bloß die äußere Form, welcher
 der innere Geist thätiger Nächstenliebe fehlt, und
 der Antrieb zur Mildthätigkeit sind theils das
 Gesetz, theils die verheißenen Belohnungen in je-
 ner Welt. Indesß verdankt doch die moslemische
 Nation alle ihre Moscheen, Klöster, Schulen,
 Academien, Hospitäler und sonstige Versorgungs-
 anstalten einzig und allein den milden Stiftun-
 gen der Regenten oder der Privatpersonen, und
 die Heiligkeit der damit verbundenen Vermächtnisse
 zum Unterhalt für Lehrer, Schüler, Kranke
 und Gebrechliche ist in allen Zeiten anerkannt (ei-
 ne merkwürdige Stelle hierüber kann man noch
 vergleichen bey Mor'i (Marai), Geschichte der
 Regenten in Aegypten, in Büsching's Magazin
 Th. 5. S. 421). Nur der Pascha von Aegypten
 hat vor einigen Jahren die Güter der Moscheen
 eingezogen und ihnen dafür ein kümmerliches Ein-
 kommen aus der Staatscasse angewiesen. — Dies
 führt den Verf. auf die Betrachtung des mosle-
 mischen Kirchenwesens: der Islam kennt kein ei-
 gentliches Priesterthum, weil er kein wahres Op-
 fer hat; die Religionsdiener, der Prediger, Vor-
 leser und Vorbeter, die weiter nicht ordiniert
 werden, gehören zu den Ulemaß, und stehen in

der Rangordnung unter den Richtern, die aus ihnen gewählt werden; sie haben mit der Gemeinde als Seelsorger nichts zu thun, da es keine Symbole und Sacramente gibt; der Gottesdienst besteht im Vorlesen des Corans und gewisser Gebetsformeln. Bilder in der Moschee zu haben, ist gänzlich verboten, und der Freytag, als der bey den Muhammedanern dem Hauptgottesdienste gewidmete Wochentag, ist kein Feiertag oder Ruhetag, sondern es werden an ihm alle Geschäfte wahrgenommen und wichtige gern an ihm begonnen. Das einzige Jahresfest Beiram von zwey Tagen, von denen der erste dem Aufhören der Fastenzeit, der andere dem Andenken an das Opfer Abrahams gewidmet ist, hat so wenig ein eigentlich religiöses Moment, als andere bloß von den Schiiten gefeyerte Feste. Da der Coran und die Traditionen so wenig Dogmatisches enthalten, so wurde früher in Glaubenssachen die höchste Autorität den Chalifen zuerkannt, von denen aber einige in den Ruf der Kecherey kamen, wie z. B. diejenigen, welche die Erschaffung des Corans statt seiner Ewigkeit behaupteten. Vier Parteyen gelten als orthodox, fast siebenzig andere als Kecher, und eine Entscheidung ist um desto schwieriger, je mehr, wie es gewöhnlich der Fall ist, die Politik dabey mit ins Spiel kommt. Im osmanischen Reiche haben die Ulema die höchste moralische, wie politische Entscheidung, welche selbst der Sultan nicht leicht umzustossen wagt, da jene bey der Wolke in so hohem Ansehen stehen und vormahls durch die ihnen ergebenden Janitscharen ihre Ansichten thatkräftig unterstützen konnten; jedoch haben sie meistens nur zu gern nach dem Willen des Sultans entschieden. In Persien stehen die Richter und Religionsdiener nicht so hoch, indefs bey

Volke in solchem Ansehen, daß sie dasselbe in manchen Fällen gegen die Tyranny der Regenten in Schutz zu nehmen wagen dürfen.

Nachdem nun der Verf. von den verschiedenen Gesellschaften der Dervische gesprochen, und ihre gänzliche Verschiedenheit von den christlichen Mönchen, mit denen sie oft verglichen sind, gezeigt hat, kommt er zu dem am ausführlichsten behandelten Gegenstande seiner Schrift über die moslemischen Secten und häretischen Parteyen: er zeigt zuerst, wie der Gegensatz der Einen Kirche und der Secten im Islam eigentlich nicht vorhanden ist und geht dann die Hauptsecten durch, wobey er zugleich die vorzüglichsten Streitpuncte hervor hebt und bey einigen die Aehnlichkeit und den Zusammenhang mit christlichen Secten nachweist. — Zuletzt wirft er noch einen Blick auf den Gang der moslemischen Staatsgeschichte und den Wechsel der Dynastien. Die ersten Chalifen wurden gewählt, in der Folge wurde das Chalifat erblich; dadurch kamen bald nur Fürsten auf den Thron, welche in den Harem zu Wollüstlingen und Tyrannen erzogen waren und mehrere der Ommajjaden werden dieser oder jener Kezerey beschuldigt. Die Abbasiden konnten nicht wieder gut machen, was jene verdorben hatten und auch von ihnen waren einige offene Begünstiger häretischer Lehren; ihr Ansehen sank, wie ihre Macht, besonders nachdem sie sich mit einer Leibwache türkischer Soldaten umgeben hatten. Diese wußten sich immer mehr Gewalt zu verschaffen, so daß sie endlich fast ein Jahrhundert hindurch die Ernennung der Chalifen bestimmten, bis sie von einer anderen Dynastie verdrängt wurden. In den von Bagdad entfernten Provinzen hatten schon früher nicht nur mehrere Statthalter fast ganz unabhängig regiert,

sondern auch einzelne Männer aus der Hefe des Volkes sich zu Herrschern aufgeschwungen; so waren der erste Soffaride und der erste Samanide Straßenräuber gewesen; auf die Gaznewiden folgten die Gauriden, welche wieder von den Chowarezmschah's verdrängt wurden, bis Dschingischan auch diese unterwarf. Die Geschichte der africanischen Staaten und noch mehr die von Persien zeigt ganz ähnliche Staatsumwälzungen und nur das osmanische Reich macht hiervon eine Ausnahme, indem nun schon 500 Jahre dieselbe Familie den Thron inne gehabt hat; der Grund hiervon liegt hauptsächlich in dem tief gewurzelten Glauben, daß der Bestand der Nation an die osmanische Dynastie geknüpft sey, so daß keine Revolution so weit gegangen ist, die ganze Familie zu bedrohen. — In der Schlußbetrachtung spricht endlich der Verf. die Ansicht aus, daß wohl nach göttlichem Rathschlusse die muhammedanische Religion dazu bestimmt gewesen sey, im Oriente den Verunstaltungen des Christenthums ein Ende zu machen, um besserer Zeiten zu harren und im Occident die Völker zu züchtigen und aus ihrer Lethargie aufzurütteln; er erinnert an die Bedrohung des byzantinischen Reiches durch Othman, Frankreichs durch die Mauren, Italiens durch die Aglabiten und Constantinopels durch die Seltschuken. Jetzt hat das Reich der Osmanen längst seine Macht, seinen Glanz und seine Selbständigkeit verloren, die einst blühenden Provinzen sind verödet und alle religiöse und wissenschaftliche Institute in Verfall gerathen; von der Unsittlichkeit und Lasterhaftigkeit der islamitischen Völker ließe sich ein grauenhaftes Bild entwerfen, und nahe ist gewiß die Zeit, wo die unter ihnen selbst verbreitete Weissagung in Erfüllung gehen wird, daß ihr Reich durch

die Christen, durch die Söhne des Nordens, werde zerstört werden.

Es ist nicht zu verkennen, daß diese Schrift manche treffende Bemerkung enthält, wie denn auch der hier im Allgemeinen gegebene Inhalt überall durch passende Beispiele erläutert wird; nur ist offenbar der Verf. gegen Alles, was Muhamedanisch heißt, zu sehr eingenommen.

J. W.

Heidelberg und Leipzig.

Ben K. Groos. Die Sparkassen in Europa. Darstellung der Statutenmäßigen Einrichtungen der großen Mehrzahl von solchen in Europa, mit einer Nachweise des Betrages der in denselben aufgesammelten Ersparnisse, nebst Ansichten über die sach- und zweckmäßige Bildung der Einrichtungen für die Verwaltung solcher Anstalten von C. A. Frhn v. Malchus, königl. Württemberg. Finanz-Präsid. 2c. XLVIII u. 353 S. nebst Beilagen von 60 Seiten. gr. 8. (5 Fl. 24 Kr.)

Der würdige und gelehrte Verfasser dieser Schrift hat sich schon seit mehreren Jahren für das Sparcassenwesen sehr interessiert, indem er in seinen verschiedenen Schriften auf dasselbe hinwies und in Nau's Archiv der polit. Decon. manche Ergebnisse von Sparcassen veröffentlichte. Der Gegenstand ist in vielen Hinsichten höchst wichtig, weil er in den wirthschaftlichen und sittlichen, ja selbst in den intellectuellen und politischen Zustand der arbeitenden Volksklassen tief eingreift und zu dem Wohlstande dieser außerordentlich viel beyträgt und ein höchst wichtiger Theil der Armenpflege ist. Bey dem Zunehmen des fabrikmäßigen Betriebes der Gewerbe; bey dem Anwachsen der arbeitenden, namentlich die-

nenden Volksclassen; bey dem Ausdehnen der Herrschaft der materiellen Interessen in allen Staaten Europas; bey dem Eindringen des Luxus und der Verweichlichung in alle Volksclassen, namentlich in die unteren, welche beide Uebel am wenigsten brauchen können, und bey den stätz dringender werdenden Klagen über Nahrungslosigkeit und Verarmung müssen die Wirkungen der Sparcassen eine um so größere Ausdehnung und Veröffentlichung erhalten, je nothwendiger sie sind und je sorgfältiger die Staatsverwaltungen sich derselben annehmen sollen, wenn sie vielen Uebeln und Gebrechen im Volksleben begegnen wollen.

Der Verf. will daher zur allgemeinem Verbreitung der Kenntniß der Einrichtungen der bestehenden Anstalten und zu einer solchen ihres Erfolges, in so weit als dieser sich in Zahlen reasumiren läßt, beytragen und hierdurch zur vollkommeneren Ausbildung, deren manche derselben zu bedürfen scheinen, Anlaß geben. Er erwirbt sich wegen dieser Darstellungen um die Menschheit, um das Wohl der Völker und Staaten großes Verdienst, weil die vollkommnere Ausbildung der Einrichtungen der Sparcassen, die Lösung ihrer Aufgabe, die Erfüllung ihres Zweckes und die Bekanntschaft mit ihrem Wesen gleich allen anderen durch die Bedürfnisse des gesellschaftlichen Lebens hervor gerufenen und durch ihre Einwirkungen in diese tief eingreifenden Anstalten, durch eine umsichtsvolle und sorgfältige Beobachtung des Erfolges der bestehenden bedingt sind und bey ihrer Errichtung die Anwendung der gesammelten Erfahrungen und Ergebnisse die sichersten Anhaltspuncte darbietet, welche die Erfolge meistens begründen und wahrhaft wirksam machen helfen.

Diese Ueberzeugung hat den Verf. zur Sammlung der Statuten einer großen Anzahl von Sparcassen in Deutschland, in der schweiz. Eidgenossenschaft nebst einigen andern Ländern und von Notizen über diejenigen in Frankreich und im britischen Reiche veranlaßt; er begleitet sie mit Ansichten hinsichtlich der sach- und zweckmäßigen Bildung der Normen und Formen für die Verwaltung dieser Anstalten, welche er sich aus ihrer Vergleichung gebildet hat. Da alle, mit Ausnahme von wenigen, von Privat-Vereinen oder Körperschaften errichtet wurden, so herrscht in ihrer Einrichtung und Behandlung eine große Verschiedenheit und Manigfaltigkeit und werden manche nicht einmahl bekannt, worin man daher einen wesentlichen Theil des Verdienstes für den ehrwürdigen Verfasser zu suchen hat. Die hohe Wichtigkeit derselben für diejenigen Volksklassen, deren Wohlseyn und Begründung eines gebesserten, wirthschaftlichen Zustandes sie bezwecken, namentlich der Fabrikarbeiter und dienenden Classen, ergibt sich aus der Größe der ersparten Summen, aus dem Zuwachse der Einlagen durch Zinseszinsen, aus dem wohlthätigen Einflusse auf den Bestand der Gesellschaft und aus dem besonderen Umstande, daß in ihrer möglichsten Verbreitung ein Hauptmittel zu suchen ist, dem mit der raschen Vermehrung der Bevölkerung in fast allen europäischen, besonders gewerb- und fabrikreichen, Staaten eng verbundenen und zum Schrecken der meisten Verwaltungen sich stäts vergrößernden, allmähliche Zerrüttung drohenden Pauperismus zu begegnen, oder doch wenigstens vielen Uebeln desselben abzuhelpen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 1. Junius 1839.

Heidelberg und Leipzig.

Beschluß der Anzeige: Die Sparkassen in Europa. Von C. A. Frhn v. Malchus.

Ref. wünscht daher im Interesse der Menschheit, des Volks- und Staatswohles, die Schrift möge in den Händen aller, welche sich für die Sache interessieren und zur Beförderung ihres Erfolges in größeren und kleineren Gemeinden, in volk- und fabrikreichen Städten und Gegenden beitragen können, die gewünschte Belehrung hervor rufen und unter die niedere Volksclasse verbreiten, um bey dieser den Sinn für die Sparsamkeit zu erwecken und bey ihr die Ueberzeugung hervor zu rufen, daß die Masse der gesammelten Capitalien viel mehr durch eine Menge kleiner Sparpfennige der großen Mehrzahl des Volkes, als durch die großen Ersparnisse der verhältnißmäßig geringen Zahl der Reichen gebildet werde; daß auf das stehende Capital und auf alles, was die Production begünstigt, nichts so kräftig und entschieden wirkt, als Sparsamkeit und Sammelgeist, und daß diese zwey Grundpfeiler des Volkswohles im Laufe der Zeiten jene Staunen erre-

genden Capitalien der civilisirten Nationen erzeugen, welche sich hier und da finden. Er bemühet sich, in kurzen Angaben die Schrift zu characterisiren und zu ihrer Verbreitung Einiges beyzutragen.

Sie zerfällt an und für sich in drey geschiedene Abtheilungen, deren erstere als Einleitung solche Andeutungen in Betreff der organischen und Verwaltungs = Anordnungen und Einrichtungen der Sparcassen enthält, welche des Verfs Ideen und Ansichten, die er aus dem Studium der Einzelnen und ihrer Erfolge abgeleitet hat, veröffentlichen und mit denjenigen Gesichtspuncten bekannt machen, welche geeignet erscheinen, die Einwirkungen zu vergrößern und mit wenigerem Aufwande doch größeren Nutzeffect zu erzielen. Diesen Erläuterungen folgt von S. 1—353 eine Uebersicht der in Deutschland nach seinem ganzen Umfange, in der Schweiz, Eidgenossenschaft, in dem Königreiche Belgien und einigen anderen nicht deutschen Staaten, in Frankreich, im britischen Reiche und in Italien bestehenden Sparcassen. Die Beylagen (S. 1—60) enthalten Statuten und Reglement der ersten österreichischen Sparcasse; Fundamental = Anordnungen in Betreff der Sparanstalten in Aachen; Statuten der Privatgesellschaft in Carlruhe; dann mehrere Verordnungen in Frankreich und Nachweise der Orte, wo sich in diesem Reiche Sparcassen befinden, und wie groß die Anzahl der Theilnehmer an denselben und der Betrag der am Ende December 1837 aus jedem Departement in ihnen deponierten Gelder ist.

Die Einleitung ist unstreitig der wichtigste Theil der Schrift, weil er nicht allein der Theorie in staatswirthschaftlicher und finanzieller Beziehung einen wesentlichen Vorschub verschafft,

sondern auch auf die Mängel und Gebrechen aufmerksam macht, welche solchen Instituten ankleben und ihren günstigen Erfolg nicht selten sehr schmälern, und weil er zugleich die Wege bezeichnet, auf welchen ein sicheres und Nutzen bringendes Vorwärtsschreiten möglich ist. Der durch seine staatswirthschaftlichen Untersuchungen berühmte Verf. erkennt in der mit der im Allgemeinen so rasch fortschreitenden Vermehrung der Volksmenge verbundenen Vergrößerung der Anzahl der Hilfsbedürftigen und Armen einen nagenden Krebs, welcher den Fortbestand des durch gesteigerte Cultur und fortschreitend blühendere Entfaltung des Industriesystems gewonnenen Nationalreichthums unabweislich gefährden müsse. Er bekennt sich theilweise zur Theorie von Malthus und seiner Anhänger und findet in dieser Erscheinung eine Schattenseite der Erfolge seines Systems.

Wenn gleich diese Theorie nicht ganz richtig ist, so hat sie doch Manches für sich und macht die Regierungen aller Staaten auf die Nothwendigkeit der sorgfältigsten Betrachtung des Pauperismus, auf sein Fortschreiten und auf die Pflicht zur Förderung aller Anstalten aufmerksam, durch welche dem Verarmen entgegen gewirkt werden kann. Die Sparcassen nehmen in Bezug auf Sicherstellung der Existenz, auf Sparsamkeit und Arbeitsamkeit, auf den wirthschaftlichen, sittlichen und geistigen Nutzen für alle Volksklassen und auf die Wichtigkeit in nationalöconomischer und politischer Hinsicht die erste Stelle ein, wie der Verf. zwar kurz, aber doch sehr treffend darthut. Da die Engländer das Verdienst der ersten Errichtung einer solchen Anstalt dem Pfarrer Duncan in Schottland zuschreiben, so zeigt der Vf., daß das Verdienst der Priorität Deutschland ge-

hört, indem in Hamburg schon seit 1778, in Oldenburg seit 1786, in Kiel seit 1796, in Altona und Göttingen seit 1801 solche Anstalten bestanden, die von Duncan errichtete aber erst 1810 entstand. Freylich stieg von 1814 bis 1817 in England und Wales ihre Anzahl zu 101, wogegen bis 1817 in Deutschland keine Vermehrung derselben statt fand; allein seit 1818 bis Ende 1837 wuchs sie hier bis zu 201 an.

Mit Recht rügt er die vielerley Förmlichkeiten und Complicierung des Geschäftsverkehrs mit den Theilnehmern, die Vorschriften der zu langen Kündigungsfristen und manche Einrichtungen, welche den vollen Genuß der Vortheile, welche das Institut gewähren könnte, verkümmern und den Zweck mehrfach stören. Die oft eigensinnigen Handlungen des Verwaltungspersonals und andere Verhältnisse vereiteln allerdings manches Gute; übrigens sind nicht alle Hindernisse in der Praxis zu beseitigen, wie es die Theorie und die ideale Einrichtung fordert. Der Verf. hebt die Prämiencassen und Privatsparvereine im Besonderen hervor, indem der Zweck der ersteren darin besteht, die Theilnehmer durch besondere Vortheile zur Beharrlichkeit im Ersparen aufzumuntern und in dieser zu bestärken; der der letzteren aber, solchen Individuen, welche statutenmäßig von der Theilnahme ausgeschlossen sind, eine Gelegenheit zum gleichmäßigen Genuße ihrer Vortheile zu eröffnen. Beide Modificationen würdigt er zwar kurz, aber gründlich gegen die Ansichten Anderer, worunter besonders Hermann in München (Ueber Sparanstalten im Allgemeinen. Münch. 1835) vielfach angeführt und widerlegt wird. Referent kann sich in das Besondere der Polemik nicht einlassen, weil sie ihn zu ausgedehnt werden ließe. Man erkennt an den Darstellungen, daß Her-

mann sehr in den Hintergrund gedrängt und von dem Verf. weit übersehen wird.

Unter anderen Ansichten bemühet sich Hermann, zu beweisen, daß Sparcassen vorzüglich nur in größeren Städten, in welchen viel Handel getrieben werde, und viele Personen leben, welche ihre Ersparnisse gar nicht anders als durch Ausleihen nutzen können und wo die Dienstboten einen hohen Geldlohn haben, nicht aber da gedeihen können, wo die Städte klein sind, der Landbau vorherrscht, weil der selbständige Landwirth seine Ersparnisse meist vortheilhafter auf den Landbau verwendet. Er scheint wohl die Thatsache nicht beachtet zu haben, daß die Erfahrung solche Cassen besonders in kleinen Städten und auf dem platten Lande als sehr blühend und einflußreich erweist und daß ihr Gedeihen weit mehr gesichert ist, als in großen Städten. Der Verf. begegnet dem Unhaltbaren der Ansichten Hermann's mit Humanität und Scharfsinn, und bietet dem Leser sehr viel Stoff zum eigenen Nachdenken dar.

Viele Sparcassen sind von Privatvereinen, noch mehr von Magistraten und nur wenige von Regierungen oder von speculierenden Privatunternehmern gegründet. Die letzte Gründungsart scheint die geringste Empfehlung oder Begünstigung zu verdienen wegen der möglichen Gefährdung der Theilnehmer, wie namentlich Hermann, erörtert; jedoch werden manche Bemerkungen als ungegründet und unhaltbar nachgewiesen und wird dabei gezeigt, daß auf manche Rügen kein besonderes Gewicht zu legen ist, woraus wiederholt hervor geht, daß Hermann seinen Gegenstand weder gründlich erwogen, noch umfassend beurtheilt, sondern häufig nur oberflächlich behandelt. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen stellt

der gelehrte Verf. sechs wesentlichere Punkte auf, durch welche der Bestand und der mehr oder weniger blühende Erfolg einer Sparcasse bedingt ist, nämlich: 1) niedrige Festsetzung des Betrages einer Einlage nebst eines Wochentages für die Annahme und Bildung von Succursalen; 2) angemessene, so viel als thunlich der landüblichen gemäße Verzinsung der eingelegten Gelder, möglichst baldige Verzinsung nach der Einlage und Gestattung des Zuschlagens der Zinsen zum Capitale; 3) Sicherstellung der Theilnehmer hinsichtlich der beliebigen Verfügung; 4) möglichst sichere Anlegung der Gelder; 5) Bildung eines angemessenen Reservefonds zur Deckung von Verlusten und Verwendung des Ueberschusses auf eine für die Theilnehmer vortheilhafte Weise und endlich 6) Veröffentlichung der Verwaltungs-Ergebnisse am Ende jedes Jahres.

An diese Grundlagen und Bedingungen reiht der Verfasser noch das Postulat an, daß der Geschäftsverkehr der Theilnehmer mit der Anstalt möglichst vereinfacht, durch Beseitigung aller nicht unbedingt nothwendigen Förmlichkeiten erleichtert und so geordnet werde, daß er für sie mit dem möglichst geringsten Zeitverluste verbunden ist. Die große Verschiedenheit in der Erfüllung der angeführten Bedingungen ergibt sich aus dem Nachweise der statutenmäßigen Einrichtungen der meisten europäischen Sparanstalten. Daher gereicht es dem Verf. zum besondern Verdienste, die erheblicheren Divergenzen mit dem Erfolge zusammen gehalten und verglichen zu haben, weil die daraus abgeleiteten Resultate bey der Gründung neuer, oder bey der Reconstituierung bereits bestehender Sparcassen als leitende Gesichtspuncte dienen können.

Die angeführten Postulate betrachtet der Vf.

nach der ihm eigenthümlichen Gewandtheit und Sachkenntniß. Hinsichtlich des ersten bezeichnet er die Volksclassen, für welche die Sparcassen vorzugsweise bestimmt sind, bespricht die Größe und Zeit der Einlage, die Constatierung der Ansprüche der Theilnehmer hinsichtlich der Ausstellung von losen Scheinen oder der Ausfertigung von Sparcassen-Büchern und ihrer Führung und das Eintragen der Theilnehmer und berücksichtigt alle Verhältnisse, welche für die Errichtung oder Verbesserung der Anstalten wichtig sind. Besondere Belege aus bestehenden dienen stets zur Begründung.

Rücksichtlich der Verzinsung beweist der Verf., daß die Ermäßigung des Zinsfußes auf die Theilnahme nicht dauernd nachtheilig wirkt, daß eine zu weite Hinausschiebung des Anfangspunctes des Zinsgenusses das Interesse der Theilnehmer gefährdet, daß die Unordnung drückend ist, wornach für Einlagen, welche vor einem bestimmten Zeitpuncte, oder ehe sie eine vorgeschriebene Größe erreicht haben, zurück genommen werden, keine Verzinsung statt findet, wie bey mehreren bayerischen Anstalten, z. B. in München, Nürnberg, Anspach &c., der Fall ist, und daß die zinslose Aufbewahrung eines Cassenvorrathes nach Zeit und Umständen wohl ermessen werden muß. Der Verf. differiert in seinen Ansichten hier und da mit anderen Staatswirthten, spricht sich aber so gründlich und gehaltvoll aus, daß man seinen Behauptungen und Vorschriften den Beyfall nicht versagen kann; jedoch geht er hier nicht polemisch zu Werke.

Die Verbindung der Sparcassen mit Leih- oder Pfandhäusern sucht man wohl durch mancherley Gründe zu rechtfertigen; allein man erwägt diese nicht sorgfältig und übersieht die Schat-

tenseite, welche z. B. darin sich zeigt, daß sie zu leichtsinniger Verschwendung für frivole Genüsse verlocken, zu vielerley Verbrechen verleiten, nur als ein sehr zweydeutiges Schutzmittel gegen das Verarmen zu betrachten und mit wirthschaftlichen, sittlichen und politischen Nachtheilen verbunden sind, welche ihrem Errichten Hindernisse in den Weg legen sollten. Verf. hält sie für weit gefährlicher und nachtheiliger, als sie gewöhnlich dargestellt werden, weil sie im Besonderen die Wege eröffnen, die Forderungen des Luxus zu befriedigen und oft ganze Familien ins wirthschaftliche und moralische Verderben stürzen. Mag man sie auch wegen der leichten Verwendung der Sparcassengelder sehr in Schutz nehmen; sie gewähren für diese doch nicht so viele Vortheile, als sie mit Nachtheilen verbunden sind. Den zwey anderen Benutzungsarten jener Gelder, nämlich der Ausleihung gegen sichere Hypotheken und Anlegung in öffentlichen oder Staatsfonds schenkt der Verf. mehr Aufmerksamkeit. Auf den Grund, daß die größere Disponibilität der in den Staatscassen deponierten Fonds in Fällen eines Bedarfs erheblich sey, legt er gegen die Ansicht Hermann's darum weniger Gewicht, weil der Vortheil auch bey der Anlegung auf Hypothek durch geeignete Maßregeln erreicht werden könne. Vortheile und Nachtheile der den vierten Gesichtspunct betreffenden Verhältnisse erwägt der Verf. sorgfältig, ohne auch nur im mindesten eine Lücke zu lassen, mit besonderer Hinweisung auf ein gut eingerichtetes Hypothekenwesen, welches freylich in vielen Ländern noch bedeutenden Gebrechen unterworfen ist.

In wie fern eine völlig gleichförmige Ausbildung der organischen Einrichtung der Sparcassen aus verschiedenen Ursachen eben so wenig thun-

lich ist, als eine solche der Normen und Formen für die Behandlung der Geschäfte, erörtert der Verf. nur kurz, worauf er zur Nachweisung der Nothwendigkeit des Vorhandenseyns oder der Bildung eines Dotationsfondes zur Deckung des Aufwandes, und eines Reservefondes zur Ergänzung des Verwaltungs-Aufwandes bey der Gründung von Sparcassen übergeht, und seinen Vortrag mit der Bemerkung schließt, daß er dadurch eine vollständige Erreichung der Zwecke beabsichtigt habe. Dieses Ziel hat er vollkommen erreicht, wie jedem unbefangenen urthellenden Sachkennner aus dem bedachtsamen Lesen der Andeutungen sich ergeben wird. Refer. hat wohl hier und da Meinungen gefunden, welche mit der Praxis sich nicht unbedingt vereinigen lassen; allein sie betreffen keine Hauptmomente und lassen sich in der Anwendung selbst leicht ausgleichen.

Mitteltst der Darstellung der statutenmäßigen Einrichtungen der Sparcassen und der finanziellen Ergebnisse ihrer Verwaltung will er Kenntniß der Eigenthümlichkeiten, der mehr oder weniger vollständigen Erreichung der Zwecke und manigfache Belehrung durch die Vergleichung der deutschen Anstalten mit denen im britischen und französischen Reiche erzielen. Bekanntlich haben die größeren Vortheile, welche in letzterem den Theilnehmern zufließen, den Wunsch ihrer Uebertragung auf die deutschen Anstalten angeregt. Allein es scheint, daß man die gänzliche Verschiedenheit in allen wirthschaftlichen und politischen Einrichtungen, welche die Gewährung jener Vortheile in jenen beiden Reichen eben so sehr erleichtern, als in den deutschen Ländern unthunlich machen, nicht vorsichtig genug gewürdigt und berücksichtigt hat, wozu der Verf. in seiner Uebersicht mittelst der den Einrichtungen hier und

da beygefügten Bemerkungen und Verbesserungen, Erläuterungen und Beurtheilungen die belehrendste Gelegenheit darbietet.

Das Eingehen in das Einzelne jeder Anstalt, oder auch nur das Characteristische der in jedem Lande bestehenden Anstalten ist nicht möglich, weswegen sich Refer. mit der Angabe der Länder begnügt, von welchen jene übersichtlich dargestellt sind. Vom österreichischen Kaiserstaate wird die erste Sparcasse in Wien und die allgemeine Versorgungsanstalt daselbst aufgeführt. Dann folgen unter 25 Rubriken die Sparcassen in den verschiedenen Orten des Königreichs Würtemberg, denen der Verf. besondere Aufmerksamkeit schenken konnte, weil er mit denselben in engster verwaltenden Berührung stand. Aehnlich verhält es sich mit den unter 5 Rubriken dargestellten Anstalten in Baden, weil der Verf. schon seit vielen Jahren seinen Wohnsitz in Heidelberg hat und mit den ersten Männern dieses Staates in naher Berührung steht.

Für das Großherzogthum Hessen gibt er in 10 Rubriken die bestehenden Sparcassen an, welche zugleich beweisen, daß man in diesem Lande dieselben mit viel Vorliebe behandelt und von dem wohlthätigen Einflusse derselben schon ziemlich allgemein sich überzeugt hat. Eben so werden auch für Bayern 10 Rubriken aufgestellt und die Anstalten in den einzelnen Städten, 53 an der Zahl, namhaft gemacht. Am Ende folgt eine Generalübersicht des Activ- und Passivstandes aller in Bayern bestehender Cassen, woraus sich ergibt, daß ihre Anzahl 63, der Activstand bis Ende 1835 die Summe von 5,585589 und der Passivstand 5,503654 Fl. beträgt und sich das Total der Einlager um die große Summe von 1,056404 Fl. vergrößert hat.

Diesen Angaben folgen die Sparcassen von Frankfurt, Nassau, Hessen, Königreich Sachsen und den sächsischen Herzogthümern, von Hannover, Oldenburg und den übrigen Herzogthümern und freyen Städten. Für das Königreich Preußen werden sie nach den besonderen Provinzen und für die Schweiz nach den einzelnen Kantonen dargestellt, woraus man leicht entnehmen kann, in welchen Gegenden die Gesinnung für sie vorherrschend und der Wohlstand allgemeiner begründet ist. Aehnliche Uebersichten wie bey Bayern, beschließen die Angaben der Sparcassen in Preußen und in der Schweiz und geben eine Vermehrung der Einlagen, also eine Ausdehnung der Anstalten zu erkennen, was als höchst erfreulich anzusehen ist.

Im Königreiche Belgien, in den Niederlanden und dem Herzogthume Schleswig, besonders in ersterem und letzterem, bestehen ziemlich viele Anstalten, welche jedoch die Ausdehnung nicht haben, wie die in Frankreich, Großbritannien und Irland, welche daher besonders ausführlich beschrieben werden. Nachdem endlich noch die Uebersichten der Sparcassen von Italien mitgetheilt sind, erfolgt eine allgemeine Uebersicht sämmtlicher Anstalten für Ersparungen in allen vorher genannten Ländern am Ende der Jahre 1836 und 1837, woraus man ersieht, daß überhaupt 1160 solcher Cassen vorhanden sind und in ihnen die Summe von 495,344,796 Fl. eingelegt ist. Von jenen kommen 484 auf das britische, 250 auf das französische Reich; 201 auf die rein deutschen Staaten, 80 auf Preußen, 58 auf die Schweiz, 50 auf die Niederlande, 22 auf Schleswig, 8 auf Oesterreich, welche doch über 6 Millionen Gulden mehr Einlage haben, als die 201 deutschen Anstalten, endlich 5 auf

Belgien und zwey auf einige italiänische Staa-
ten. Nach annähernder Berechnung dürfte sich
die Ersparungssumme jährlich gegen 52½ Mill.
Gulden vermehren. Möge diese Zunahme zum
Verbessern des Zustandes der arbeitenden Classen
wenigstens in gleichem Verhältnisse vorwärts
schreiten.

Unter dem Namen: 'Erste Oesterreichische Spar-
casse' hat sich 1819 eine Gesellschaft vereinigt,
welche den Zweck hat, dem Fabrikarbeiter, Hand-
werker, Tagelöhner, Dienstboten und Landman-
ne, oder sonst einer gewerdfleißigen oder sparsa-
men, minder- oder großjährigen Person die Mit-
tel an die Hand zu geben, von ihrem mühsamen
Erwerbe oder Ersparnisse zeitlich ein kleines Ca-
pital zurück zu legen, um sie für bestimmte Zweck-
e benutzen zu können. Die Statuten und Re-
glements, die Geschäfte des Curatoriums und
der Direction und eine Zinsentabelle nebst allen
anderen Gesichtspuncten; ferner einen Auszug
aus den Statuten des Nacher Vereins zur Be-
förderung der Arbeitsamkeit nebst den allgemeinen
Bedingungen der Spar- und Prämienkasse; die
Statuten der Privat-Spargesellschaft in Karls-
ruhe nach ihrem ganzen Umfange und Wirkungss-
kreiße werden mitgetheilt, worauf Verordnungen
in Frankreich nebst einer Tabelle seiner Sparcas-
sen folgen.

Der ausgedehnte Verbindungskreis des Verfs
machte es ihm möglich, die Sammlung bestehender
Sparcassen nebst ihren Einrichtungen sehr
vollständig zu machen. Er hat seinen Zweck voll-
kommen erreicht und sich einer großen Anerken-
nung würdig gemacht. Die Verlags-Handlung hat
das Werk ehrenwerth ausgestattet.

L e i p z i g.

Bey E. B. Schwickert, 1838. Leitfaden für den ersten Unterricht in der höhern Analysis von F. A. Grunert, Doktor der Phil. und ordentl. Professor der Mathematik an der Universität zu Greifswald &c. Mit einer Kupfertafel. 256 Seiten in Octav.

Da wir noch kein Buch dieser Art besitzen, indem die bekannten Werke über Differential- und Integralrechnung für den ersten Unterricht zu ausführlich sind, so hat der Verf. gewiß durch Ausarbeitung dieses Werkchens vielen Lehrern und Lernenden einen wesentlichen Dienst geleistet. Bey der Darstellung ist der Verf. ganz ähnlich wie Cauchy verfahren, wiewohl er in einzelnen Punkten wieder sehr von ihm abweicht. Wenn sich nun diese Darstellung dadurch sehr von älteren auszeichnet, daß sie mit großer Gründlichkeit, namentlich in Beziehung auf Convergenz und Divergenz der Taylorschen Reihe, durchgeführt ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß sie eine sehr künstliche ist, der man es sogleich ansieht, daß sie nicht zur Entdeckung der höheren Analysis geführt hat und führen konnte. Für den ersten Unterricht scheint uns die Methode, welche die Entwicklung der einfachen Functionen, wie des Binomiums, der trigonometrischen Functionen &c., als aus der Analysis bekannt, voraus setzt, viel natürlicher und daher empfehlenswerther zu seyn, während der Verf. diese Entwicklungen erst aus dem früher bewiesenen Taylorschen Lehrsatz ableitet. Der Inhalt der einzelnen Kapitel ist folgender. Nach der Entwicklung allgemeiner Begriffe über Functionen erläutert der Vf. das Wesen der Differenzen und Differentiale. Gerade in Beziehung auf letzteres scheint mir aber die Darstellung

ganz besonders künstlich ausgefallen zu seyn. Der Verf. betrachtet nämlich zuerst die Ausdrücke $\frac{dy}{dx}$ als ein einfaches Symbol, nicht als das Symbol einer durch Division zweyer anderen Größen durch einander entstandenen Größe, indem dieses Symbol nur die Grenze bezeichnet, welcher der Differenzenquotient $\frac{\Delta y}{\Delta x}$ sich immer mehr nähert, wenn Δx sich der Null nähert, so daß also weder dy noch dx allein genommen einen Sinn hat. Den Begriff des Differentialß vermittelt er durch die Definition, daß das Product, welches man erhält, wenn man den Differentialquotienten $\frac{dy}{dx}$ mit der beliebigen Größe Δx multipliciert Differential heißt, so daß also dy eigentlich $\frac{dy}{dx} \Delta x$ ist. War-
 um der Vf. hier von Cauchy's Darstellung abgewichen ist, welcher mit dem Begriffe des Differentialß beginnt und dann zum Differentialquotienten übergeht, welcher nicht als Symbol, sondern als wirklicher Quotient erscheint, ist mir nicht bekannt. Im dritten Kapitel folgt die Differentiation der algebraischen Functionen mit einer veränderlichen Größe, an welche sich im vierten die Darstellung des Taylorschen und Maclaurinschen Lehrsatzes schließt. Die leitenden Ideen sind dieselben wie bey Cauchy, doch ist der Beweis einzelner Sätze eigenthümlich. Aus diesen allgemeinen Sätzen wird alsdann im 5. Kapitel das Binominaltheorem und im sechsten die Entwicklung der Exponentialfunctionen abgeleitet, auf welche letztere wir besonders aufmerksam machen. Die Kapp. 7 — 9. enthalten die Differentiale der logarithmischen und goniometrischen Functionen

und der Kreisbogen und die damit verbundenen Entwicklungen dieser Functionen in Reihen. Das zehnte Kapitel enthält die Untersuchung über Maxima und Minima und über die Werthe $\frac{0}{0}$; in Beziehung auf letztere hätte Ref. größere Ausführlichkeit gewünscht. Nachdem im 11. Kapitel einige Anwendungen der Differentialrechnung auf die Geometrie gegeben sind, geht der Vf. im 12. zu den Differentialen der Functionen mit mehreren veränderlichen Größen über. Den Beschluß der Differentialrechnung machen die Differentialformeln für ebene und sphärische Dreyecke. Hier scheint der Verf. zu ausführlich geworden zu seyn, denn diese, wenn auch schöne Anwendung, nimmt mehr als einen Bogen ein, während das ganze Buch nur aus 16 Bogen besteht. Einige dieser Formeln wären hinreichend gewesen um selbst den Anfänger in den Stand zu setzen, die übrigen zu finden. Dagegen hätten wir gewünscht, daß die Anwendung der Differentialrechnung auf die Theorie der Gleichungen auch eine Stelle gefunden hätte. Die Integralrechnung besteht aus acht Kapiteln. Das erste enthält allgemeine Begriffe und Sätze, das zweyte die Zerlegung der gebrochenen rationalen algebraischen Functionen in Partialbrüche. Hierauf folgt (Kap. 3.) die Integration der rationalen algebraischen Differentiale.

Bei Gelegenheit des Integrals $\int \frac{dx}{x}$ bemerkt der Vf., daß

er es immer $= \frac{1}{2} \log x^2$ setzt, während es sonst $= \log x$ gesetzt wird. Er glaubt nämlich, der letztere Ausdruck sey falsch und nur in dem Falle gültig, wenn x positiv ist, keineswegs aber, wenn x negativ ist, wie schon daraus hervor ginge, daß für negative Werthe von x der Ausdruck $\log x$ imaginär ist, die Größe $\frac{dx}{x}$ aber reell und

auf keinen Fall das Integral $\int \frac{dx}{x}$ des reellen Differen-

tials $\frac{dx}{x}$ der imaginären Größe $\log x$ gleich seyn kann.

Hiergegen muß nun bemerkt werden, daß der Ausdruck, die Größe $\frac{dx}{x}$, sey für irgend einen Werth von x reell, überhaupt keinen Sinn hat, indem dx seine Bedeutung verliert, so bald x eine bestimmte Größe ist. Was aber das Integral $\int \frac{dx}{x}$ betrifft, so bleibt es jedenfalls unbe-

stimmt so lange die dazu gehörende Constante nicht bestimmt ist. Geschieht dies aber, so wird alsdann auch

der Ausdruck $\int \frac{dx}{x} = \log x$ vollkommen richtig seyn.

In §. 23. wird gezeigt, wie man das Integral von

$\frac{dx}{(a+bx+cx^2)^n}$ vermittelt der Formel $\int XYdx = Y \int Xdx$

$-\int dY \int Xdx$ immer auf einen reellen Ausdruck zurück

führen kann. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Vf. auch gezeigt hätte, wie man diese Integration auf directem Wege leisten kann, wenn man $a+bx+cx^2$ in zwey reelle oder imaginäre Factoren zerlegt, namentlich wäre die Erörterung des letzten Falles von Interesse gewesen, da man ja die Scheu vor dem Rechnen mit imaginären Größen immer mehr ablegt. Auch ist hierdurch die Nachweisung verloren gegangen, wie man dieses Integral sehr kurz durch trigonometrische Functionen ausdrücken kann. Das vierte Kapitel enthält die Integration der irrationalen algebraischen Ausdrücke, das fünfte und sechste die Integration der Differentiale, welche Exponentialgrößen und Kreisfunctionen enthalten; sie sind sehr reichhaltig an verschiedenen Formeln. Es ist dem Ref. aufgefallen, daß der Verf. der Integration durch Reihen gar keinen Platz gegönnt hat. Nachdem im 7. Kap. einige Anwendungen auf die höhere Geometrie gegeben sind, schließt die Integralrechnung im 8. Kap. mit Anwendungen auf die Naturwissenschaft, namentlich auf den Bau der Bienenzellen, auf mehrere mechanische Fragen und auf das Höhenmessen mit dem Barometer. Ein Anhang enthält eine Sammlung von Differential- und Integralformeln.

Stern.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 3. Junius 1839.

B r ü s s e l.

Von dort hat die Königliche Societät folgende werthvolle Geschenke erhalten:

Nouveaux Mémoires de l'Académie Royale des Sciences et belles lettres. Tome XI. 4. 1838.

Mémoires couronnés par l'Académie Roy. des Sciences et belles lettres de Bruxelles. T. XIII. T. XIV. première partie. 4. 1838.

Bulletins de l'Académie Roy. des Sciences et belles lettres, année 1838. 8.

wovon wir vorläufig nur den Empfang und unsern Dank bezeugen können.

M a r b u r g.

Bey Elwert, 1838. Die Vorzeit, herausgegeben von Dr Karl Wilhelm Justi, mit fünf lithographierten Bildern. X u. 420 Seiten in 8.

Es ist der zehnte Jahrgang dieses für Forschung und Schilderung des vaterländischen Alter-

thums so anerkannt verdienstlichen Archivs, womit der verehrte Hr Herausgeber nach einiger Verzögerung jetzt das Publicum beschenkt, aber leider dabey in Aussicht stellt, daß es zugleich der letzte seyn werde. Je dankbarer das Publicum die Sorgfalt und Liebe anerkennt, womit derselbe diese Sammlung geschichtlicher, alterthümlicher, literarischer und artistischer Aufsätze gepflegt hat, desto schmerzlicher würde es zu bedauern seyn, wenn diese Ankündigung des Herausgebers unwiderruflich fest stehen sollte. Dieser, wenigstens, bekannt mit dessen noch immer jugendlichem Eifer für alles Denkwürdige, gibt die Hoffnung nicht auf, wenn sich neues Material zusammen gefunden haben wird, noch einmahl zur Redaction desselben, so wie zu eigenen Beyträgen die wohl bekannte Meisterhand des Herausgebers thätig zu sehen. Sollte aber auch wirklich die Sammlung mit diesem Bande geschlossen seyn, so besitzt Deutschland daran ein zusammen hängendes Ganze, das sich durch Gediegenheit der Forschung, durch Kunst der Darstellung wie durch geschmackvolle Ausstattung den namhaftesten geschichtlichen Leistungen des Vaterlandes an die Seite stellen darf. Man findet in diesen 10 Jahrgängen die sich auf einander beziehenden Geschichten der drey vorzüglichen geistlichen Ritterorden, die vollständige Reihenfolge aller Hochmeister des deutschen Ordens, die Reihe der sämtlichen Land-Commenthure der deutschen Ordens-Balley Hessen, die Geschichte der drey hessischen Universitäten Marburg, Gießen, Kinteln, die Biographien bedeutender auf ihr Zeitalter einwirkender Personen, Fürsten, heilige Ritter, Gelehrte &c., die Geschichte und Beschreibung merkwürdiger Städte, Kirchen, Burgen, Stifter, Klöster, wohlthätiger Anstalten, Reiseberichte aus früheren

Jahrhunderten, Urkunden, Nachrichten von Kunst-
denkmählern, seltenen Literaturwerken, Schilder-
ungen alter Sitten und Gebräuche. Ein Vor-
zug, den diese Sammlung vor vielen ähnlichen
voraus hat, ist dabey noch besonders hervor zu
heben, die glückliche Vereinigung von wissenschaft-
licher Gediegenheit der Forschung, und zugleich
von ansprechender Darstellung, so daß nicht allein
der Geschichtskundige sich der reichen Entdeckun-
gen freuen, sondern auch ein größeres Publicum
sich daran unterhalten, und in die Gestaltungen
der Vorzeit eingeführt werden kann. Der Her-
ausgeber hat dies nicht allein durch Aufnahme
solcher Stücke bewirkt, die mehr unterhalten als
belehren sollen, Sagen, Legenden, poetischer Be-
arbeitungen interessanter Stoffe, sondern noch
mehr durch die Vertheilung des Materials zwi-
schen Text und Noten, so daß Alles, was der
strengen Erudition angehört, in die Noten ver-
wiesen, und so dem Leser die Auswahl zwischen
dem doppelten Material überlassen ist. Eben da-
hin ist denn auch die treffliche Ausstattung durch
beygegebene Kupfer und Lithographien zu rech-
nen, die gerade bey dem vorliegenden Bande be-
sonders reichlich ausgefallen, demselben den Zu-
gang auch zu dem so genannten größern Public-
cum verschaffen wird.

Der Inhalt dieses zehnten Bandes besteht aus
zwölf größeren historischen Aufsätzen, sechs kleine-
ren historischen Merkwürdigkeiten und sechzehn
Miscellen. Aus der ersten Classe verdienen vor
Allem als Arbeiten von eben so gediegener histo-
rischer Forschung, wie von bleibendem Werthe
ausgezeichnet zu werden, der Aufsatz des Herrn
Herausgebers, Sophie, erstgeborne Toch-
ter der heiligen Elisabeth, Herzogin
von Brabant und Landgräfin von Hes-

sen, und sodann die Geschichte der hessisch-schaumburgischen Universität Kinteln vom Hn Hof- und Garnisonprediger Dr Widenrit in Cassel. Der erst genannte Aufsatz, der auch in einem besondern Abdrucke zu haben ist, schließt sich an des Verfassers so verdienstliche Lebensgeschichte der heil. Elisabeth an, deren Bedeutung zunächst unter dem hessischen und thüringischen Volke dicht nach ihrem Tode nicht besser als durch solche Biographien aus ihrer Familie anschaulich gemacht werden kann. Sophie hatte ganz die Geistesgröße ihrer Mutter Elisabeth geerbt, nur fand sie dafür einen andern Wirkungskreis, nämlich nicht in der Ascese und Selbstpeinigung, wodurch diese den Heiligenschein erwarb, sondern in Verwickelungen der Staatsgeschäfte und blutiger Kriege, wodurch sie für ihren Sohn, Heinrich das Kind, gegen die geistlichen und weltlichen Nachbarn, gegen deren Heere und Bannflüche, das Land Hessen zu erhalten mußte, wiewohl ihr dasselbe mit Thüringen nicht gelang. In der Darstellung und Zeichnung der seltenen weiblichen Geistesgröße, wodurch Sophie sich als die würdige Tochter der heil. Elisabeth bewährte, findet man mit Vergnügen die historische Meisterhand des Verfassers wieder. Der zweyte unter den genannten Aufsätzen, die Geschichte der Universität Kinteln, erfreuet den Geschichtsfreund um so mehr, wenn dieser Band der Vorzeit wirklich der letzte seyn sollte, weil nun doch die drey hessischen Universitäten in dieser Sammlung sich einer Geschichte erfreuen, und die unterdrückte Ernestina wenigstens ein Denkmahl der Erinnerung erhalten hat. Die Quellen für die Geschichte der Universität sind, wie der Hr Verf. klagt, schon jetzt, kaum 30 Jahre nach der Aufhebung, so dürftig und

beschränkt, weil die damalige, zu jenem Acte der Aufhebung vor der usurpatorischen Regierung verordnete Commission, mit dem Auftrage, das bewegliche Eigenthum der Anstalt zu verkaufen, einen Vernichtungsproceß verbinden zu müssen glaubte, so daß weder die Acten, noch das Album oder die vollständigen Decanats-Register erhalten sind, und sämtliche Nachrichten deshalb erst aus anderweitigen Quellen höchst mühsam zusammen gesucht werden mußten. Der Herr Verf. theilt die Geschichte der Universität in drei Abschnitte, von denen der erste der Zeit der Stiftung bis zu ihrem gänzlichen Verfall, 1641 — 1650, umfaßt. Graf Ernst von Schaumburg, seit 1620 durch Kaiser Ferdinand II. in den Reichsfürstenstand erhoben, wollte unter den vielen musterhaften Einrichtungen, wodurch er den Flor seines Landes hob, auch eine höhere Unterrichtsanstalt gründen, woraus zunächst die Stiftung eines Gymnasiums in ausgedehnterem Maßstabe, in der ehemaligen Residenz Stadthagen hervor ging (1612). Als sein unermüdetes Betreiben endlich die kaiserlichen Privilegien erlangt hatte (1640), verlegte er die Anstalt in das damalige sehr unbedeutende Landstädtchen Minteln, und dotierte sie reichlich mit eingezogenen geistlichen Gütern. So fröhlich die Universität auch erblühte, so war sie doch den Stürmen des 30-jährigen Krieges nicht gewachsen; Plünderungen, welche das Städtchen erfuhr, waren indeß kaum so schädlich, als das Eindringen einer Schaar Benedictiner, die unter dem Schutze des Resstitutionsedicts gierig ihre Hände nach der aus geistlichem Gute entstandenen Stiftung ausstreckten, und sich geradezu als die rechtmäßige Corporation der Universität betrachteten. Auch nachdem sie wieder ausgetrieben waren, und einzelne Profes-

foren in den Facultäten zu lehren versuchten, darf doch die Anstalt als völlig aufgelöst betrachtet werden. Die zweyte Periode derselben, von Erneuerung der Universität unter hessischem Schutze, 1647 bis zum ersten aber auch letzten Jubiläum derselben, 1721. Im westphälischen Frieden kam die Stadt mit der Hälfte der Grafschaft an Hessen Cassel, und bald darauf trat Landgraf Wilhelm VI. auch die alleinige Leitung der Universität an. Sofort vermehrte er die Einkünfte, besonders durch Güter des im Kriege verlassenen Stifts Möllenbeck, errichtete Gebäude, berief Professoren, kurz that Alles, um der Ernestina zu einer würdigen Stellung unter ihren damaligen Schwestern zu verhelfen. In theologischer Hinsicht war sie in sofern bedeutsam, als sie neben Helmstädt den Geist der Milde über den Nordwesten Deutschlands verbreiten half, dafür aber freylich durch den Zelotismus, wie ihn damals Leipzig, Jena und Wittemberg verfocht, arg angegriffen wurde; der Bereinigungsversuch zwischen dieser lutherschen Universität Hessens und der reformierten, Marburg, durch das Gespräch zu Cassel, bleibt ein ehrwürdiges Denkmahl milderer Sinnes, wiewohl Rinteln, damals von den so genannten Orthodoxen überschrien, endlich schwieg. In juristischer Hinsicht bewährte sich die dortige Facultät besonders als Spruchcollegium für die westphälischen Städte, denen eine solche richterliche Instanz in der Nähe sehr gelegen war. Freylich trägt aber auch Rinteln an dem Fluche jener Zeit schwer mit, an dem fürchterlichen Hexenprocesse, der auch vor diesem Richterstuhle mit beyspielloser Härte getrieben wurde. Studierende fanden sich während dieser Zeit besonders aus dem Braunschweig-Lüneburgischen, dem Fürstenthume Minden, den Hansestädten,

dem Lippischen, Hessischen ein; ihre Zahl betrug gewöhnlich 130 — 150. Der dritte Abschnitt beginnt mit der Jubelfeyer 1721, die durch den Kunst und Prunk liebenden Landgrafen Karl sehr glänzend begangen wurde. Bald nachher ward die Anstalt indeß durch die aufblühende Georgia Augusta verdunkelt, aber stäts bewährten die Lehrer einen ruhmvollen, freyen Forschungsgeist, und die Anstalt gewährte alle die Vortheile, die den kleineren Universitäten Deutschlands besonders für die erstern Jahre des academischen Studiums nun einmahl nicht abgesprochen werden können. Seit dem siebenjährigen Kriege, als Hessen immer mehr als Militärstaat aufzutreten versuchte, betrachtete man die Universität nur als eine Last, deren Aufhebung allein durch die streng verbürgte Fundation verhindert ward. Die usurpatorische Regierung unter Jerome setzte sich darüber hinweg, und eine Herstellung erschien den Bedürfnissen des Landes auch später nicht angemessen.

Unter den Miscellen machen wir besonders auf Nachrichten aufmerksam über eine sehr seltene Ausgabe von Luthers deutscher Bibelübersetzung, die der Herr Herausgeber mittheilt; es ist das Alte Testament in drey Bänden Octav, von den drey Jahren 1528, 1527, 1525; selten werden die drey Bände in Bibliotheken bey einander angetroffen. Eben so werden Nachrichten über eine Uebersetzung des Neuen Testaments, Marburg 1529. Fol, mitgetheilt, die selbst Panzer nicht hatte zu Gesicht bekommen können.

Auch der übrige Inhalt dieses Bandes, dessen einzelne Aufzählung wir uns hier versagen müssen, wird keinen Freund historischer Forschung unbefriedigt lassen, so daß wir den obigen Wunsch zu wiederholen uns gedrungen fühlen, der Herr Herausgeber möge nicht unwiderruflich diese treff-

liche Sammlung geschichtlicher Denkmähler hiermit geschlossen haben. R—g.

G ö t t i n g e n.

Auf Kosten des Verfassers, in Commission bey Dieterich: *Conradi Joannis Martini Langenbeck Icones anatomicae: Osteologiae et syndesmologiae tab. XVII. Imp. Fol.*

Die letzte Nachricht über Langenbeck's *Icones anatomicae* in unsern Anzeigen ist im Jahrg. 1835. S. 136. gegeben. Indem wir auf das, was an jener Stelle über das Werk im Allgemeinen gesagt worden ist, verweisen, können wir uns hier begnügen, den Inhalt der 17 osteologischen und syndesmologischen Tafeln namhaft zu machen. Tab. I. stellt das Skelet von vorn, tab. II. von hinten dar. Tab. III. mit 9, tab. IV. mit 12, tab. V. mit 18, tab. VI. mit 38 und tab. VII. mit 32 Figuren geben verschiedene Ansichten der Kopfknochen, theils im Zusammenhange, theils getrennt, so wie auch der Zähne. Tab. VIII. mit 3 Figuren enthält die Wirbelsäule, tab. IX. mit 8, tab. X. mit 20 und tab. XI. mit 14 Fig. die Beckenknochen, das Kreuzbein, die Wirbelsäule, Rippen und das Sternum mit den Bändern, tab. XII. mit 27 Fig. die einzelnen Knochen der obern, tab. XIII. mit 23 Fig. die der untern Extremität, tab. XIV. mit 21 und tab. XV. mit 16 Fig. die Bänder der Extremitäten, so wie die Venen der Diploë, die knorpelige *tuba Eustachii*, die Kopffontaneln und die Kopfknochen bey'm Kinde, tab. XVI. und tab. XVII. endlich, jede mit 20 Fig., das knöcherne Gehörorgan. Zwey Supplement-Tafeln werden noch nachgeliefert. W. F. R.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. S t ü c k .

D e n 6 . J u n i u s 1 8 3 9 .

G o t h a .

Bey Carl Gläser. Die Auswanderung der evangelisch gesinnten Salzburger, mit Bezug auf die Auswanderung der evangelisch gesinnten Zilberthaler, dargestellt von Christian Ferdinand Schulze, Professor am Gymnasium zu Gotha. 1838. VIII u. 230 Seiten in 8.

Der Hr. Brf., dessen Verdienste auf dem Felde der Geschichte bereits lange und rühmlich anerkannt sind; liefert in vorliegender Schrift wiederum einen recht verdienstvollen Beitrag zur genaueren Kenntniß und Würdigung eines Ereignisses, das, an sich wichtig und denkwürdig genug, einst fast die ganze evangelische Kirche in Bewegung setzte, durch seinen genauen Zusammenhang mit ähnlichen Vorgängen unserer Tage doppeltes Interesse erregen muß, und bey der unseligen Stellung, welche die allein selig machende Hierarchie in unserer Zeit gegen die Befenner des reinen Evangeliums theils eingenommen hat, theils gern einnehmen möchte, doppelt eine aufmerksame und ernste Betrachtung verdient.

Ergriffen von dem Gedanken an eine Lebensbeschreibung des preiswürdigen Herzogs von Sachsen-Gotha und Altenburg, Friedrich II., hatte sich der Verf. die Erlaubniß erbeten und erhalten, daß die zu jener nöthigen Acten aus dem geheimen Archiv zu Gotha ihm mitgetheilt würden. Als er sich nun zunächst zu den dasigen Reichstagsacten aus den Jahren 1691 bis 1733 wendete, um aus ihnen die Stellung Herzogs Friedrichs II. zum deutschen Reiche kennen zu lernen, fand er ganz unerwartet eine reiche Sammlung von Berichten, Schreiben und Unterhandlungen über die Auswanderung der evangelisch gesinnten Salzburger, und entschloß sich, da er aus der Vergleichung der Schriften, die bis zu den neuesten Zeiten über die salzburger Emigration erschienen sind, ersah, daß, obschon der größte Theil der in jenen Reichstagsacten befindlichen Schriften und Unterhandlungen bereits zur öffentlichen Kunde gekommen ist, doch einige derselben noch unbekannt und unbenutzt geblieben waren, daß ferner aus den Berichten, welche die gothaischen Reichstagsgesandten, Baron von Hagen, dann (seit 1730) Baron von Gotter, Männer von hellem und umsichtigem Blicke, an die Herzöge Friedrich II. und Friedrich III. eingeschickt hatten, Manches in den vorhandenen Nachrichten sich ergänzen und berichtigen lasse, zu einer neuen Bearbeitung jenes so denkwürdigen Ereignisses. Und für alle Interessen, die hier in Frage kommen, die rein wissenschaftlichen, wie die practischen, wie sie oben schon von uns angedeutet, verdient die Leistung des Herrn Verfs alle Anerkennung, und kann Ref. nur den aufrichtigen Wunsch aussprechen, daß vorliegende Schrift, die jedem gebildeten und denkenden Leser nach der dem Hn Verf. eigenen Darstellungs-

gabe nicht nur eine unterhaltende, sondern auch gar manigfach im Interesse unserer Zeit belehrende Lectüre gewähren wird, eine recht große Verbreitung erlangen und eben so von den gebildeten Catholicen, als den Protestanten, gelesen werden möge.

Nachdem der Verf. in der Vorrede sich theils über die bisherigen Darstellungen jener Vorgänge im Salzburgischen, namentlich auch von der catholischen Seite, theils über die Grundsätze seiner Darstellung auf eine Weise ausgesprochen, die jeder Kundige nur billigen, und jeder unbefangene Freund der Wahrheit nur achten kann, verbreitet er sich zuerst in der Einleitung über die Wichtigkeit und das Zeitinteresse der salzburger Emigration: Er findet jenes, da die römische Hierarchie zur Zeit der Abfassung seiner Schrift noch nicht die entschiedene, so beklagenswerthe Stellung gegen die evangelische Kirche eingenommen hatte, in der wir sie gegenwärtig in unseliger Verirrung erblicken, noch mehr in allgemein religiösen und menschlichen Beziehungen, namentlich aber in dem historischen innigen Zusammenhang jenes Ereignisses mit der Auswanderung der Zillerthaler; die Zeit selbst, oder vielmehr die Verirrungen Roms geben aber gegenwärtig der Schrift des Verfs ein weit umfassenderes Interesse, als er selbst bey der Abfassung noch vermuthen mochte, und die Bemerkung, die er nur in untergeordneter Weise über das Verfahren des Erzbischofs Leopold Anton macht: 'Wer nur hierauf den Blick richtet, dem erscheint diese Auswanderung als ein trauriges Denkmahl des Kegerhasses, als eine düstere Mahnung an den alten Ausspruch: tantum religio potuit suadere malorum', läßt nicht nur die Vergan-

genheit, sondern auch Gegenwart und Zukunft in sehr trübem Lichte erblicken.

Um die salzburger Emigration in ihren Ursachen, so wie ihrer ganzen Entwicklung zu übersehen, muß man bis auf die ersten Anfänge und Entwicklungen der Reformation im Salzburgerischen zurück gehen, mit denen aber die Verfolgungen derselben auch alsbald gleichen Schritt hielten. Ungewiß ist, ob und welchen Einfluß die Waldenser früher auf die Salzburger gehabt, gewiß aber, daß die Lehren der Hussiten ihnen bekannter wurden, gegen welche schon im Jahre 1418 ein förmlicher Synodalbeschuß im Salzburgerischen gefaßt wurde. Doch mochten diese Einflüsse in dem Zeitraume eines Jahrhunderts wieder verschwunden seyn, und die eigentliche Empfänglichkeit für die reinere Lehre Luthers wurde wohl entschieden hier, wie anderwärts, durch die Mönche und catholischen Geistlichen selbst hervor gerufen und befördert, die durch Unwissenheit, Unmaßlichkeit, Geldgier und ärgerliches Leben Haß und Verachtung erregten. Doch lassen sich nun auch historisch die Wege bestimmt nachweisen, auf denen zuerst zu Luthers Zeit die Reformationsideen ins Salzburgerische eindrangten. Großen Einfluß hatte Johann von Staupitz, der bekannte Aufseher der Augustinermönche in Sachsen und Luthers Vorgesetzter, welcher auf Betreiben des Matthäus Lange, seit 1519 Erzbischof zu Salzburg, 1518 als Hofprediger dorthin versetzt wurde. Man wollte Luthern einen Beystand entziehen, und gerade Staupitz brachte die Schriften Luthers ins Salzburgerische, und der Erzbischof hatte sich die Flamme, die er löschen wollte, nur ins eigene Haus getragen. In gleichem Geiste, wie Staupitz, wirkten Stephan Agricola, merkwürdig genug der Beichtvater

desselben Erzbischofs zu Salzburg, Paulus Speratus, ebenfalls Hofprediger zu Salzburg selbst, außerdem Wolfgang Ruß, Priester zu Settingen, Urbanus Regius, besonders in den Thälern Dux und Tefferegg, der Priester Matthäus, und Georg Schärer. Sie alle eiferten gegen die sieben Sacramente, gegen den Kelchraub, gegen das Meßopfer, gegen den Rosenkranz, gegen Anbetung der Jungfrau Maria, gegen Anrufung und Fürbitte der Heiligen, gegen Ablass, Fegefeuer und Ceremoniendienst. Und, wie überall, wirkten, nachdem einmahl der Anstoß gegeben war, die Schriften Luthers außerordentlich auf das Volk, namentlich seine Bibelübersetzung, seine Hauspostille, sein Katechismus, und dazu die Augsburgerische Confession. Endlich brachten Bergknappen aus Sachsen, die der Erzbischof für seine Salzbergwerke berief, Luthers Lehre unter die salzburgischen Bergleute, so daß jene sehr früh in den höheren wie niederen Kreisen Eingang gewann. Aber auch alsbald begann die Verfolgung der neuen Lehre. Gleich der erste Erzbischof, Matthäus Lange (1519 — 1540), bestrafte die Anhänger derselben mit Gefängniß, Landesverweisung, ja Enthauptung, unter wüthenden Volksaufständen. Eben so verfahren seine Nachfolger Johann Ernst (1540 — 1554), und Michael von Kienburg (1554 — 1560). Milder war Jacob von Kuen (1560 — 1586): aber wild tobten wieder in eigennützigem Ketzehasse, nach der kurzen Regierung des Georg von Kienburg (Octob. 1586 — Jan. 1587), ad majorem Dei gloriam Wolfgang Dietrich von Raitenau (1587 — 1612), und Marcus Sitticus, Graf von Hohenems (1612 — 1619). Ersterer wollte wenigstens seine Residenz frey von 'Ketzerey' sehen, und vertrieb 1588 die Evange-

lischgesinnten unter unendlich harten Bedingungen aus Salzburg. Aber schon unter ihm traten die Bauern und Bergleute mit Muth und Nachdruck zur Behauptung ihres Glaubens auf, und unter Marcus Sitticus forderten sie schon einen protestantischen Prediger. Um so mehr that jener zu ihrer Unterdrückung. Auf die Kapuzinerpredigten, womit man den Weg der Milde versuchte, folgten Ermahnungen und Bedrohungen durch die Amtleute, endlich 1614 die Landesverweisung, welcher einrückende Soldaten den gehörigen Nachdruck gaben. Nur 600 wanderten aus, die übrigen kehrten nach so nachdrücklicher Belehrung in den Schoß der allein selig machenden Kirche zurück, und wie bedeutend ihre Zahl gewesen, sieht man daraus, daß man in dem einzigen Landgerichte Gastein 10,000 'Neubekehrte' zählte. Aber die Evangelischen waren nur nieder gedrückt und eingeschüchtert, und trugen die catholische Kirchlichkeit nur zur Schau, nicht im Herzen, und erholten sich unter den Erzbischöfen Paris Lodron (1619 — 1653) und Guido bald (1654 — 1668), die mit anderen Dingen beschäftigt waren. Unter Maximilian Sandoz (Graf von Rieunburg, 1668 — 1687) blieb die erste Zeit noch Ruhe, aber, besonders auf Betreiben des Pflegers Wolfgang Adam Lasser, eines Zöglings der Jesuiten, begann die Verfolgung 1684 gleich so heftig, daß, wer nicht feyerlich schwören wollte, daß alle Lehren und Gebräuche der catholischen Kirche, so wie alle Gesetze und Einrichtungen des Pabstes göttliche Ordnungen seyen, mitten im Winter mit roher Gewalt zum Lande hinaus getrieben wurden, wobey sie die Kinder unter 14 Jahren zurück lassen mußten. Gewiß der gebildete und edel denkende Catholik kann die

Verirrungen der Hierarchie nicht ohne innere Scham betrachten, und muß das Benehmen der evangelischen Regierungen, besonders Preußens, in unserer Zeit, nur um so höher achten, daß mit der edelsten Uneigennützigkeit die catholischen Kirchen und Schulen aufbaut, und für das wahre kirchliche Leben auch seiner catholischen Unterthanen besser sorgt, als der Eigennuß und die Dumpfheit der Hierarchie es will oder vermag. In dieser Zeit wirkte nun besonders als Führer der Evangelischgesinnten der berühmte Bergmann Joseph Schaitberger, der nicht nur das Glaubensbekenntniß der Seinigen aufsehte und übergab, sondern auch mehrere Erbauungsbücher verfaßte, von denen eins vorzugsweise den Namen 'der Schaitberger' bekam und ungemein großen Einfluß auf die evangelisch gesinnten Salzburger übte. Man muß lesen, wie hart und unmenschlich er und die Seinigen behandelt wurden!

Endlich mußten die evangelischen Mächte ihre Aufmerksamkeit auf diese Vorgänge richten, um so mehr, als Ludwig XIV. 1685 das Edict von Nantes aufhob, und man mehrfach catholischer Seits den westphälischen Frieden verletzte. Aber obwohl Preußens großer Churfürst, Friedrich Wilhelm, der zuerst handelnd auftritt, wie der vertriebenen Hugenotten, so auch der Salzburger, sich annahm, obwohl er selbst und nachdrücklich an den Erzbischof schrieb, und dies ebenfalls die evangelischen Reichstagsgesandten zu Regensburg thaten, die sich überdies an den Kaiser Leopold wendeten, wurde in der Hauptsache nichts geändert. Besonderes Lob verdient auch Württemberg, das sich viele Mühe gab, den Ausgewanderten zu ihren Kindern und Gütern zu verhelfen: aber die allein selig machende Hierarchie wollte viel-

leicht auch die Güter vor Keßerey bewahren, und behielt sie in ihrem Schoße.

Ruhigere Jahre folgten unter den Erzbischöfen Johann Ernst (Graf von Thun 1687—1709) und Franz Anton (Graf von Harrach, 1709—1727), obwohl unter letzterm schon Störungen eintraten. 1726 berichtet der gothaische Reichstagsgesandte über Verhaftung im Salzburgischen um des Lesens evangelischer Bücher willen, wie die Bedrängten sich an das Corpus Evangelicorum gewendet, welche Schritte dieses gethan. Für den evangelischen Glauben im Salzburgischen hatten besonders die Schriften und Lieder des schon erwähnten Joseph Schaitberger (1658—1733) unendlich viel gewirkt. Die Hauptverfolgung, welche endlich die große Auswanderung nach sich zog, begannen der Erzbischof Leopold Anton von Firmian (1727—1744) und sein Hofkanzler von Käll. Um aber die ganze Unwürdigkeit ihres, angeblich zur Ehre Gottes und aus religiösen Gründen eingeschlagenen, Verfahrens zu begreifen, muß man die historisch satzsam beglaubigte Charakteristik dieser beiden Menschen lesen. Der christliche Oberhirt bewährte in seinem öffentlichen Verfahren nur 'Eigensinnigkeit, Leidenschaftlichkeit und Gefühllosigkeit bey menschlichem Elende. Um die Regierung bekümmerte er sich nur in so weit, als sie ihm Mittel darbott, sich Reichthümer zu verschaffen, und seine Familie, der es in Tyrol an ausreichenden Gütern fehlte, mit solchen auszustatten. Gewöhnlich hielt er sich auf dem Jagdschloß Glesheim, unweit der Hauptstadt auf, wo er in vertrautem Umgange mit der Gräfin Arco lebte und sich mit Jagden, Spielen und Weintrinken vergnügte'. Statt seiner regierte sein Hofkanzler von Käll, Sohn eines armen Advocaten, früherhin Dorf-

richter des Grafen Arco, 'eben so gelbgierig und anmaßend, als mißtrauisch und argwöhnisch, den Jesuiten ergeben und in Italien, wo er studirt hatte, zum Italiäner gebildet'. Gegen den Character dieser Menschen halte man nun das innere Glaubensleben der Verfolgten, die, weil ihnen ihre lieben Erbauungsbücher in der Heimath genommen waren, stäts, so bald sie protestantische Städte betraten, ihre erste Frage seyn ließen: 'Habt's keinen Schaitberger?'

So mußten denn auch Jesuiten das Werk der Verfolgung beginnen, und zwar als Bußprediger, indem sie, je drey, die Landgerichte durchzogen. 'In den Hauptörtern des Landgerichtes blieben sie gewöhnlich 8 bis 14 Tage, errichteten, wie Marktschreyer oder Gaukelspieler, eine Bühne von Brettern, die sie mit bunten Tüchern und grünen Reifern aufpukten, auch mit einem Crucifix und Marienbilde versehen, und hielten von derselben herab täglich drey bis vier Mahl Predigten, in denen sie von der Fürbitte der Maria, von der Anrufung der Heiligen, vom Ablass, Fegfeuer und von Seelenmessen redeten, und oft wiederholten, daß, wer auch nur aus Neugier ein halbes Blatt in der Bibel oder in einem keßerischen Buche lese, eine Todsfünde begehe. Ihr Vortrag war lebendig, feurig, oft unterbrochen durch das Hersagen des Credo und durch das Herbeyziehen der Kinder, die sie öffentlich zum Gehorsam gegen die Eltern ermahnten, heimlich aber aufforderten, anzuzeigen, ob ihre Eltern keßerische Bücher hätten, und vom Papste, vom Fegfeuer, vom Ablass und von der Messe verächtlich redeten. Dabey fehlten auch nicht Gaukelspiele. Oft zeigten sie einen Todtenkopf vor, der vom Fegfeuer Zeugniß geben, oder ein Crucifix, das den Bußfertigen Gnade, den

Unbußfertigen Fluch und Verderben verkündigen, oder ein Marienbild, das mit einem Tuche bedeckt der heiligen Jungfrau Zorn über Unbußfertige, und ohne Tuch deren Freude über Bekehrte ausdrücken sollte. Am Ende ihrer Predigten pflegten sie, wie Dämonische, ihre Kleider aufzureißen, sich auf die Knie zu werfen, und eine Geißel, die mit Blechen behangen war, gegen den entblößten Rücken zu schwingen, wobey derselbe mit Blut bedeckt wurde. Dies sollte anzeigen, daß sie gern für Verirrte Schmerzen ertragen, ja den Tod erleiden wollten, wosern nur diese sich bekehrten. Die Bewohner jedes Landgerichts mußten, bey Geld- oder Leibesstrafe, der Reihe nach familienweise bey diesen Bußpredigten erscheinen.' Bedarf es mehr, um zu zeigen, wie viel noch alle Partheyen unserer Tage aus vorliegendem Werke lernen können? Freylich bemerkten schon die Salzburger, daß sogar die Geißelung nur ein Gauckelspiel war, 'da das bey ihr fließende Blut nicht dem Rücken der Bußprediger, sondern den mit Blut gefüllten Blechen entquoll'. Auf die Bußpredigten, die natürlich gar nichts halfen, folgte Gewalt: wer die Kekerrey nicht abschwören wollte, kam ins Gefängniß. Jetzt baten die Verfolgten, daß sie ihre Güter verkaufen und mit Weib und Kind abziehen dürften; nur mit leerer Hand sollten sie ziehen, war der Bescheid des Erzbischofs. Da wanderten mehrere wirklich 'mit leerer Hand' aus, wandten sich aber nach Regensburg an das Corpus Evangelicorum, und nun schritten die evangelischen Reichstagsgesandten ein. Sie erinnerten nachdrücklich an den westphälischen Frieden, und zeigten nachdrücklich genug das Unrecht, aber der salzburgische Reichstagsgesandte nahm zuerst ihr Schreiben gar nicht an, und obgleich sie dann

unmittelbar an den Erzbischof selbst geschrieben, so ließ dieser doch von der Verfolgung und Bedrückung seiner evangelischen Unterthanen nicht ab. Was die Bußprediger begonnen, setzten die Amtleute fort, mit schändlicher Habgier. Die Evangelischen wurden als Verbrecher aus ihren Häusern und von ihren Familien gerissen, in Gefängnisse geworfen, mit Ketten belastet, durch Schläge gemartert und zu hohen Geldstrafen verurtheilt. Hatten sie diese bezahlt, und hohe Arrestkosten obendrein, so verjagte man sie aus dem Lande, indem man ihnen Weiber, Kinder und Vermögen vorentbielt. Dazu drangen die Pfaffen von Haus zu Haus und hielten Glaubensprüfungen, von denen jede mit 2 Fl. bezahlt werden mußte. Jetzt schickten sieben Landgerichte Abgeordnete nach Wien und Regensburg, aber die nach Wien abgesandten wurden zu Linz angehalten und als Verbrecher zurück geführt und behalten. Dagegen gelangten die Andern glücklich nach Regensburg zum Corpus Evangelicorum und fanden bey ihm Rath und Unterstützung. Von da an traten die Evangelischen im Salzburgischen dreister auf, und nun sandte der Erzbischof eine Commission ab, um ihre Anzahl und Plane zu erforschen. Die Zahl der evangelischen Gebirgsbewohner allein belief sich über 20,000, und durch ihre Menge erschreckt, suchte der Erzbischof sie einstweilen durch freundliche Vorspiegelungen in Ruhe zu halten. Aber die Evangelischen trauten ihm nicht mehr, und schlossen, mehr als hundert ihrer Aeltesten, am 5. August 1731, den berühmten Bund zu Schwarzach, 'die evangelische Lehre frey zu bekennen und bey solchem Bekenntnisse zu leben und zu sterben', gemeiniglich der Salzbund

genannt, weil sie den benehten Finger in ein Salzfaß tunkten und das Salz leckten, als Symbol der Bewahrung (vor Verwesung und Fäulniß) vor Leichtsinne und Treuebruch, und nach 2. Chron. XIII, 15.

Dadurch erbittert, ließ der Erzbischof die Grenzen und Pässe besetzen, schilderte seine evangelischen Unterthanen dem Auslande als Rebellen und Keger — merkwürdig, daß man damals, wie in unseren Tagen mit den Zillerthalern, behauptete, die Salzburger wären überhaupt keinem christlichen Bekenntnisse zugethan, ja überhaupt keine Christen —, und suchte vorzüglich, den Kaiser für sich zu gewinnen, ja ihn zu bewegen, daß er ihm zur Unterdrückung der unruhigen Köpfe Truppen sende. Und das Letztere wenigstens gelang ihm vollkommen. Der bigotte Kaiser Karl VI., 'ein Schwächling (wie sein großer Feldherr Eugen schreibt) an Leib und Seele', nahm ganz Partey für den Erzbischof. Er befahl den evangelischen Salzburgeru Gehorsam gegen ihre Regierung, mahnte die Regensburger ab, ihnen beyzustehen, und sandte dem Erzbischof wirklich Truppen. Und alsbald schritt dieser nun zu einem gewaltsamen Verfahren: die Häupter der Evangelischen wurden gefangen genommen, die Uebrigen entwaffnet und außserste mißhandelt.

Übermahlß wendeten sich die Bedrängten an das Corpus Evangelicorum zu Regensburg, und dieses nahm sich wiederum ihrer an, aber theils nach der Langsamkeit und Weitläufigkeit der Verhandlungen, theils nach der Natur der in Frage kommenden Verhältnisse — wiederum mit wenig Erfolg. Das Corpus Evangelicorum wendete sich nämlich an den Kaiser mit genauer

rechtlicher Erörterung der Sachlage nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens, und bat um Anordnung einer Localcommission, dringend aber vor allem um das an sich traurige beneficium emigrandi für die Verfolgten. Aber der Kaiser gab auf alles nur abschlägliche Antwort, und entschuldigte die Absendung seiner Truppen mit angeblicher Rebellion im Salzburgischen. Jetzt gab das Corpus Evangelicorum den Salzburgern selbst den Rath, sich an den König von Schweden und vorzüglich an den König von Preußen zu wenden. Dies geschah, und nun nahm das Ganze einen andern Gang.

Preußens König, Friedrich Wilhelm I., ein kräftiger, scharf ausgeprägter Character, hatte sich schon vorher als eigentliche Schutzmacht des evangelischen Glaubens angesehen, und in diesem Sinne schon mehrfach, auch in Regensburg, gehandelt. Nachdem er nun durch eine förmliche Prüfung mit den Abgeordneten der Salzburger (20. Nov. 1731) sich von ihrem evangelischen Glauben überzeugt, versprach er ihnen allen möglichen Schutz und Aufnahme in seine Staaten. Ehe aber die Abgeordneten nach Salzburg zurück kamen (im Jan. 1732), war schon der Schlag gefallen, der die ganze Partey zerschmettern sollte. Nicht aus edlem Grunde, sondern um durch die Härte der Bedingungen, die Evangelischgesinnten zu gänzlicher Verzagtheit und blinder Unterwerfung nieder zu drücken, und andererseits dem Andringen der evangelischen Reichsstände zum Scheine Genüge zu leisten, hatte der Erzbischof am 31. Oct. 1731 das berühmte Emigrationspatent erlassen, nach welchem 1) alle Unangeseffenen beiderley Geschlechts das Land binnen 8 Tagen verlassen, 2) alle Arbeiter und

sonst Angestellten sogleich ohne Bezahlung entlassen seyn, 3) die Bürger und Meister sogleich ihr Recht verlieren, 4) die Angeseffenen in der Frist von einem bis zu drey Monaten, nach Maßgabe der Steuern, abziehen sollten. Nur, wer binnen 15 Tagen sich bekehre, solle bleiben. Und so lauten Unwillen, so bitterm Hohn und kräftigen Widerspruch in ganz Deutschland und bey allen evangelischen Regierungen dieses Pasquill auf das höchste Glaubensprincip der catholischen Kirche, die thätige Liebe, auch erregte, das Corpus Evangelicorum bewirkte durch seine Schritte bey dem Erzbischof und dem Kaiser nur einige Milderung durch längere Frist, nicht die Aufhebung des Emigrationspatentes. Mochte auch der Erzbischof zuerst nur schrecken wollen, als der Erfolg seiner Erwartung nicht entsprach, wurde das Patent mit roher Unmenschlichkeit zur Ausführung gebracht. Seit dem 24. Nov. 1731 wurden die unansässigen Protestanten von ihren Wohnsitzen und Familien mit der rohesten Gewalt weg getrieben — von österreichischen Dragonern, 'wo sie sie fanden, und wie sie sie fanden, ohne ihnen zu erlauben, Geld und Kleider herbey zu holen, oder von den Ihrigen Abschied zu nehmen' mitten im Winter —, und erst nach Salzburg getrieben, daselbst noch genug gepeinigt, und dann über die Grenze gebracht: und später mußten denn die Ansässigen, mit dem Verluste des größten Theils ihres Vermögens, nachfolgen. Die Zahl der Vertriebenen betrug nach der Rechtfertigungsschrift für den Erzbischof selbst, nur vom Dec. 1731 bis zum 30. Nov. 1732 über 22,000, stieg aber, da die Auswanderung bis 1739 und länger fortbauerte, über 30,000.

Schon während der Vertreibung traten aber die protestantischen Mächte energisch genug auf, und wenn sie auch die Vertreibung nicht hindern konnten, so linderten sie doch das Schicksal der armen Verfolgten gar sehr, namentlich Preußen. Dänemark, Schweden, England und Holland machten die ernstlichsten Vorstellungen und Drohungen, bey dem Erzbischof, bey Kaiser und Reich. Am wirksamsten aber handelte Preußens König. Er erklärte durch ein förmliches Manifest, vom 2. Febr. 1732, alle evangelischen Salzburger, die auswandern mußten, zu seinen Unterthanen, versprach ihnen Aufnahme, verbieth ihnen Zehrungsgeld, forderte alle evangelischen Staaten, die sie betreten würden, zur Unterstützung auf, und drohete ernstlich mit Repressalien gegen die catholische Geistlichkeit seiner Lande. Und dem gemäß waren auch die ferneren Schritte dieses Königs. Ein besonderer Commissär, Johann Söbel, mußte Febr. 1732 die Vertriebenen an der salzburger Grenze in Empfang nehmen und ihren Zug nach Preußen leiten. Preußens Beyspiel und förmlicher Antrag zu Repressalien bey dem Corpus Evangelicorum brachte auch die anderen evangelischen Mächte zu der Androhung bestimmter Repressalien, und den Erzbischof, weil nun die catholische Geistlichkeit aller Orten her Vorstellungen machte, in nicht geringe Verlegenheit. Indessen theils, weil der Erzbischof schlauer Weise den Kaiser für sich gewann, und die ganze Streitsache von dem Reichstage an den Reichshofrath brachte, theils und zum größern Theile gewiß nach dem edlern und gerechtern Sinne der evangelischen Regierungen selbst unterblieben die Repressalien. Der Kaiser aber war schmählicher Weise schon damit zufrieden, daß der

Erzbischof, nachdem er bereits den größten Theil seiner evangelischen Unterthanen vertrieben und um ihr Vermögen gebracht, (nun!) erklärte, er wolle dem westphälischen Frieden nachkommen.

Erhebender und wahrhaft rührend ist die Schilderung des Zuges der Vertriebenen selbst, der, anfangs ein Trauerzug, sich bald zu einem Triumphzuge gestaltete. Ueberall offenbarte sich ein echt evangelischer Geist der Liebe und der größten Theilnahme an dem Schicksale der armen Verfolgten, bey Hohen und Niederen, Fürsten und Gesandten, Lutheranern und Reformirten ohne Unterschied, ja es muß zur Schande des in Rom eigennützigem Geiste handelnden Erzbischofs ausdrücklich hervor gehoben werden, daß die deutschen Catholiken weit entfernt waren, sein Benehmen zu billigen, daß sie vielmehr gern bestrugen, den Vertriebenen Gutes zu erweisen, sie zu verpflegen, ihnen die Wanderung zu erleichtern und sie ihres Glends, das bloßer hierarchischer Eigennutz über sie gebracht, vergessen zu machen. Bey den Evangelischen stieg aber die Aufnahme der Salzburger förmlich bis zum Enthusiasmus, und die Schilderung davon, namentlich ihre Aufnahme zu Gotha, Leipzig und Berlin, verdient in den lebendigen Worten des Verfassers selbst gelesen zu werden. Der Verfasser schildert schließlich das Unterkommen der so schwer Verfolgten in Holland, Schweden und Nordamerika, vornehmlich aber in Preussisch-Lithauen, wo dem bey weitem größeren Theile auß großmüthigste ein neues Vaterland bereitet wurde.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 8. Junius 1839.

G o t t a.

Beschluß der Anzeige: Die Auswanderung der evangelisch gesinnten Salzburger, dargestellt von Christ. Ferd. Schulze.

Großes Interesse gewähren noch die Betrachtungen des Verfs über die Nachwirkungen jenes so denkwürdigen Ereignisses, wie dasselbe für die Ausgewanderten selbst sich geendet, welche Folgen es für Preußen, und in entgegen gesetzter Weise für Salzburg gehabt, wie weit sein Einfluß endlich sich auf die ganze catholische Kirche, so wie auf die evangelische erstreckt habe. Der Verfasser hat sehr ernste Momente aufgenommen, namentlich in der Betrachtung über die Wirksamkeit des ehemahligen Corpus Evangelicorum, — doch verbietet uns der Raum jede genauere Besprechung.

Sehr passend hat nun der Verf. am Schlusse des Werkes noch eine Geschichte der Auswanderung der Zillerthaler in unserer Zeit, so wie eine Vergleichung dieses Ereignisses mit dem Obigen hinzu gefügt. Es ergibt sich allerdings, daß

beide Auswanderungen Gleichartiges haben in Hinsicht des Grundes, der Lehren, ihres Endzieles: aber gerade das Ungleichartige, besonders in den voraus gegangenen Verfolgungen, ihrem Umfange und Verlaufe, ist ein Zeugniß der besser gewordenen Zeit. Die allein selig machende Hierarchie zwar ist ihrem Principe nach unverändert geblieben, aber die still wirkende Kraft der Zeit hat diesem schon die Macht genommen, daß sie es nicht mehr wagen darf, auf seiner Basis hin, wie ehemals zu sündigen gegen göttliches und menschliches Recht. Wer aber, der solche Werke, wie die salzburger Emigration aufzeigt, von der allein selig machenden Hierarchie ausgehen sieht, kann noch zweifeln, daß sie gar oft nur ein Deckmantel ist irdischer Herrschsucht? Man halte nur mit jener Sünde, die nicht die schlimmste der Hierarchie gewesen, das Benehmen Preußens und aller evangelischen Regierungen gegen ihre catholischen Unterthanen zusammen!

Köllner.

D r f o r d.

Scriptores Latini Rei Metricae. Manuscriptorum codicum ope subinde reformat Thomas Gaisford, S. T. P. Aedis Christi Decanus necnon Ling. Graecae Professor Regius. Oxonii e Typographeo Academico MDCCCXXXVII. XIV u. 616 Seiten in groß Octav.

England hat gegenwärtig nur noch wenige Schüler Porsons und Dobrees aufzuweisen, die im Geiste jener ausgezeichneten Männer für Critik und Grammatik durch Schriften wirkten. Es hat sich auch dort eine andere Richtung geltend gemacht, welche mehr auf Erforschung und Dar-

stellung der realen Fächer der Alterthumskunde gerichtet ist und deren Anhänger bemüht sind, den Aufschwung deutscher Philologie auch in England heimisch zu machen, Männer aller Ehren werth, wie Clinton, Leake, Thirlwall. Unter den Schülern Porson's, die noch heut zu Tage thätig in die Pflege der altclassischen Literatur eingreifen, steht an Gelehrsamkeit und vielseitiger Thätigkeit Gaisford oben an. Wir verdanken seinem Eifer, der sich mit Vorliebe darauf geworfen hat, durch Zusammenbringung reichen handschriftlichen Materials der Critik-classischer und unclassischer Auctoren eine sichere Unterlage zu verschaffen, sich selbst aber aller gewagten Aenderungen zu entschlagen, außer den so genannten *Poetae Graeci Minores*, unter denen den Hesiodischen und Theocritischen Gedichten nebst ihren Scholiasten die meiste Aufmerksamkeit zu Theil geworden und der größte Gewinn zugefallen ist, Ausgaben des Herodotus, des Suidas, der griechischen *Paradiographen* und im vorliegenden Werke der *Scriptores Latini Rei Metricae*. Diese reihen sich dem von Gaisford mit reichhaltigem Commentare versehenen *Encheiridion* des Hephästion an und ihr Erscheinen ist um so dankenswerther, je seltener die Ausgabe von Elias Putschius geworden, und je weniger Hoffnung vorhanden zu seyn scheint, daß Fr. Lindemann's *Corpus* der lateinischen Grammatiker rasch fortschreite. Der durch Bachmann lesbar gewordene *Terentianus Maurus* ist von Gaisford ausgeschlossen worden.

Die von Gaisford aufgenommenen Schriftsteller sind Marius Victorinus, Marius Plotius Sacerdos, Cassius Bassius (?), Atilius Fortunatianus, Servius de centum metris, Rufinus, Gensorinus, Priscianus de metris Comicorum, Diomedes drittes Buch, Mallius Theodorus, an

welchen sich noch scriptorum veterum apospasmata anreihen, diese ohne sonderliche Bedeutung.

Gaisford hat es allein auf Berichtigung des überaus entstellten Textes abgesehen, woben er sich auf die ihm zu Gebote stehenden Handschriften und alten Drucke dieser Schriftsteller stützt. Conjecturen hat er nur selten einen Platz vergönnt, fremden wie eigenen. Einen sichern Anhalt für Conjecturalcritik, deren diese Schriften fast alle so sehr bedürfen, gewährt der Umstand, daß sie, wie dies bey griechischen und lateinischen Grammatikern meist der Fall ist, sich wechselseitig ausgeschrieben haben, und sich somit wenigstens für Beurtheilung schwieriger Stellen wechselseitige Hülfe gewähren. Dies ist namentlich der Fall bey Marius Victorinus und Atilius Fortunatianus.

Nachdem Adamus Petrus 1527 ein paar Kapitel des Marius Victorinus hatte drucken lassen, gab diesen zuerst vollständig heraus Joachim Camerarius, Tübingen 1537. Er benutzte einen Codex des durch glückliche handschriftliche Funde berühmten Juristen Johann Eichardus. Marius, aus Africa gebürtig, Zeitgenosse des Donatus, erwarb sich großen Ruf als Grammatiker und ging am Ende seines Lebens zum Christenthume über, s. Augustin. Confess. VIII, 2. Nach Camerarius gab ihn Commelin 1584 heraus und diese Ausgabe ist es, deren Text in die Sammlung von Putschius überging. Dem Englischen Herausgeber verdankt der Text wesentliche Berichtigungen aus einer Pariser Pergament-Handschrift (N^o 7539.) des 9. Jahrhunderts.

Den Marius Plotius gab zuerst Putschius nach Handschriften des Andreas Schottus und Johannes von Bouwer heraus. Plotius ist besonders reich an griechischen Beyspielen, die

aber meistens, wie man es in lateinischen Handschriften gewohnt ist, sehr verunstaltet sind. Die von Gaisford mitgetheilten Lesarten eines codex Vossianus, jetzt zu Leiden, nach einer sehr genauen Collation des Petrus Bondamus, liefern den Beweis, daß Putschius in den Fällen, wo er die Griechischen Stellen der Handschriften zu fehlerhaft fand, sich die Freyheit nahm, ganz andere Verse an die Stelle zu setzen. Das Genauere hierüber an anderm Orte.

Für Cassius Bassius war Gaisford nur die editio princeps zur Hand, Mailand 1504 fol. per Joann. Scinzenzeler. Genug für das magere Tractätchen.

Utilius Fortunatianus erscheint in wesentlich verbesserter Gestalt nach eben jener Mailänder Ausgabe und einem Codex Vaticanus № 5216., der freylich neu, aber aus einer alten Quelle geflossen seyn muß. Er führt den Titel: Atilii Fortunatiani Ars. Utilius Schrift besteht nach Lachmann's Beobachtung aus zwey ganz verschiedenen Theilen: der erste inhaltreich und Hauptquelle des Terentianus Maurus, füllt bey Putschius S. 2671 — 2685. Das Folgende gehört nicht zu derselben Schrift und schwerlich demselben Verfasser. Diese Entdeckung, deren Wahrheit bey erster Ansicht einleuchtet, hat Gaisford auch äußerlich bestätigt gefunden. Denn nach jenem ersten Abschnitte folgt in der Mailänder Ausgabe und dem vaticanischen Codex eine Reihe von Putschius weggelassener Kapitel de Positura, de Chria, de Poemate, de Versu, de Accentibus, sodann ein Donatiani fragmentum (über Analogie, Aehnliches findet sich bey Sosipater Charisius und Priscianus). Daß alles dieses an ungehörigem Orte stehe, bemerkte schon Valentinus Catus in der

Mailänder Ausgabe am Schlusse. Gaisford hat diese Kapitel abdrucken lassen in der Vorrede S. VI ff. Demnach ist klar, daß in den bisher untersuchten Handschriften des Atilius Unordnung eingerissen ist und Verwirrung herrscht.

Aus dem Vaticanischen Codex sind eine Anzahl Griechischer Dichterstellen zuerst gehörigen Orts in den Text gesetzt, die wir bisher nur aus gelegentlichen Mittheilungen Gelehrter kannten. So z. B. S. 359 die Stellen der Sappho und des Anakreon, die wir bisher und zwar fast ganz übereinstimmend geschrieben, nur aus Fulvius Ursinus Anmerkungen kannten, S. 347 ein pæonischer catalectischer Tetrameter: Ὡ πόλι φίλη Κέρροπος ἀντοφνὲς Ἀττική; S. 350 ein anapästisch = logadischer Vers: Ἀγέτω θεός· οὐ γὰρ ἔχω δίχα τῶνδ' αἰεῖδεν. Auch erscheint hier zum ersten Male der von Lindemann *Lyra* I, 82. aus einem Berliner Grammatiker mitgetheilte Anfang des Homerischen Margites, S. 342.

Μαθετικεῖς καὶ σφῶνα γέρον καὶ θεῖος αἰοιδὸς
Μουσάων θεράπων καὶ ἐκηβόλον Ἀπόλλωνος,
Φίλην ἔχων ἐν χερσὶν εὐφρογγον λύραν.

Im ersten Verse ist Ἠλδέ τις εἰς Κολοφῶνα, im dritten φίλης und λύρην zu verbessern.

Der öfters gedruckte Centimeter des Servius — denn Centimetrum ist barbarisch, s. Zachmann Praef. Terent. p. XIV; Gaisfords *M* hat Mauri Servii Grammatici de centum metris, ein Leidner Codex Centimetrum — hat einen berichtigten Text und einen reichen kritischen Apparat gewonnen durch Benutzung der sehr seltenen Ausgabe des Laurentius Abstemius — Callius von 1476. (Das von Gaisford benutzte Exemplar, ehemals der Pinellischen Bibliothek gehörig, befindet sich gegenwärtig im Besitze

des John Severen, der es aus der Bibliothek des Michael Bodhull erstand.) Sodann einer Ausgabe sine l. et a. nebst Perotti de generibus metrorum und Omnibonus Leonicens de Vincentia libellus de arte metrica; ferner der Ausgabe des Laur. Santenius von 1788 und endlich zweyer Bodlejanischen Handschriften, B und M bezeichnet; jene ist auf Pergament und alt, M ohne gleichen Werth.

Des Rufinus Commentarium in metra Terentiana, wiederholt bey Priscianus gedruckt, ist ohne handschriftlichen Zuwachs geblieben. Gaisford gibt die Lesarten der Veneta von 1476 und der Aldina, nur selten der Florentina von 1525 und Ascensiana von 1527. Das Werkchen ist trotz seiner Zerrissenheit interessant durch Mittheilungen aus ältern Technikern, wie Firmianus, Messalinus, und vor allen aus Tuba, so wie aus den Commentatoren des Plautus und Terentius, wie Sisenna und Scaurus.

Auf Censorini fragmentum de Metris folgt Priscianus de Metris Comicorum, zu welcher kleinen Schrift Gaisford keine neue Hülfsmittel benutzen konnte. Er gibt den Lindemannschen Text, wobey er weder die Verbesserungen deutscher Gelehrten berücksichtigt, noch auch den Apparat bey Krehl zu Rathegezogen hat. Und doch enthält derselbe aus alten Ausgaben manches Goldkörnchen für Herstellung der Griechischen Stellen. Diese übertrug Priscianus aus dem Griechischen Metriker, Heliodoros, einem großen Querkopf, von dem Mitschl kürzlich gesprochen hat Alex. Bibl. S. 138 ff. Ueberhaupt sind Theorie wie Beispiele der meisten Lateinischen Metriker aus Griechischen Metrikern geflossen, vor Allen aus dem Handbuche des He-

phästion und dessen Scholien, dann aus Juba und Andern.

Dann folgt Diomedes überaus inhaltreiches und namentlich in dem Theile de poematis generibus zumahl über die Lateinische Comödie lehrreiches drittes Buch. Gaisford verglich den Text der Veneta von 1493 mit dem der Haganoënsis des J. Caesarius von 1526. Auf dieser letztern beruht der Text des Putschius, wie aus einer Leipziger Ausgabe von 1542 hervor geht, die von Joseph Scaliger mit einem Codex verglichen jetzt der Bodlejanischen Bibliothek angehört. Indes besaß Putschius auch Collationen des Cod. Fuldanus, die ihm von Marcus Welfer von Augsburg und Janus Gruter mitgetheilt waren, so wie ein Exemplar des Bongarsius, das Petrus Daniel sehr genau mit einer Handschrift im Besitze des Claudius Puteanus verglichen hatte.

Gaisford bediente sich dreier Handschriften der Königl. Bibliothek zu Paris. Davon sind zwey von außerordentlichem Alter: A N^o 7494 geschrieben im Jahre 780 von Adam, Hainhardts (Einhardts?) Sohn, zu Worms, bestimmt für die Büchersammlung Kaiser Karls des Großen, wie aus folgenden am Ende des Codex mit großen Buchstaben roth und schwarz geschriebenen merkwürdigen Versen hervor geht:

Dum mundus centum redeuntes septies
 annos
 et decies forte felix expleverat octo
 ex quo christus Iesus secla beaverat ortu,
 bisenosque annos Francorum scepra te-
 neres,
 hunc tibi, care deo Carole rex, scripserat
 Adam.

Nempe tuus famulus librum devotus in
urbe

Vvormatia soboles haynhardi alsatia felix
est propria fecunda bono cui patria bacho
tuncque fuit scribens annorum certe tri-
ginta

quo scripsit servulus anno tu, rex pie
carle,

ilico enobium (l. illi coen.) masun (?)
vilare dedisti.

Hoc tibi regna dei solvant mercede per-
enni.

Salve rex Carole armipotens vir magne
valeque

atque tui humilis adae memorare per
aevum

respice de celso populorum culmine prin-
ceps

servulum adam humilem tibimet servire
paratum

gloria magna tibi terris et gloria caelis
constat ut aetherium capias per secula
regnum

pacis ubi jugiter perpes concordia regnat
dulcia stelligeri gaudens per pascua celi.

Nicht viel jünger ist der zweyte Codex B, № 7493, jünger C, № 7538. Im Codex A vermuthet Gaisford den Fuldanus, aus welchem Rhabanus Maurus Einiges entlehnt hat. Dieselbe Vermuthung war bereits von mir aufgestellt in einem Excurs zu der Ausgabe des Ibykos S. 147 ff. Unsere Universitätsbibliothek besitzt ein Exemplar der Leipziger Ausgabe von 1542, dessen Ränder mit Varianten einer Handschrift beschrieben sind, die ich dort für den Fuldanus erklären zu dürfen glaubte. Der Augenschein lehrt, daß Gaisfords Codex A nicht verschieden ist von

unserer, sehr genau verglichenen Handschrift. So stimmt z. B. A mit den Lesarten unsers Codex in der Stelle, wo Diomedes S. 429 einige Verse aus Arktinos anführt, durchaus überein, nur daß er die Griechischen Worte in Lateinischer Schrift gibt, was von dem Gelehrten, der unsere Vergleichung besorgt hat, gleich geändert seyn muß. Die übrigens am a. D. geäußerte Ansicht über die Verse des Arktinos muß dahin modificiert werden, daß die Worte $\acute{o} \delta' \lambda\alpha\mu\beta\omicron\varsigma$ bey dem alten Dichter unmöglich Subject seyn konnten. Sie rühren von den Metrikern her, die bemerkten, daß in jenen Versen die Natur des iambischen Rhythmus treffend gemahlt war. — Ein künftiger Herausgeber des ganzen Diomedes wird in unserer Vergleichung eine treffliche Stütze finden. Einen wichtigen Nachtrag liefert noch Gaisfords Vorrede S. XII ff. aus einem Codex Harlejanus № 2773.

Zum Schlusse folgt auf Diomedes noch Malilius Theodorus mit Heusingers und Ruhnkens Noten. Hier und da theilt Gaisford Bemerkungen von Terhaerius und Salmasius mit.

Ehe ich diese Anzeige schliesse, muß ich noch ein Wort hinzu fügen über ein merkwürdiges Tractätchen, das den Schluß vom Marius Victorinus bildet: *Ex Aelio Festo Athonio de carminis appellationibus*. Manches darin stimmt mit einem Griechischen Grammatiker, was Gaisford übersehen hat, bey Boissonade Ann. Græc. IV, 458. (Welcker N. Rhein. Mus. I. S. 168 ff.) überein. So heißt es bey Festus: $\text{Μέλος quod ex his nascitur, dictum putant a Meline Oceani filia, quam primam quattuor chordis usam adfirmat Lysanias, sive, ut Licymnius, ἀπὸ τοῦ μελεάζειν, τοῦτέστι ὄρηνεῖν. Der Griechische Grammatiker: ἡ$

ἀπὸ Μέλαις (l. Μελίας, beyh Jessus l. Melia)
 τοῦ Ὀκεανοῦ θυγατρός, κατὰ Λυσαίας φησί.

Noch bemerke ich, daß die Namen der Idai-
 schen Daktylen beyh Diomedes S. 431 Damna-
 meneus, Astheus, Pyrrichus geschrieben sind,
 nach den Spuren der Handschriften, so daß Vo-
 beck's Vermuthung Aglaopham. p. 1177 vollkom-
 men bestätigt wird. — Im Utilius S. 319 wird
 der Vers: Mea Vatiēna amabo als apud
 Lepidum stehend angeführt. Man muß Lae-
 vium schreiben, aus dessen Erotopagnia die
 Stelle ist. Gleich auf der folgenden Seite steht:
 Ut si facias illud ex Lepidiano metro ad
 hanc legem: Mea Vatiēna amabo, mea
 cura, mea Venus. Hier hat die Handschr.
 richtig Leviano. Der Irrthum rührt daher,
 weil vor und nach jedem Verse das Catullische
 Lepidum novum libellum öfter wiederholt
 wird. F. W. S.

Hamburg und Gotha.

Ben Perthes. Geschichte von Port-Royal.
 Der Kampf des reformierten und des jesuitischen
 Katholicismus unter Louis XIII. und XIV. von
 Dr Hermann Reuchlin. Erster Band bis zum
 Tode der Angelica Arnauld 1661. XXII u. 818
 Seiten in Octav.

Seitdem Ranke durch seine neuere Papstge-
 schichte die innere Bewegung des Catholicismus
 nach der Reformation, und dessen Reorganisation
 unter dem Einflusse derselben aufgedeckt hat: fin-
 det die historische Forschung auf diesem Gebiete
 einen so viel ergiebigen Stoff, je mehr derselbe
 bisher unter uns vernachlässigt gewesen ist. Der
 Hr Verf. hat sich zur Bearbeitung eine der edel-
 sten Blüten ausgewählt, welche die catholische

Kirche unter dem Einflusse der Reformation nur getrieben hat, die Erscheinung des Janßenismus und seines ruhmvollen Asyls, des Klosters Port-Royal bey Paris. Schon in seiner letzten Schrift, das Christenthum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche, theilte er mit Vorliebe Notizen über das noch gegenwärtige Bestehen Janßenistischer Gesinnung bey einzelnen Personen, Familien und ganzen Kirchsprengeln in Paris mit, so daß man bey ihm für die Behandlung seiner Aufgabe den regesten Eifer erwarten darf.

Der Standpunct der Bearbeitung ist, obgleich sich der Verfasser nirgends ausdrücklich darüber erklärt, nicht der streng wissenschaftliche für ausschließlich historische Forschung, sondern für einen größern Kreis von Lesern berechnet, mit mehr anregender und erbaulicher Tendenz. Wir schließen diese beabsichtigte Popularität nicht so wohl daraus, daß der Verfasser Anführungen in lateinischer Sprache sofort mit deutscher Uebersetzung versieht, was doch nur zum Besten des so genannten größern Publicum geschehen konnte, sondern vielmehr aus der ganzen Anlage und Behandlungsart selbst. Der Verf. vermeidet überall seinen Stoff streng objectiv anzugreifen, eine Geschichte der Sache zu geben, wie die historische Kunst sie fordern würde; seine Behandlung knüpft immer mehr an die Persönlichkeiten an, gibt die Geschichte der in jenen Ereignissen besonders hervor stehenden Männer und Frauen, verliert sich gern in deren Familiengeschichten, oder geht vielmehr davon aus, so daß, wenn der Verf. nicht dabey auf andere Weise zeigte, wie er durchaus historisch kunstgerecht seinen Stoff zu beherrschen wisse, man nicht selten den Verdacht schöpfen könnte, er habe sich in die redselige Specialität der Memoiren verloren, aus denen er ja größten-

theils seinen Stoff schöpfen mußte. Ueber den so nachgewiesenen mehr populären Standpunct mit dem Verf. zu rechten, kann uns gar nicht in den Sinn kommen: war es vielmehr seine Absicht, zur Förderung religiöser Denkart dem größern Publicum eine historische Darstellung vorzulegen, so konnte er sicher nichts glücklicher auswählen, als die Geschichte eben jenes hochberühmten Klosters bey Paris, das selbst so lange in einer sittlich tief gesunkenen Zeit für wärmere Religiosität ein erwünschtes Asyl abgab.

Unsre Vermuthung, daß die Absicht des Vfs, vorzugsweise das so genannte größere Publicum vor Augen gehabt habe, geht noch weiter, indem wir uns überzeugt halten, er habe dabey nicht bloß Deutschland, sondern eben so sehr Frankreich selbst berücksichtigt: doch schließen wir dies am meisten nur aus Schreibart und Darstellung, die völlig jenes Ausmahlen des Einzelnen, jenes Individualisiren durchführt, wodurch die gegenwärtigen Anführer der französischen Presse ihren Darstellungen eine so große Lebendigkeit zu verleihen wissen. Wo er es nur anzubringen weiß, zeichnet der Verf. sofort ein kleines Genrebild, wodurch die Erzählung nothwendig an Frische und Reiz für ein an scharf skizzierte Darstellung gewöhntes Publicum gewinnen muß. Als Beleg für diese Behauptung berufen wir uns sofort auf die Einleitung, die deßhalb mit einer Schilderung der Auvergne und ihrer ärmlichen aber treuen Bewohner anhebt, weil die Familie Arnauld, um die sich die Geschichte dieser religiösen Bewegungen besonders dreht, dorthier stammt. Und da der Verf. einmahl ins Zeichnen hinein gerathen war, kann er sich nicht enthalten, uns auch den kleinen Auvergnaten der Gegenwart auszumahlen, wie er sich nach der Hauptstadt

wendet, um dort durch ärmliche Dienste an den Straßenecken seine Sous zu verdienen. Wie solche Skizze, deren man etwa aus dem livre des cent-et-un gewohnt ist, in eine Geschichte von Port Royal komme, begreift sich in der That nicht anders, als durch Berücksichtigung eines Publicums, dem die Furcht vor deutscher Gründlichkeit und Langweiligkeit durch dergleichen Illustrationen und Federzeichnungen benommen werden soll. Haben wir die Absicht des Verfassers richtig getroffen, oder ist jenes Einweben solcher Genrebilder ihm unwillkürlich eigen; jedenfalls möchten wir ihm den Erfolg wünschen, daß auch das französische Publicum zu dieser Darstellung einheimischer Geschichte durch einen Deutschen hingezogen würde.

Aus der schon angegebenen Absicht des Verfs, nicht so wohl eine streng kunstgerechte Darstellung der Sachen zu geben, als vielmehr zu mehr anziehender Darstellung die Erzählung an die handelnden Personen und deren Individualitäten zu knüpfen, erklärt sich auch ein Uebelstand, der selbst durch jenen bestimmten Standpunct des Verfs nicht durchaus entschuldigt werden kann, nämlich der Mangel einer Einleitung in die Sachen, wofür eine Einführung in die Familie der hauptsächlich handelnden Personen doch schwerlich ein Ersatz ist, auch wenn sie noch anziehender dargestellt wäre, als hier geschehen ist. Die genaueste Bekanntschaft des Lesers mit der Familie Arnould, die wie die Mehrzahl der Geschlechter, woraus die Parlamente sich zu ergänzen pflegten, eine Trägerin des gallicanischen und jansenistischen Sinnes war, mit ihren einzelnen ruhmvollen Gliedern, verleiht demselben immer noch keine Klarheit über den damaligen Zustand der Parteyen innerhalb der catholischen Kirche, wor-

aus ja eben die jansenistischen Bewegungen hervor gehen. Manches davon wird zwar im Verlaufe der Darstellung selbst angedeutet und nachgeholt, aber doch dadurch bey weitem dem Leser nicht jene Vertrautheit mit dem Stande der catholischen Kirche seit der Reformation und besonders seit der Synode von Trient gewährt, wodurch allein er das Auftreten des jansenistischen Augustinianismus übersichtlich erfassen könnte. Fast vermuthen wir, daß hier den Verf. seine populäre Tendenz zu weit geführt hat; denn gerade die Classe von Lesern, für welche die einleitenden Familiengemälde so anziehend sind, hätten wohl am ersten einer Orientierung über den damaligen Zustand der catholischen Kirche bedurft.

In eben dieser populären Haltung, die wir als Haupttendenz des Verfs nachgewiesen haben, fehlt es ihm aber nun durchaus nicht an Proben echt historischer Virtuosität; es sind nicht bloß die 13 Beylagen hier anzuführen, worin er den mehr gelehrten Stoff abgehandelt hat, sondern auch in seine Darstellung selbst sind zahlreiche Reflexionen eingewebt, die gleichsam als Höhen der Darstellung eine Uebersicht über die Massen, oder doch wenigstens eine Durchsicht durch das Material gewähren. Teuscht uns nicht All. S., so möchten wir hier in dem Streben des Verfs nach Parallelisierung, nach Auffinden des Gleichartigen in sonst heterogenen Erscheinungen, und dadurch nach lichtvoller Entwicklung des eigentlichen Kerns derselben, abermahl's ein Studium jenes Ranke'schen Meisterwerks wiederfinden; dem ja, wie oben bemerkt, in gewisser Hinsicht der Aufgabe nach diese Bearbeitung sich anschließt: wenigstens haben wir dieses Mittel der Darstellung, durch Aufstellen einer Parallele in sonst völlig feindlichen Erscheinungen, ein plötzliches und überras-

schendes Licht auf die Sachen zu werfen, dessen sich der Verf. hier mit vielem Glücke häufig bedient, nirgends vorher so trefflich benutzt gesehen, als in Ranke's Geschichte der neueren Päpste. Wir verweisen wegen unser's Verfs z. B. auf S. 230, und die dort aufgestellten Züge des Catholicismus und Protestantismus. Zum Beweise, daß beide Formen nicht in ihrem strengen Gegensatz und ihrer Sprödigkeit gegen einander sich erhalten könnten, führt er aus, daß Orden, die der Catholicismus gerade gegen die Reformation und ihre ersten Vorläufer die Waldenser hervor gebracht hat, wie die Dominicaner und Franciscaner, besonders die Ueberspannten unter letztern, auf verschiedenen Seiten über das Gebiet der Catholicität hinaus wie durch eine innere Nothwendigkeit auf protestantisches Gebiet hinüber gedrängt wurden, und bey Augustinischen Principien anlangten; eben so wenig könne umgekehrt der Protestantismus sich eines Zuges nach der Catholicität einer jetzt noch unsichtbaren Kirche erwehren. Wir könnten zahlreiche ähnliche Ueberblicke und Parallelen auszeichnen, wodurch der Verf. auf seine Darstellung ein eben so helles Licht zu werfen, als darüber ein treffendes Urtheil zu verbreiten weiß: doch enthalten wir uns dessen um so eher, weil der reiche Inhalt des Werks nicht gut einen Auszug verträgt. Es wird demnach kaum unserer Versicherung bedürfen, daß durch vorliegendes Werk nicht allein jedem Gebildeten, der religiöse Gestaltungen mit Theilnahme verfolgt, ein höchst anziehender Stoff dargeboten, sondern daß auch unsere wissenschaftliche Literatur dadurch wahrhaft bereichert ist.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 10. Junius 1839.

G ö t t i n g e n.

Ph y s i o l o g i s c h e r P r e i s.

Am 28. May 1839. — Zur Lösung der von einem Freunde der Wissenschaft ausgesetzten Preis-
aufgabe —: ‘Welches physiologische Wechselver-
hältniß findet zwischen den einzelnen Bestandtheilen
des Blutes überhaupt, besonders aber zwischen
den so genannten nächsten Bestandtheilen dessel-
ben statt, und welchen Antheil hat jeder einzelne
dieser letztern an dem Sanguifications-, Ernäh-
rungs- und Absonderungsproceß?’ — war, wie
im Stück 101. des Jahrg. 1838 der Gött. gel.
Anzeigen berichtet ist, zu der bestimmten Zeit
nur eine Schrift eingesandt mit dem Motto:
‘Quidquid adhuc clausum est, in lucem pro-
feret aetas.’ — Aus den a. a. D. angegebene-
nen Gründen konnte dieser Arbeit der Preis nicht
zuerkannt werden, daher die Frage bis zum 1.
Merz d. J. von Neuem aufgegeben wurde.

Als Beantwortung derselben ist nun eine Um-
arbeitung der obigen Schrift, mit demselben
Motto, eingegangen. Wiewohl auch dieses Mahl

der Anzahl der in derselben beschriebenen Versuche und Beobachtungen, weder im Allgemeinen noch im Einzelnen solche Resultate entnommen werden können, welche für die gestellte Frage entscheidend sind, und unsere Vorstellungen von jenen Processen wesentlich aufzuklären und zu erweitern vermögen, so verräth doch diese, jetzt auch in gehöriger Ordnung und Form abgefaßte, Arbeit ein so rühmliches Forschungsstreben in dem schwierigsten und wichtigsten Theile der Naturwissenschaft, und eine so vollständige Kenntniß und fleißige Benutzung des vorhandenen literarischen Materials, daß die Unterzeichneten, in Anerkennung dieses Fleißes und Strebens, dem Verfasser der Schrift mit dem Motto: 'Quidquid adhuc caesum est, in lucem proferet aetas' den Preis von

Einhundert Ducaten

hierdurch zuzuerkennen beschlossen haben.

Nach Vorlesung dieses Berichtes wurde am heutigen Tage der der Schrift angeheftete Zettel entsiegelt und in demselben als Verfasser erkannt:

'Dr F. L. Hünefeld,
Professor der Chemie, Pharmacie und Mineralogie an der Universität Greifswald'.

F. G. Bartling. U. A. Barthold. Fr. Wöhler.
Professoren zu Göttingen.

B e r l i n .

Bey Alex. Dunker. Die kranke Darmschleimhaut in der Asiatischen Cholera mikroskopisch untersucht von Dr Ludwig Boehm, Assistenz = Arzte des zweiten Cholera = Lazareths, practischem Arzte zu Berlin u. Mit zwei Kupfertafeln. XII u. 83 Seiten. 1838. 8.

Diese kleine aber inhaltvolle Schrift liefert neue und wesentliche Beyträge zur näheren Kenntniß jener in so vieler Hinsicht räthselhaften Krankheit. Gelegenheit zu seinen Beobachtungen bot dem Verf. seine Stellung als Arzt am zweyten Cholera = Lazareth zu Berlin, als im J. 1837 die gefürchtete Fremde wieder sich einstellte, zwar nur kurze Zeit, aber dennoch, wie aus den hier angedeuteten Umständen hervor geht, viele Opfer fordernd. Die Darstellung ist in einer klaren, würdigen Sprache gehalten, welche eben so den Denker wie den Forscher bezeichnet.

Der Inhalt zerfällt in sieben Abschnitte: I. Ueber den bey der Cholera durch excessive Häutung bedingten Verlust des Epithelium im Darmkanale. Es wird, nach Vorgang der schönen Untersuchungen von Senle gezeigt, daß hier, besonders im Dünndarme, die Zottenkölbchen durch eine krankhafte Auslockerung und Abhäutung ihre Oberhaut, die aus lauter kegelförmigen Cylinderchen bestehe, allmählig einbüße, dadurch wund werde und selbst mit Vernichtung des ganzen Gewebes sich auflöse. II. Microscopische Nachweisung der Bestandtheile des Magen- und Darm-Inhalts (der so genannten Cholera = Massen). Der von allen Beobachtern für charakteristisch erkannte, als reißwasserähnlich, hafergrünartig u. bezeichnete Stoff wird hier seinem Wesen nach zuerst gedeutet. Der Verf. sagt (S. 12): 'die Untersuchung des Darminhalts der Cholera = Kranken wird dadurch erleichtert, daß dieser Inhalt fast nur aus dem reinen pathischen Producte besteht, ohne mit fremden, die Beobachtung trübenden Stoffen gemischt zu seyn. Denn sogleich bey dem Beginn der genuinen Krankheit, wie sie den kräftigen Mann inmitten seiner Arbeit, das Kind an der Mutter Brust urplötzlich befällt,

werden, wie mit einem Schlage, alle fremden Ingesta schnell entleert. In der Privatpraxis hat der Arzt nicht so die Gelegenheit, diese frappante Erscheinung zu beobachten; hier kommt er meist zu spät. Im zweyten Cholerahospital zu Berlin, von dessen erkrankten Wärtern sieben an der heftigsten in wenigen Stunden verlaufenden Form der Cholera ein Raub des Todes wurden, während gleichzeitig häufige Diarrhöen den größten Theil des Hauspersonals heimsuchten, hatte ich nicht selten die günstige Gelegenheit, daß der Unfall in meiner Gegenwart eintrat. Wenn man sich noch über die Menge der im späteren Verlaufe erfolgenden Ausleerungen wundern muß, so grenzt die Fülle dieser mit dem ersten Beginne im eigentlichen Sinne hervor stürzenden Flüssigkeiten an das Unglaubliche. Nicht Geschirre genug kann man in dem Augenblicke zusammen raffen, wenn man auch reichlich damit versehen zu seyn meint. Es ist, als ob alle Gewebe sich in Wasser verwandelten, und in jenen raschen Collapsus herbey zauberten, der die Büge eines bekannten Menschen sichtbar so verschmälert und versinken läßt, daß man es kurz darauf mit einem wild Fremden zu thun zu haben glaubt, und nur noch die harte Schädelunterlage einige Spuren der früheren Mienen bewahrt. Alle diese Massen sind die Trümmer der abgestoßenen, zerstörten, veränderten Darm-Oberhaut! III. Ueber die Urinflocken der Cholera kranken und deren Ursprung. Der Nachlaß und völlige Stillstand in der Function der Harnorgane ist bekanntlich ein characteristisches Symptom dieser Krankheit, so wie die Wiederkehr derselben ein Beweis der erwachten Reaction. In Beziehung darauf äußert der Verf.: 'Die Genesenden selbst scheinen auch dieses Zeichen der rückkehrenden Gesundheit vor Allem am meisten zu

fühlen, und so war es in den Krankensälen eine täglich sich wiederholende Erscheinung, daß sie drey, vier und mehr Quartgläser voll auf ihren Tischen anzureihen sich bemühten, und mit vielem Selbstgefühl als die ihrigen erklärten; eine Umwandlung im Gemüthszustande, die wenigstens mit der jüngst noch vorwaltenden unheimlichen Gleichgültigkeit gegen Alles, was mit ihnen selbst und ihrer Umgebung vorging, oft in gar hellem Contraste stand.' Aber was das Hauptsächliche betrifft, nämlich die Ermittlung der Flockchen im erst gelassenen Urine, so bemerkt er (S. 38): 'Ich war neugierig, dieselben mit den Flocken der Darmausleerungen zu vergleichen; doch zeigte es sich bald, daß sie in ihrem Ansehen Nichts mit jenen neu gebildeten, strängigen kleinen Massen gemein haben; sie sind vielmehr Aggregate von verschiedenen bestimmt geformten Körperchen, die, wie es die fernere Untersuchung ergab, aus den auf einander folgenden Regionen der Urinwege ihren Ursprung nehmen, und dem verschieden zusammen gesetzten Epithelium jener Gegenden angehören. Also auch hier wie im Nahrungs canale eine krankhaft gesteigerte Häutung!' IV. Ueber die Füllung der Darmzotten mit öligter Flüssigkeit. An den Spitzen der Darmzotten von Cholera-Leichen fand der Verf. kleine Höhlungen mit Deltröpfchen (so schien es wenigstens) erfüllt, deren Bedeutung jedoch noch zweifelhaft ist. V. Ueber das Vorkommen der Gährungskeime im Nahrungs canale der Cholera-kranken. Kleine, ovale, pilzartige Körperchen, — vielleicht aus dem Getränk herrührend, das die Kranken zu sich nehmen? VI. Ueber das Verhalten der Lieberkühnschen Drüsen in der Cholera. Auch sie werden in den krankhaften Umänderungsproceß mit hinein gezogen. VII.

Ueber die Veränderungen der solitären und Peyerschen Drüsen in der Cholera. Sie verbinden sich nicht selten mit der nekrotischen Zerstörung der Oberfläche. 'Geschwüre, sagt der Verf. S. 75, von der Beschaffenheit wie beym Typhus abdominalis, habe ich auch in den Cholera-Leichen bisweilen gefunden; doch gehörten sie offenbar nicht dieser Krankheit, sondern den Spuren früherer Zustände an.' Die beiden Kupfertafeln sind von dem Verf. eben so schön gezeichnet als sie gestochen und abgedruckt sind.

St. Gallen und Bern.

Wir haben ein neues Stück des Gemählbes der Schweiz nach ihren einzelnen Kantons vor uns liegen, mit dem wir schon wiederholt unsere Leser bekannt gemacht haben: Der Kanton Graubünden, historisch, geographisch, statistisch geschildert, ein Hand- und Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende. XI u. 378 Seiten. 1838. 8.

Erste Abtheilung von G. W. Röder, Professor, und P. C. v. Tscherne, Eidgenossen-Oberstlieutenant. Auch dieser Band ist nach eben den Rücksichten behandelt, wie die vorigen, in historischer, physischer und statistischer, und zerfällt daher in die Darstellung der Geschichte, der Natur und des Volkes dieses Cantons; von denen jedoch in dieser ersten Abtheilung nur die beiden ersten, und der Anfang der dritten gegeben sind. Er beginnt mit einem allgemeinen Ueberblicke von Land und Volk im Allgemeinen, nebst einer Anzeige der vorzüglichsten Reiserwerke und Karten. Auf diese folgt der erste Theil, 'geschichtliche Uebersicht von den Urzeiten bis auf unsere Tage', in welchen Graubünden, vorher zu den zugewandten Orten

gehörend, zu einem Kanton erklärt wurde 1803, und dessen neueste Geschichte bis 1836. Angeknüpft wird eine Nachricht der Alterthümer, so wohl aus der römischen Zeit als aus dem Mittelalter. Am ausführlichsten ist der zweyte Theil behandelt, die physische Beschaffenheit, Gebirge, Flüsse, Seen, nach den Flußgebieten des Rheins und des Inns. Der bedeutende Umfang des Kantons bot hier ein reiches Material dar, da über die Gebirge eine sehr ins Einzelne gehende Beschreibung auch in geographischer Rücksicht gegeben ist. Die Mehrzahl der höchsten Alpengipfel des Kantons erreicht zwar nicht die absolute Höhe von 10,000 Fuß über dem Mittelmeere, aber einzelne Hörner übersteigen sie auch, die namentlich angeführt werden. Aber nicht bloß die Berge, sondern auch die bedeutendsten Thäler werden nach ihrer Richtung und Beschaffenheit beschrieben. Mit welchen Gefahren die Erstiegung der hohen Gebirge verbunden ist, wird warnend durch Beyspiele unglücklicher Unternehmungen gezeigt. Wir lesen hier unter andern, daß im Jahre 1817 fünf hannoversche Pferdeknechte, die von Italien leer zurück kehrten, da sie den ihnen gegebenen Warnungen nicht folgten, es mit ihrem Leben bezahlen mußten. Auch der Pflanzen- und Thierkunde sind eigene Abschnitte gewidmet. Daß aber von dem zweyten Haupttheile, dem Volke, erst der Anfang geliefert, und das Weitere dem zweyten Bande vorbehalten ist, haben wir schon bemerkt. Bey den übrigen Kantons möchte es doch aber rathsam seyn, sich bey jedem auf Einen Band zu beschränken, wenn das Institut seinem Zwecke als Hand- und Hausbuch treu bleiben soll. Eine Karte des Kantons wird hoffentlich dem zweyten Theile beygefügt werden.

B e r l i n.

Bey Heymann: Medicinischer Almanach. Erster Jahrgang für das J. 1836. Zweiter Jahrg. für 1837. Dritter Jahrg. für 1838. Vierter Jahrg. für 1839. Von J. J. Sachs. kl. 8.

Eine große Zahl von Zeitschriften und Repertorien wetteifert die neuen Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen im Felde der Arzneykunde zum Heile Tausender schnell bekannt zu machen. Trotz dem kann aber dem beschäftigten practischen Arzte manches Wichtige entgehen; diesem Uebelstande abzuhelfen, betrachten wir als des vorliegenden Almanachs Hauptnutzen, welcher in der 'Uebersicht der wissenschaftlichsten Mittheilungen in den neuesten medicinischen Werken und Zeitschriften' den, sogar mehrere periodische Blätter lesenden, Arzt noch mit manchem, bis dahin nicht zu seiner Kenntniß gelangten Neueren bekannt macht. Außerdem enthält der Almanach ein Tagebuch mit wissenschaftlichen, literarischen und geschichtlichen Notizen, mehrere interessante Originalmittheilungen (darunter im zweyten Jahrg. auch eine 19 Seiten starke Mittheilung über Göttingen, besonders in medicinischer und naturhistorischer Hinsicht, welche jedoch mehrere Unrichtigkeiten enthält, und unbegreiflicher Weise einen berühmten Lehrer im Lehrerverzeichnisse übersehen hat), eine medicinische Tagesgeschichte, Personalnotizen, necrologische Erinnerungen an deutsche Aerzte, Hülfsstafeln für das Geschäftsleben &c. — Wie Ernst es dem Hn Herausg. sey, seinem Buche eine immer vollkommnere Gestalt zu geben, davon liefert der Vergleich des ersten Jahrganges mit den folgenden den besten Beweis. Refer. darf dem Jahrbuche eine lange Dauer wünschen.

Berthold.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. 95. S t ü c k .

D e n 13. J u n i u s 1839.

G ö t t i n g e n .

Se Maj. der König haben gnädigst geruht den bisherigen Privatdocenten Dr Tresfurt zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Facultät zu ernennen.

B e r l i n .

Verlag von Veit u. Comp. Metrologische Untersuchungen über Gewichte, Münzfüsse und Masse des Alterthums in ihrem Zusammenhange von August Böckh. 1838.

Der Verf. hat bey der Revision seines Werkes über den Athenischen Staatshauhalt, durch welches die Griechische Alterthumskunde in der neueren Zeit wohl den größten Schritt vorwärts gethan hat, für eine neue Ausgabe auch die Paragraphen des ersten Buches, welche sich auf Gewicht und Münze beziehen, in Verbindung mit einigen davon abweichenden Behauptungen Anderer, einer so sorgfältigen Prüfung unterzogen, daß er dadurch in dem Zusammenhange des

antiken Münz- und Maßwesens immer weiter geführt, und allmählich zu einer durchaus selbstständigen und umfassenden Durchforschung der ganzen Metrologie geführt worden ist, die neben der genauern Bestimmung vieler metrologischen Größen sehr überraschende und wichtige Resultate für die alte Völker- und Cultur-Geschichte ergeben hat. Diese in ihrem Zusammenhange darzulegen und zu erweisen, ist der Zweck des vorliegenden Buchs, das, ohne für ein System der alten Metrologie gelten zu wollen, doch alle wichtigsten Theile in einem neuen Lichte zeigt.

Da es nicht der Zweck dieser Anzeige seyn kann, von allen den Messungen, Wägungen und Berechnungen, auf denen die Ergebnisse des Werkes beruhen, Bericht zu erstatten: wollen wir uns dafür angelegen seyn lassen, die großen historischen Resultate in ihrer Verkettung kurz anzugeben, und dem Leser die Art, wie sie gewonnen worden sind, einigermassen zu verdeutlichen.

Nachdem der Verf. den Zweck seiner Schrift und die Quellen, theils Schriftsteller, theils Denkmähler — Maßstäbe, Gewichtstücke, Gebäude, Münzen — angegeben hat, betrachtet er im Allgemeinen das Wechselverhältniß der Gewichte und Maße im Alterthume. Vollkommen fest steht, daß die Römische Amphora, welche zugleich als Cubikfuß Quadrantal hieß, 80 Römischen Pfunden Wein oder Wasser gleich geschätzt wurde; Wein und Wasser nahm man nämlich dabey, für die Zwecke des Handels, als gleich schwer an, aber betrachtete doch das Regenwasser als das dem normalen Gewicht am genauesten entsprechende. Dieses systematische Verhältniß der Maße und des Gewichts haben natürlich die sehr unwissenschaftlichen Römer der frühern Zeit nicht erfunden, zumahl da sie ihre Maße und Gewichte

sonst nach den Griechischen normiert haben; aber auch bey den Griechen finden wir ein genau geregeltes Maß und Gewicht in einer Zeit, wo sie selbst noch wenig wissenschaftliche Bildung hatten; daher die Vermuthung sehr natürlich ist, daß auch diese ihr System aus einer morgenländischen Quelle entnommen haben. Diese Vermuthung wird zur Evidenz, wenn man sieht, wie das Wassergewicht des Cubikfußes allein das Mittel wird, alle Maße und Gewichte im Orient und Occident auf eine gemeinschaftliche Basis, den babylonischen Fuß, zurück zu führen. So verhält sich, um dies voraus zu nehmen, das älteste Griechische und das Römische Pfund wie 10 : 9; eben so ist das Verhältniß des Griechischen Cubikfußes zum Römischen Quadrantal wie 10 : 9; folglich hielt der Griech. Cubikfuß auch 80 Pfd, welche gleich sind 40 Minen, Regenwasser; warum aber ein Talent, das Hauptgewicht, nicht 40 Minen, sondern 60, beträgt, wird nur klar, wenn man erfährt, daß der Babylonische Cubikfuß zum Griechischen sich wie 3 : 2 verhält. Nur muß man freylich bey diesen Rechnungen sich öfter dabey beruhigen, daß die Maße nicht so genau in Praxis ausfielen, als die angenommenen Verhältnisse waren; so soll ein Quadrantal Regenwasser 80 Pfund seyn, aber beträgt, den Römischen Fuß zu 131.15 Par. Linien und das Röm. Pfund zu 6165 Par. Gran gerechnet, nach neueren Wägungen fast ein Pfund zu wenig; dies kommt aber hauptsächlich daher, daß der Cubikfuß in dem regelmäßigen Verhältnisse zum Griechischen 10 : 9 festgehalten, während der Längfuß etwas zu klein normiert wurde. Daher auch nach Römischen Gesetzen das Quadrantal, obgleich der Intention nach ein Cubikfuß, doch

nicht nach dem Längenmaße, sondern nach dem Pfundgewichte normiert wurde.

Noch müssen wir aus den Vorerinnerungen des Verfs einen Punct hervor heben, dessen Uebergehung einige Unklarheit in den folgenden Erörterungen herbey führen könnte. Wiewohl die Alten das Gewicht des Regenwassers als Norm annahmen, hatten sie doch schwerlich die Mittel, es so genau zu wägen, daß gegen neuere Wägungen kein Unterschied statt finden sollte, zumahl da auch die neueren Wägungen nicht vollkommen zusammen stimmen. Nach den letztern wird angenommen, daß der Par. Cubitzoll Regenwasser bey einer Temperatur von 15° R. 372.549777 Par. Gran wiegt; die regelmäßigen Verhältnisse aber, die der Verf. zwischen den Maßen und Gewichten des Alterthums gefunden, treffen nur dann zu, wenn der Par. Cubitzoll Regenwasser zu 371.022342 Par. Gran berechnet wird. Diese Differenz ist indeß zu gering, um die Probabilität des ganzen Systems zu erschüttern, wenn man den Fehler nicht in den Gewichten, sondern in den Längenmaßen sucht, deren Cubus dem Gewichte entsprechen soll. Auch kann man diese Differenz gänzlich aus der Berechnung des zum Grunde liegenden orientalischen Systems eliminieren, wenn man annimmt, daß der Olympische Fuß ein wenig zu groß gegen den zum Grunde liegenden Orientalischen gerathen ist. Denn während er in der Wirklichkeit 136.66 Par. Linien betrug, darf man ihn nur auf 136.47159 Par. Linien setzen, um alle Verhältnisse in völlige Uebereinstimmung mit den neuen Wägungen des Regenwassers zu bringen. Ja es ist die Frage, ob es nicht rathsam gewesen wäre, diese Zahl als Norm des Griech. Fußes zum Grunde zu legen, da alddann der Römische Fuß dem normalen Ver-

hältniſſe wenigſtens näher kommt, und die Aegyptiſchen Maße, die ſich ſehr genau erforschen laſſen, noch ſchärfer übereinſtimmen, wie die Darlegung deſſ ganzen Systems, zu der wir jetzt übergehen, zeigen wird.

Die Ableitung deſ Griechiſchen Gewichtſystems, 1 Talent = 60 Minen = 6000 Drachmen = 36000 Obolen, aus dem Orient wird ſchon durch die Sprache beſtätigt. Zwar ſind unter dieſen Worten *τάλαντον*, *δραχμή* und *ὀβολός* urſprünglich Griechiſch; der Obol war ein Stäbchen, die Drachme eine Handvoll davon, und *τάλαντον* bedeutet ein Gewicht, daſ aber urſprünglich ganz unbeſtimmt war und bey Homer etwas ganz anderes bedeutet als ſpäter. Dagegen iſt Mine, *μνᾶ*, entſchieden Semitiſch, von einer Wurzel, welche zählen bedeutet; *מנא* für Mine findet ſich im A. T. in den prophetiſchen und hiſtoriſchen Büchern von denen der Könige an; von den Semitiſchen Völkern iſt daſ Wort auch zu den Aegyptiern übergegangen, die unſteigbar ſchon ſehr frühzeitig in einem Culturzuſammenhange mit dem Aſſyriſchen Reiche ſtanden. Daß unter den Aegyptiſchen Priestern die Claſſe der Hierogrammateis ſich mit genauer Beſtimmung und Bewahrung von Maß und Gewicht beſchäftigte, iſt gewiß; die Babyloniſchen Priester wurden aber ſchon durch ihre alten aſtronomiſchen Beobachtungen auch auf Genauigkeit in den Mäßen geführt, und da ſie ſich der Waſſeruhren bedienten, mußte ſpeciell daſ Maß deſ Waſſers von ihnen genau beſtimmt werden, wobey ſie wahrſcheinlich vom Gewichte ausgingen.

Um den Uebergang der Gewichte und Maße von den Babyloniern durch die Phönicier zu den Griechen noch wahrſcheinlicher zu machen, benutzt der Hr Verf. auch die Geſchichte

des Cultus der Mylitta = Astarte oder Aphrodite = Urania, und so finden wir in diesem Werke auch einen mythologischen Excurs von ausgezeichnete Gelehrsamkeit (S. 43). Damit indeß hieraus nicht vielleicht von Anderen vorschnelle Folgerungen gemacht werden, möchte der Unterz., daß der Verf. hierbey einige bestimmtere Winke über die verschiedenen Epochen und Stufen des Verkehrs mit den Orientalen gegeben hätte. Es ist eine sichere und unleugbare Sache, daß die Aphroditen = Tempel von Askalon in Palästina, von Paphos auf Cypem, und von Kythera bey Laconika Sitze eines Cultus waren, und daß dieser Cultus geraume Zeit vor Homer schon sehr blühend und beliebt gewesen seyn muß, da Kythereia; so wie Kypris (obgleich dieser Name bey Homer nur in der Diomedea vorkommt) stehende Namen, nicht bloße Beynamen, der Göttin geworden waren. Aber wie die Zeiten beschaffen waren, in denen dieser Cultus zu den Griechen überging, ist minder deutlich; auf keinen Fall war schon ein geordneter Handelsverkehr damit verknüpft. Die Phönicier müssen eine Niederlassung auf Kythera gehabt haben, wobey die Purpur = Fischery der Küste und ein Zwischenort für größere Fahrten die Absicht seyn mochte; sie müssen hier ihren Astarte = Cultus mit seinen wollüstigen Hierodalen gegründet haben, der den Griechen eine so anschauliche Vorstellung von dem Walten jener großen Göttin gab, daß daraus entweder ein ganz neuer Gottesdienst bey den Griechen entstand, oder, was wahrscheinlicher seyn möchte, ein schon bestehender neue Formen und Elemente erhielt. Dies ist Alles vorhomerisch, und wahrscheinlich älter als die Eroberung des Peloponnes durch die Dorier. Aber zwischen Homer und der eigentlich historischen Zeit muß

eine Epoche eingetreten seyn, in der sich ein regelmäßiger Handelsverkehr bildete, und die Griechen ganz eigentlich bey jenen großen Handelsleuten des Orients in die Schule gingen, bis sie allmählich so weit darin vorschritten, daß der active Handel der Phönicier nach Griechenland aufhörte, und in einem großen Theile des Mittelmeeres die Griechen die Phönicier verdrängten. Dies war die Periode, in welcher den Griechen zuerst eine Menge kostbarer Gegenstände, Edelsteine, Räucherwerk, Gewürze bekannt wurden, mit ihren Phönicischen Namen, die in den Griechischen Worten *σάπφειρος*, *ιάσπις*, *μύρρα*, *λιβανωτός*, *νάρδος*, *κασσία*, *κιννάμωμον* und so vielen der Art deutlich erkannt werden (Gesenius Geschichte der hebräischen Sprache S. 66); worin außer *μυῶ* auch das bey dem Wein und Wasser so gebräuchliche *κάδος* unmittelbar aus dem Semitischen *קַד* herüber genommen wurde; wo der Begriff des Rauffchillings, *ἀρραβών* (אֲרָבֹן), zu den Griechen überging; endlich dürfen wir behaupten, daß *βάσανος*, der Prüststein, von dem Lande Basan (*בַּשָּׁן*), dem Basaltlande Palästinas (Raumer Palästina S. 62) ausgegangen, und durch die Phönicier den Griechen zugekommen sey, wiewohl diese auch noch auf der andern Seite durch die Lydier mit Gold und Elektron zugleich den Gebrauch dieses Steins bekamen (*lapis Lydius*). Alle diese Worte, die zum Theil in der Griechischen Sprache so fruchtbare Sprossen getrieben haben, wie *βάσανος*, sind der Homerischen Sprache fremd; und so wenig wir auf den Mangel einzelner Ausdrücke Gewicht legen möchten: so ist doch in dem Schweigen über alle diese Waaren und Dinge zu viel Zusammenhang, als daß man die Verbreitung derselben

nicht nach Homer setzen müßte. Wahrscheinlich hat derselbe geordnete Handelsverkehr den Griechen auch erst den Gebrauch der Schrift, der 'Phönikischen Zeichen', wie man sie lange in Griechenland nannte, zugeführt. Nimmt man darnach die Zeit von 800 — 700 v. Chr. als die Periode, worin die Griechen hauptsächlich bey den Phöniciern in die Lehre gingen (wovon auch die Kunstgeschichte interessante Spuren aufbewahrt): so trifft die sehr gut beglaubigte Epoche der Einrichtung der Pheidonischen oder Aeginäischen Maße und Gewichte, gegen Ol. 8, 750 v. Chr., gerade mitten hinein. Und dies war ja auch nach dem Verf. die erste Einführung eines geordneten metrischen Systems bey den Griechen.

Das babylonische Talent betrug nach der vom Verf. zum Grunde gelegten Angabe 72 Attische Minen, von denen er beweist, daß sie nicht dem Talente Solons, sondern dem vorsolonischen talentum Atticum magnum ($8333\frac{1}{2}$ Solonische Drachmen) angehörten, also 10000 Solonischen Drachmen gleich waren; dies ist aber auch genau das Maß des Aeginäischen Talents. Daher auch die größeren Persischen Silber-Dariken gerade so viel wiegen, wie vollwichtige Aeginäische Doppeldrachmen, 224 engl. (fast 274 Par.) Gran. Geht man von dem genau bekanntesten Gewichte der Solonischen Drachme, 82.2 Pariser Gran aus, so beträgt das Babylonische Talent 822000 Par. Gran.

Dem Babylonischen Talent ist wieder das Hebräische Kikar gleich; es betrug nach Josephus 100 (Attische) Minen, und wurde in 3000 Siklen (die also wieder Aeginäischen Didrachmen entsprechen) und 60000 Gran (die also dem Attischen Obol gleich sind) getheilt. Ohne weiter auf die Gründe dieser Ergebnisse

eingehen zu können, dürfen wir doch die Bibelforscher auf die scharfsinnige Auslegung von Ezechiel 45, 12. aufmerksam machen. Der Verf. weist das Sekel-Gewicht noch in spätern Phöniciſchen und Syriſchen Stadtmünzen nach, und bringt das Antiochiſche und ſo genannte Holz-talent damit in ein regelmäßiges Verhältniß.

Das größte Griechiſche Talent, von dem alle andern durch Verkleinerung ausgegangen ſind, iſt das Aeginäiſche, deſſen Verhältniß zum Attiſchen wie 5 : 3 eben ſo ſicher iſt, wie ſeine Einführung durch den Argiviſchen König Pheidon. Derſelbe Pheidon feyerte als Agonothet die achte Olympiade, und eſ iſt ſehr wahrſcheinlich, waſ der Verf. vermuthet, daß auch das Olympiſche Stadium durch ihn normirt worden ſey, von dem wieder der Olympiſche Fuß, daſ Normalmaß der Hellenen, abhängt; ja man kann eſ nach Herodotſ Ausdrücken: *Φείδωνος, τοῦ τὰ μέτρα ποιήσαντος Πελοποννησίοισι*, kaum bezweifeln. — Merkwürdig iſt, daß, ſo viele Staaten in Griechenland auch den Aeginäiſchen Münzfuß angenommen haben, vollwichtige Stücke deſſelben doch ſehr ſelten ſind; eſ müſſen alſo frühzeitig Reductionen mit dieſem Gelde vorgenommen worden ſeyn, wobey eſ zwar immer noch ſchwerer wie daſ Attiſche blieb, aber daſ Verhältniß von 5 : 3 bedeutend herunter ging. Vollwichtige Münzen nach dem Aeginäiſchen Fuße finden ſich auſ ſehr alter Zeit von Melos, der Lakedaemoniſchen Pflanzſtadt, von den ältern Macedoniſchen Königen und den benachbarten Chalkidiern und Biſaltern; dagegen erreichen die Didrachmen von Aegina ſelbſt nur 238 Par. Gran (ſtatt 274). Corinth hatte ohne Zweifel zuerſt den vollen Aeginäiſchen Münzfuß, dem ſich auch einige Münzen von Corinth nähern. Dann wur-

de aber das Didrachmon oder der Stater, die Handelsmünze von Korinth, nur im Werthe von 10 vollwichtigen Aeginäischen Obolen ausgeprägt, und in den Colonien Siciliens ihm das Dekalizon gleich gesetzt, durch welches eine Ausglei-
 chung mit dem dort cursierenden Kupfergelde ge-
 wonnen wurde. Hernach entschlossen sich die Ko-
 rinthier, den Attischen Münzfuß anzunehmen; durch sie verbreitete sich derselbe nach Sicilien, und zu den von Corinth colonisierten Städten an der Westküste von Griechenland, so wie auch zu den einheimischen Völkern der Aetoler und Lokrer. (So nach der Darstellung des Berfs, die freylich immer noch das Bedenken gegen sich hat, daß diese dem Attischen Fuße genau entsprechenden Korinthischen Münzen zum Theil sehr alt sind und bis zum Persischen Kriege hinan steigen, wo die Politik und der Handel Korinths von Athen noch so unabhängig war, daß man schwer be-
 greift, wie die Korinthier sich entschließen konn-
 ten, ihr Münzsystem ganz gegen das Attische aufzugeben. Man möchte sich daher immer noch die Möglichkeit offen halten, daß diese scheinba-
 ren Attischen Didrachmen von Korinth zwar dem Werthe nach absichtlich diesen Athenischen Mün-
 zen gleich gesetzt wurden; aber im Korinthischen Systeme ein geringeres Nominal, als zwey Drach-
 men, waren.) Das Silbergeld einer andern Do-
 rischen Handelsstadt, der Rhodier, wurde auf einen wenig verringerten Aeginäischen Fuß ge-
 prägt, wovon die Eistophoren, die Pergamenische Silbermünze, verschieden sind, die aus dem Per-
 sischen Fuße entstanden scheint.

Das Euböische Talent nennt Herodot bey den Tributbestimmungen des Darius-Hystaspis, wo er schwerlich willkürlich eine Asiatische Geld-
 sorte in Euböisches Geld umrechnet; der Berf.

nimmt daher auch für dieß Talent einen orientalischen Ursprung an, und macht wahrscheinlich, daß es dem Vorsolonischen in Attika gleich war und sich zum Babylonischen oder Aeginäischen wie 5 : 6 verhielt. Mit diesem Fuß stimmen auch die Münzen der Chalkidischen Staaten in Sicilien sehr gut überein.

Das Attatische Talent, das Solon bey der Einführung seiner Staatsverfassung durch ein neues ersetzte, um die sehr verschuldete Classe der ärmeren Bürger zu erleichtern, wird durch ein Zusammentreffen sehr schätzbarer Nachrichten festgestellt; es verhielt sich zum Solonischen wie 25 : 18, so daß ein altes Talent $83\frac{1}{2}$ Minen des neuen wog (Talentum Atheniense parvum minae sexaginta, magnum minae octoginta tres et unciae quattuor, Priscian nach Dardanuß). Das alte Talent stand hiernach zum Babylonischen, der Wurzel aller dieser Systeme, im Verhältniß von 5 : 6 (25 : 30), das neue von 3 : 5 (18 : 30); durch diese Verhältnisse erklärt sich auch die Solonische Reduction von 25 auf 18, auf die man ohne dieß gewiß nicht verfallen wäre. Das Vorsolonische Geld war also dem Eubäischen gleich, worauf auch das Gepräge der alten Didrachmen, welche die Grammatiker öfter erwähnen, ein Stier, hindeutet; für Euböa war der Stier alter, auf den Namen der Insel selbst anspielender Typus. Das Attische Münzsystem erlangte allmählich die weiteste Verbreitung; abgesehen von der Accommodation der Korinthier prägte Alexander der Große, die Seleuciden, Philotäros von Pergamon nach diesem Fuße.

Die Ptolemäischen Münzen dagegen entsprechen dem Babylonisch-Aeginäischen Fuße, auf den Ptolemäos-Soter schwerlich zurück gegangen wäre, wenn er nicht dieß System von Gewichten

in Aegypten und Phönicien schon vorgefunden hätte. Doch existierten daneben oder darnach in Aegypten mehrere andere Arten von Talenten, die vom Verf. sorgfältig berechnet und verglichen werden.

Wichtiger für den Zusammenhang der ganzen Untersuchung ist das Römische Pfund. Italien hat ein eigenthümliches, den Hellenen fremdes, wahrscheinlich von den Etruskern ausgehendes System der Gewichte gehabt, wornach das Pfund = 12 Unciae = 48 sicilici = 288 scriptula ist. Allein dieses System ist in ein regelmäßiges Verhältniß zum Griechischen gesetzt worden, es sey durch Servius oder durch Etruskische Staatshäupter, was am Ende auf eins hinaus kommt, da doch Servius nur die eine Gestalt der Etruskischen Herrschaft in Rom ist, wie die Tarquinier die andere. Auch steht der Nachricht, daß Servius in Rom zuerst Geld gemünzt, d. h. Kupfergeld in Formen gegossen habe, Nichts entgegen. Das römische Pfund ist frühzeitig fixiert und mit großer Sorgfalt festgehalten worden; Wägungen von Goldmünzen, die nach Scrupeln bestimmt waren — wie sie Petronne mit großer Genauigkeit angestellt hat —, ergeben für das Pfund das Gewicht von 6165 Par. Gran; dies stimmt vortrefflich mit den Ergebnissen der Wägungen Attischer Münzen überein, welche für die Drachme etwas über 82 Gran geben. Der Röm. Senat setzte selbst in Verträgen wegen zu zahlender Tribute das Attische Talent 80 Röm. Pfunden gleich, wornach es 493200 Par. Gran, die Drachme 82.2 betrug. Die Attische Mine dem Pfunde verglichen, war das Verhältniß der beiden Systeme 4 : 3. Uebrigens gab es auch in Rom, wie die noch vorhandenen Gewichtstücke beweisen, neben dem normalen andere, so wohl

höhere als niedere Pfunde für bestimmten Gebrauch.

Bey dem Römischen Gewichtssysteme geht die Untersuchung, die sich bis dahin immer mit Gewichten und Münzfüßen beschäftigt hat, zuerst auf die Längenmaße über, weil die Harmonie beider in Rom ausdrücklich bezeugt wird. Der Römische Fußmaß, nach Maßstäben und Bauwerken bestimmt, 131.15 Par. Linien; der Griechische, unabhängig vom Römischen bestimmt, 136.66 Par. Linien. Die Alten geben als das Verhältniß des einen zum andern 24 : 25 an; der Römische Fuß war aber in Wirklichkeit etwas weniger kleiner als nach diesem Verhältniß, wie Plutarch auch ausdrücklich bemerkt. Zwischen dem Römischen Körpermaße und dem Attischen ist offenbar eine Uebereinstimmung bezweckt; der congius hat 6 sextarios, 48 acetabula, 72 cyathos, wie der χοῦς 6 ξέστρας, 48 ὀξύβαφα, 72 κβάδους hat; nur ist jener $\frac{1}{8}$ der Amphora, dieser $\frac{1}{2}$ des Metretes. Die Maße des Festen sind wieder von denen des Flüssigen abgeleitet. Der Festes mit seiner Hälfte *ἡμίνα* sind zwar ursprünglich keine in Athen gebräuchlichen Theile gewesen, sondern haben sich, wie die Namen selbst bezeugen, von Sicilien zu andern Griechen verbreitet: aber das ganze System mit der Gleichstellung des congius und χοῦς ist Athen mit Rom von alten Zeiten her gemein, da die alten Metrologen es als eine ausgemachte Sache bezeugen, daß der Attische Metretes $\frac{2}{3}$ der Römischen Amphora war: wobey es übrigens nicht nöthig ist, daß das Römische Maß unmittelbar nach dem Attischen bestimmt sey; die Regelmäßigkeit des Verhältnisses läßt sich auch erklären, wenn das Römische sich nach dem Meginäischen

gebildet hat, wie die fernere Untersuchung des Verfassers nachweist.

Nun wendet sich der Verf. zu der Nachforschung, wo die im Römischen Systeme vorhandene Uebereinstimmung der Körpermaße mit den Gewichten eigentlich ihre Wurzel habe. Dies wird ohne Zweifel da der Fall seyn, wo die größte stathmische Einheit (das Talent) der größten metrischen (Quadrantal, Metretes) entspricht. Im Griech. Systeme findet diese völlige Uebereinstimmung nicht statt, da der Olympische Fuß von 136.66 Par. Linien, der im Cubus 1477 Par. Cubikzoll hält, als Wassergewicht (nach der obigen Annahme) nur $\frac{2}{3}$ Aeginäische Talente, d. h. 548000 Par. Gran beträgt. Die Frage wird daher auf das Babylonische Gewicht und Körpermaß gestellt. Das babylonische Talent (dem Aeginäischen gleich) wird aber dem Cubikfuß Regenwasser entsprechen, wenn sich der Babylonische Längensfuß zum Griechischen wie $\sqrt[3]{2} : \sqrt[3]{3}$ verhielt, d. h. wenn der Babylonische Fuß ($\frac{2}{3}$ der Babylonischen Elle) 156.43665 Par. Linien oder 18.3154 Griech. Daktylen (16 Daktylen auf den Fuß) betrug. Nun hat man erstens eine Aussage des Herodot (I, 178.) über die königliche Elle, welche die königlich Persische und ehemahls königlich Babylonische war: nach der wahrscheinlichsten Erklärung derselben war der Babylonische Fuß $\frac{2}{7}$ des Griechischen, oder 18.2857 Griech. Daktylen. Zweitens wird der Philetarische Fuß, welcher auch der königliche heißt und dem Persischen gleich ist, auf $\frac{2}{3}$ des Römischen angegeben, welches 157.38 Par. Linien gibt. Diese beiden Werthe des Babylonischen Fußes fassen die gesuchte Bestimmung gleichsam in die Mitte, und kommen ihr so nahe, als man eben für den Fall

erwarten kann, daß Maße, die ihren Grund in einem ganz andern Principe haben, durch Verhältnisse von der Art, wie die angegebenen sind, bezeichnet werden sollen. Die Uebereinstimmung des Babylonischen Talents mit dem Babylonischen Cubikfuß Wasser scheint daher vom Verf. hinlänglich erwiesen zu seyn. Zugleich erhellt, daß der Griech. Fuß aus dem Babylonischen nicht durch Reduction des Längenmaßes, sondern so entstanden ist, daß man ein Cubikmaß zum Grunde legt, dem $\frac{1}{3}$ abgezogen worden war; dies geschah aber wahrscheinlich nicht durch die Griechen, sondern im Orient, wo nach des Verfs Vermuthung neben dem Babylonischen Fuße auch ein kleinerer, dem Griechischen entsprechender, existierte.

Der Verf. unternimmt hierauf eine sehr genaue Untersuchung der Aegyptischen Längen- und Körpermäße. Es haben sich mehrere Maßstäbe der Aegyptischen Elle, getheilt in 28 Daktylen oder 7 Palmen, aus alter Pharaonenzeit erhalten; das Mittel derselben ergibt 232.55 Par. Linien, und kommt der Babylonischen Elle, die auf 234.654975 Par. Linien berechnet worden, so nahe, daß sie der Intention nach offenbar nichts als die Babylonische ist. Neben dieser Elle mit der ungewöhnlichen Abtheilung in 28 Daktylen bestand aber in Aegypten auch eine kleinere von 24 Daktylen, die auf jenen Maßstäben selbst mitunter neben der größern angegeben ist, ohne daß man aus diesen hinlänglich sieht, ob ihre Daktyl. denen der größern Elle vollkommen entsprachen, und sie selbst $\frac{2}{3}$ der größern war, da sie auch in demselben irrationalen Verhältnisse zu ihr stehen konnte, wie der Griech. Fuß zum Babylonischen. Die Entscheidung liefern die Bauwerke, unter der natürlichen, ja nothwendigen Voraussetzung, daß ihre Dimensionen in den üb-

lichen Maßen des Landes aufgehen, und häufig auch runde Zahlen liefern müssen. So hatte Newton schon bey dieser Voraussetzung mit geringen Mitteln ein bewundernswürdig genaues Ergebniß gefunden, das, wie der Verfasser sagt, für die Mängel seiner übrigen Forschungen über die Maße der Alten entschädigt. Die Monumente geben nur sehr wenige Beyspiele, in denen die große Babylonische Elle der Maßstäbe anwendbar ist; dagegen gewinnt man mit einer Elle von etwa 462 Millimetern, oder 204,8 Par. Linien, die befriedigendsten Ergebnisse. Die Seiten der größten Pyramide z. B. messen mit der Bekleidung, da wo sie auf dem Sockel aufsaßen, gerade 500 Ellen, wenn die Elle, 461.8 Millimeter enthält; das Apothem derselben beträgt genau 400 Ellen zu 461.8 Mill. oder ein Olympisches Stadium. Der Verf. folgt dabey meist den Messungen und Berechnungen von Somard, die sich vollkommen bestätigen. Da aber die Griechische Elle, als $\frac{2}{3}$ des Fußes von 136,66 Par. Linien, 204.99 Par. Linien beträgt, und deren Differenz gegen die Aegyptische von 204.8 so gering ist, daß sie gar nicht in Betracht kommt, wo von Uebertragung der Längenmaße von einem Volke und Lande zum andern die Rede ist, so ist dadurch wieder die Abkunft des metrischen Systems der Griechen aus dem Orient gegen allen Zweifel gesichert. Es kommt hinzu, daß der Olympische Fuß gegen das Wassergewicht ein wenig zu groß ist, und Alles noch viel genauer stimmt, wenn man ihn nach der Aegyptischen Elle auf 136.5 Par. Linien setzt.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e s t i r t e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 15. Junius 1839.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Metrologische Untersuchungen über Gewichte, Münzfüsse und Masse des Alterthums von Aug. Böckh.

In Betreff der Aegyptischen Körpermaße weist der Verf. nach, daß die alte Artabe der Aegyptier dem Attischen Metretes und dem Hebräischen Bath und Epha völlig gleich sey; die angeblich jüngere Artabe aber dem Olympischen Cubikfuße entspreche, und wahrscheinlich viel älter sey, als angegeben wird. Auch die Arabischen Längenmaße werden hier erwogen, und dabey die Gradmessungen unter Al-Mamun genau berücksichtigt.

Indem der Verf. damit auch das Syrische und Phöniciſch-Hebräiſche Körpermaß in Verbindung bringt, gelangt er zu dem Ergebniß, daß seit uralter Zeit in Aſien, beſonders in Aſſyrien und den vorliegenden Ländern, ſo wie in Aegypten, zweyerley Längenmaß beſtand, ein kleineres, der menſchlichen Geſtalt nachgebildetes,

und ein größeres, die sich zu einander wie $\sqrt[3]{2} : \sqrt[3]{3}$ verhielten; das kleinere ist hernach in Griechenland herrschend geworden. Eben so gab es zweyerley Körpermaß und Gewicht; das Verhältniß war hier 3 : 5; das kleinere Körpermaß ist für Aegypten und die Hebräer, so wie für Athen nachgewiesen; das größere ist in Syrien nachweisbar, und wird zugleich als das Aeginäische dargethan.

Das Aeginäische Körpermaß war nach alten Angaben bedeutend größer als das Attische, wodurch schon dasselbe Verhältniß wie bey dem Gewicht, 5 : 3, wahrscheinlich wird. Zugleich erklärt sich dann die Entstehung des Solonisch-Attischen Körpermaßes, welches nicht unmittelbar aus dem Olympischen Cubikfuße abgeleitet werden kann; denn nach dem bekannten Verhältniß des Attischen Metretes zum Römischen Quadrantal und des Griechischen Cubikfußes zu demselben Quadrantal, ist es leicht zu berechnen, daß der Attische Metretes $\frac{27}{5}$ eines Olympischen Cubikfußes beträgt, wornach sein Inhalt auf 1993.95 Par. Cubikzoll bestimmt wird. Setzt man aber den Aeginäischen Metretes als $\frac{5}{3}$ des Attischen, so ergibt sich ein überraschend schönes Verhältniß. Der Metretes zerfällt nämlich in 144 Kotylen, und jede dieser Kotylen ist dann gerade eine Olympische Cubikpalaste (die Palaste = 4 Daktylen), so daß der ganze Metretes 144 Cubikpalaster, oder $2\frac{1}{4}$ Olympische Cubikfüße beträgt. Der Attische ist alsdann daraus nach dem angegebenen Verhältniß abgeleitet. Dadurch wird die voraus gesetzte Geltung des Aeginäischen Metretes so bestätigt, daß man sie als hinlänglich gesichert annehmen muß. Man sieht also, daß Pheidon bey der Einrichtung des Aeginäischen Maßsystems für die Körpermaße das kleinere

Morgenländische Maß, zum Grunde legte, das er als Olympischen Längensfuß angenommen hatte.

Jetzt erst kehrt die Untersuchung zu dem Römischen Quadrantal zurück. Es ist eine unbezweifelte Thatsache, daß das Römische Quadrantal $\frac{2}{3}$ des Attischen Metretes war; eben so sicher ist, daß das Röm. Pfund sich zur Attischen Mine wie 3 : 4 verhielt: aber darin ist kein gemeinsames Princip zu entdecken. Dies ergibt sich durch das Zurückgehen auf die Aeginäische Maße. Man nahm die halbe Aeginäische Mine, welche in Großgriechenland Litra hieß, wie weiterhin darzuthun ist, und setzte das Röm. Pfund auf $\frac{1}{10}$ derselben; zugleich setzte man den Röm. Cubikfuß auf $\frac{1}{10}$ des Olympischen; daraus ergaben sich, da die Aeginäische Mine sich zur Attischen wie 5 : 3 verhält, und der Attische Metretes $\frac{2}{7}$ eines Olymp. Cubikfußes ist, die obigen Verhältnisse der Attischen Maße zu den Römischen. Auf diese Weise wird das Verhältniß 9 : 10 als die Wurzel des Röm. Systems in seinem Verhältniß zum Aeginäischen erwiesen; auf eine völlig evidente Weise, wenn uns nicht Alles teuscht. Aber die Grundlinie eines solchen Cubus, wie das Quadrantal nach seinem Verhältniß zum Metretes war, stimmt nicht ganz mit der wirklichen Länge des Röm. Längensfußes; der Griech. Längensfuß sollte sich zum Röm. verhalten wie 25 : 24.13723; man setzte ihn aber, theils aus Unvollkommenheit des Verfahrens, theils um ein unmittelbares Verhältniß der Längenmaße zur bequemern Rechnung zu erhalten, rund auf 25 : 24, und ging auch von diesem Werthe (131.1936 Par. Linien) noch etwas herab (auf 131.15), wie oben schon angeführt wurde. Eben deswegen wurde nun, durch das Plebiscit der Silii, das Maß des Quadrantal ganz an das Gewicht ge-

bunden, so daß es, obgleich der Idee nach ein Cubikfuß, doch sein Wesen darin hatte, 80 Pfd Wasser zu wiegen.

Nachdem die Untersuchung so weit gelangt ist, ist durch sie das Verhältniß der Gewichte und Maße, so wohl unter sich als auch gegen einander, im Orient, Griechenland und Italien bereits aufgeklärt. Nur ein Punct ist noch zu erweisen, die Gleichheit der Litra Großgriechenlands mit der halben Aeginäischen Mine. Diese hängt aber mit der Verschmelzung der Italischen Gewicht- und Geldeintheilung mit dem Griech. Talent zusammen, die in Sicilien ins Werk gesetzt wurde, und führt zu einer Geschichte des Italischen Kupfergeldes, durch welche eine Menge irrige Meinungen beseitigt, und auf der Basis der alten Zeugnisse selbst ein sehr befriedigender Zusammenhang hergestellt wird.

In Sicilien war bereits vor den Perserkriegen ein System von Gewichten und Münzen eingeführt, welches sich schon durch die Namen *λίτρα* und *οόγκία*, so wie durch andere den Römischen entsprechende Ausdrücke, als ein einheimisch Italisches zu erkennen gibt. Wahrscheinlich war es durch den Tuskanischen Handelsverkehr nach Sicilien verpflanzt und dort mit dem Griechischen ausgeglichen worden. In welches Verhältniß aber das Pfund dieses Systems mit den Griech. Gewichten gebracht wurde, erhellt aus der gemeinschaftlichen Beziehung beider zum Talent; 120 Litren gingen auf das Talent, wie die Tauromenischen Gymnasial-Rechnungen beweisen, die der Verf. mit Recht der Bestimmung des Litrenwerthes zum Grunde legt; folglich war die Litra eine halbe Mine.

Fragt es sich nun, welche Mine halbiert in Sicilien *λίτρα* hieß, so kann man, bey der Ab-

stammung der Sicilischen Griechen, nur zwischen Aeginäischem und Euböischem Fuße schwanken. Den Ausschlag gibt das entscheidende Zeugniß des Aristoteles, daß ein Aeginäischer Obol Silber in Sicilien λίτρα geheißt. Ein Obol Silber konnte aus keinem Grunde λίτρα, d. h. Pfund, heißen, als weil er dem Gewichtspfunde Kupfer an Werth gleich gesetzt worden. Dadurch war die Benennung der Litren auf das Silbergeld übertragen; Dekalitren waren in Epicharms und Sophrons Zeit die currente Münze, der Stater, der Syrakusier.

In den Münzen der Griech. Staaten Unteritaliens glaubt der Verf. den Aeginäischen Münzfuß, aber mit großen Schwankungen, nicht bloß unter, sondern auch über dem vollen Gewichte desselben, zu erkennen.

Der in Sicilien von Epicharm erwähnte Nummos — eine Benennung, welche die Sicilischen Dorier nicht von den Italern empfangen, sondern umgekehrt ihnen erst mitgetheilt haben — betrug nach den Grammatikern, die sich auf Aristoteles und Apollodor berufen, $1\frac{1}{2}$ Obol; da aber ein kleines Sicilisches Talent von 12 Nummen auch auf 3 Attische Drachmen geschätzt wird, so müssen diese $1\frac{1}{2}$ Obolen Attische seyn, und es wird sehr wahrscheinlich, daß die Litra selbst, die auf $\frac{1}{10}$ herab gesetzt, anderthalb Attischen Obolen gleich war, in Syrakus Nummos genannt wurde, während man in Tarent die Italische δραχμή παχεῖα mit demselben an sich unbestimmten Ausdrucke bezeichnete. Der Unterz. gibt gegen diese in sich wohl zusammen hängende Entwicklung seine früher geäußerten Ansichten, in sofern sie davon abweichen, auf.

Da die Münzen Siciliens schon in einer verhältnißmäßig sehr frühen Zeit, die der Verfasser

zwischen Nl. 70 und 80 setzt, dem Attischen Fuße sich anschließen: so muß eine Ausgleichung mit dem einheimischen Gelde Siciliens, das die Dichter jener Zeit als gäng und gäbe erwähnen, eingetreten seyn (wobey wohl auch das Korinthische Geld in ein bestimmtes Verhältniß zum Attischen trat); die Attische Drachme war darnach 4 Nummen — wie später der Römische Denar. (Hier bleibt immer noch die Schwierigkeit, daß das vorhandene Geld nicht so in Nummen aufgeht, als man erwarten sollte; und daß auch die Nummen bloß Rechnungsmünze geworden seyen, fällt schwer zu glauben, da der Name *νοῦμμος*, *νόμος*, selbst ein gebräuchliches Geldstück bezeichnet. Doch sind wir nicht im Stande, des Verfs höchst umsichtiger Argumentation eine andere entgegen zu stellen.)

Merkwürdig ist, daß das Geld der Karthagischen Städte in Sicilien nicht dem eben angegebenen Ausgleichungsfuße, sondern einem eigenthümlichen Münzfuße folgt, den der Verf. mit Fug und Recht auf das Karthagisch-Phöniciſche Gewichtssystem zurück führt. Dieser Fuß ist, wie zu erwarten, dem Aeginäiſchen nahe verwandt; die Karthagische Drachme scheint noch etwas größer als die vollwichtige Aeginäiſche gewesen zu seyn.

Hierauf beginnt die Untersuchung über das Italische Kupfergeld. In Griechenland wurde lange, außer dem Golde, bloß Silber, und zwar bis auf sehr kleine Nominale herab, ausgemünzt, so daß Kupfergeld kein Bedürfniß war. Es gibt daher keine Kupfermünzen von altgriechischem Styl, und sehr wenige aus der Blütezeit der schönen Kunst vor Alexander. In Sicilien dagegen war in der Zeit Epicharms, d. h. des Persischen Kriegs, Kupfergeld in allgemei-

nem Gebrauch, nicht als Scheidemünze, sondern auch bey Zahlung größerer Summen. Das älteste Zeugniß über das Verhältniß des Kupferwerthes zum Silberwerthe liegt darin, daß die Silberlitra ein Pfund hieß, ohne Zweifel deswegen, weil sie dem Kupferpfunde an Werth gleich war. Die Silberlitra betrug 22.833333 Par. Gran; die Kupferlitra war eine halbe Aeginäische Mine, 6850 Par. Gran, folglich 300 Silberlitren gleich. Das runde Verhältniß 1 : 300 trägt ganz den Character einer frühern Feststellung, wie auch das Verhältniß des Goldes zum Silber ursprünglich rund auf 10 : 1 gesetzt wurde. In Rom wurde wahrscheinlich das um $\frac{1}{3}$ leichtere Pfund auch dem Aeginäischen Obol gleich geschätzt; wenigstens war die Gleichsetzung von As und ὀβολός alte Ueberlieferung. Daß dies Verhältniß von Servius Zeiten an immer gesunken, mit andern Worten, daß das Kupfer in Italien immer theurer geworden war, findet der Verf. nicht glaublich; er zeigt aus mehreren Angaben, daß später mitunter ein noch höherer Silberwerth des Kupfers vorkomme. Rom hat einmahl vor der Zeit der Einführung des geprägten Silbergeldes Denare gießen lassen (so erklärt der Verf. die Stelle des Varro bey Charisius S. 81), welche 4 scriptula mehr betrug als in Varros Zeit, also 159 Par. Gran (73.39 und 4 Mahl 21.40625) wogen; diese Denare müssen aber damahls 10 asses librales gleich gestanden haben, d. h. 61650 Par. Gran; also war damahls das Verhältniß etwa 1 : 388. (Die numi veteres regii, welche August nach Sueton manchmahl an öffentlichen Spielen vertheilen ließ, würde der Ref. für Königsmünzen der Makedonischen Reiche halten; an diese Herrscher dachte man in Rom bey reges zunächst).

Die kleinen Sicilischen Talente von 24 und 12 Nummen Werth erklärt der Verf. aus Reductionen des Pfundgeldes auf ein einheimisches Kupfergeld (*νόμισμα ἐπιχώριον*) von willkürlichem Werthe. Für den einheimischen Verkehr sollte dabey das Talent ein Talent bleiben; für den Handel sank es aber in demselben Maße, als die Kupfermünzen leichter wurden. So betrug das Kupfertalent, wenn die Litren auf 2 Unzen herab gingen, bey einer geringen Preiserhöhung des Kupfers seinem wirklichen Werthe nach 24, und wenn sie auf 1 Unze herab gesetzt waren, 12 Nummen. Durch diese Berechnungen ist es dem Verf. auch gelungen, die räthselhaften Zeichen auf gewissen kleinen Syrakusischen Silbermünzen *·XIII*, oder auch ohne die drey Punkte, zu erklären; diese Münzen waren Attisch = Sicilische Obolen, und galten 13 Quadranten Kupfermünze; die drey Punkte bedeuten die 3 Unzen eines Quadrans.

Aus den Kupfermünzen der Griech. Staaten in Italien und Sicilien das Münzsystem, dem sie angehörten, durch Wägungen und Rechnungen zu bestimmen, hat große Schwierigkeiten, weil einerseits das in den einzelnen Staaten übliche Pfundgewicht nicht genau genug bekannt ist, andererseits die verschiedenen Reductionen des Kupfergeldes in den verschiedenen Staaten erst gefunden werden müssen, und im Allgemeinen bey der Ausmünzung des Kupfers nicht die Genauigkeit beobachtet wurde, wie bey Gold und Silber.

Wiewohl später das Römische Münzgewichtspfund das allgemeine Italische wurde, gab es doch früher in Italien vielerley Geldpfunde, welche auf verschiedene Gewichtspfund schließen lassen. Das höchste Pfund von *Satria* in *Nice-num*, in einer Gegend gelegen, wo wahrscheinlich

daß Kupfer sehr wohlfeil war, verhält sich zum Aeginäischen wie 3 : 2; und manche Stücke von Etrurien ergeben ein Pfund, das sich zu demselben wie 7 : 6 verhält. Der Verf. weist die Verringerung dieser schweren Italischen Münzpfunde nach, und bestimmt alsdann den Römischen Begriff des aes grave, dessen falsche Auffassung besonders an vielen Irrthümern, die auf diesem Felde begangen worden sind, Schuld ist. Aes grave ist nicht jedes Kupfergeld über dem Zweyunzen = Fuß nach seinem Nominalwerthe, sondern nur solches Geld, dessen Nominalwerth mit dem vollen Münzgewichtpfunde übereinstimmt, und darum auch erst durch Wägen geprüft wurde (aes contrarium). Auch ungemünztes Erz (aes rude) heißt aes grave, wenn es nach richtigem Pfundgewicht zugewogen wurde: zu welchem Behufe die Römer allerley herkömmliche Formen der massa, vierechte Tafeln, Stangen, die wie ein Rückgrat aussehen und dergl. hatten. Diese Bedeutung des aes grave kann nach den klaren Zeugnissen der Alten keinem Zweifel unterliegen.

Noch existieren, was Schel bezweifelte, Römische Asse mit dem vollen Pfundgewicht, nach dem Zwölfunzen = Fuß; ja noch schwerere, namentlich ein As, der das Gewicht des Aeginäischen Pfundes darstellt. Aber die große Masse der Kupfermünzen vor dem Sextantar = As oder dem Zweyunzen = Fuß gehört verschiedenen Stufen der Reduction an, von 8, 6, 4 Unzen und dergl. Darauf hat besonders Niebuhr die Ansicht gegründet, daß diese Reductionen in einem langen Zeitraume durch alle Jahrhunderte von Servius an bis zum ersten Punischen Kriege, in dem der Zweyunzenfuß eingeführt wurde, gemacht worden seyen, und ihren Grund in einem fortwährenden

Steigen des Kupferwerthes hätten. Aber die Zeugnisse der Alten sprechen zu bestimmt dagegen, Varro konnte sich schwerlich irren wenn er behauptete, daß die Aße bis zum ersten Punischen Kriege ein Pfund gewogen hätten; folglich müssen jene Reductionen sehr schnell hinter einander, wahrscheinlich in der Finanznoth Roms im ersten Punischen Kriege selbst, eingetreten seyn. Dafür spricht der sehr übereinstimmende Stil in den Typen dieser Kupfermünzen, sie mögen dem Pfund=As näher oder ferner stehen; Nichts darin erinnert an ältere Kunstepochen. Auch die Typen blieben, während starke Reductionen eintraten, zum Theil dieselben. Der Unterschied von Guß und Prägung hängt nicht von dem relativen Gewichte oder Münzfuße, sondern von dem absoluten Gewichte der einzelnen Geldstücke ab; es scheint, daß man ungefähr zu der Zeit, wo der Neununzenfuß gültig wurde, kleinere Nominale zu prägen anfing. Als die Colonie nach Brundisium geführt wurde, im J. d. St. 510, gegen Ende des ersten Punischen Krieges, muß in Rom noch mindestens der Vierunzenfuß bestanden haben; sonst würde man in Brundisium nicht nach diesem Fuße Münzen geprägt haben. Nun kann aber zwischen 510 und 513 (dem Ende des ersten Punischen Krieges) der Kupferwerth im Handel schwerlich auf die Hälfte gefallen seyn; folglich kann der Grund dieser Reductionen überhaupt nicht in dem Sinken des Kupferpreises gesucht werden. Der Grund für die leichtere Ausmünzung des Kupfers kann also bloß darin liegen, worin er bey solchen Münzoperationen gewöhnlich liegt, daß man zu gewinnen, und augenblicklichen Verlegenheiten abzuhelpen suchte. Das dadurch entstehende Mißverhältniß des Silbergeldes gegen das Kupfergeld wurde dadurch

wenigstens vermindert, daß auch das Silber in dieser Zeit leichter ausgemünzt wurde. — Wir glauben, daß auch Niebuhr gegen diese sehr bündige und klare Argumentation keine bedeutenden Einwendungen hätte machen können.

Daß nach den Erörterungen des Verfs auch die aus verschiedenen Jahrhunderten Roms überlieferten Preise des Getreides und Viehs kein allmähliges Steigen des Kupferwerths beweisen, führen wir nur kurz an. Dagegen müssen wir etwas umständlicher über die Geldansätze im sogenannten Censur des Servius sprechen, indem des Verfs Bemerkungen darüber für den ganzen Zusammenhang der Römischen Geschichte von großer Wichtigkeit sind. Der Censur der fünf Classen wird bekanntlich nicht ganz gleichförmig von den Schriftstellern angegeben; indem der Verf. die niedrigsten Sätze mit großer Wahrscheinlichkeit für die ältesten erklärt, gelangt er zu der sehr symmetrischen Anordnung: I. Cl. über 100,000 Aße, II. 75000, III. 50000, IV. 25000, V. 10000. Da dieß aes grave ist und das Kupferpfund dem Aeginäischen Obol gleich, oder doch ungefähr gleich stand, so betragen 100,000 Aße $27,777\frac{2}{3}$ Attische Drachmen, also über $4\frac{1}{2}$ Attische Talente, während das Vermögen der ersten Solonischen Steuerklasse in derselben Zeit nur auf 1 Talent als geringsten Betrag geschätzt wurde (wie auch der Unterz. gegen Niebuhr in der Hall. Allgem. Lit. Zeit. 1829. S. 368 bemerkt hatte). Und doch galten die Attischen Pentakosiomedimnen als Reiche, und begriffen die Geschlechter des alten Adels in sich, während in Rom die Ritter außerhalb der Classen standen, und die Bürger der ersten Classe im Kriegsdienste, als vollständig bewaffnete Hopliten, nur der dritten Classe der Athenischen Bürger,

den Zeugiten, gleich gesetzt waren. Dazu nehme man Folgendes: das aes equestre, zum Ankauf der Pferde, ist in dem angeblich Servianischen Censüs auf 10000 Aße, das aes hordearium, für den jährlichen Unterhalt der Pferde, auf 2000 Aße gesetzt; jenes beträgt 2777 Attische Drachmen, fast ein halbes Talent, das an 700 Rthl. unsers Geldes ist, dies 555 Drachmen — ganz unsinnige Preise für jene Zeit. Das Mißverhältniß derselben tritt durch nichts so schlagend hervor, als durch die vom Verf. angeführte Angabe aus Livius IV, 45, daß noch im J. d. St. 336 dena millia gravis aeris divitiae habebantur, d. i. anderthalb Jahrhunderte nach der Einführung jener Classeneintheilung, wornach die Bürger, deren Censüs 10000 Aße betrug, nur als Leichtbewaffnete mit Schleudern und Wurfsteinen bewaffnet dienten, weil sie nicht im Stande waren sich auch nur die leichtern und wohlfeilern Stücke einer Hopliten-Rüstung anzuschaffen.

Gewiß muß sich das Uebertriebene und für die Zeit des Servius Unglaubliche jener Censüs-Summen auch noch auf verschiedene andere Weisen heraus stellen. Wir versuchen folgende Berechnung. Nach Dionysios gewiß richtiger Angabe war die Gesamtsumme des steuerbaren Vermögens aller in einer Centurie enthaltenen, durch alle Classen, im Durchschnitt dieselbe, so daß jede Classe so viel Centurien enthielt, als dem Verhältniß ihres Gesamtvermögens zu dem aller fünf Classen entsprachen. Wenn man also das Verhältniß der Bürgerzahl in jeder Classe finden will, braucht man nur die Zahl der Centurien als Ausdruck ihres Gesamtvermögens zu dividieren mit dem Censüs des einzelnen zu ihr gehörigen Bürgers. Die Centurienzahl verhält

sich nun in den fünf Classen wie 8 : 2 : 2 : 2 : 3, und der Censur (die letzte Classe zu 12500 gerechnet) wie 8 : 6 : 4 : 2 : 1; das Verhältniß der Bürgerzahl war also $1 : \frac{1}{2} : \frac{1}{2} : 1 : 3$. Folglich war die Zahl der ersten Classe über $\frac{1}{6}$ der Gesamtzahl ($1 : 5\frac{5}{6}$). Würden wir nun die Gesamtzahl der Bürger in den fünf Classen: so wäre dadurch auch ein sicherer Weg gefunden, die Zahl der Bürger in den einzelnen Classen, und damit auch das Gesamtvermögen der einzelnen Centurien zu berechnen. Die Zahl der unter Servius censurten Bürger, die aus alten Annalen scheinbar sehr genau mitgetheilt wird, 84700, und die voraus gesetzte Möglichkeit, im Anfange der Republik ein Heer von 10 Legionen aufzustellen (die ganz aus den Classen conscribiert wurden) nach Liv. II, 30, zeigen, daß man sich die Zahl der Classen-Bürger in jener Zeit nicht unter 40000 dachte. Darnach würde Rom 6852 Bürger der ersten Classe gehabt haben, die noch mehrere Jahrhunderte nach Servius sämmtlich als sehr reich gegolten hätten, und von denen doch keiner zu dem Patricischen und Ritter-Adel gehörte. Dies kann schwerlich irgend Jemand glaublich finden.

Die einzige Lösung dieser Schwierigkeiten weist der Verf. darin nach, daß der angeblich Servianische Censur der fünf Classen einer spätern Zeit angehört, indem die Summe von aes grave auf den Sextantarfuß übertragen wurde, wobey zugleich mit Rücksicht auf den gestiegenen Reichtum der Römer eine gewisse Erhöhung der Ansätze, wenn man sie auf Silberwerth berechnet, eingetreten seyn wird. Für Servius Zeit muß man die oben angegebene Summe von aes grave ungefähr auf $\frac{1}{2}$ zurück bringen, um glaubliche Schätzungen zu erhalten. Die commentarii re-

gis Servii, die Verrius in Augustus Zeit noch benutzte, haben zwar schwerlich diese kleineren Censusbestimmungen enthalten, weil sie sonst nicht so spurlos verschwunden seyn könnten, aber diese commentarii muß man sich überhaupt nicht als ein historisches Denkmahl, sondern als eine im Gebrauch sich verändernde Verfassungsurkunde denken. Daß die Consuln ex commentariis Ser. Tullii gewählt wurden, war gewiß eben so wenig Anordnung des Königs Servius, als Moses die Bestimmungen über das Jüdische Königthum gemacht hat, die wir im Deuteronomion lesen.

Die Reduction der Libral-Asse auf den Sextantarfuß würde das Kupfergeld zu einer werthlosen Scheidemünze gemacht haben, die es damals in Rom durchaus noch nicht seyn sollte, wenn nicht zu gleicher Zeit das Silbergeld, welches als Aequivalent der Kupferstücke galt, sehr herab gegangen wäre. Der Verfasser macht es wahrscheinlich, daß die ältesten Denare, die die Römer prägen ließen (485 d. St.), noch 154 — 164 Par. Gran betragen haben; die nicht in Rom, aber für Römischen Gebrauch geprägten Silbermünzen mit der Inschrift ROMA und ROMANO gehören diesem Münzfuß an, der allmählich immer mehr verringert wurde. Der Sextantar-Reduction dagegen, die gegen Ende des ersten Punischen Krieges durch eine lex beschlossen wurde (die früheren Reductionen nahm der Senat oder die Münzbehörde vor, daher sich keine historische Nachricht davon erhalten hat) entspricht nun der in Rom geprägte Denar aus der Zeit der Republik; dieser beträgt der Rechnung nach und in naher Uebereinstimmung mit dem durchschnittlichen Gewicht der Münzen 73.39 Par. Gran, $\frac{1}{84}$ des Pfundes, so daß der Kupfer-

werth damahls gegen das Silber wie 1 : 140 angenommen wurde.

R. D. M.

R o t t e r d a m.

Von dort erhalten wir: Proeve eener Geschiedeniss van het Bankwezen in Nederland, gedurende den Teyd der Republick, door W. C. Mees, Roterodamensis Jur. utr. Cand. 1837. 8. X u. 350 Seiten. (Bey Meschert.)

Das vorliegende Werk gehört zu denjenigen, die wir glauben wegen ihrer Wichtigkeit nicht mit Stillschweigen übergehen zu können, bey dem wir aber wegen ihres Inhalts nur mit einer bloßen Anzeige und allgemeinem Urtheil uns begnügen müssen, da eine ins Einzelne gehende Critik wohl schwerlich außerhalb Holland erwartet werden kann, indem sie außer der allgemeinen Kenntniß des Bankwesens auch Localkenntnisse erfordert, die der Verf. nur durch günstige persönliche Verhältnisse, die er in der Vorrede erörtert, sich verschaffen konnte. Es sollte anfangs der Gegenstand einer academischen Abhandlung seyn, aber so wohl der Umfang als die Sprache, welche nicht die lateinische seyn konnte, machte es dazu unfähig. Vor der Bekanntmachung unterwarf der Verf. aber sein Werk selber der Prüfung sachkundiger Männer, und verdient daher, bey seinen eigenen wissenschaftlichen Kenntnissen, ein desto größeres Zutrauen. Es umfaßt zufolge des Titels das Holländische Bankwesen in dem Mutterlande, bis zu dem Untergange der Republik, und zerfällt in acht Hauptstücke, folgenden Inhalts. I. Allgemeine Einleitung. Beschaffenheit des Geldes und des Geldumlaufs in unserm Lande vor der Errichtung der Banken. II. Errichtung und erste Entwick-

lung der Amsterdamer Wechselbank. III. Fortsetzung. IV. Vergleichung der Natur der Amsterdamer Wechselbank mit anderen Wechselbanken. V. Verfall und Untergang der Amsterdamer Wechselbank. VI. Rotterdamer Wechselbank. VII. Mittelburgische Wechselbank. VIII. Allgemeine Uebersicht über das Geld und den Geldumlauf in unserm Lande, während der Zeit der Republik. Beylagen. Actenstücke enthaltend, zwölf an der Zahl. Der vorliegende Band gibt schon einen der wichtigsten Beyträge zu der neuern Handelsgeschichte; der Verf. gibt aber auch die Hoffnung, so wohl die neueste Bankgeschichte seit dem Aufhören der Republik, als auch der Colonialbanken zu liefern, wenn der hier gelieferte mit Beyfall aufgenommen werden sollte. Wir hegen daran keinen Zweifel, da der Vf. so wohl in Auffuchung der Quelle den größten Fleiß bewiesen hat, als auch die klare und verständige Behandlung des so schwierigen Gegenstandes sein Werk empfiehlt.

Kurz nach der Erscheinung des vorliegenden Werks ist zu der Erhaltung der juristischen Doctorwürde auch von demselben Verfasser eine Abhandlung in lateinischer Sprache erschienen: *de vi mutatae monetae in solutione pecuniae debitae*, 1838. 8. 104 Seiten, deren genauere Beurtheilung wir zwar den Rechtsgelehrten überlassen müssen, von der wir aber versichert können, daß sie neben den juristischen und staatswirthschaftlichen Studien einen eben so rühmlichen Beweis von der classischen Gelehrsamkeit des Vfs gibt. Auch er hat sich darin als Schüler von van Heusde gezeigt, dem er, wie seinen anderen Lehrern, in der Vorrede, die auch seinem Herzen Ehre macht, seinen Dank darbringt.

Hn.

St t i n g s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 17. Junius 1839.

S c h a f f h a u s e n.

Bey Hurter 1839 auf XXIV u. 470 Seiten in Octav. Briefe von Johann von Mülzer (Supplement zu dessen sämtlichen Werken.) Herausgegeben von Maurer-Constant, Bibliothekar zu Schaffhausen. Mit einem Vorworte von Dr Fried. Hurter. Erster Band.

Es ist ein vielleicht noch nicht bemerkter Nachtheil, der immer mehr sich verbreitenden Sitte, sich unter oder über Recensionen zu nennen, die gewiß auch ihr Gutes hat, daß es gleich auffällt, wenn ein Mitarbeiter, etwa aus besonderen Veranlassungen, ein Buch anzeigt, das nicht zu seinem gewöhnlichen Fache gehört. Den Namen alsdann wegzulassen, wenn man ihn sonst hinzusetzt, gibt einen Schein von Unredlichkeit. Aber warum soll man nicht auch hierbey, wenn man gute Gründe zu haben glaubt, sie sagen dürfen, ohne dabey die Namenlosigkeit nöthiger zu haben, als man sie bey den meisten Büchern zu haben glaubt? So ist der Unterzeichnete jetzt in dem Falle, ein Buch über die Geschichte des ersten

Jahrzehnds unsers Jahrhunderts anzuzeigen, das doch gewiß nicht civilistisch ist; allein theils hat er ja auch über die gelehrte Geschichte, wenn gleich zunächst nur seines Fachs, aber doch auch verwandter Fächer, Mehreres drucken lassen, wie denn namentlich die drey in diesem Briefwechsel als Absender und Empfänger betheiligten Personen in seinem Buche genannt sind, theils ist hier der Fall, daß ein ziemlich bedeutendes Versehen, gleich des ersten Briefes, wohl nur überhaupt von uns alten Leuten, die wir schon vor mehr als 60 Jahren Bücher lasen, bemerkt werden kann, und namentlich dem Unterz. näher liegt, als vielleicht irgend einem noch lebenden Mitarbeiter dieser Anzeigen.

Briefe von Johannes Müller sind schon lange gedruckt und nach seinem Tode noch mehrere, nach einer Auswahl, die sein Bruder getroffen hatte. Die Briefe an ihn vermachte dieser der Bibliothek seiner und seines Bruders Vaterstadt. Aus dieser will nun der Bibliothekar, Herr Prof. M. G., unter Mitwirkung des Hn Dr H. vier Bände heraus geben, die sich, auch noch auf einem besondern Titelblatte, als Supplement zu Müllers Werken ankündigen. In wie fern nun alle Besitzer von diesen sich die Briefe, die nur an ihn gerichtet sind, anschaffen müssen, mag immer dahin gestellt bleiben. Der gegenwärtige Band wird wohl gewiß auch sonst Käufer finden, denn beynabe die volle Hälfte, die ersten 222 Seiten, sollen seyn und sind größtentheils wirklich Briefe von Gen^{ts} (hier immer ohne t), von denen nicht nur der Herausgeber sagt, daß sie auch zu den, wohl gar schon zwey Mal, gesammelten Schriften von diesem eine werthvolle Zugabe seyen, sondern die wirklich für die Geschichte des Französisch-Oesterreich-Russischen Krieges von 1805,

vor und nach der bataille des trois empereurs der Schlacht bey Turas, wie sie hier Anfangs immer heißt, bekannter ist der Name: 'bey Usterliß', Beyträge liefern, die wohl um so lehrreicher sind, je entfernter G. auch nur von dem Gedanken war, daß sie irgend ein Mahl, oder vollends schon bey Lebzeiten mehrerer darin geschilderten hohen, oder doch hoch gestellten, Personen gedruckt werden könnten. G. betrachtet Alles aus dem englischen Standpuncte, die treasury sey sein Ithaka, sagt ein Dritter, der bald genannt werden wird, von ihm, und die Vergleichung ist wohl nur in sofern nicht richtig, als G. sich nicht Jahre lang vergeblich nach der treasury sehnte, sondern ihm die Verbindung mit ihr nie entgehen konnte. Doch meint er, auch Pitt beurtheile das damahlige österreichische Ministerium nicht richtig, d. h. nicht so hart, wie er. Auffallend ist gerade jetzt die Aehnlichkeit zwischen einem Plane von G. zur Wiederherstellung des österreichischen Kaiserthums, S. 205, wornach die deutschen Länder nur eine Zugabe werden sollen, und dem Vorschlage, welchen Talleyrand nach zwey sehr zuverlässigen Quellen, Mignet und dem Bruder unsers Artaud, seinem Kaiser gemacht hat, die österreichische Monarchie weiter nach Osten zu schieben, und ihr mit der Moldau und Wallachen also ihren Stand zwischen Rußland und der Pforte anzuweisen. Was das Verhältniß Müller's betrifft, so erscheint diese innige Vertraulichkeit hier zunächst nur auf die grenzenloseste Hochachtung des Schriftstellers gegründet, nach welcher Genz sich, Johannes Müller und den Namensverwandten von diesem, den hochgepriesenen Bögling von Genz, Adam Müller, fast für die einzigen Menschen hält, welche Europa einst retten könnten. G. erwartet von M. für seine Vertraulich-

keiten freylich auch wieder ähnliche, die ihm aber M. nicht gibt, wohl weil er sie ihm nicht geben kann, und weil M., wie G. glaubt, voraus setzt, G. erfahre nun ohne ihn genug, und kurz vor der Schlacht bey Jena nimmt der Briefwechsel, wegen dieses Stillschweigens von M., zunächst über die Unterhandlungen mit England, ein Ende. Dabey muß man fast nothwendig an Göthe's Urtheil (B. 45. S. 293) über Jacobi's außerlesenen Briefwechsel denken: 'erst becomplimentiren sie sich von der Seite, wo sie sich gerade nicht abstoßen; zuletzt aber, wenn Jeder ehrlich wird, und seine Individualität heraus kehrt, fahren und bleiben sie aus einander.'

Was nun das Einzelne betrifft, so zeigt sich entweder die Schwierigkeit, fremde Briefe, die oft ohne vollständiges Datum sind, richtig zu ordnen, oder der Herausgeber hat sich große Versehen zu Schulden kommen lassen. Zwey dieser angeblichen Briefe von Genk an Müller, zum Glück aber auch nicht sehr erhebliche, dagegen aber auch zwey ganz vorn stehende, 1 und 2, sind der Erste davon gar nicht von Genk, und der zweyte zwar von diesem, aber nicht an Müller. Der erste Brief nämlich ist aus Regensburg vom J. 1790, und empfiehlt M. ein Gesuch um eine Stelle der Wahlcapitulation gegen den Büchernachdruck. Da freut sich denn Herr Dr. G. in seiner 'Einführung', an diesem Circulare 'ein Bild darzustellen, wie eine anfänglich mehr zufällige Berührung sich zur engsten Vertraulichkeit ausbilden kann'. Der Unterz. hingegen freut sich, sich zu erinnern, daß nicht Genk, sondern der preussische Gesandtschafts-Secretär am Reichstage, Ganz, der damahls handschriftliche Comitial-Nebenstunden schrieb, sich des gelehrten Eigenthums, auch in einer eigenen Schrift, an-

nahm, die eben der Unterz. in demselben Jahrgange S. 1238 nicht ganz mit demselben Eifer anzeigte. Die *difficilior lectio* des dem Herausgeber unbekanntem, bey Ersch-Koppe nur mit dem erwähnten Buche vorkommenden 1795 gestorbenen, auch noch durch Gans verdunkelten, Schriftstellers gegen den so sehr bekannten, ist also auch hier die richtige, vielleicht war auch das Schreiben gedruckt, so daß der Herausgeber nicht durch die verschiedene Handschrift des Gansen veranlaßt werden konnte, die Unterschrift recht zu lesen. Darauf folgt denn N^o 2. erst drey, wohl gar sieben, Jahre nachher, worin der Schreiber sich gegen Jemand, mit dem er in einem lebhaften gelehrten Verkehre steht, beschwert, daß er in der Allg. Lit. Zeit. noch gar nicht recensiert worden sey und diesen bittet, sein Buch über die französische Finanzverwaltung und seine Maria Stuart anzuzeigen. Dieser Brief ist nun allerdings von Genz, aber nicht an Müller, sondern an Böttiger, der ihn nach S. 272 Müllern zugeschildt hat, freylich erst 1797, aber das Datum bey N^o 2. 1793 ist gewiß falsch, da B. ausdrücklich sagt, der Aufsatz sey für den Calender von 1799 bestimmt (er wäre es, wie Genz sagt, schon für den vorigen, und im Sommer 1793 wird sicher kein Calender für 1798 gedruckt). Auch das Datum eines andern Briefes S. 210 vom Januar 1806 muß falsch seyn, da nach S. 216 erst im August 1806 gefragt wird, ob dieser Brief angekommen sey.

Der zweyte Schriftsteller, dessen Briefe diesen Band füllen, ist Böttiger. Seine Briefe fangen mit 1796 an, und gehen bis zu Müller's Tode. Wer den Verfasser aus dem Mercur, oder vollends aus dem, was sein Sohn über ihn hat drucken lassen, kennt, kann sich den Inhalt, mehr Lob als man gerade immer unterschreiben möchte,

und die Schreibart, griechische und lateinische Wörter, die der Herausgeber doch meistens übersetzt, wohl vorstellen. Sehr oft sind es Fragen an M., was er zu diesem oder jenem Buche sage. Eine Verweisung auf die Antwort, wenn in Müller's gedruckten Briefen eine vorkommt, wäre vielleicht zweckmäßiger gewesen, als einige andere Anmerkungen, namentlich als die einen Vorwurf enthalten sollende, S. 459, ob wohl bey unserm Jubiläum der Verdienste Müller's um die Erhaltung der Universität dankbar erwähnt worden sey. Darauf sey es nun dem Unterz. erlaubt, die Gründe anzugeben, wegen deren es nicht geschehen ist, einmahl nämlich, weil überhaupt die westphälische Zeit, etwa sechs Jahre, nur sehr kurz berührt worden ist, dann aber, weil Müller fast gar nichts für die Universität hat thun können, ja sogar wegen der Abneigung, die der König, nicht ohne M's Schuld, gegen ihn hatte, unserer hohen Schule vielmehr schädlich gewesen ist. *Ce bon M! il protège tout* sagte ein westphälischer Minister, der noch jetzt in Frankreich eine bedeutende Stelle einnimmt. Göttingen hatte aber diese Protection, die sich immer eines oder des andern Vermittlers bedienen mußte, nicht so nöthig, als die vier anderen westphälischen hohen Schulen, die M. gern alle gerettet hätte, so augenscheinlich es auch war, daß 5 solche Anstalten für das kleine Königreich zu viel seyen. Göttingen war, zur Verwunderung der Administratoren, die bis zur Ankunft des Königs ernannt waren, von Frankreich aus empfohlen genug, und der König selbst faßte bald die ihm schmeichelhafte Ueberzeugung, er habe eine Universität, wie sie selbst im Reiche seines Bruders nicht vorkomme. Nach Müller's Tode ließ der Unterz. in Vergleichung mit Spittler, als Curator von Tübingen, drucken, M. habe

in nicht vollen anderthalb Jahren meistens nur guten Willen gezeigt, und seinem Nachfolger Einiges wieder gut zu machen überlassen, und davon braucht er nach so langer Zeit und so veränderten Verhältnissen, kein Wort zurück zu nehmen. Müller's Bewunderer, auch in seiner Eigenschaft als General-Studien-Director, wissen wohl nicht, daß unter ihm die Besoldungen und die Ausgaben für die Anstalten im Rückstande waren, und wenn es so fortgegangen wäre, so hätte die Universität doch wohl schwerlich bestehen können. Dessen ungeachtet mag Schaffhausen auf Müller als Geschichtschreiber immerhin stolz seyn, und die Herausgeber sich freuen, daß sie gerade Briefe an ihn drucken lassen können.

Hugo.

L e i p z i g.

Reise in den vereinigten Staaten und Canada im J. 1837 von L. de Wette, Dr Medic. in Basel. 1837. 8. 364 Seiten. (Weidmannische Buchhandlung.)

Wir erhalten der Reisebeschreibungen nach dem vereinten Nordamerica so viele, daß man glauben sollte, der Stoff müßte nachgerade erschöpft seyn. Aber theils ist er an sich zu reichhaltig, daß dies nicht leicht zu besorgen ist, theils macht auch der Zeitpunkt der Reise nach einem oder wenigen Jahren einen Unterschied, wie es in einem großen Staate, der noch immer im Werden begriffen ist, nicht anders zu erwarten steht. Auch die vorliegende Reise hat des Neuen sehr wenig, indeß liest man sie gern zur Unterhaltung. Der Verf. ging um Verwandte zu sehen hinüber, und durchreiste einen großen Theil des Landes, und erzählt einfach was er sah, und was ihm begegnete. Er

ist daher in seinen Darstellungen unparteyisch, was schon als ein großer Vorzug angerechnet werden muß. Er besuchte zuerst die östlichen Staaten, Massachuset, Neuyork, Virginien und Maryland, wo wir über die wichtigsten Städte, Boston, N. Cambridge mit seiner Harward university genauere Nachrichten erhalten, dann Philadelphia und die Hauptstadt Washington, die nach einem zu großen Maßstabe angelegt ist, als daß sie jemahls ganz ausgefüllt werden könnte. Der Verf. konnte den Präsidenten Jackson nicht sehen, war aber Augenzeuge der Uebergabe seiner Stelle an seinen Nachfolger. Dann besuchte er die südlichen Staaten, wo besonders über N. Orleans genauere Nachrichten gegeben werden. Die Fahrt auf dem Mississippi und Ohio gibt zugleich ein Bild der angrenzenden Staaten, auch von Illinois und Indiana. Den Ohio fand der Vf. nicht so reizend als er gewöhnlich geschildert wird. Von dem Niagarafalle wird eine anschauliche Beschreibung gegeben. Von hier ging der Vf. nach Canada, wo über den Zustand von Quebeck und Montreal Bericht gegeben wird. In der ersten Stadt hatte er Gelegenheit die Sitzung des dortigen Parlaments zu sehen, und den so bekannt gewordenen Pappineau, den Chef der Revolution die bald nach dem Besuche des Vfs ausbrach, der keinen sehr günstigen Eindruck auf ihn machte. Erst in den letzten Kapiteln ist von den Indianern, den Negern und verwandten Gegenständen die Rede. Für Reisende, die bloß America durchfliegen wollen, kann das Buch auch dadurch nützlich seyn, daß die besten Gasthäuser und ihre Bewirthung bemerklich gemacht werden. Bey der Rückkehr landete er in Havre. Die ganze Reise hatte 16 Monate gedauert.

Hn.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. S t ü c k .

D e n 20. J u n i u s 1839.

G ö t t i n g e n .

Se Maj. der König haben geruhet dem Herrn Hofrath Dr Langenbeck nach Ueberreichung seines Werks der Icones Anatomicae in einem äußerst gnädigen Schreiben zu danken, und demselben eine goldene Dose mit Höchst Ihrem Namenszuge zustellen zu lassen.

C e y l o n .

Cotta Church Mission Press. 1837. The Maháwanso in Roman characters, with the translation subjoined and an Introductory Essay on Pali Buddhistical Literature. In two Volumes: Vol. I. containing the first thirty eight chapters. By the Hon. George Turnour, Esq. Ceylon Civil Service. IV, XCIV, 2, 30, 2, 262, II, XXXVI in Quart.

Wir zeigen hiermit ein Werk an, welches, von hoher Bedeutung für die ganze indische Geschichte, so vielen Stoff zu den wichtigsten Betrachtungen darbietet, daß es einem Ref. schwer

wird, zu entscheiden, welcher er den Vorzug geben soll. Wenn wir daher im Folgenden unser Augenmerk einzig und allein auf die politische Geschichte und Chronologie Indiens richten werden, so glaube man ja nicht, daß wir hiermit d. s. einzige, oder auch das wichtigste hervor gehoben haben, welches in diesem nicht hoch genug zu schätzenden Werke uns dargeboten wird. Durch Combination mit den Quellen für altindische Kunde, welche uns plötzlich, gleichsam mit einem glühenden Wetteifer, an den verschiedensten Puncten Asiens, in Tibet, Nepal, Siam, Ava, China, der Mongoley; ferner durch Entzifferung der ältesten Inschriften in Indien selbst, durch Auffindung und Erklärung baktrischer, indogriechischer, indoskythischer und indischer Münzen in Afghanistan, dem indischen Penjab, der Küste von Malabar &c. eröffnet werden, werden sich Resultate mit einer Sicherheit heraus stellen, welche man noch vor sehr kurzer Zeit auch nicht einmal ahnen konnte. Wer wird mir jetzt glauben, daß wir in Folge dieser Entdeckungen schon eine Geschichte Indiens besitzen, welche mit 312 oder 311 v. Chr. beginnend und 213 oder 212 schließend, höchstens um zwey Jahre in ihren Daten schwankt? und doch wird der Erfolg dieser Anzeige dieses Factum zur entscheidendsten Evidenz erheben. Sehen wir an diese sogleich zu befestigenden Puncte, die Momente, die uns aus älterer Zeit zusammen hängend bis zu Alexanders Feldzuge bekannt sind, aus jüngerer Zeit, was die Chronik von Kaschmir, deren Chronologie wir nach den folgenden Resultaten an einem andern Orte rectificieren werden, was Inschriften, Münzen, einzelne Data bey den westlichen Völkern, bey den Chinesen und mit Critik behandelte indische Ueberlieferungen an die Hand geben, so erhalten wir

eine ziemlich zusammen hängende Geschichte Indiens vom Einfall Alexanders des Großen an, bis zu dem der Ghazneviden. Den eigentlichen Kern derselben bildet aber die Zeit von 312 — 213 v. Chr., welche uns erst das vorliegende Werk in Verbindung mit den Inschriften, welche der unermüdlich fleißige und glückliche Entdecker Prinz sep entziffert hat, chronologisch zu bestimmen möglich machte. Wir werden uns daher im Folgenden vor allem damit beschäftigen, diesen Kern zu sichern. Bevor wir jedoch dazu übergehen können, müssen wir einiges über das vorliegende Werk selbst bemerken.

Ceylon, einst der Sitz der höchsten buddhistischen Cultur, noch jetzt der heilige Ort, wo man die Fußstapfen Gautama Buddhas verehrt, ist im Besitze mehrerer Annalen, welche seine Geschichte darstellen, so des Pujáwalliya von Mairupâda verfaßt zwischen 1266 und 1301 nach Chr., ferner des Nikáyanasangraha oder Saisanáwatâra von Daiwarakhita Jaya-Báhu 1347 nach Chr. geschrieben, dann des Rajaratnaikara von Abhaya raja in einer spätern, aber nicht genau zu bestimmenden Zeit abgefaßt, außerdem des Rajavallaya, welcher von verschiedenen Personen zu verschiedenen Zeiten compilirt ward, endlich Wilbágedera Mudiyanse Erzählung seiner Gesandtschaft nach Siam im letzten Jahrhundert. Alle diese Werke sind in singhalesischer Sprache geschrieben und führen ihre Geschichte Ceylons bis zu dem Tage des Vollmonds im Monat vesakha (pali = skr. vaigákha) v. Chr., etwa May (vgl. Turnour in Journ. of the A. S. of Beng. 1837, Julius S. 505) des Jahres 543 v. Chr. hinauf, auf welchen die ceylonesischen und die aus diesen fließenden Nachrichten Gautama Buddha Nirvâna (d. h. Tod

im religiös-buddhistischen Sinne) verlegen. Wichtig aber und einem großen Theile nach älter, als alle diese Werke ist das, welches wir hiermit anzeigen. Dieses — mahāvanso, das große Geschlecht genannt — ist in der heiligen Sprache der Buddhisten, dem so genannten Pali, der Sprache des Königreichs Magadha in Indien, wo der Buddhismus einst in der höchsten Blüte stand — geschrieben. Sein Verfasser ist Mahanâmo; die Zeit der Abfassung fällt zwischen 459 — 477 n. Chr., doch ist es zweifelhaft, sogar nicht sehr wahrscheinlich, daß Mahanâmo das Werk bis auf diese Zeit herab führte; sein Antheil daran scheint nur bis zu 301 n. Chr. zu gehen. Doch fand es Fortsetzer und die Abtheilung, welche mit diesem Zeitpunkte beginnt, heißt Sulu Wansé. Die Geschichte von dem Zeitpunkte an, wo Mahanâmo's Werk endet, bis zum Jahre 1266 n. Chr. ward von Dharma Kîrti abgefaßt; wer den folgenden Theil bis 1314 abfaßte, ist ungewiß; der dann folgende Theil bis 1758 hat Tibbot-tuwewé zum Verfasser. Der Anfang des eigentlichen Werks ist die Geschichte Gautama Buddhas; nur sehr kurz werden die noch älteren Zeiten berührt. Das wichtigste Moment in der ganzen Darstellung bildet der Buddhismus, und da dieser erst zur Zeit als Asôka, wie ihn der Mahavanso nennt, in Magadha, aber über ganz Indien, herrschte, in Ceylon eingeführt ward, so beschäftigt sich der dieser Zeit vorher gehende Theil mehr mit der Geschichte Indiens, als mit der von Ceylon. Aber auch in Indien ist es nur das Reich Magadha (mit dessen Königshaus die Sage den Gautama Buddha verband, und in welchem der Buddhismus zuerst zur Staatsreligion erhoben ward, um sich alsdann von da

durch sorgfältig geleitete Missionen über die umliegenden Länder zu verbreiten), dessen Schicksale mit der größten Kürze von dem ersten Auftreten Buddhas an angedeutet werden. Die Quellen, welche Mahanâmo benutzte, waren außer, zu seiner Zeit existierenden, singhalesischen Annalen das Pitakattaya und die Atthakathá, die eigentlichen heiligen Schriften des ceylonesischen Buddhismus. Das Pitakattaya (skr. pisht'akatraya die drey Bücher) enthält die von Gautama Buddha ausgesprochenen Offenbarungen. Diese wurden sogleich nach seinem Tode in dem ersten Concilium, welches die ceylonesischen Quellen noch ins Jahr 1 des Buddha, 543 v. Chr., setzen, festgestellt, und bey diesem Concilium auch Erklärungen 2c. gegeben, welche die Atthakathá bilden. Bey dem zweyten Concil, welches dieselben Quellen 100 Jahr nach Buddha setzen, wurden beide Werke von neuem canonisch festgestellt und die Atthakathá um die dazwischen liegende Geschichte des Buddhismus gemehrt. Dasselbe geschah bey dem dritten Concilium, welches unter Asoko gehalten wurde. Dessen Sohn führte als buddhistischer Priester, der Ueberlieferung gemäß, den Buddhismus in Ceylon ein. Bis zu dieser Zeit war weder das Pitakattaya noch die Atthakathá schriftlich abgefaßt, sondern nur mündlich überliefert und auf diese Weise überlieferte sie auch Asokas Sohn in Ceylon. Auch hier wurden beide Werke nur auf diese Weise fortgepflanzt, bis sie zur Zeit des Königs Watágamini von Ceylon, welcher von 104 bis 76 vor Chr. regierte, niedergeschrieben wurden. Dieses wird ausdrücklich vom Verfasser des Mahâvanso im 33. Kapitel (S. 207) erwähnt und ist natürlich für die Würdigung der Geschichtsfragmente, welche Mahanâmo aus älterer Zeit

gibt, von der aller größten Bedeutung. Das Pitakattaja hatte Asokas Sohn in der Pali-Sprache überliefert, die Atthakathá in der singhalesischen. Diese letztere wurde von dem für die Geschichte des Buddhismus so überaus bedeutenden Buddhaghoso unter der Regierung des Königs Mahanâmo zwischen 410 und 432 nach Chr. ebenfalls ins Pali übersezt. Den höchst bedeutenden Dipawanso haben wir erst kürzlich durch eine höchst wichtige Notiz kennen gelernt, welche wir ihm verdanken (Turnour in Journ. of the As. Soc. of Beng. Dec. 1837. p. 1055). Eins der nächsten Hefte wird uns genauere Mittheilungen über ihn bringen. Er geht bis 302 nach Chr.

Wenden wir uns jetzt zu der oben versprochenen Fixierung der erwähnten Periode.

Der Begründer des Sanskritstudiums, W. Jones, welcher so vieles mit scharfem Blicke ahnete, was tiefer eindringende Forschungen seit der Zeit so glänzend bestätigt haben, war es, welcher zuerst die Namensähnlichkeit zwischen dem, bey den westlichen Völkern gewöhnlich Sandracottus genannten, indischen König von Palibothra und dem in den indischen Sagen eine so große Rolle spielenden Chandragupta von Pátaliputra bemerkte und daraus auf ihre Identität schloß (As. Res. IV, 11). Diese Aehnlichkeit wurde noch gesteigert, seitdem U. W. v. Schlegel bemerkte (Indische Bibliothek I, 244), daß so wohl Handschriften, als alte Ausgaben des Athenâus ganz der indischen Form entsprechend Σανδρόκυπτος lesen (vgl. über die verschiedenen Schreibweisen dieses Namens bey den Griechen und Römern Ellendt ad Arrian. Exped. Al. V, 6, 2. Schweighäuser ad Appian. III, p. 575. Dübner ad Justin. XV, 4, 13).

Die Identität ward so anerkannt, daß sich mehrere derselben schon zur Feststellung eines Synchronismus bedienen, ohne jedoch bedeutenden Vortheil daraus ziehen zu können. Diese Identität findet schon jetzt einen Beweis in Folgendem. Mit Chandragupta beginnt die Dynastie von Magadha, welche die der Mauryās im Sanskrit, im Pali die der Mōriy'ās genannt wird und Chandragupta selbst heißt in einer jetzt entzifferten und etwa aus dem vierten Jahrhundert nach Chr. herrührenden Inschrift (Journ. of the As. Soc. of Beng. 1838. Apr. p. 341) Chandragupta Maurya; nun aber kennen die Griechen, ohne Zweifel aus Megasthenes, aus welchem die meisten Nachrichten über Indien, welche das Alterthum besaß, geflossen sind, dem Gesandten an Chandraguptas Hof, Μωριεῖς als die Königsfamilie von Indien (Hesych. Μωριεῖς οἱ τῶν Ἰνδῶν βασιλεῖς). Es ließen sich diese kleinen Beweise noch häufen; allein die folgende Darstellung macht ihre Aufzählung unnütz. — Dieser Chandragupta war bekanntlich Zeitgenosse von Seleukus Nikator; über den Anfang seiner Regierung haben wir bey Justin (XV, 4, 20) folgende Worte: Sic acquisito regno ea tempestate, qua Seleucus futurae magnitudinis fundamenta jaciebat. Dieser Zeitbestimmung gemäß dürfen wir schwerlich Chandraguptas Regierungsanfang höher als 312 v. Chr. setzen. Denn dieses Jahr, das der Rückkehr des Seleukus nach Babylon und der Anfang der Seleuciden-Aera, mag füglich auch als Anfang der Zeit zu sehen seyn, in welcher Seleukus die Grundlage zu seiner spätern Größe legte. Wir wollen es jetzt so gleich hypothetisch als Anfangsjahr von Chandraguptas Regierung annehmen. Sehen wir

nun zu dem hier angezeigten Werke über! Hier heißt Chandragupta mit der Paliform seines Namens Chandagutto; von ihm wird ausgesagt (Mahāv. c. 5. p. 21), daß er 34 regiert habe; zählen wir von dem hypothetisch als Anfangsjahr seiner Regierung gesetzten Datum 312 v. Chr. an, so fällt das Ende derselben 278 v. Chr. Sein Nachfolger heißt an derselben Stelle Bindusâro (= einem sskr. Vindusârô); in den brahmanischen Quellen (Bhagavat - Purâna und Vansa - Lata nach Hamilton Geneal.) Vasisârô, nach Prinsep dagegen, welcher die betreffende Stelle aus dem Bhagav. - Purân' mittheilt (J. of the As. Soc. of Bengal 1837. Aug. p. 677) Vârisârô, welches wörtlich fast eben so viel als vindusârô heißt (vâri Wasser, vindu tropfen), bey den Griechen Ἀμιτροχάτης (Hegesandros bey Athen. XIV, 67. p. 153. Strab. II, 1. p. 70, wo für Ἀλλιτροχάδης ebenfalls wenigstens Ἀμιτροχάδης zu schreiben ist); diese Bezeichnung würde einem sanskr. amitraghata, Feindebezwinger entsprechen (Eassen, Pentapot. p. 44). Die Verschiedenheit der Namensangaben darf uns in Indien nicht überraschen. Ganz eben so heißt sein Nachfolger eigentlich Asoka, nannte sich aber, seitdem er zum Buddhismus übertrat, dessen Schiboleth Dhamma (= sskr. Dharma), Jugend ist, nach Angabe des Mahāvanso (S. 35): Dhammasoko; wird in den brahmanischen Schriften (Bhag. - Pur. Vans. - Lat. bey Hamilt. a. a. D.), Asokavardhana genannt, und bezeichnet sich selbst in seinen durch Prinsep entzifferten Edicten in der indischen Volks-Sprache seiner Zeit Pijadasi (= einem sskr. prijadargi). Bindusârô hat nach Angabe des Mahāvanso (a. a. D.) 28 Jahre regiert, also der hypothetischen Annahme gemäß,

von 278 v. Chr. bis 250 v. Chr. Dessen, schon so eben genannter Nachfolger, Asoka regierte nach derselben Quelle 37 Jahre (Mahāv. S. 122). Dem hypothetischen Datum gemäß also von 250 v. Chr. bis 213 v. Chr. — Wenden wir uns jetzt zu einem andern für die Fixirung dieser Data höchst bedeutenden, oder vielmehr allerwichtigsten, Moment. Asoka war auf eine höchst verbrecherische Weise — durch Ermordung aller seiner Brüder (Mahāv. p. 21) — zum Throne gelangt. Auch sein übriges früheres Leben scheint eine Kette von Verbrechen gewesen zu seyn; er hatte selbst seinem Vater nach dem Leben getrachtet und war deswegen nach Ujjenia (= dem sanskr. ug'g'ajinī, dem griech. Ὀζήνη) verbannt (vergl. Tur nou r's Mittheilung aus dem, vom Mahanāmo selbst zu seinem Mahavānsō gefügten, Commentar im Introductory Essay p. XLII u. Mahāv. p. 76 u. 23). Um das Andenken an sein früheres Leben in Vergessenheit zu bringen, scheint er die neue Religion — den Buddhismus — angenommen zu haben. Diese Annahme fand wahrscheinlich im 4. Jahre seiner Regierung statt. Ich schließe dies aus der Angabe des Mahāv. (S. 22), daß er im 4. Jahre seiner Regierung inaugurirt ward. Denn bey der Annahme des Buddhismus durch den ceylonesischen König Dêwānam pija wird ausdrücklich bemerkt, daß bey dieser Gelegenheit seine Inauguration zum zweyten Male gefeyert sey (Mahāv. p. 71). Daß Asoka seine Inauguration nicht von diesem Zeitpunkte an — welcher dem hypothetischen Datum (312 v. Chr.) gemäß, erst 246 fallen würde, datierte, sondern von seinem wirklichen Regierungsantritte an, welchen wir fürs erste hypothetisch auf 250 verlegten, wird sich sogleich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ergeben. — In Folge der Annahme des

Buddhismus erließ Asoka eine Menge Edicte, welche sich auf diesen beziehen, oder eine Wirkung desselben sind. Das älteste derselben trägt die Angabe, daß es im zehnten Jahre nach der Inauguration erlassen sey

(*sô devânam piyo Piyadasi raja dasavasâbhisitô sê devânânam piyé Piyadasi lâja dasavasâbhisitê* santo, gleich sskr. *sô devânâm prijô Prijadargî râg'â dagavarshâbhishiktô san*, der von den Göttern geliebte Prijadargî, nachdem er vor 10 Jahren inauguriert war, in den Inschriften von Girnar und Cuttack im Journ. of the As. Soc. of Beng. 1837. March p. 246). In dieser selben Inschrift kommen aber zugleich Edicte vor, welche aus dem 12. Jahre nach seiner Inauguration datiert sind (nämlich das dritte und vierte, a. a. D. S. 250. 251). Wir können also daraus schließen, daß Asoka zu einer bestimmten Zeit seiner Regierung alle, früher einzeln erlassene, Edicte sammeln, in Stein hauen und zum ewigen Gedächtniß in den verschiedensten Gegenden seines großen, wie sich jetzt mit Entschiedenheit nachweisen läßt, ganz Vorderindien umfassenden und im Westen bis zum Perogamisus reichenden, Reichs aufstellen ließ. Nun haben wir ferner eine große Sammlung von Edicten, welche, sich fast wörtlich gleich, auf der berühmten Säule von Delhi (L'at des Feroz Shah), den Pfeilern von Allahabad, Betiah, Mattiah, Radiah u. wiederholt finden. Diese Sammlung trägt als Datum das 27. Jahr nach der Inauguration (*Sad'd'avîsativasa abhisitêna mê iyam Dhammalipi likhâpitâ* = einem sskr. *saptavîngativarshâbhishiktêna mê ijam Dharmalipir lêkhajitâ*, im 27. Jahre nach meiner Inauguration ließ ich diese Gesetzesschrift aufnehmen; Journ. of the As.

Soc. of Beng. 1837. July. p. 581 ff.). Wir werden also schwerlich irren, wenn wir auch jene Inschriften von Girnar und Cuttack, welche sich ebenfalls deutlich als eine Edictsammlung ausweisen, in dasselbe Jahr ungefähr setzen. Mit ziemlicher Entschiedenheit spricht sogar dafür die wörtliche Uebereinstimmung eines Theils des Datumlosen zweyten Edicts von Girnar und Cuttack mit einem Theile der Inschrift um den Schwast des Pfeilers von Feroz Shah (Journ. of the As. Soc. of Beng. 1837. July. p. 603), welche als Datum das 27ste Regierungsjahr des Asoka hat (a. a. D. 609), so wie eines Theils des 5ten Edicts von Girnar und Cuttack (a. a. D. March. 1838. S. 237. 248. 251) mit einem Theile der Inschrift auf den Pfeilern (a. a. D. July. 1837. S. 584). Der König, um diese Zeit hochbejahrt, wollte sein Werk in seiner Gesamtheit übersehen. Ist diese Annahme nicht unwahrscheinlich, so fällt unserer hypothetischen Annahme gemäß (312 v. Chr.), die Promulgation dieser Edicte ins Jahr 223 v. Chr.

Unter diesen Edicten finden sich nun zwey, welche mit Recht sogleich bey ihrer Entdeckung die höchste Aufmerksamkeit auf sich zogen. Das eine, das zweyte in den Inschriften von Girnar und Cuttack (abgedruckt im Journ. of the As. Soc. of Beng. Febr. 1837. p. 159, vergl. das Facsim. im Märzheft Pl. VII.), lautet folgendermaßen (die obere Reihe ist die Girnar-, die untere die Cuttack-Inschrift):

Savata vijitemhi dēvānampiyasa

Savata vimatamsi dēvānampiyasa

Piyadasinô rano êvam apâpavantêsu yathâ

Piyadasine

Chôda Pida Satiyaputô Kêtalêputô â-Tampa.

.

panni ANTIYAKÔ YONA râjayê vâpi
 ANTIYOKÊ nâma YONAlâjaya vapi
 (tasa ANTIYAKASA sâminô râjânô) savata
 (...sa ANTIYAKASA sâmantâ lâjânê) savata
 dèvânampiyasa Piyadasinô ranô dvê chikîchhâ
 dèvânampiyasa Piyadasinê
 katâ manusa chikîchhâ cha pasu chikîchâ
 chiki *)
 cha osudhâni cha yâni manusôpagâni cha
 cha ... dhâni âni muniso **) . ni
 pasôpagâni cha yata yata nâsti
 pasu ôpagânâni cha ata - tâ nâthi
 savata pârâpitâni cha rôpâpitâni cha
 sa ... pâlâpitâ lopâpitâ cha ***)
 mûlâni cha phalâni cha yata yata nâsti
 mû
 savata hârâpitâni cha rôpâpitâni cha pathêsu
 vata hâlopita cha lopâpitâ cha ma(gesu)
 kûpâ cha khânâpitâ vachhâ cha rôpâpitâ
 udapanâni cha khânâpitâni lukhâni cha lôpâpitâni
 pari bhôgâya pasu manusânâni
 pa ti bhogâya p... anam.

In reinem Sanskrit wiedergegeben, wobey wir jedoch von dem im Sanskrit verschiedenen Sprachgebrauch absehen und nur den Formen

*) So hat das Februarheft des erwähnten Journals; das Facsimile dagegen hat ganz deutlich *kîcha pa* dann folgt im Facsimile eine Lücke, dann *sa cha* dann eine etwas größere Lücke, dann *dhâni*, dann nach einer unbedeutenden Lücke *âni*. Das paßt nicht ganz zu der Anordnung im Febr. Heft.

**) Facsimile hat *munasa*.

***) So hat das Facsimile diese Worte gar nicht, sondern . . . *sa palâpita mè dhipâtâta (?) mû*.

ihre Sanskritgestalt geben werden, lautet diese Inschrift:

sarvatô vig'itê (Inscr. von Cuttack vimatê) dêvânâmprijasja Prijadarçinô râg'na êvam apâpavatsu, jathâ K'ôlâ-Pîdikâ (Satyaputrô Kêtalaputrô) *) â Tâmrarn'ad, Antijakajavana-râg'jê vâpi (tasja (eher wohl jasja) Antijakasja sâmantâ râg'ânô) sarvatô Dêvânâmprijasja Prijadarçinô râg'nô dvê kikit-sâh' k'ritâh'. manushjak'ikitsâk'a paçuk'ikitsâk'a; aushadhâni k'a, jâni manushjôpagâni k'a paçûpagâni k'a jatô jatô nâsti, sarvatah' pârajitâni kâ rôpitâni; mûlâni k'a phalâni k'a jatô jatô nâsti, sarvatô hârajitâni k'a rôpitâni ka; pathishu (für die Inschrift von Cuttack margêshu) kûpâçk'a (Inscr. von Cuttack udapânâni k'a) khânajitâ (Cutt. khânajitâni), v'rikshâçk'a (Cutt. v'rikshâni im Neutr. eine Form, welche nicht sanskr. ist) rôpitâh' (Cuttack rôpitâni); prati bhôgâja paçu-manushjânau Wörtlich übersetzt, heißt dies: 'Allenthalben im eroberten (Inscr. von Cuttack: feindlichen) (Lande) des von den Göttern geliebten Prijadarfi, so wie unter den Frommen, wie in Chola (Coromandel), Pîdika, Satjaputo Ketalaputo (die Lage dieser Länder ist bis jetzt unbekannt) bis nach Tamraparna (Tabropane der Alten = Ceylon), so wie auch in dem Königreiche des Antiochus des Savana (des Griechen; unter dem Namen Jonier 'Ιάφοες wurden die Griechen im Orient auf völlig dieselbe Weise bekannt, wie im Occident unter dem Namen Γραικοί, Graeci), dessen Könige des Antiochus Generäle sind, sind allenthalben die zwey Heilanstalten des von den Göttern

*) Die sanskr. Form dieser geographischen Namen ist noch nicht mit Bestimmtheit bekannt.

geliebten Prijadarfi eingesezt, eine Menschenheilanstalt und eine Thierheilanstalt, und wo die Heilkräuter, welche für Menschen hülfreich sind und welche für Thiere hülfreich sind, sich nicht befinden, sind sie allenthalben auf Geheiß bereitet und gepflanzt, und allenthalben wo sich Wurzeln und Kräuter nicht befinden, sind sie auf Geheiß geliefert und gepflanzt. An den Wegen sind Brunnen auf Geheiß gegraben und Bäume auf Geheiß gepflanzt; zum Genuß der Thiere und Menschen?.

Der Antiochus, welcher in dieser Inschrift erwähnt wird, mit welchem Asoka hiernach in so freundschaftlichem Verhältnisse steht, wurde von Prinsep (1837. Febr. S. 167) auf den ersten Anblick für Antiochus den Großen erklärt. Dieser bestieg bekanntlich 224 vor Chr. den Thron, und da nach unserer hypothetischen Annahme Asokas Edicte 223 v. Chr. gesammelt sind, so wären sie im ersten Jahre nach Antiochus Thronbesteigung promulgiert, die freundschaftliche Verbindung etwa bey Gelegenheit der Glückwünschung geschlossen und dieser Synchronismus an und für sich nicht unwahrscheinlich. Aber es ist, wie schon bemerkt, in diesen Inschriften noch eine zweite höchst bedeutende Stelle, leider nur in der Inschrift von Girnar bewahrt und hier in einem höchst verstümmelten Zustande. Das Facsimilie derselben findet sich im Journ. of the As. Soc. March. pl. XI. Hr Prinsep hat sich dadurch seine Annahme, welche auf den besten Weg führen konnte, rauben lassen, uns wird sie zur festesten Bestätigung und Sicherung der unsrigen leiten. So viel man aus dem sehr lückenhaften Texte errathen kann, ist von der Verbreitung des Buddhismus durch Missionäre über fremde Länder die Rede, welche in Folge des so genannten

dritten Conciliums, welches ins 18te Jahr von
 Asokas Regierung gesetzt wird, also unserer hy-
 pothetischen Annahme gemäß 233 v. Chr. fällt,
 statt fand (vgl. Mahāv. S. 36 u. 71). Mitten
 dazwischen heißt es auf einmahl: yōna rāja pa-
 ran cha tēna chaptârô râjânô Turamâjô (oder,
 wie weitere Kenntniß der Schrift ergab, Tula-
 mâjô) cha, Gongakēna cha, Makâ cha, wört-
 lich: und außerdem der Javana König,
 durch diesen chaptâro Könige Tulamâjô,
 Gongakēna und Makâ. Daß dieser Yavana
 König kein anderer seyn könne, als der im frü-
 heren Theile der Inschrift schon namentlich be-
 zeichnete Antiochus, versteht sich von selbst. Nun
 erkannte Prinsep mit Recht, daß Tulamajô der
 griechische Name Ptolemaeus, Maka der Name
 Magas sey; daraus ließ sich wohl schon vermuthen,
 daß chaptârô den Namen Aegyptens
 enthielt; doch ist Prinsep darüber unentschieden
 geblieben. Wir werden uns erst etwas weiterhin
 darüber erklären können. Indem nun Prinsep
 nach den historischen Personen suchte, welche hier
 durch Gongakēna und Makâ bezeichnet seyn
 möchten, begegnete ihm unglücklicherweise derje-
 nige Magas, welcher vom Jahre 308 bis 258
 v. Chr. in Cyrene regierte. Nun mußte an die
 Stelle von Antiochus dem Großen, Antio-
 chus Theos (von 261—286) oder gar Soter
 (von 324—281) treten, Ptolemäus mußte der
 Philadelphus (285—246 v. Chr.) seyn, und die
 Masse von Inconvenienzen, welche in dieser An-
 nahme liegen, wurde ganz und gar übersehen.
 Es sollte nun nicht mehr auf eine von Asoka
 selbst geschlossene Convention, sondern auf eine
 ältere von seinem Vater oder Großvater herrüh-
 rende, Rücksicht genommen seyn; daß unter die-
 sen beiden vom Buddhismus gar noch nicht die

Rede seyn konnte, wurde außer Acht gelassen. — Dieser Magas kann in Asokas Inschriften nicht vorkommen; der Magas, welcher hier erwähnt ist, ist der Sohn des Ptolemäus Euergetes, des kriegerischen Königs, welcher auf seinem Kriegszuge nach Asien bis nach Bactrien hin, also nahe an Asokas Reich vorgedrungen seyn soll. Sein jüngerer Sohn Magas war beym Regierungsantritte des ältern Sohnes, des Ptolemäus Philopator, insbesondere im Heere, so mächtig, daß sich letzterer nur durch den Mord desselben den Thron sichern zu können glaubte (Polyb. V, 34, 36. XV, 25. Plut. Cleom. 33). Diesen Mord beging er, wie die angeführten Stellen erweisen, sogleich zu Anfang seiner Regierung, welcher 221 v. Chr. fällt. Daraus folgt aber nun zugleich, daß der Ptolemäus, welcher mit Magas in dieser Inschrift erwähnt wird, nicht der Mörder von Magas, sondern der Vater von beiden, Ptolemäus Euergetes ist. Für diesen paßt es nun aber auch am besten; denn er, der Besieger von fast ganz Asien, welcher bis in die Nähe von Indien vorgedrungen seyn sollte, mochte wohl auch am ehesten in eine Verbindung mit Asoka getreten seyn. Es wird also nach dieser Annahme Ptolemäus Euergetes und sein jüngerer Sohn Magas in der Inschrift erwähnt; zwischen beiden in der Mitte steht der Name Gongakêna. Wer mag nun dieß seyn?

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 22. Junius 1839.

H a m b u r g.

Von der Geschichte der Europäischen Staaten herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert ist die vierzehnte Lieferung erschienen bey Friedr. Perthes, 1839. Sie enthält die Fortsetzung der Geschichten von Rußland und von Portugal.

Geschichte des Russischen Staates von Philipp Strahl. Zweyter Band. 8. 447 Seiten. Von dem Einbruche der Tartaren in Rußland bis zum Antritte der Regierung des Großfürsten Iwan III. Wassiljewitsch, d. i. vom J. 1224 bis 1505, und umfaßt also einen Zeitraum von beynabe drey Jahrhunderten.

Geschichte des Staates von Portugal von Dr. Heinrich Schäfer. Zweyter Band. 8. 667 Seiten. Von dem Erlöschen der echten Burgundischen Linie bis zum Schlusse des Mittelalters. Sie beginnt mit einem Rückblicke auf das Staatswesen von König Dionys bis dahin, worauf die Regierungsgeschichte der folgenden Könige bis zum Regierungsantritte von Emanuel d. Gr. folgt.

Wir haben den Character beider Werke bey der Anzeige des ersten Theils schon hinreichend dargelegt, der auch in diesen Fortsetzungen derselbe geblieben ist. Bereits unter der Presse befinden sich die Fortsetzung der Geschichte Frankreichs von Schmidt, und der Anfang der Geschichte von Dänemark von Dahlmann; und von der Geschichte des Reichs der Osmanen von Dr Zinkeisen, für die folgenden Lieferungen, so daß jetzt keiner der größern Staaten Europas noch fehlt, da auch für den Staat von Polen und die Fortsetzung der Geschichte Spaniens bereits gesorgt ist.

Hn.

C e y l o n.

Beschluß der Anzeige: The Maháwanso in Roman characters, etc. By Geo. Turnour.

Prinsep weiß mit diesem Namen (Gongakêna) nichts anzufangen; er vermuthet, daß Antikêna zu lesen sey. Dann könnte man es für eine etwas starke Veränderung des Namens Antigonus nehmen und müßte Antigonus den zweyten darunter verstehen, welcher von 223 — 221 v. Chr. in Macedonien herrschte. Allein wie sonderbar wäre es, wenn Antigonus eine Stelle zwischen Vater und Sohn, König und Prinzen von Aegypten, erhalten hätte? Außerdem, wenn das Facsimile dieser Stelle richtig ist — und wir haben keinen Grund, an dessen Genauigkeit zu zweifeln — so ist jede Aenderung der Lesart, gôngakêna, absolut unzulässig. Endlich wird durch diese Annahme eine Erklärung von chap-târo fast unmöglich. Mir entscheidet die Stellung des Namens Gongakêna zwischen Ptolemaeus Euergetes und seinem zweyten Sohne

mit der größten Sicherheit dafür, daß er niemand anders bezeichnen könne als des Ptolemaeus Euergetes ältesten Sohn, eben den spätern Ptolemaeus Philopator. Wie sollte er auch ausgelassen seyn, da sein jüngerer Bruder erwähnt ist, zumahl da wir aus Polybius wissen, daß seine schlechte Aufführung, welche man vielleicht als Grund dafür benutzen könnte, seinem Vater gänzlich unbekannt war. Wenn man mich aber fragt, wie so das Wort Gongakêna dazu komme, diesen zu bezeichnen, dann möchte ich am liebsten meine Unwissenheit eingestehen. Wenn ich dennoch eine, vielleicht völlig grundlose, Vermuthung wage, so möge man diese als einen Erklärungsversuch hinnehmen, welcher, so lange nichts besseres geboten wird, als Ausbülfe stehen mag. Voraweg ist es nicht unnatürlich, daß, da Vater und Sohn Ptolemaeus hießen, der Sohn anstatt durch seinen eigentlichen Namen, durch einen bloßen Beynamen bezeichnet sey. Nun ist es bekannt, daß Ptolemaeus Euergetes sein Reich bis an den Euphrat ausdehnte, bis zu der Grenze, welche für ein mächtig und stark seyn wollendes Aegypten die natürliche ist, wie denn auch der jetzige Herrscher von Aegypten sie zu der seinigen zu machen wußte. Wenn man nun historische und geographische Namen der alten Geschichte dem Worte Gongakêna gegenüber stellt, so möchte sich nicht leicht einer zeigen, welcher so sehr fast von Laut zu Laut übereinstimmt, als der Name von Commagene. Dieses war aber die äußerste Provinz des großen ägyptischen Reiches, wie es Ptolemäos zusammengebracht hatte, liegend in der Gegend des jetzigen Aleppo. Wäre es nun denkbar, daß Ptolemaeus Euergetes seinen erstgebornen Sohn und vereinstigen Nachfolger, zum Andenken an

die Erweiterung seiner Grenzen, den Commagenos genannt hätte? Man wende mir nicht ein, daß sich in den Quellen für diese Geschichte keine Spur findet, welche zu einer solchen Annahme berechtigt; denn, wer sich je damit beschäftigt hat, der weiß, wie überaus fragmentarisch die Nachrichten über die allerbedeutendsten Begebenheiten dieser Zeit sind. — Aber wie man auch über den Grund denken mag, weswegen der spätere Ptolemaeus Philopator hier unter dem Namen Gongakêna erscheint, daß er und kein anderer gemeint sey, zeigt die Stellung augenscheinlich. Wir haben also in dieser Inschrift den König Ptolemaeus Euergetes von Aegypten und seine beiden Söhne erkannt; sie heißen Könige $\rho\acute{\alpha}\gamma\acute{\alpha}\nu\acute{\omicron}$; wir begegnen in dieser Verbindung nur einer, in der damaligen Zeit sehr oft vorkommenden und gerade in der ägyptischen Geschichte unter den Ptolemäern sich vielfach wiederholenden, Sitte, daß dem eigentlichen König die nächsten Verwandten als Mitkönige beygesetzt erscheinen. Jetzt werden wir nun auch keinen Augenblick mehr zweifelhaft seyn können, daß in dem Beysatze des Wortes Könige, nämlich $\chi\alpha\pi\tau\acute{\alpha}\rho\acute{\omicron}$, das Wort ägyptische liege. Doch bedarf die Form einiger Bemerkungen. Zunächst hat der Verlust des anlautenden $\Lambda\iota$ in $\Lambda\iota\gamma\upsilon\pi\tau\omicron$ nichts auffallendes; denn in den Puranen, welche, wie man jetzt mit Entschiedenheit nachweisen kann, sehr späte Erzeugnisse sind, und den Namen Aegypten recht genau kennen konnten, wird es ebenfalls Agupta und Gupta ohne $a =$ dem griech. $\Lambda\iota$ genannt. Diese Notiz beruht zwar auf dem viel ver- und beklagten Wilford, allein man hat das Mißtrauen gegen ihn viel zu weit getrieben; die von ihm mitgetheilten Data sind zum bey weitem größern Theile richtig; aber

selbst die richtigen erhalten den Schein des Falschen durch die ganz sonderbare Anwendung, welche er von ihnen macht und durch ihre Vermischung mit gläubig hingenommenen Fälschungen. — Schwieriger ist die Erklärung des ersten α in $\chi\alpha\pi\tau\acute{\alpha}\rho\delta$, wo man α erwarten sollte. Aber hier sollte man den Stein selbst noch einmahl ganz genau in Augenschein nehmen. In der Schrift, welche zur Abfassung dieser \mathcal{E} dicte diente, wird der Vocal durch einen ganz unbedeutenden kleinen horizontalen Strich zur Rechten unter dem Consonanten, welchem er folgt, ausgedrückt. Wie leicht konnte er in diesem, gerade an dieser Stelle so sehr verstümmelten, \mathcal{E} dicte verwischt seyn, und selbst, wenn dies nicht der Fall war, wie leicht konnte ihn der Steinmetz in einem, ihm unbekanntem, fremden Worte ausgelassen haben? Ich glaube, daß es keine Kühnheit ist, wenn wir für $\chi\alpha\pi\tau\acute{\alpha}\rho\delta$ gradezu $\chi\upsilon\pi\tau\acute{\alpha}\rho\delta$ lesen. Der Uebergang des γ endlich in χ bedarf kaum einer Bemerkung; jeder, welcher Sprachen behandelt hat, weiß, daß die dem I-Vaut sich nähernden Vocale auf mehrere vorhergehende Consonanten, insbesondere Gutturale, den Einfluß üben, sie zu Palatalen zu zerquetschen; in $\chi\upsilon\pi\tau\alpha$ für $\gamma\upsilon\pi\tau\alpha$ haben wir eine, nur sehr unwesentlich von dem französischen E-dschypt-e verschiedene, Aussprache.

Diesem nach haben wir in der zuletzt behandelten Stelle der Inschrift von Girnar den Savanakönig, welcher nach der frühern Stelle Antiochus ist und die ägyptischen Könige Ptolemäus Euergetes, dessen ältern Sohn, später Ptolemäus Philopator genannt, und den jüngern Magas.

Schauen wir jetzt rückwärts, um unsere Data zu befestigen! Hypothetisch, aber nicht ohne

Grund, nahmen wir an, daß Chandraguptas 312 den Thron bestieg. Wir verknüpften damit die aus dem Mahāvanso entlehnten Angaben über die Dauer seiner und seiner Nachfolger Regierung. Dadurch erhielten wir als Anfangsjahr der Regierung des Asoka 250 v. Chr. Aus dessen Inschriften erkannten wir, daß sie im 27sten Jahre seiner Regierung, also jener Annahme gemäß 223 v. Chr. gesetzt seyn; die lezt behandelte Stelle zeigt uns endlich, daß sie, da sie einer Verbindung mit Antiochus dem Großen erwähnen, dieser aber erst 224 zur Regierung kam, nicht vor 224 v. Chr. und ferner, da sie noch Ptolemäus Euergetes und Magas nennen, nicht nach 221 v. Chr. aufgestellt seyn konnten. So erkennen wir denn, daß unsere hypothetischen Annahmen für Chandraguptas Regierung und alle damit zusammen hängende Data höchstens um ein Jahr zu früh gesetzt seyn können, also Chandraguptas entweder 312 oder 311 v. Chr. zur Regierung kam, Asokas entweder 250 oder 249 und die Inschriften entweder 223, oder 222 aufgestellt sind. Dasselbe Schwanken besteht natürlich für alle zwischen diesen Puncten liegende Data.

Dieser entschiedene Synchronismus flößt uns nun aber zugleich die höchste Achtung vor den Datis des Mahāvanso über die Regierungsdauer der drey erwähnten indischen Könige überhaupt ein; wir werden also ihr gemäß Asokas Regierung entweder bis 213 oder 212 v. Chr. ausdehnen dürfen, und haben sonach einen Geschichtskern für Indien gewonnen, welcher gerade 99 Jahre umfaßt; diesen werden wir uns nun zwar durch keine von anderen Orten her entstehende Schwierigkeiten rauben lassen, erkennen aber gern die Nothwendigkeit an, diese, wo möglich,

aufzuhellen und zu erklären. Dieses an diesem Orte auszuführen, erlaubt uns der, einer Anzeige zugemessene, Raum wohl nicht. Doch können wir nicht umhin, einer und wohl der bedeutendsten derselben einige Worte zu widmen. Der Mahāvanso, auf welchen sich diese ganze Deduction stützte, rechnet, wie schon im Allgemeinen bemerkt, nach der Aera des Buddha, welche dessen Todestag 543 vor Christo als Anfangspunct setzt. An diese paßt sie die von uns so eben behandelten Data und es entsteht dadurch eine nicht geringe Differenz. Dieser Rechnung gemäß fällt nämlich auf das 10te Jahr der Regierung des Kālāsōkō das zweyte Concilium, welches 100 Jahre nach Buddha gehalten seyn soll, also 443 v. Chr. Kālāsōkō regierte aber im Ganzen 28 Jahre, folglich bis 118 nach Buddha (= 425 v. Chr.); ihm folgten die 10 Nandos, welche zuerst zusammen 22 Jahre und dann einzeln, der Reihe nach, aber auch 22 Jahre, regierten also bis 162 n. B. (= 381 v. Chr.). Auf sie folgt Chandragupta, dessen Regierungsanfang hiernach 381 v. Chr. fällt, also mit einer Differenz, welche von unserer Fixirung dieser Epoche (312 oder 311 v. Chr.) um 69 oder 70 Jahre abweicht. Damit man auf diese Differenz nicht den geringsten Werth lege, so mache ich zuerst auf einen Fehler aufmerksam, welcher sich in der weiter gehenden Accommodation der Regierungsperioden an die buddhistische Aera findet. Der erwähnten Rechnung gemäß würde nun Bindusārō's Regierungsantritt 347 v. Chr. fallen. Der des Ashoka endlich 319, oder in das Jahr 224 nach Buddha. Von letzterm heißt es nun aber auf einmahl ausdrücklich, daß er 218 n. B. zur Regierung gekommen sey (Mahav. S. 22). Man kann schon hieraus er-

kennen, daß hier zweyerley Arten von Daten, Daten über die indische Geschichte und über die des Buddha zu einem Synchronismus verbunden sind, welcher nicht zusammen passen wollte. Setzt erinnern wir wieder an den, schon oben nicht ohne Absicht hervor gehobenen Punct, daß weder die Atthakathâ, noch das Pitakattaja vor dem Anfange des ersten Jahrhunderts v. Chr. niedergeschrieben ist, ja, daß die Atthakathâ, welche, aus den Ausführungen aus dem Commentare in Tournour's Introduction zu schließen, die eigentliche Hauptquelle für die historischen Partien aus dieser alten Zeit ist, gar nicht in der Sprache des Landes Magadha, dem Pali, sondern nur im Singhalesischen abgefaßt war. Können wir nun nicht daraus mit Recht schließen, daß diese singhalesische Attakatha, in welcher nun jene zwiefachen Erinnerungen zugleich, wie der Inhalt des Mahavanso zeigt, mit einer Menge bloß ceylonesischer Localsagen gemischt, ineinander gearbeitet werden sollten, leicht in keine kleine Irrthümer verfallen konnte, so daß eine Differenz von 70 Jahren für die um 200 Jahre ältere Geschichte eines so entlegenen Landes noch eine sehr verzeihliche scheint? Man vergleiche damit z. B. die Differenz der brahmanischen Angaben, welche Chandraguptas 1502 v. Chr. setzen. Wenn wir aber an der Glaubwürdigkeit der Quellen des Mahavanso anfangen zu rütteln, werden wir da nicht dennoch fürchten müssen, das ganze Gebäude, welches wir vorzüglich auf seine Daten gestützt, auführten, einstürzen zu sehen? Wir dürfen diese Frage geradezu verneinen. Die Regierungsjahre des Asoka, dieses für die Geschichte des Buddhismus so sehr wichtigen Königs, daß sein Name eben so wohl in den kaschmirschen Annalen erscheint, wie in den bekannten

Reiseberichten der chinesischen Buddhisten, wurden ohne allen Zweifel im Gedächtniß, in den Königs-
aufzählungen und von buddhistischen Chroniken
sehr sorgfältig aufbewahrt. Aber in Ceylon konn-
te man sie, so wie die Regierungsjahre seiner
Vorgänger aus der Maurja im Pali Moriya)
Dynastie um so sicherer kennen, da hier Abkömmlinge dieser Dynastie lebten (Mahav. S. 254).
Was Chandraguptas betrifft, so war auch dessen
Ruhm zu groß, als daß die Dauer seiner Regie-
rung nicht ebenfalls sorgfältig mündlich und schrift-
lich bewahrt wäre. Die Fehler in der Chronolo-
gie entstanden nur, wie gesagt, durch die Accom-
modation an die buddhistische Aera. Mich über
diese aber sorgfältig und, wie der Gegenstand es
verdiente, zu erklären, würde hier zu weit füh-
ren. Vielleicht bietet sich bald eine Gelegenheit
dazu. Wenn ich aber schon jetzt die Ansicht aus-
spreche, daß sie eine rein priesterliche, auf Pro-
phezeihungen und derartigen ganz unhistorischen
Daten beruhende sey und daß sie uns über das
Zeitalter des Buddha, trotz alles historischen
Scheines, den sie hat, nicht mehr des Histori-
schen biete, als die japanische, die tibetischen,
mongolischen und andere derartigen Angaben über
Buddhas Lebenszeit, so darf man mir glauben,
daß diese Ansicht weder auf bloßer Zweifelsucht
beruht, noch, ohne manchen Grund im Hinter-
halt zu haben, ausgesprochen wird.

Doch genug für jetzt. Dem Herausgeber die-
ses hier angezeigten Werkes, durch dessen Eifer,
Fleiß und Sorgfalt wir zum großen Theile in
den Stand gesetzt sind, die hier mitgetheilten Re-
sultate zu gewinnen, fühlen wir uns zum größ-
ten Danke verpflichtet. So viel wir durch unsere
Kenntniß des Sanskrits fähig waren, diese Ue-
bersehung zu prüfen — denn die Pali-Gramma-

tik von Clough steht uns noch nicht zu Gebote — ist sie im Ganzen genau. Schade ist es, daß so sehr viel Druckfehler das Lesen unterbrechen. Daß der Hr Verf. die eigentliche Pali-Schrift zum Druck nicht angewendet hat, können wir nur billigen. Anrathen möchten wir aber, bey zukünftigen Mittheilungen aus der Pali-Literatur, diejenige Schrift anzuwenden, welche sich in Asokas Inschriften findet. Sie ist dazu um so passender, da die Sprache dieser Inschriften dem Pali so sehr verwandt ist.

Theodor Benfey.

N o r d h a u s e n .

In Commission bey H. Förstemann. Ueber die Conjugation auf μ im Homerischen Dialekte von H. E. Ahrens, ph. Dr., Subconrector am Pädagogium zu Ilfeld. 36 Seiten in Quart.

Eine geistvolle, tief durchdachte Abhandlung, der wir mehr Leser wünschen, als sie bey der Vereinzelnung des Gegenstandes und der strengen Schlichtheit der Form leicht erhalten wird. Der Verfasser hat die Erscheinungen der Homerischen Sprache, welche der Conjugation in μ angehören, mit großer Vollständigkeit gesammelt, und sucht sie nun, ohne Rücksicht auf die Behandlungsweise der gewöhnlichen Grammatik, in ihrem wissenschaftlichen Zusammenhange aufzuzeigen, nicht dialektisch entwickelnd, sondern systematisch darstellend, wobey er sich genöthigt sieht, auch manche Begriffe mit anderen Kunstausdrücken zu bezeichnen, als bisher gebräuchlich gewesen. Man muß daher, um die Abhandlung zu verstehen, die Kraft der Abstraction besitzen, das gewußte Material aus den Formen, in denen man es empfangen, sich in das Schema des Ver-

fassers hinein zu denken, wofür man sich aber gewiß durch viele tiefere Blicke in den Organismus der Griechischen Sprache belohnt finden wird.

Der Verf. hat dabey, wie man an dem ganzen Character der Abhandlung leicht gewahr wird, die Analogieen der älteren Deutschen Dialecte, so wie orientalischer Sprachen, wohl im Bewußtseyn, aber führt die Forschung selbst rein auf Griechischem Boden durch. 'Die Vergleichung der anderen Dialecte', sagt er selbst, 'und der verwandten Sprachen diene mir dabey oft als Leuchte, um in den dunkleren Räumen des Sprachgebäudes mich zurecht zu finden. Doch, meine ich, wenn die Kerzen im Hause erst angezündet sind, so kann man mit Fug und Recht die geborgte Leuchte auslöschten'. Gewiß ist die Art, wie Jacob Grimm die Vergleichung der fremden Sprachen gleichsam nur zur erweiternden Bestätigung der auf eigenen Grund und Boden angestellten Forschungen anwendet, auch für das geschichtliche Studium des Griechischen und Latein sehr zur Nachahmung zu empfehlen.

Des Verfassers Darstellung ist so gedrängt und in sich geschlossen, daß ein sehr bedeutender Theil davon mitgetheilt werden mußte, um eine Vorstellung von seiner Idee und Methode zu geben. Wir wollen nur einige wenige Punkte ausheben, und zwar gerade solche, die wir von unserm Standpunkte einer erneuerten Ueberlegung des Verfs empfehlen. Hr Dr Ahrens ist mit umfassenderen Arbeiten über die Homerische Sprache und den ursprünglichen Organismus des Griechischen beschäftigt, und wird öfter Gelegenheit haben darauf zurück zu kommen.

Die ganze Abhandlung zerfällt, außer einigen einleitenden Andeutungen über die Theorie der

gesamten Homerischen Conjugation, und Vor-
 bemerkungen zur Conjugation ohne Flexionsvocal
 oder auf μ — in zwey Abschnitte: I. Von den
 Flexionsmitteln, und II. Verzeichniß der
 Stämme mit ihren Formen. Dazu kommt
 ein Excurs über einige wichtige Veränderungen
 der Vocale. Der erste Satz des ersten Abschnitts
 lautet: 'Der Moduscharacter des Coniunctiv,
 welcher unmittelbar an den Stamm gehängt wird,
 ist ein veränderlicher kurzer Vocal, nämlich in 1
 sg. und 1. 3. pl. o., in den übrigen Personen e.
 Im Sgl. und im 3 Pl. des Objectiv (Activum)
 wird dieser Vocal in η und ω verlängert'. Der
 Verf. beweist allerdings, daß die Verlängerung
 sich nur in den bemerkten Personen findet, durch
 eine Sammlung aller uncontrahierten Beyspiele,
 welche von den übrigen Personen des Objectiv,
 so wie vom Subjectiv (Medium) vorkommen;
 sie passen alle zu seiner Regel, außer $\alpha\lambda\eta\tau\alpha\iota$ Gl.
 ϕ , 536., welches er darum einer andern Conju-
 gation zuweist, als $\alpha\lambda\epsilon\tau\alpha\iota$, was zu $\alpha\lambda\tau\omicron$ ge-
 höre. Beachtet man aber, daß die Personen mit
 der Dehnung doch die zahlreichern und bey wei-
 tem die häufigern sind, und namentlich die so
 gewöhnliche 3 Pl. nie auf $ο\upsilon\sigma\iota$ ausgeht, wie sie
 bey Voraussetzung eines kurzen Modus-Vocals
 müßte: so wird man die Dehnung doch als die
 regelmäßige Form, die Verkürzung als die Aus-
 nahme ansehen müssen. Alle Formen mit dem
 kurzen Modus-Vocal sind drey- oder mehrsylbig;
 die Sprache hat hier einen daktylischen oder ana-
 pästischen Fall ($\dot{\iota}\omicron\mu\acute{\epsilon}\nu$, $\dot{\iota}\omicron\mu\bar{\epsilon}\nu$), den die 3 Ps. Pl.
 allein nicht gewähren konnte, zu gewinnen ge-
 sucht; so scheint die Verkürzung sich hier fest ge-
 setzt zu haben. Der Coniunctiv ist in der That
 das eigenthümlichste, und auch wohl das jüngste,
 Kind der Griechischen Sprache, die noch auf

Griechischem Boden organisch fortgewachsen zu seyn scheint; er beruht auf einer Dehnung des euphonisch wandelbaren Bindevocals, den die Conjugation auf μ eigentlich gar nicht hat, und kann also auch nur auf sie übertragen worden seyn; da aber hier, wie im Nor. 1. Act., die Dehnung nicht zur Unterscheidung des Indicativs erforderlich war, so konnte die Sprache, wenn sie sonst eine Neigung dazu trieb, sich hier auch schon mit dem kurzen Vocale begnügen.

Anm. 5. sagt der Verf. bey den Conjunctivformen $\phi\delta\acute{\epsilon}\omega\mu\epsilon\nu$, $\kappa\acute{\tau}\acute{\epsilon}\omega\mu\epsilon\nu$: 'Es scheint diese Schreibung aber erst einer jüngern Zeit anzugehören, da $\epsilon\omega$ durchaus nur eine Sylbe bildet, ganz wie die analogen Contractionen des gen. decl. 1. u. s. w.' Wir zweifeln, ob das Factum die darauf gegründete Vermuthung rechtfertigt? Allerdings hatte die Griechische Sprache, wie andere stammverwandte, von Haus aus nur Diphthonge, die vom volleren Laute zum dünneren absteigen; aber wie in den Dialecten der Deutschen Sprache, so haben im Ionischen daraus sich zum Theil jene unechten Diphthonge entwickelt, in denen ein dünnerer Laut sich in den volleren verliert, und der Ionische Mund hat die manigfachste Gelegenheit wahrgenommen, diese Neigung zu befriedigen. Die gewöhnliche Grammatik nennt dies eine Synizesis, nicht erwägend, daß die diphthongische Form in $\Delta\tau\rho\epsilon\acute{\iota}\delta\epsilon\omega$, $\sigma\acute{\tau}\acute{\epsilon}\omega\mu\epsilon\nu$ die ursprüngliche ist.

Anm. 6.) 'Die langen Endvocale η , ω verkürzen sich in der Contraction, z. B. $\sigma\tau\alpha\acute{\iota}\eta\nu$, $\delta\alpha\mu\epsilon\acute{\iota}\eta$, $\gamma\nu\omega\acute{\iota}\eta\nu$ aus $\sigma\tau\eta$, $\delta\alpha\mu\eta$, $\gamma\nu\omega$ (nur zwischen $\acute{\alpha}\lambda\omega\acute{\iota}\eta$ und $\acute{\alpha}\lambda\omega\eta$ ist Schwanken). Der Grund kann nur in einer uralten (über die Verwandlung von α in η hinaus gehenden) Ungenauigkeit der Diphthongenbildung gesucht werden,

wornach die natürlichen eigentlichen Diphthongen den etymologisch richtigern, uneigentlichen vorgezogen wurden'. Der Verf. nimmt dem gemäß auch ἔσταν, στάντες, als Verkürzung an, und sieht in βείω, Δείω eine Veränderung des langen Vocals η (aus α oder ε) in ει, er sieht in dem ι einen Ersatz für ein euphonisch eingeschobenes Ιοτ, und in dem ε, besonders in βείω, nur einen Rest alter Orthographie, wornach ε für η stand, so daß βείω auf βῆνω zurück geführt wird. Diese Consequenzen, die das Vertrauen auf die Ueberlieferung der Dichtersagen in den Grundfesten erschüttern, müssen uns einigermaßen mißtrauisch machen gegen den ersten Schritt, der in der obigen Anm. liegt. Vergleicht man στάντες, βάντες, δέντες, δαμέντες, γνόντες, und ἔσταν, ἔβαν, ἔδαμεν, ἔγνων (Pindar), mit ἔστην, ἔβην, ... ἔδάμην, ἔγνων, und ἔστημεν, ἔβημεν (aber βάτην neben ἐβήτην), ἔδεμεν, ἔδάμημεν, ἔγνωμεν — so sieht man unsers Bedünkens ein Bestreben, die Formen durch Dehnung zu verstärken, welches verschiedene Verbalclassen in verschiedenem Maße ergreift, von manchen Formen aber immer mit Entschiedenheit abgewiesen wird. Die scheinbare Regellosigkeit in diesen Dehnungen reducirt sich darauf, daß der vollere Vocal α mehr Neigung zur Dehnung hat als ε, und daß unter den Lauten die radicalen viel mehr ihre ursprüngliche Beschaffenheit behaupten als die der Derivation oder Flexion angehörigen (ein Verhältniß, das man in weitester Ausdehnung in den Futuren φιλήσω, σβέσω und Nominalbildungen τμήσις, στάσις, beobachten kann): daher wir selbst die auffallende 3 ps. pl. μάνδην gegen die Aenderung in μίανδεν schützen möchten. Denn absolute Regeln gibt es gerade in dieser naturwüchsigem Sprache am wenigsten; Al-

leß erscheint wie Strebungen organischer Kräfte, deren relative Stärke nur an den Erscheinungen selbst gemessen werden kann, die sie hervor bringen.

§. 6, 9) 'Daß die Optativen immer $\alpha\tau\omicron$ haben, ist auch aus der ursprünglichen consonantischen Natur des Moduscharacters ι zu erklären. Man hat aber nicht anzunehmen, daß ν in α verwandelt sey, sondern es ist vielmehr α euphonisch eingeschoben und darnach ν ausgestoßen um die Endung nicht zu schwer zu machen'. Wenn ein Motiv da war, in der Lautverbindung $\omicron\nu\tau$ (die einem Griechischen Munde allerdings schwierig seyn mußte) ein α euphonisch einzuschieben, so kann dasselbe in Anspruch genommen werden, um die Verwandlung des ν in α zu erklären, die man doch zugeben muß, wenn man nicht für so viele Fälle den Umweg, den der Verf. einschlägt, in Anspruch nehmen will. Hätten die Griechen statt $\pi\omicron\delta-\nu$ einmahl $\pi\acute{o}\delta\alpha\nu$ und nicht geradezu $\pi\omicron\delta-\alpha$, statt $E\Sigma-\nu$ $E\Sigma\alpha\nu$ und nicht geradezu $E\Sigma\alpha$, d. i. $\acute{\epsilon}\alpha$, gebildet: was in aller Welt konnte sie bewegen, daß sonst am Wortende so bequeme und in die schönsten euphonischen Verhältnisse tretende ν wieder abzuwerfen?

Wenn wir in diesen und einigen anderen Punkten die Geschichte der Formen von einem andern Gesichtspuncte ansehen als der Verfasser: so können wir den zweyten Abschnitt nur als ein sehr genaues und sorgfältiges Verzeichniß aller Stämme, in deren Flexion die Geseze der $M\iota$ -Conjugation beobachtet werden, uns zu Ruhe machen; nur daß wir die Stämme auf α u. η (aus α), auf ϵ und η (aus ϵ), nicht so trennen können wie der Verfasser. Der Verf. weist 22 Stämme auf α im Präsens, 5 auf $\acute{\epsilon}$, 2 auf \omicron , 1 auf ι ,

26 auf *v* nach, die auf *η*, aus *α*, kommen nur in Aoristen vor, eben so die auf *η* aus *ε*, ausgenommen in ἀήμεναι (wo die Schwäche der Wurzel eine durchgängigere Dehnung veranlaßt hat, als bey τίθημι) und in διζῆσαι. Αἰ-νημι aus Hesiod steht hier ohne Begründung, doch denkt der Verf. dabey gewiß an die Aeolische Conjugation in *μι*, welche die Dehnung eben so durchführte, wie die gemeine in den Aoristen des Passiv auf *θην* und *ην*. Von den Stämmen auf *ω* werden auch nur Aoriste, von denen auf *ῶ* nur *ρῶ* (retten) und Aoriste, von Stämmen auf Diphthonge *κει* in *κεῖμαι*, und *στυν* in *στεῦνται* namhaft gemacht. Dann folgen Stämme auf *σ*, ἐς (εἶμι), ἐς (εἶμαι), ἦς (ἦμαι, wo wir lieber von *ΕΔ* ausgegangen wären, und daß *Δ* bald in eine Dehnung verhüllt, bald von den *Τ*-lauten in *ς* verwandelt nachgewiesen hätten) und von Stämmen auf andere Consonanten 2 im Präsens, 16 in Aoristen.

Der Excurs enthält eine Classification der verschiedenen Veränderungen der Vocale, die eine Verlängerung bewirken, und deren regellose Vermischung ein Hauptgrund der Unklarheit ist, welche in der Flexionslehre der gewöhnlichen Grammatik herrscht. Der Verfasser unterscheidet diese Dehnungen als Ablaut, Ersatz-Verlängerung, Umlaut und metrische Verlängerung. Wenn auch der Unterz. gewohnt ist, diese Classen anders zu benennen und zum Theil zu begründen: so kann er doch die Auffassung des Verfs mit voller Ueberzeugung als scharfsinnig und durchdacht den Freunden eines geschichtlichen Studiums der Griechischen Sprache zu genauerer Erwägung empfehlen.

R. D. M.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 24. Junius 1839.

G ö t t i n g e n.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 8. Junius theilte der Hr Hofrath Müller eine Abhandlung im Auszuge mit, welche den Titel führt: *de antiquitatibus Antiochenis commentatio altera, qua Antiochiae Urbis forma quibus modis sub Romanorum imperio mutata sit, ostenditur.*

Indem der Verf. einen Faden, den er seit dem Jahre 1834 fallen gelassen, wieder aufnahm, und die Geschichte der Stadt Antiochien, d. h. der Bauten und Denkmähler, die auf dem Boden Antiochiens gegründet worden, welche er früher durch die Zeit der Macedonischen Herrscher herab geführt hatte (s. diese Gel. Anz. 1834. St. 109.), nunmehr durch die Römische Zeit hindurch bis ins Mittelalter fortzusetzen unternahm, konnte er sich nicht verhehlen, daß er dafür nur ein geringeres Interesse in Anspruch nehmen könne, als die frühere Periode, ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit nach, erregen konnte. Denn im Ganzen muß man sich diese Haupt:

stadt des Hellenisirten Orients bereits unter Antiochos Epiphanes als vollendet denken, sie hatte ihre volle Ausdehnung, die $\frac{9}{10}$ einer deutschen Meile in der Länge und etwa $\frac{2}{3}$ in der Breite betrug, damahls bereits erhalten; sie reichte vom Ufer des Flusses Orontes bis zu den Höhen des steilen Felsengebirges, von dem sie einen bedeutenden Theil einfaßte, und enthielt bereits alle die Herrlichkeiten, deren sich Antiochien noch in Libanios Zeit am meisten rühmte; wie die große Straße, welche die ganze Stadt der Länge nach durchschnitt, mit der vierfachen Säulenreihe und den Triumphbögen an den Kreuzwegen; die Inselstadt mit dem Königspalaste, die sich wie ein großes Prachtgebäude darstellte; die mahlerischen Anlagen auf den Felsenhöhen um die alte Burg Zopolis; den Riesenpark von Daphne mit den Heiligthümern des Apollon und des Olympischen Zeus, und so vieles Andere. Wir dürfen wohl behaupten, daß in diesen Macedonischen Residenzen, und ganz besonders in Antiochien, die schöne Architectur nicht bloß in der Masse und Ausdehnung ihrer Anlagen das Größte leistete, sondern auch die plan- und kunstmäßige Anlage ganzer Städte damahls bereits auf ihren Gipfel erhoben war. Was das Erste anlangt, so führt eine ungefähre Schätzung der Zahl und Ausdehnung der Bauten in Antiochien, mit Rücksicht auf die häufige Erneuerung derselben von Grund aus, welche die furchtbaren Erdbeben nöthig machten, von denen wir früher schon eine Uebersicht gegeben haben, auf eine Summe, womit sich kaum das alte Rom, geschweige eine neuere Hauptstadt, vergleichen läßt. In Beziehung aber auf die planmäßige Anlage halten wir den Vorwurf für nicht gegründet, den ein geistvoller Kenner alter und neuer Kunst dieser ganzen Gat-

tung von Städteanlagen der Macedonisch-Griechischen Baumeister macht. C. Fr. v. Rumohr vergleicht in der neuerlich heraus gegebenen Reise in die Lombarden (S. 33) Städte wie Antiochien, Alexandrien, Palmyra mit 'großen Vogelbauern', wohl um die künstliche Regelmäßigkeit, das Ueberszierliche und durch studierte Eleganz Kleinliche einer Städteanlage, wie er sie im Sinne hat, damit zu veranschaulichen, ungefähr dasselbe, was Libanios etwas anders ausdrückt, wenn er sagt, daß die Stadt wie ein Gemählde auf den Erdboden hingezeichnet zu seyn scheine. Man wird dem Verf. verzeihen, wenn er die von den Alten so hoch gepriesene Stadt, *Orientis pulcrum apicem*, wie sie Ammianus nennt, im Ernste gegen diesen Vorwurf vertheidigt. Die große Säulenstraße, welche die ganze Stadt in der Länge durchschnitt, war allerdings vollkommen gerade (*ἰσότητις*); sie bildete gleichsam die Ase der ganzen Stadt; den kürzesten Weg von dem Westende nach dem Ostende der Stadt. Aber von der unleidlichen Monotonie, dem Winde, Staub und der Hitze der langen geraden Straßen in unsern Hauptstädten war sie schon durch ihre ganze Anlage befreit; sie bot durch zwey parallele Säulenhallen zu jeder Tageszeit Schatten dar, und bildete mit den im rechten Winkel einmündenden Säulenstraßen, welche einen Theil der Stadt in der Breite durchschnitten, und den kleineren Straßen, die zwar keine Säulengänge, aber starke vorspringende Bordächer hatten, ein Netz schattiger Wege durch die Stadt, welches ihren Bewohnern unter der Syrischen Sonne doppelt schätzbar seyn mußte. Die Fahrstraße aber zwischen diesen Säulenhallen war wenigstens seit Antoninus Pius mit großen Granitplatten gepflastert, die zu diesem Zwecke aus Ober-Aegypten

ten herbey geschafft waren, wodurch aller Staub vollkommen beseitigt werden konnte. In der Richtung der Hauptstraße von West nach Osten aber liegt offenbar die Absicht, die Straße dem Westwinde zu öffnen, dessen kühlende Lüfte die Antiochener als eine der größten Segnungen der Natur priesen, während sie den verhaßten Boreas gewiß eben so durch die Anlage ihrer Straßen und Gebäude, wie durch die Talismane des Apollonius von Tyana, abzuwehren suchten. Suchen wir uns aber auch die ästhetische Wirkung dieser meilenlangen Straße zu vergegenwärtigen: so muß das Monotone, das immerhin auch einer architectonisch und plastisch noch so schön ausgeschmückten Säulenhalle von einer solchen Länge vorgeworfen werden mag, doch durch die Unterbrechungen, welche die Triumphbögen und besonders der größte in der Mitte der Stadt, der sogenannte Omphalos, bildeten, sehr gemindert worden seyn; interessante Durchblicke und Ausichten rechts und links werden das Auge manigfaltig genug beschäftigt haben. Auch war es gewiß nur dieser mittlere Theil der Stadt, wo die gerade Linie in dem Maße vorherrschte, gegen den Fluß hin bestimmte dieser die Richtung der Straßen und Lage der Gebäude, und nach Süden müssen die Straßen sich in ganz eigenen Windungen und Serpentinien hinan gezogen haben, um die über steilen Abhängen gelegene Burg mit dem Capitele des Antiochos Epiphanes, dem Theater, den hoch und luftig gelegenen Sommer-Bädern und anderen Anlagen zugänglich zu machen. Ueberhaupt aber muß das mächtige Felsengebirge, das mit schroffen Massen in die Stadt hinein ragte, mit seinen manigfachen kühnen Bauten, Grabdenkmählern und Terrassengärten, der Stadt an allen Stellen, wo man sich freyer

umsehen konnte, ein ungewöhnlich pittoreskes Ansehen gegeben und den ganzen Character der Stadt eben so wesentlich bestimmt haben, wie Alexandrien bey gleichem Grundschema seines Plans durch das beschränkte Terrain zwischen dem Meere und dem Marcotischen See eine nicht gesuchte, sondern durch die Natur gebotene Eigenthümlichkeit und charakteristische Individualität gewonnen hatte.

Dieser Punct führte den Verf. auf eine Frage, die ein berühmter Architect unserer Zeit, Leo v. Klenze, in seinen Aphoristischen Bemerkungen gesammelt auf einer Reise nach Griechenland S. 410 anders beantwortet hat, als es nach dem Zusammenhange dieser Erörterung geschehen kann. Haben die Griechen wirklich, wie von Klenze behauptet wird, ihren Städten keine geometrische, sondern immer nur eine mahlerische Anlage gegeben? Bey allen älteren, allmählich erwachsenen und vergrößerten Städten ist die Sache außer Streit; hier liegt das Princip der Anlage, außer der Beschaffenheit des einmahl gegebenen Terrains, in der successiven Folge der Erweiterungen, und den dabey leitenden, in verschiedenen Zeiten sehr verschiedenen Motiven und Rücksichten; für den Betrachter, der nicht die speciellsten historischen Untersuchungen gemacht hat, ist eine solche Anlage rein unerklärlich, und es ist nicht zu leugnen, daß gerade in diesem Unerklärlichen auch ein gewisser Reiz liegt. Die Alten scheinen indeß für diesen Reiz nicht sehr empfänglich gewesen zu seyn, da der geistreiche Dikarch das alterthümlich gebaute Athen eben wegen seines Alterthums schlecht angelegt (*διὰ τὴν ἀρχαϊότητα κακῶς ἐρρυθμοτομημένην*) und darum, ungeachtet seiner herrlichen Bauwerke, auf den ersten Anblick unscheinbar nennt, offenbar weil es

niemahls zerstört und abgebrannt und von neuem nach einem Plane aufgebaut war; auch setzt Aristoteles (Polit. VII, 10.) die nach der neuen Weise des Hippodamos angelegten Städte als wohlangelegt oder wohldurchschnitten (εὖτομοι) den alterthümlichen entgegen. War nun aber eine bedeutende Stadt ganz neu anzulegen, wie dies bey der Gründung von großen Colonien, wie Thurii, von Hafenstädten, wie dem Peiræus, von neuen Hauptstädten früher vereinzelter Völkerschaften, wie Rhodos, Mantinea, Megalopolis, und am häufigsten bey den Gründungen der Macedonischen Fürsten im Orient der Fall war: so wäre es kleinlich und verkehrt gewesen, jene historisch begründete und eben dadurch gerechtfertigte Städteform nachahmen zu wollen; man mußte hier, wenn man überhaupt vernünftig verfuhr, die Stadt als ein Ganzes nach einer Idee entwerfen, wobey, wie bey jedem Werke der Architectur, geometrische Grundformen die wesentlichsten seyn mußten. Wo Bedingungen des Terrains diesen Formen geboten, wird man sich ihnen anzuschmiegen gewußt haben, ohne eine gewisse einfache Großartigkeit aufzugeben, welche die Alten mit der Erfüllung bestimmter Zwecke so schön zu vereinigen wußten; wo aber eine Stadt auf einer ebenen Fläche ohne Rücksicht auf Berg und Strom anzulegen war, wie bey Thurii, suchte man auch gewiß nicht auf eine willkürliche und künstliche Weise eine unnöthige Unregelmäßigkeit hinein zu bringen. Die gerade Linie, welche den Eilenden am ehesten zum Ziele führt, und der rechte Winkel, der dem rechts oder links Kommenden vollkommen unparteyisch gleichen Vortheil gewährt, werden um keiner maulerischen Wirkung willen beseitigt worden seyn; und diese einfachsten Formen werden denselben

wohlthätigen Eindruck, den sie in dem einfachsten Bauwerke auf das Auge machen, auch in großen Massen von Gebäuden und weiten Prospecten nicht verfehlt haben. Das Malerische aber — wenn wir uns darunter Totalwirkungen von Licht und Farbe vorstellen sollen, die durch die architectonischen Formen selbst nicht gegeben sind — konnte doch wohl nur durch das Verhältniß der tragenden und umgebenden Natur zur Architectur herbey geführt werden, und möchte zu abhängig von Jahreszeit, Beleuchtung und einzelnen Gesichtspuncten seyn, um als Hauptmoment bey dem Plane der Architectur ins Gewicht zu fallen. Wir möchten — wenn auch im Widerspruche mit einem so ausgezeichneten Architekten — die Städteanlage im antiken Sinne der eigentlichen Architectur vindicieren, und also auch von keinen anderen Principien abhängig machen lassen als architectonischen; die Alten wenigstens bezeichnen schon dadurch, daß sie immer die Straßenschneidung (die *ῥυμοτομία*) als Hauptpunct der neuen Anlage angeben, daß es ihnen dabey ganz besonders auf das Geometrische ankam — freylich nicht so wie es sich auf dem Grundrisse, sondern wie es sich in der Wirklichkeit darstellte. Daß aber Hippodamos der Milesier, ein Zeitgenosse des Perikles, es war, auf den diese plan- und regelmäßige Städteanlage zurück geführt, dem sie als eine neue Erfindung beygelegt wird, ist in jenem Werke nur aus Mißverständnis einiger alten Zeugnisse verkannt worden, denen zum Theil schon an anderer Stelle ihr richtiger Sinn gesichert worden ist *).

Indem der Verf. sich von diesem Rückblicke auf den Gegenstand der vorigen Abhandlung zu

*) in der hiesigen Preißschrift von Th. Müller über Thurii S. 14, 15.

der gegenwärtig vorliegenden wandte, konnte er nicht umhin zu bemerken, daß der Zweck derselben nicht in ihr selbst, sondern in einer künftigen Geschichte der antiken Architectur liegt, die erst dann wird geschrieben werden können, wenn die Baugeschichte mehrerer Hauptstädte in ähnlicher Vollständigkeit behandelt seyn wird, und dadurch vielleicht geweckt und angefeuert kundige Reisende die Ruinen des Hellenistischen Orients mit derselben Sorgfalt untersucht haben werden, wie man sie jetzt den Städte-Resten im Griechischen Mutterlande zuzuwenden angefangen hat. Indem die Abhandlung allein die Bestimmung einer solchen Vorarbeit erfüllen sollte, ist ihr auch eine Form gegeben worden, wie sie dazu paßt; sie zählt in chronologischer Folge nach den einzelnen Regierungen der Römischen Kaiser die Bauwerke auf, die damals errichtet und erneuert worden sind, und sucht von ihrer Bestimmung und Beschaffenheit so viel zu ermitteln, als die verhältnißmäßig wohl ganz ergiebigen, aber doch immer noch sehr fragmentarischen und mitunter kaum verständlichen Quellen es zulassen.

Da eine Arbeit dieser Art zum großen Theile keinen Auszug duldet, und auch viele Dinge enthalten muß, die gegenwärtig noch ohne Interesse und nur darum hingestellt sind, weil sie einmahl von Interesse werden können, wenn andere Facta und Entdeckungen hinzu kommen: so begnügte sich der Verf. nur auf einige Punkte vorläufig die Aufmerksamkeit der Societät und des gelehrten Publicums hin zu lenken, und zwar theils Bauwerke von seltnerer und eigenthümlicherer Art, theils Ereignisse, welche die Gestalt von Antiochien im Ganzen veränderten.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. S t ü c k .

D e n 27. J u n i u s 1839.

G ö t t i n g e n .

Fortsetzung der Anzeige der Vorlesung des Hn Hofr. Müller: de antiquitatibus Antiochenis commentatio altera, etc.

Als C. Julius Cäsar nach Pompejus Ueberwindung von Alexandrien durch Syrien zog, um den leichten Sieg über Pharnakes zu gewinnen, kam er am 23. May (Artemisios) des Jahrs 47 v. Chr nach Antiochien, nachdem er bereits am 12ten desselben Monats dort als Dictator ausgerufen, und am 20sten ein Edict von ihm, das Antiochien seine Freyheiten und Privilegien sicherte, daselbst verkündet worden war. Das Edict begann: 'In Antiochien, der heiligen, unverletzlichen und autonomen Metropolis'. Cäsar suchte sich indeß der Gunst der Antiochier noch mehr zu versichern durch Gründung einer großen Basilica, welche Käsareion genannt wurde. Wir sind über den Platz und die Beschaffenheit dieses Käsareions einigermaßen unterrichtet. Das Gebäude lag da, wo der Winterbach Phyrminos, der in Antiochien oft solche Verwüstungen anrich-

tete, daß er durch besondere große Werke beschränkt und gebändigt werden mußte, aus der Schlucht des Gebirges heraus in die Ebene trat, dem Heiligthume des Ares gegenüber, das in spätern christlichen Zeiten in eine Fleischbank verwandelt wurde. Als Basilica mußte das Käsareion ein vierecktes längliches Gebäude seyn, von sehr bedeutendem Umfange, dessen Decke durch Säulenreihen getragen wurde, welche das Innere in mehrere Schiffe theilten. Bey dem Käsareion war zugleich ein Theil der Decke offen, wie bey den Hypäthraltempeln; dieser Theil heißt das Exaeron der Basilica, womit ein locus sub divo, wie im Römischen Atrium, bezeichnet wird. Die Basiliken pflegen mit einem halbkreisförmigen Ausbaue zu schließen, der in Rom vom Sitze des Prätors Tribunal genannt wird, und aus dem durch allmähliche Veränderungen das Chor unserer Gothischen Kirche geworden ist. Im Orient, so wie hernach in Constantinopel, hieß dieser nischenförmige, im Halbkreis überwölbte Ausbau Koncha, die Muschel; unter diesem Namen kommt er oft in der Beschreibung von St. Sophia und andern alten christlichen Kirchen vor. Die Koncha des Käsareions nun muß von sehr bedeutender Größe gewesen seyn; als später der Kaiser Valens an derselben Stelle ein neues Forum gründete, ließ er vom Käsareion nur die Koncha stehen, welche er erneuerte und die nun für sich die Stelle einer Basilica vertrat; ein Theil derselben hieß der Senat, ohne Zweifel, weil die Rathsherren von Antiochien sich dort versammelten. Man sieht daraus, daß diese Koncha sich schon über den Halbkreis hinaus erstreckte; sie hätte sonst nicht als eine eigene Basilica dienen können. In dieser Koncha stand eine ehernerne Statue der Göttin Roma, oder — wie man

im Orient durchaus sagte —, der Tyche von Rom; eine Bildsäule Cäsars war im Traeron aufgestellt.

Es ist sehr merkwürdig, welche große Rolle der Kaiser Tiberius, der in Rom keine bedeutenden Bauten ausführen ließ, in der Baugeschichte Antiochiens spielt. Er soll, Malalas zufolge, nach einem Kriegszuge gegen die Perser, d. h. die Parther, nach Antiochien gekommen seyn, und die Vorstadt, die früher Antiochos Epiphanes erbaut habe, mit der Stadt verbunden und mit einer Mauer eingeschlossen, auch jene glänzende Säulenstraße zuerst errichtet haben. Wir müssen bemerken, daß Malalas, so sehr seine Angaben über Antiochien den Character officieller Berichte tragen, doch in der Verbindung mit der allgemeinen Geschichte häufig große Fehler macht. Schon Gibbon sagt von ihm: 'We may distinguish his authentic information of domestic facts from his gross ignorance of general history', und der Verf. dieser Abhandlungen hat häufig Gelegenheit gehabt, auf das Eine und das Andere aufmerksam zu machen. Tiberius hat als Kaiser niemals in Person einen Zug gegen die Parther unternommen und überhaupt keine Armee angeführt. Dagegen können diese großen Bauunternehmungen gemacht worden seyn, als Tiberius, lange vor seiner Thronbesteigung, im J. 20 v. Chr., mit gerüsteter Waffenmacht den Tigranes in das Reich Armenien wieder einsetzte; oder — wenn man die Veranlassung eines Parthischen Kriegszuges aufgibt — nach dem großen Brande im Jahre nach Chr. 23, der einen bedeutenden Theil der Stadt des Antiochos Epiphanes zerstörte, oder auch als Tiberius im J. 17 seinen Adoptivsohn Germanicus mit so großen Hoffnungen zur Führung des Parthischen

Krieges nach Antiochien geschickt hatte. Von diesen Möglichkeiten gewinnt die erste eine große Wahrscheinlichkeit, da sie mit einem Bauunternehmen des jüdischen Königs Herodes des Großen in Antiochien in Verbindung zu stehen scheint, das recht wohl auf das J. 20 v. Chr., in welcher Zeit Herodes sich besonders um die Gunst des Augustischen Hauses bewarb, aber unmöglich auf einen der anderen angegebenen Zeitpunkte treffen kann, da Herodes schon im J. 4 vor unserer Aera starb. In dem Werke über die ältere Geschichte der Juden legt Josephus dem Herodes geradezu den Bau jener großen Säulenstraße bey; doch spricht er selbst genauer davon in der Geschichte des jüdischen Krieges, und durch die Vereinigung seines genauern Zeugnisses mit den Angaben des Malalā lässt sich darthun, daß dieser reiche und prachtliebende König Indāas eine Straße außerhalb der Stadt, die sich wahrscheinlich an das Ostthor anschloß, in der Länge von zwanzig Stadien mit Marmorplatten pflastern ließ, und in gleicher Ausdehnung mit einer bedeckten Säulenhalle versah. Auch darin kann der Antiochenische Chronist nicht völlig Recht haben, daß erst Tiberius die Anlage des Antiochos Epiphanes zur Stadt hinzu zog, da Epiphanes Gründung schon früher als der vierte Theil der Antiochenischen Vierstadt, und alle vier Theile als besetzt erwähnt werden. Und wie Malalā dem Tiberius auch die Gründung des Antiochenischen Capitols beymißt, von dem doch durch Livius Zeugniß vollkommen fest steht, daß es Antiochos Epiphanes gründete, um das Römische nachzubilden und an Pracht noch zu überbieten: so werden wir auch annehmen müssen, daß die große Säulenstraße, die mit der ganzen Anlage des Epiphanischen Stadttheils aufs genaueste zusam-

men hängt, nicht von Tiberius zuerst angelegt, sondern nur nach Unfällen, die sie erlitten haben mag, erneuert und vielleicht noch verschönert worden sey. Sicher bleibt indeß immer, daß Tiberius wirklich Bedeutendes für Antiochien gethan hat, und sein Name nicht ohne Grund von den Antiochenern so sehr gefeyert worden ist. Noch in späterer Zeit hatte sich dieser Name an dem Tiberinischen Bade und dem Tiberinischen Flecken erhalten, der von Antiochien gegen den Mons Mirabilis, auf welchem der jüngere Simeon sein Martyrium vollbrachte, also gegen SW. lag. Auch stand damahls noch, geweiht vom Senat und Volk von Antiochien, eine eberne Statue des Tiberius auf einer hohen Säule von Granit aus Oberägypten im Omphalos der Stadt; ein Denkmahl derselben Art, wie es Antoninus Pius in Rom errichtet worden. Ueberdies zeigen die Münzen Antiochiens aus jener Zeit, daß die Antiochener den Tiberius auch in göttlicher Gestalt, unter dem Bilde des Zeus Olympios von Phidias verehrten, der seit der von Antiochos Epiphanes veranstalteten Nachbildung bey ihnen einheimisch geworden war; und es ist leicht möglich, daß diese Art von Schmeicheley, von der gerade bey Tiberius noch mehrere vorhandene Denkmähler zeugen, von dort ausgegangen und nach andern Theilen des Römischen Reiches verbreitet worden ist.

Der Verf. überging die Anlagen öffentlicher Bäder, womit Tiberius Nachfolger, wie so viele Kaiser, die Antiochener erfreuten, und die den Flaviern zugeschriebenen Verschönerungen des Cherubin- und des Mond-Thors, die der Critik manches Bedenken erregen, und verweilte länger bey dem Aquäduct des Hadrian, da dieser von allen, welche die Römer außer Latium er-

richtet, wohl am ausführlichsten beschrieben ist, und die Nachrichten darüber zur weitem Forschung über diese großartigen Bauwerke leicht etwas beitragen können. Malalas Angaben, durch Vitruv und Frontin erläutert, werden so zu fassen seyn. Hadrian ließ in Daphne ein Wasser-Castell anlegen, in welchem die noch unbenuzten Quellen der Gegend aufgefangan wurden, um nach Antiochien geführt zu werden. Dies Castell war mit einer Art von Tempel verbunden, der den Naiaiden geweiht und mit einem colossalen Bilde verziert war, das einen Adler trug, wahrscheinlich also den Hadrian selbst als Jupiter. Ein ähnliches Monument, aber viel weniger glänzend, stand bis auf neuere Zeiten in der Nähe von Athen, an dem Berge, den man sonst Anchesmos, jetzt allgemein Eufabeltos nennt, der Vorhalle eines Ionischen Tempels ähnlich: nach der daran befindlichen Inschrift stand es mit einem Wasser-Castell und Aquäduct in Verbindung, den Hadrian begonnen, Antoninus Pius vollendet hatte. Von Daphne wurde der Aquäduct über Thal-schluchten geführt, die von ihren wilden Gewässern Ugría hießen; Hadrian suchte den Aquäduct auf alle Weise durch schützende Pfeiler gegen die Gewalt der Gewässer zu sichern, und diese selbst nach verschiedenen Seiten abzuleiten. Die Quelle der Pallas führte er von Ugría durch einen besondern Aquäduct nach Daphne zum Gebrauch dieser Vorstadt, die Saramanna dagegen durch eine Röhrenleitung in dasselbe Wassercastell, wohin der Hauptaquäduct ging. Dies Castell in der Stadt Antiochien wird ein Theater, *Ἰεατρον*, *Ἰεατρίδιον*, genannt, offenbar weil das innere Becken, das sich immer von neuem mit frischem Quellwasser anfüllte, rings umher mit vielen Reihen von Sizen umgeben war, wo die

Antiochener, die gewiß die Kunst des Müßigganges so gut verstanden, wie die Völker jener Gegenden noch heut zu Tage, und die Kühle und das Rauschen des Gewässers mit gleicher Leidenschaft liebten, halbe Tage im wachenden Traume zubringen konnten. Ein solches Wassertheater muß mit den ungeheuern Cisternen, wie sie in späteren Jahrhunderten in Constantinopel und dem ganzen Oströmischen Reiche in solcher Menge angelegt wurden, einige Aehnlichkeit gehabt haben. Das Wasser strömte, nach Malalás, aus dem Aquäduct in das Theater in fünf Canälen, welche — offenbar von ihrer verschiedenen Stärke — Pentamodion, Tetramodion, Trimodion, Dimodion und Modion, hießen: der Zweck kann nur der gewesen seyn, daß man durch das Oeffnen und Schließen dieser Mündungen das Wasser genau abmessen wollte, das zur Füllung des Bassins im Theater gerade nöthig war; man hatte es durch das verschiedene Maß der fünf Mündungen in seiner Gewalt, die Wassermasse vom Einfachen bis auf das Funfzehnfache durch alle mittlern Zahlen zu steigern. Nach Vollendung des Werkes feierte Hadrian den Nymphen ein großes Fest, wozu ohne Zweifel das mit dem Aquäduct verbundene Theatron das geeignetste Local hergab.

Gewiß waren die Aquäducte des Römischen Alterthums, auf welche ein so ungeheurer und nach unsern Begriffen unverhältnißmäßiger Aufwand gemacht wurde, oft mit Bauwerken verbunden, wodurch die zuströmende Wassermenge außer ihrem materiellen Nutzen auch zur Ergetzung und einem mehr ästhetischen Genuße verwandt wurde. Man verband mit den Aquäducten Nymphäen, eine schon in der vorigen Abhandlung erwähnte Gattung von Bauwerken,

große luftige Rundgebäude mit hoch gewölbten Kuppeln, Säulen von bunten Marmorarten, mit springenden Fontänen und sprudelnden Quellen, die in Marmorbecken fielen u. dgl.: Bauwerke, die dem Gemeinwesen gehörten, aber Privaten zu festlichen Gelegenheiten, besonders zur Feyer von Hochzeiten, überlassen zu werden pflegten. Als der Kaiser Valens einen neuen Aquäduct nach Constantinopel geführt hatte, baute der Präfectus Urbi Clearchus ein damit in Verbindung stehendes großes Nymphäum, und gab an dem Tage, an welchem er die Wassermasse zuerst in dem Nymphäum hervor brechen ließ, den Stadtbewohnern ein glänzendes Fest. In Antiochien hören wir nichts von einer solchen unmittelbaren Verbindung, wiewohl natürlich auch die Nymphäen, wie die Brunnen, Fontänen und Bäder der Stadt, von den Aquäducten gespeist wurden. Dagegen machen wir auf die Verbindung eines Nymphäums mit einem Museum aufmerksam, die in einem Bauwerke des Marcus Antoninus vorkommt, und so zu verstehen ist, daß sich an die Zimmer, Hallen und Bibliotheksräume, die zum Studium und der gelehrten Unterhaltung der Antiochenischen Rhetoren und Philosophen bestimmt waren, auch solche kühle Säle mit Fontänen angeschlossen, die den Reiz des Aufenthalts darin in einem Syrischen Sommer allerdings sehr vermehren mußten. Diese Combination muß schon vor der Zeit der Antoninen sehr gewöhnlich gewesen seyn; man schmückte, nach Plinius, die Gebäude, welche man Musea nannte, mit Bimssteinen, die man von Wänden und Decken herab hängen ließ, um künstliche Grotten zu bilden. Das erwähnte Nymphäum des Antoninus bekam später den Namen *Théatron*, seit der Kaiser Probus den halbkreisförmig-

gen Boden desselben mit Musiv-Arbeit (die auch von den Museen ihren Namen hat) geschmückt hatte, die den Ocean darstellte. Es kommt uns dabey sehr zu Statten, daß man neuerlich eine Mosaik derselben Art in einem Orte, 7 Lieues von Toulouse, in den Ruinen eines alten Gebäudes gefunden hat, das für ein Römisches Thermenbad erklärt wird, aber auch leicht ein Nymphäum gewesen seyn kann. In der Mitte dieser Mosaik ist ein großes Haupt des Okeanos gebildet, von dem nach allen Seiten Wasser ausströmt, in dem eine Menge Seegötter, Tritonen, Nereiden, umherschwimmen, die mit ihren Griechischen Namen bezeichnet sind.

In die Regierung des Commodus fällt die Erneuerung und regelmäßige Einrichtung der Olympien, welche von da bis zum J. 520 n. Chr. 77 Mal, jedes vierte Jahr, jedoch mit dem Ausfalle von fünf oder sechs oder sieben Mahlen, in den Monaten Julius und August 45 Tage hindurch gefeyert wurden, und die eigentlichen Olympien von Elis, wenigstens bey den Hellenen im Orient, sehr in Schatten drängten: wie die Antiochener auch selbst behaupteten, den Cäsern ihre Olympien-Feyer abgekauft zu haben. Die vorliegende Abhandlung sucht die Geschichte dieser Olympien möglichst aufzuhellen, wobey indeß der Hauptzweck der bleibt, die Art und Beschaffenheit der Gebäude zu bestimmen, die dafür angelegt wurden. Die Ergebnisse können bey der vollkommenen Analogie, welche zwischen den Einrichtungen in Antiochien und in Olympia selbst statt fand, vielleicht auch einiges Licht auf die Feyer der Olympien in ihrer Heimath werfen, auf welche jetzt ein besonderer Eifer der antiquarischen Forschung gerichtet ist. Man muß genau zwischen den Bauten in der Stadt Antiochien

und in Daphne unterscheiden; jene entsprechen den Anlagen in der Stadt Elis, diese denen in dem Heiligthume Olympia selbst; die erstern dienen zu den Vorbereitungen und Vorübungen des Agon, die letztern zum Agon selbst. Die für die Olympiensfeier bestimmten Anlagen in der Stadt befanden sich auf einem Platze bey dem früher erwähnten Käsareion, wo später das Forum des Balens errichtet wurde. Hier lag ein Heiligthum des Zeus Olympios, daran stieß ein Kystus, ein freyer mit Sand bedeckter, von Säulenhallen und Sizen umgebener Platz, auf dem die Athleten sich tummeln konnten. Damit war, wie in Elis, das Plethrion verbunden, das indeß erst unter Didius Julianus gebaut wurde; hier stellten, wie in Elis, die Kampfrichter Paare aus den Kämpfern zusammen, die hernach an dem großen Agon den entscheidenden Wettkampf bestehen wollten; man prüfte dadurch im voraus ihre Würdigkeit für die Theilnahme an dem Agon. In Antiochien fand das Publicum schon an diesen Vorkämpfen großes Interesse, und da der Raum des Plethrion, das genau ein Quadrat von hundert Fuß war, für die sich eindringende Zahl der Zuschauer nicht hinreichte: so erwarben sich zwey Oheime des Rhetor Libanios, Argyrios und Phasganios, als Vorsteher der Olympiensfeier ein großes Verdienst um die Freunde der Gymnastik, indem sie den Raum des Plethrion zwey Mahl hinter einander verdoppelten, und gleichsam ein vierecktes Amphitheater daraus machten, dessen Arena nun ein Quadrat von hundert Fuß betrug, und dessen Sizen sich zuerst funfzig, dann hundert Fuß nach allen vier Seiten erhoben.

Die eigentliche Feyer der Olympien fand dagegen zu Daphne statt. Hier stand der Haupt-

tempel des Olympischen Zeus; dabey das Stadium, von dessen sinnvoller Einrichtung, mit einem Bilde der Nemesis vor den Augen der Kampfrichter, schon in der ersten Abhandlung Nachricht gegeben wurde; und gewiß fehlten auch vier die andern Anlagen von Olympia nicht. Malalas sagt freylich, daß erst Diocletian dies Stadium gebaut habe, und bis dahin die Sieger in Kodrigã an dem Cilicischen Flusse Argyrus gekrãntzt worden seyen. Dies hängt aber so zusammen, wie der Verf. mit Hülfe des französischen Academikers Belley nachgewiesen hat. Als Pescennius Niger zugleich mit Septimius Severus seine Hand nach dem Diadem ausstreckte, waren es die Antiochener, die ihn besonders dazu ermunthigten; Antiochien war der Waffenplatz der Nigrianer, der Stützpunkt ihres Kampfes um die Herrschaft. Als aber die Nigrianer in drey blutigen Treffen geschlagen waren, von denen das dritte sich in den Pässen zwischen Cilicien und Syrien begab, ziemlich an der Stelle, wo Alexander den Darcios zum ersten Mahle überwunden hatte, that Septimius Severus Alles, um die Partey des Niger zu demüthigen und ihren Troß zu brechen. Antiochien verlor damahls den Rang einer Metropolis, ja es wurde der Nachbarstadt Laodicea, einer alten Rivalin, die aber bis dahin sehr gegen sie zurück gestanden hatte, für eine Zeitlang unterworfen. Zugleich wetteiferten die Städte, welche um Septimius Gunst buhlten, das Andenken der großen Schlacht zu feyern, die dem Septimius Syrien geöffnet und der Macht des Niger den Todesstreich gegeben hatte. Die Tarsier feyerten deswegen, wie eine berühmte Münze lehrt, an dieser Grenze, an dem Orte Kodrigã, ein Siegesfest, die Severischen Olympien genannt: Σεονήρεια Ὀλύμπια

ἐπιτελεία ἐν Κοδρείταις ὅροις Κιλίκων — und nun begreift man auch, warum auch die Antiochener ihre Olympiensfeyer nicht bey sich vollenden durften, sondern nach Kodrigâ, dem Orte von Nigers und ihrer eigenen Niederlage, ziehen mußten, um da ihre Athleten die entscheidenden Kämpfe vornehmen und ihre Kränze gewinnen zu lassen. Erst Diocletian nahm diese Schmach von ihnen, und befahl die Erneuerung der Spiele zu Daphne, wo er sich selbst einen Pallast erbaute, da auch dem Kaiser bisher nur ein leichter Pavillon (παπυλεών) für die Zeit der Spiele errichtet worden war: und dabey wurde jenes Stadium erneuert, das aber natürlich vor der Zeit der Gegenkaiser Severus und Niger auch schon bestanden haben mußte.

Bald trafen viel härtere Schläge des Schicksals die reiche, übermüthige Stadt, deren Daphnäische Wollüste gerade in dieser Zeit sprichwörtlich geworden waren. Die Antiochener saßen eben im Theater und hatten ihren großen Spaß an den comischen Scenen, die ein Mimus mit seinem Weibe vor ihnen aufführte; da rief die Mima auf einmahl: 'Wenn ich nicht träume, sind dies die Perser', und schon fiel ein Hagel von Persischen Geschossen von den Feinden, die über das Gebirge gekommen waren und die Felsenhöhen über der Stadt zuerst besetzt hatten, über das Theater, das nach Griechischer Weise in die Felsen der Burg angebaut und zum Theil hinein gehauen war. Der Sassaniden-König Sapor hatte die Verwirrung des Röm. Reiches während der unglücklichen Regierung von Valerian und Gallienus benutzt, und Antiochien durch einen plötzlichen Ueberfall weggenommen, zwar nicht um es zu behaupten, doch um diese Hauptstadt des Römischen Orients mit Feuer und Schwert zu ver-

wüßten. Aurelian, der Restitutor imperii, war auch für Antiochien ein großer Wohlthäter; er feyerte mit den Antiochenern glänzende Circenses, bey denen die gefangene Königin von Palmyra auf einem Dromedar im Triumph aufgeführt wurde.

Ehe wir zu den Unternehmungen der christlichen Baukunst übergehen, die in Antiochien, der Mutterstadt des Christen-Namens, sich wohl zuerst zu großen und glänzenden Hervorbringungen erhob, müssen wir noch einiger Bauten gedenken, die für das Heidenthum in seinem Kampfe und Antagonismus mit dem um sich greifenden Christenthume charakteristisch sind. Man haschte damals nach allen Vorstellungen, die das von den classischen Idealen unbefriedigte Gemüth durch ahnungsvolles Dunkel, mystische Bedeutsamkeit, sinnliche Colossalität der Vorstellung zu spannen vermochten. In Antiochien blühte zu der Zeit, wie in vielen Gegenden des Röm. Reichs, der Cultus der Hekate; sie hatte einen unterirdischen Tempel, zu dem man auf 365 Stufen (nach der Zahl der Tage im Jahre) hinab stieg, den Diocletian zu Daphne (so viel man aus Malaläs sieht) bauen ließ; es scheint, daß das Barathron oder Speläon der Matrona, das Chrysostomus öfter in der Nähe der Jüdischen Synagoge zu Daphne erwähnt, dasselbe Bauwerk war. — Während Maximin in Asien herrschte, und die Christen mit großer Erbitterung verfolgte, wurde auch die heidnische Bevölkerung von Antiochien besonders durch die Priester des Zeus Philios zur Verfolgung der Christen aufgereizt. Die kirchlichen Schriftsteller erzählen, daß ein Zauberer, Theoteknos, ein Bild dieses Gottes mit geheimen Ceremonien consecriert und mit schandbaren Weihen und frevelhaften Opfern gefeyert habe. In

deß war Zeus Philios auch ein öffentlicher Gott von Antiochien; er hatte einen ansehnlichen Tempel, den der Kaiser Julianus häufig besuchte. Zeus Philios ist im Athenischen Sprachgebrauche der Schirmer der Freundschaft, verwandt dem häuslichen, gastlichen, die Fremden, die Schutzlebenden, die Armen schützenden Zeus; so läßt Platon oft die befreundeten Personen seiner Dialoge bey Zeus Philios schwören: andererseits verehrten die Parasiten den Zeus Philios als ihren Schutzpatron, der es erfunden habe, sich selbst zu Gaste zu bitten. Dieser Begriff war es aber nicht, an den sich die Superstition der Antiochener anknüpfte; dieser Zeus Philios war ein milder, liebevoller Segensgott, ein mit der Demeter und Kora verwandtes Wesen, ein Zeus Dionysos. So verehrten ihn seit alter Zeit die Arkader, für die Polyklet ihn in einer Statue als ein Gemisch von Zeus und Dionysos dargestellt hatte, mit dem Adler auf dem Bacchischen Thyrsus. Die Idee eines solchen Gottes, die wir hier nicht weiter in ihre Tiefe und ihren weitem Zusammenhang verfolgen können, war ganz geeignet, Gefühl und Phantasie des Hellenistischen Orients zu beschäftigen, in dessen einheimischen Religionen manche verwandte Vorstellung entgegen kam: auch finden sich in Kleinasien mehrere Spuren einer Gottheit von demselben Gepräge, und von da mag dieser Cultus auch zeitig zu den Antiochenern gelangt seyn, wo er indeß erst in dieser letzten Zeit zu solcher Bedeutung gelangte.

Was aber die Bauwerke des christlichen Cultus anlangt, so besaß die so ausgebreitete und wohlhabende Christengemeinde zu Antiochien natürlich zeitig ein kirchliches Versammlungshaus. Der heilige Babylas, Bischof der Antiochenischen Gemeinde, soll den Eingang desselben einem

Kaiser verwehrt haben und darum zum Märtyrer geworden seyn, eine Erzählung, die freylich schon dadurch sehr an Glaubwürdigkeit verliert und einen legendenartigen Character bekommt, daß bald Philippus, bald Decius, bald Numerianus als der Kaiser genannt wird, der in das christliche Gotteshaus habe einbrechen wollen. Eine neue, der Größe der Gemeinde angemessene, Kirche fing Constantin der Große an; Constantius vollendete sie sechs Jahre nach Legung der Fundamente; sie stand bis zu dem großen Erdbeben unter dem Kaiser Justin im J. 526: und wurde auch damals nicht von den Erderschütterungen, sondern nur von den Flammen theilweise verwüstet und bald wieder hergestellt. Sie heißt die große Kirche bey Malalas und Jo. Chrysostomus, der seine meisten Homilien darin gehalten hat, und dabey der Größe und Gestalt des Gebäudes nicht selten, wenn auch natürlich nur mit flüchtigen Andeutungen, gedenkt. Ein großer Hofraum, von einer Mauer eingeschlossen, umgab das Bethaus, wie es genannt wird (*εὐκτῆριος οἶκος*), das sich in der Mitte zu einer großen Höhe erhob. Die Grundform des Gebäudes war ein Achteck, jedoch so, daß an dies Achteck sich viele äußere Hallen und Gemächer, theils schon unter der Erde, dann in mehreren Stockwerken über der Erde, rings herum anschlossen. Der Fußboden war mit großen Steinplatten belegt; die Wände und Säulen glänzten von seltenen und kostbaren Steinen, mit denen die minder edlen Steinarten incrustirt waren; viel Glanz von Bronze und Gold überall; auch fehlte es nicht an dem Schmucke von Bildwerken. Am meisten wird aber immer die Decke bewundert, die sich zu einer unermesslichen Höhe, wie es heißt, erhob, und zu einer Kuppel wölbte, die ganz ver-

goldet war: daher Hieronymus im Chronicon das ganze Gebäude *Dominicum aureum* nennt. Nach dem Erdbeben unter Justin stellte sie ein Architect Ephraem von Cypressen = Stämmen aus dem Hain von Daphne wieder her; es wird erzählt, daß spätere Erdbeben dieser aus Holz construirten Kuppel eine Neigung gegen Norden gegeben, aber die Erschütterung unter dem Kaiser Mauritius im J. 589 sie wieder in die rechte Lage gebracht habe. Noch erfahren wir, daß der Hochaltar, τὸ θυσιαστήριον, in diesem Tempel nicht wie gewöhnlich nach Osten, sondern nach Westen lag. So unvollkommen und unbefriedigend auch diese Angaben in architectonischer Hinsicht sind: so sieht man doch so viel, daß es ein Gebäude von derselben Art, nur von viel größerem Umfange gewesen seyn muß, wie S. Vitale in Ravenna, ein berühmtes Bauwerk aus der letzten Zeit der Gothischen Herrschaft; auch hier ist eine Kuppel über einem achteckigen Grundbau die Hauptform.

Ueber die verschiedenen Märtyrer = Tempel, die in dieser Zeit in Antiochien gebaut wurden, namentlich für den heiligen Babylas, dessen Martyrion Julianus aus der Nachbarschaft des Daphnäischen Apollon heraus warf, haben sich gar keine genaueren Angaben erhalten: dagegen wird uns ein Monument der alten christlichen Baukunst einigermaßen beschrieben, von dem auch noch bedeutende Ruinen in der Nähe von Antiochien existieren, die mit den Nachrichten des Alterthums genauer verglichen zu werden verdienen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 29. Junius 1839.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige der Vorlesung des Hn Hofr. Müller: de antiquitatibus Antiochenis commentatio altera, etc.

Es ist die Kirche des Sanct Simeon Stylita, des ältern des Namens, der im J. 459 gestorben war. Diese Kirche wurde unter dem Kaiser Leo auf einer Berghöhe, die nach Euagrius 300 Stadien von Antiochien lag, erbaut; und noch jetzt stehen auf dem Berge, der den Namen Dschebel-Semaan, mons Simeonis, führt, auf einem steilen Gipfel, der über das Thal des Flusses Tfrin hoch empor ragt, 13 Stunden von Antiochien die bedeutenden Ruinen unter dem Namen Kalaat-Semaan. Euagrius berichtet, daß der Tempel die Form des Kreuzes und von allen Seiten Hallen gehabt habe, deren Decke auf Säulen von poliertem Stein geruht habe. In der Mitte war nach Euagrius eine offene Nische unter freyem Himmel, in der die 40 Fuß hohe Säule stand, auf welcher der Stylite einen großen Theil seines Lebens zugebracht hat

ben sollte. Unter den neueren Reisenden haben Pococke und Richter die Ueberreste dieser Kirche beschrieben, und der erste auch einen sehr interessanten Plan davon gegeben. Nach Richter ist die Kuppel in der Mitte zusammen gestürzt; doch war eine solche nach Euagrius, der das Gebäude selbst gesehen zu haben bezeugt, nicht vorhanden; wenigstens mußte die Kuppel in der Mitte geöffnet gewesen seyn. Dies Mittelgebäude bildet ein ganz für sich bestehendes Octogon, das als das Sanctuarium in der Kirche, wie es in der Byzantinischen Architectur die Regel ist, das Centrum einnimmt; es ist von großen Pfeilermassen, an die sich Säulen anlehnen, rings eingeschlossen. Die äußeren Hallen umgeben dies Octogon nach den vier Weltgegenden in regelmäßiger Kreuzesform; nach Süden ist eine Art Porticus, nach der Analogie der Narthex in der Byzantinischen Architectur, vorgebaut; nach Osten scheinen in drey halbkreisförmigen Nischen eben so viele Altäre gestanden zu haben.⁶³ Die Wölbungen dieser Nischen, so wie die anderwärts vorkommenden Bogen, stehen nach dem Stil der Zeit auf Säulen, die einer entarteten Korinthischen Ordnung angehören, wo z. B. an die Stelle von Akanthuslaub die bequemere Form von Palmblättern gesetzt wird. Am Fries sind Palmen und Akanthusblätter mit der kleinlich gehaltenen Verzierung des Zahnschnittes wahrzunehmen. Man erkennt deutlich die Formen der ältern Byzantinischen Architectur, die sich an die im Osten des Römischen Reichs herrschende eben so eng anschließt, wie sie wieder von den Arabern nachgeahmt, und dabei nur immer mehr verkünstelt und verkleinlicht worden ist: zugleich hat aber das Gebäude so viel Eigenthümliches, daß es wohl verdient in der Geschichte der so genannten

vorgothischen Architectur mehr beachtet zu werden als bisher geschehen ist.

Schließlich kann auch in diesem kurzen Auszuge das Ereigniß nicht übergangen werden, daß in der Baugeschichte Antiochiens leicht die wichtigste Epoche nach der Gründung, und zugleich den Uebergang aus dem Antiochien des Alterthums in das des Mittelalters bildet. Antiochien war zwey Mahl, unter Justin und Justinian, in den J. 526 und 528, durch furchtbare Erdbeben verwüstet worden; beide Mahl hatten die Kaiser Alles aufgeboten, um die Stadt wieder herzustellen; das zweyte Mahl sollte sie sich auch auf Geheiß des jüngern Simeon-Stylita unter einem neuen, Gott geweihten Namen, als Gottesstadt, Theupolis, erheben: da brach ein noch furchtbareres Verderben über die unglückliche Stadt ein. Der Persische König Chošroes belagerte im J. 538 Antiochien, und eroberte es besonders dadurch, daß er seine poliorcetischen Maschinen auf einem Felsen oberhalb Antiochien aufstellte, von wo sie den gebirgigen Theil der Stadt mit großer Wirkung beschossen. Er nahm die Stadt im Sturme, und überließ sie seinem Heere zur Plünderung und Verwüstung. Nur die große Kirche wurde von dem allgemeinen Brande ausgenommen, aber auch diese nicht bloß ihrer Schätze an Gold und Silber, sondern selbst der kostbaren Marmor's, mit denen die Wände bekleidet waren, beraubt. Ueberhaupt war Chošroes ein solcher Freund der Kunst, daß er eine ungeheure Quantität Bildsäulen, Gemälde, kostbare Steine aus der geplünderten Stadt nach Persien schickte. Die Antiochener selbst, die er in seine Gewalt bekommen hatte, siedelte er in Assyrien, in einem neuen Antiochien, an, und traf mit einer sonderbaren Mischung von Barba-

rey und väterlicher Fürsorge, wie sie bey orientalischen Despoten ganz in der Ordnung ist, auch gleich Anstalten, daß alle die Spiele und anderweitigen Vergnügungen, an welche die Antiochener zu Hause gewöhnt waren, ihnen auch hier zu Theil wurden.

Diese vollständige Verwüstung des alten Antiochiens hatte wenigstens das Gute, daß sie einem neuen Gründer freye Hand ließ, alle Veränderungen in der Lage der Stadt vorzunehmen, welche die veränderten Zeiten erheischten. So beschloß es Justinian, als er Syrien wieder in seinen Besitz bekommen. Das neue Antiochien, das er damahls gründete, läßt sich wenigstens der Lage und dem Umfange nach mit aller Genauigkeit bestimmen; Procop handelt ausführlich von diesem Baue, und es kann nicht bezweifelt werden, daß das Antiochien, welches die Kreuzfahrer eroberten, und Fränkische Herzöge hundert und siebenzig Jahre beherrschten, und dessen Mauern noch jetzt zum großen Theile stehen, die Stadt des Justinianus ist. Justinian zog die Stadt so wohl gegen den Fluß, als gegen die Bergseite bedeutend zusammen. Nach der erstern Seite hatte die Stadt sonst in weiter Ausdehnung die Ufer des Flusses besetzt und eine bedeutende von Flußarmen gebildete Insel eingenommen; dagegen berühren die Mauern des Justinian den Orontes nur an einem Punkte, bey dem Brückenthore, wie die Geschichtschreiber der Kreuzzüge es nennen. Doch wollte Justinian damit die Stadt nicht des Schutzmittels berauben, das der Fluß ihr gewährte; er ließ einen tiefen und breiten Graben aus dem Orontes hart an den Mauern der Nordseite hinleiten, von dem indeß weder jetzt eine auffallende Spur vorhanden zu seyn scheint, noch auch bey der Belage-

rung der Kreuzfahrer die Rede ist. Eben so wurde die Stadt gegen Süden von den Felsenspitzen des Gebirges bedeutend zurück gezogen; wenn indeß Procop sagt, daß das Terrain innerhalb der Justinianischen Mauern so ausgeglichen worden sey, daß alle Höhen bequem zu Pferde und Wagen erreicht werden konnten, so muß dabey die Kunst bedeutend nachgeholfen haben, da Antiochien noch immer steile Abhänge und Thalschluchten in sich faßt, und die neueren Reisenden gerade die Kühnheit oft bewundert haben, womit diese Mauern und Thürme bergan und und bergab steigen und über Abgründen zu schweben scheinen. Daß auch in der Richtung von Ost und West der Zug der Mauern sehr verändert worden, geht daraus hervor, daß die Entfernung des östlichen vom westlichsten Thore jetzt etwa eine halbe Meile beträgt, während sie in der Blütezeit der Stadt 36 Stadien maß. Die Bauart der Mauern und Thürme ist sehr solid; zum Theil sind indeß mit den gehauenen Steinen Lagen von Backsteinen verbunden, wie man es an späteren Römischen Bauwerken, z. B. in Trier, häufig sieht. Die Höhe der Mauern beträgt gegen die Ebene am Flusse 25 bis 30 Fuß, gegen das Gebirge aber 70 bis 80, die Thürme erheben sich in mehreren Stockwerken, und haben viele Eigenthümlichkeiten in ihrer Anlage, die genauer studiert zu werden verdienen. Die innere Seite der Mauern und Thürme wird an manchen Stellen durch Hallen oder Galerien gebildet, deren Decke von granitnen Säulen getragen wird. Unter den Thoren hat sich das östliche, nach Aleppo gerichtete, das Thor des heiligen Paulus, oder von den Muhamedanern das Thor von Medina genannt, am besten erhalten, es hat in seiner Form, mit einem horizontalen

Sturz, über dem ein halbkreisförmiger Bogen sich erhebt, große Aehnlichkeit mit den Thoren von Constantinopel, die aus der Griechischen Zeit noch übrig sind.

Auch die innere Stadt wurde von Justinian sehr vollständig wieder aufgebaut, in einer Großartigkeit, von der man sich wundern muß, wie die Lage des Reichs sie zuließ: wie überhaupt die Finanzkräfte des Justinianischen Roms, verglichen mit den Leistungen unserer Zeit, immer noch das höchste Erstaunen erregen müssen. Die ganze Stadt wurde mit großen Steinplatten gepflastert, die Hauptstraße, welche immer noch von Osten nach Westen ging, und mit der alten Säulenstraße ziemlich zusammen zu fallen scheint, mit weißem Marmor belegt; außer der stehen gebliebenen großen Kirche, Tempel der Gottesmutter und des Erzengels Michael und ein großes Hospital gebaut; Märkte, Säulenhallen, Cisternen, Bäder, Wasserbassin auf dem Berge hergestellt oder neu angelegt. Selbst ein Theater wurde der erneuten Stadt zu Theil, wiewohl das Christenthum und die Furcht vor unruhigen Volksbewegungen die Bühnenspiele in dieser Zeit immer mehr und mehr beschränkte.

Mit dieser Erneuerung hört die zusammenhängende Geschichte Antiochiens auf. Antiochien verschwindet mit der Eroberung Syriens durch die Saracenen 635 bis auf die Wiedereroberung unter Nikophoros Phokas 969 aus dem Lichte der Geschichte, die in jenen Zeiten noch immer die zusammenhängendste und klarste ist, der Byzantinischen, und erscheint, wo es wieder hervortauht, sich selbst, abgesehen von der äußern Form, kaum mehr ähnlich. Nur durch diese Moslemitische Herrschaft, welche die christliche Bevölkerung sehr darnieder gehalten haben muß, erklärt es

sich, warum die alten Heiligen von Antiochien, die zunächst an die Stelle der Griechischen Götter getreten waren, S. Babylas, S. Ignatius, Cosmas und Damianus u. s. w. ganz verschwunden sind, und dagegen Kirchen und Thore von den Aposteln, die als Gründer der ersten Christengemeinde aus der sichersten Quelle bekannt waren, und den allgemeinen Heiligen des Reiches, S. Petrus, Paulus und Georg, den Namen erhalten; offenbar wurden diese Kirchen alle erst unter der neuen Byzantinischen Herrschaft gegründet. Beyläufig läßt sich daraus auch schließen, was Gibbon und Reiske aus andern Anzeigen gefolgert, daß Malalas noch im sechsten oder dem Anfange des siebenten Jahrhunderts in Antiochien gelebt; träte seine Lebenszeit erst in das zehnte Jahrhundert, so könnte er nicht so manches Denkmahl des alten Antiochiens als noch vorhanden erwähnen, er müßte denn alles dies ganz mechanisch aus dem viel benutzten Werke des Domninos in das seinige herüber geschrieben haben. Die Griechische Herrschaft bis zu den ersten Zeiten der Komnenen hinab, und die in wenigen Jahren darauf folgende Fränkische Besitznahme wird Antiochien ziemlich erhalten und in manchen Stücken selbst gehoben haben; die letzte Zeit muß in der Architectur, wie in ganzen Leben, eine interessante und seltsame Mischung Byzantinischer, westeuropäischer und orientalischer Formen herbey geführt haben, welche die Burg von Antiochien, neu gebaut von Nikephoros Phokas, aber von den Franken sehr verändert, noch an den Tag legen muß. Den größten Stoß gab Antiochien die Eroberung durch die Aegyptischen Sultane mit ihren Scythischen Streitkräften, wie die Byzantiner die Mamlucken nennen, im J. 1268; seit der Zeit ist es rasch zu der Armselig-

keit herab gesunken, die das jetzige Anteaak zeigt, und aus der es auch schwerlich durch die Eroberungs- und Bereicherungspläne des neuen Beherrschers von Aegypten sich erheben wird, wiewohl zu hoffen steht, daß die zunehmende Europäisierung des Orients auch diese Gegenden der Wissenschaft immer zugänglicher machen, und dadurch, was der Boden Antiochiens noch von seinen alten Herrlichkeiten verbirgt, in nicht zu entfernter Zeit an das Licht des Tages treten werde.

P o t s d a m.

Bey Ferdinand Riegel, 1839. Die Höfe und Cabinette Europas im achtzehnten Jahrhundert. Von Dr Friedrich Förster. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: Friedrich August II. König von Polen und Kurfürst von Sachsen; seine Zeit, sein Cabinet und sein Hof. XVI u. 480 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser Arbeit, deren beide vorher gehende Theile früher in diesen Blättern eine Anzeige gefunden haben, führt nur selten bey den einzelnen Erzählungen die Quelle an, aus welcher sie entnommen, läßt aber nach der Einleitung eine kurze Uebersicht der benutzten Werke folgen. Daß wir hier jenen Reichthum von benutzten Handschriften vermiffen, aus denen die beiden früheren, namentlich der erste Band dieses Werks geschaffen werden konnte, ist begreiflich; doch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir für eine Arbeit, wie die vorliegende, eine treue Benutzung des in neuerer Zeit mit so großer Liberalität geöffneten Archivs zu Dresden gewünscht hätten. Es würde dadurch eine größere Gleichförmigkeit in die Darstellung gekommen seyn, statt daß jetzt nur die Partien

hervor gehoben sind, für welche dem Verf. die Quellen auf eine bequeme Art flossen. Bey der Aufzählung gedruckter Werke, deren sich der Vf. bediente, versteht Ref. den Zusatz nicht, daß man sich beschränke, nur auf das weniger Bekannte aufmerksam zu machen, da der größere Theil der aufgezählten Hülfsmittel, wie z. B. das *Leben Flemmings*, *la Saxe galante*, *Pölnitz état abrégé* etc., *Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthiä Reichsgrafen von Schulenburg*, *Cramers Denkwürdigkeiten der Gräfin Aurora* u. sogar in den meisten guten Privat-Bibliotheken anzutreffen seyn möchten. Dagegen vermißt man die treffliche Biographie Karls XII. von Knut af Lundblad (in deutscher Uebersetzung von G. F. v. Jenssen), die den Character Karls und seiner Gegner von einer tiefern Seite aufzufassen versteht, als Voltaire, dessen kleine Anekdoten der Verf. überall einzuweben sich bemüht hat. Selbst die Lebensbeschreibung des Karl Gottlob v. Müßler (in Büschings Beyträgen zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, Th. I.) würde zur Characteristik des öffentlichen und Privatlebens in Sachsen eine reiche Ausbeute gegeben haben.

Der Verf. theilt sein Werk in zwey Bücher, deren erstes die Regierungs- und Staatengeschichte, das andere den Hof und das Cabinet von Friedrich August II. umfaßt.

Daß man sich beym Durchlesen der Biographie des genannten Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen vom Anfange bis zum Ende in einer ziemlich unsaubern Gesellschaft verbuhlter Frauen, fader Höflinge und verworfener Schmeichler befinde, bedarf keiner Erörterung. Es ist ein Gewebe von Nichtswürdigkeiten, welches der Verf. vor uns entfaltet, der Abglanz

des faulen Lebens von Marly, Choisy und dem parc aux cerfs, nur daß hier eine gewisse deutsche Gutmüthigkeit sich selbst von der Gemeinheit nicht los sagen kann; ein jesuitisches Kuppeln und Verachten aller der heiligsten Verpflichtungen, die ein Regent gegen sein Volk hat. Statt dem Gange der Begebenheiten und Feste, dem Tausche von begünstigten Frauen und den Erzählungen über Etiquette und Kunstschöpfungen Schritt vor Schritt in dem Berichte zu folgen, möge es genügen, Einzelheiten aphoristisch hervor zu heben.

Auf eine lebendige, anschauliche Weise führt der Verfasser den Wahllactus auf dem Felde bey Warschau, wo August über seinen Nebenbuhler, den Prinzen Conti, den Sieg errang, sodann die Krönung zu Krakau und die hieran sich schließenden Feyerlichkeiten an uns vorüber. Dasselbe gilt von den im 7. Kapitel gegebenen Erläuterungen über die innern Verhältnisse des Kurstaates Sachsen, während man bey der Erzählung der Kämpfe von Karl XII. in Polen immer die Berücksichtigung von Lundblad entbehrt, der die im Archive zu Stockholm vorgefundenen Correspondenzen und Schlachtberichte als Officier zu ordnen und zusammen zu stellen verstand. Von besonderm Werthe sind die S. 114 ff. abgedruckten geheimen Berichte Patkuls (vom J. 1703) an Gollowyn und den Czar Peter. Nicht minder muß man für den Abdruck des trefflichen Briefes (S. 245 ff.) danken, welchen die edle Kurfürstin Eleonora Eberhardine an ihren vom Vater ziemlich gewaltsam der römischen Kirche entgegen geführten Sohn schrieb, und in welchem sich mit der rührenden Liebe der Mutter die stärkere zu der von ihr als wahr anerkannten Glaubenslehre ausspricht.

Es ist bereits bey der Relation über den ersten Band dieses Werks bemerkt, daß der Verf., mit Hintansetzung der Würde, welche die Behandlung eines geschichtlichen Gegenstandes erheischt, mitunter zu gern dem bequemen Ton ungebundener Mittheilungen sich überläßt. Dieser Uebelstand tritt noch entschiedener in dem vorliegenden Bande hervor, in welchem es z. B. S. 181 heißt: 'Schon traf der schwedische General Mayerfeld Anstalt, Dresden zu bombardieren, den dortigen Geheimen Råthen zitterten Manschetten und Perücken' zc. Noch verletzender zeigt sich dieses in einer Schilderung der Polen (S. 25 ff.), welche uns die Nachtseiten dieses Volks auf eine Weise vorüber führt, daß es schwer fällt, in ihm einen christlich-europäischen Stamm zu erkennen. Und aus diesem polnische Adel, 'der nach einer Seite hin eine gewisse Gleichheit und Gemeinschaft gelten ließ, indem er mit seinen Schweinen in demselben Stalle schlief und aus demselben Troge aß' gingen die 5000 Männer hervor, die Sobiesky nach Wien führte? Es ist nicht schwer, zu jeder Zeit und von jedem Volke ein Bild zu entwerfen, von dem man sich mit Abscheu hinweg wendet. Beruht es auf Wahrheit, d. h. ist das Gesammtleben eines Volks nach seinen verschiedenen Richtungen darin getroffen, so müssen wir in Betreff des letztern jedenfalls die Möglichkeit leugnen, daß von demselben noch ferner Großes geleistet werden kann. In einem solchen Volke konnte kein Kosziusko sich erheben und in Tausenden von Seelen Anklang finden! Aber auch abgesehen hiervon — wer mag des Unglücklichen spotten, auf dem die Hand des Herrn ruht? Ref. sey noch der Zufall vergönnt, daß, wenn der Verf. gleich darauf der auf dem polnischen Wahlstage von 1696 vor-

herrschenden Bestechlichkeit umständlich Erwähnung thut, derselbe hätte erwägen müssen, daß dieses Laster in der zweyten Hälfte des 17. Jahrhunderts die meisten deutschen Höfe nicht minder befleckte. Erlag doch selbst die Umgebung eines Friedrich Wilhelm, dem die Geschichte mit Recht den Beynamen des großen Kurfürsten gegeben hat, den Künsten Ludwigs XIV., dessen Gesandter in Berlin durch 50,000 Rthl. den Baron von Schwerin, durch 10,000 Rthl. den bey seinem Herrn einflußreichen Sneyenau und Pölnitz zu erkaufen mußte, wie in dem zweyten Bande der *Negotiations relatives à la succession d'Espagne* (Collection de documents inédits) von Mignet erörtert ist.

Andererseits darf man mit Recht erwarten, daß Schriften, die nicht auf die Eintagsliteratur berechnet sind, sondern schon vermöge des Gegenstandes, den sie behandeln, auf eine größere Dauer Anspruch machen können, nicht in die Streitigkeiten des Tages polemisch eingreifen. Man würde deshalb dem Verf. gern den Schluß der Einleitung schenken, in welchem es S. VIII heißt: 'Will man aber darin (dem durch den Uebertritt von Friedrich August zur römischen Kirche unwiderruflich entschiedenen Schicksale Brandenburgs und Sachsens) zugleich eine Entgegnung auf die Angriffe finden, welche Schuhu-Sörres in seinem *Satanasius*, und anderes papistisches Raubgevägel auf den wohlverdienten Ruhm der preußischen Krone gemacht haben, so wird man mir wenigstens zugestehen, daß hier nicht die Leidenschaft, sondern die Geschichte das Wort führt.' Uebrigens möchte sich gegen das hier vorgetragene und S. 21 weitläufiger erörterte *Raisonnement* des Verfassers, daß von dem Tage der Glaubensveränderung des Kurfürsten

an Sachsen aufgehört habe eine politische Bedeutung zu haben, und daß das Kurhaus Brandenburg von nun an diese Stellung übernommen und in demselben Maße, wie Sachsen von seiner politischen Höhe tiefer und tiefer herab gestiegen, sich gehoben habe, manches einwenden lassen. Sachsen sank durch unwürdige Regenten in demselben Grade, in welchem das Haus Brandenburg durch Männer wie der große Kurfürst und dessen nächste drey Nachfolger in der Regierung zu rascher Blüte gedieh.

Das zweite Buch (S. 282) verbreitet sich über Hof und Cabinet und beginnt mit der Schilderung des mit mancherley Talenten ausgestatteten Friedrich August. Ueber ihn und seine Umgebung hat der Verf. die interessantesten Aufschlüsse in dem, vielleicht vom Grafen von Zag-naſco, mit Geist verfaßten Werke 'Les caractères des ministres de la cour de la Pologne et l'Electeur de Saxe, gefunden, welches ihm handschriftlich durch den Hofrath Böttiger in Erlangen mitgetheilt wurde. Ein eigenes Kapitel dieses Buches ist dem Prozesse und der Hinrichtung des unglücklichen Patkul gewidmet und beruht auf der Erzählung einer auf der Königl. Bibliothek zu Dresden verwahrten Handschrift über diesen Gegenstand. Hier finden sich manche Aufklärungen über das Leben dieses talentvollen Mannes, der im Kerker geboren wurde und auf dem Hochgerichte endete. Daß der junge nordische Held den schon von seinem Vater verurtheilten kühnen Sprecher Lieflands, der hinterdrein durch Wort und That die Feinde Schwedens weckte, ein russisches Heer gegen seinen angeborenen Landesherrn befehligte und den liefländischen Adel zum Abfalle von der Krone Schwedens aufforderte, zum Tode verurtheilte, darf eben so

wenig befremden, als wir die Einzelheiten der furchtbaren Todesart dem Könige nicht zur Last legen dürfen. Das vierte Kapitel enthält eine Gallerie weiblicher Portraits an dem Hofe von Friedrich August II. Schmutzige Buhlschaften, denen des Landes Gut und Blut geopfert wurde. Man glaubt den Regenten Frankreichs unter seinen aimables roués zu erblicken, nur daß Herzog Philipp Bisz und Erfindung vor dem Sachsen voraus hatte. Die vorzüglichste Rolle unter den aufgezählten Favoritinnen spielt, wie sich erwarten läßt, Aurora von Königsmark, deren vorliegende Zeichnung in allen Hauptpuncten den Gramerschen Denkwürdigkeiten entnommen ist. Auch die Geschichte des zu Hannover erfolgten gewaltsamen Todes des Grafen Philipp Christoph von Königsmark hat hier aus den genannten Denkwürdigkeiten ein Unterkommen gefunden. Ref. kann sich von der Wahrheit dieser Erzählung aus mehr als einem Grunde nicht überzeugen. Die Angaben in der *histoire secrete de la duchesse d'Hanovre*, der in der 'Römischen Octavia' des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (einem Freunde der Prinzessin von Ahlden, mit der er lange in Briefwechsel stand, und einem bittern Feinde des hannoverschen Hofes, den zu schonen er durchaus keine Veranlassung haben konnte) sich befindende, damit übereinstimmende Bericht, die Auseinandersetzung dieses Gegenstandes in den *Mémoires du regne de George I.* und die handschriftliche, auf der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrte, Erzählung des Fräuleins von dem Knesbeck stehen der Wahrheit unfehlbar bey weitem näher. Das fünfte Kapitel beschreibt Hofstaat und Hoffeste.

Wenn S. 29 Livio Odescalchi ein Neffe von

Innocenz IX., statt des elften Papstes dieses Namens genannt wird, und man S. 35 Litthauen, anstatt Lievlands, als die Provinz bezeichnet findet, welche wieder an die Republik zu bringen Friedrich August in seiner Wahlcapitulation gelobte, so werden diese Schreibfehler leicht Nachsicht finden.

Hav.

M a r b u r g.

Ueber die falsche Idealität, Festrede gehalten im August 1838 am Geburtstage S. H. des Kurprinzen und Mitregenten von Hessen durch Edward Platner, Geheimen Hofrath und Prof. der Rechte zu Marburg. 1838. 8. 14 Seiten.

Wir können nicht umhin auf eine, wenn auch dem Umfange nach nur beschränkte Schrift aufmerksam zu machen, weil sie ihrem Inhalte nach zeitgemäß, und ihrer Ausführung nach vortrefflich ist. Der Verf. spricht darin von einem der herrschenden Uebel der Zeit auf eine würdige und kraftvolle Weise. Unter der falschen Idealität versteht er das Streben, sich von der Wirklichkeit zu entfernen und in einer Phantasienwelt zu leben. Dies wird ausgeführt nach den verschiedenen Richtungen, in denen diese statt findet. Zuerst in religiöser Hinsicht, indem der Pietismus, die Welt und sich selbst aufgebend, nur in schwärmerischem Entzücken in Christus und Gott sich zu versenken strebt. Ferner in wissenschaftlicher Hinsicht, indem die Philosophie Natur und Geschichte von sich abstreift, und in dem reinen Aether des apriorischen Begriffs leben will. Nur diejenige Philosophie wird als die Seele der positiven empirischen Wissenschaften sich geltend machen kön-

nen, welche das Princip des schaffenden Lebens in sich aufgenommen hat, und dadurch in den Proceß der Wirklichkeit eintritt. Der Einfluß dieser falschen Idealität zeigt sich in der Literatur und Kunst, indem sie durch Fragenhaftigkeit oder auch abenteuerliche Greuel Effecte hervor zu bringen strebt. Das lesende Publicum wird dadurch verwöhnt, und der Sinn so abgestumpft, daß derselbe nicht mehr durch mäßige Würze gereizt werden kann, wovon es wohl sehr überflüssig wäre Beyspiele anzuführen. Vor allen aber ist es auf dem Felde der Politik, wo dieselbe die traurigsten Folgen hervor ruft, indem sie den Faden zerreißt, welcher die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpft. Der daraus hervor gehende politische Fanatismus löst den Staat in Atome auf, um ihn dann willkürlich zusammen zu setzen, und verkennt das Wesen des Organismus, welcher sich eben so in der Nothwendigkeit des Naturrechts als in der Freyheit des geistigen bethätigt, und eben so das Volk als auch die Regierungen zu falschen Maßregeln verleiten kann. Aber auch für das sittliche Leben ist diese falsche Idealität nachtheilig. Aus ihr ging' Empfindelen hervor, welche in Thränen, Wehmuth und Seufzern lebte, und den Geist in die süßschmerzlichen Gedanken von Grab, Tod und Wiedersehen versenkte, um der Erde entrückt zu werden, und sich denjenigen Forderungen zu entziehen, welche das irdische Leben an den Menschen macht.

Wir glauben genug gesagt zu haben um auf diese Rede aufmerksam zu machen, die besonders in der Versammlung von Jünglingen an ihrer Stelle war, um sie vor dem Abwege zu warnen, auf welchen eine falsche Stimmung des Zeitalters sie so leicht verleiten kann.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 1. Julius 1839.

G ö t t i n g e n

Am 4. Junius geschah auch in diesem Jahre, wie gewöhnlich, die Preisvertheilung an die Studirenden. Die Rede ward von Hn Hofr. Dfr. Müller, als Professor der Beredsamkeit, gehalten. Der Redner sprach darin von der academischen Freyheit in Beziehung auf die Wahl der Studien u. der Lehrer, indem man diese den Studirenden überläßt, und zeigte die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung, welche unsern deutschen Universitäten eigen ist. Er machte davon die Anwendung auf die Einrichtung der Studien, die sich nicht auf die bloßen so genannten Brodstudien beschränken sollten; und zeigte, wie auch das Institut, dessen Feyer wir an diesem Tage beginnen, zu der Erreichung dieses Zweckes beitragen sollte, indem es die Studirenden zu eigener Forschung aufmuntert und die Gelegenheit dazu darbietet.

Die Preisfragen sind bereits in dem vorigen Jahrgange unserer Blätter S. 1043 angegeben. Der theologischen Facultät waren keine Schriften

übergeben, weshalb die Frage für das kommende Jahr wieder aufgegeben ward. Um den Predigerpreis hatten sich drey beworben, von denen jedoch keine des vollen Preises würdig befunden ward, jedoch einer derselben der dritte Theil zuerkannt wurde. Bey Eröffnung des versiegeltenzettels fand sich der Name Friedrich Adolph Bieweg, vom Harze.

Der juristischen Facultät waren zwey Schriften übergeben, zwischen denen der Preis gleichgetheilt wurde. Die Verfasser sind Wilhelm Stephan aus Bischhausen und Heinrich Wilhelm Georg Kaulen aus Meppen.

Der medicinischen Facultät war zwar nur Eine Schrift eingereicht worden, die aber auch ohne Mitbewerber des Preises einstimmig würdig gehalten ward. Ihr Verfasser ist Hr Georg Warkenke aus Neustadt in Hannover.

Der philosophischen Facultät war auch nur Eine Schrift übergeben, die jedoch des Preises nicht würdig befunden ward.

Die Aufgaben für den 4. Junius 1840, wie sie in dem Programme abgefaßt sind, sind folgende:

ORDINIS THEOLOGICI

novae quaestiones hae sunt:

Iterum postulat Ordo, ut exponatur doctrina ethica de rebus mediis, quae vocantur, itemque de licitis rebus, ita quidem, ut enarratis iusto ordine diversis cum philosophorum tum theologorum sententiis, systematica arte quaeratur, quid de iis rebus ex auctoritate sacrorum librorum vere statuendum sit.

Certaturis de praemio homiletico Ordo

proponit locum 1 Cor. XIII, 13., monetque ut orationibus brevis argumentorum descriptio vel conspectus praemittatur.

ORDO IURISCONSULTORUM

quaerit :

Criminalisne et civilis caussa sibi invicem praeiudicent, et, si ita fit, in quantum hoc fiat.

ORDINIS MEDICORUM

hoc est problema :

Nux vomica, et quae ex illa deprompta sunt praeparata, non solum in medicinam sed, nefando more, etiam in domesticum usum hodie tam frequenter veniunt, ut, quae inde oriuntur corporis veneno affecti signa, ac, quibus haec oppugnanda sunt, remedia, ad communem notitiam ut praesto sint, paene necessarium videatur. Quapropter ab Medicorum Ordine et ut effectuum huius veneni historia enarretur, postulatur, et ut medendi methodus succincte explicetur atque, si fieri potest, propriis experimentis confirmetur.

PHILOSOPHICI ORDINIS

duae proponuntur in hunc annum quaestiones.

altera ordinaria, qua postulatur, ut ratio, qua metalla per varias terrae corticis formationes distributa sint, exponatur, ac subinde utilitas demonstretur, quam geologia ex illius cognitione capere possit.

altera extraordinaria :

Quibus argumentis Sextus Empiricus adv.

Mathem. IX. cap. 3. §. 195 — 330 Fabr. notionem caussalis coniunctionis subvertere molitur, exponatur, et, quantum fieri poterit, diiudicetur, quid Aenesidemus in eodem loco tractando praestiterit.

P a r i s.

Bey Bertrand: Histoire physique, politique et naturelle de l'Île de Cuba, par M. Ramon de la Sagra, directeur du jardin de botanique de la Havane; MM. Alcide d'Orbigny, Cocteau, G. Bibrón, A. Lefebvre, F. E. Guérin-Méneville, Martin Saint-Ange, Montagne; et M. Sabin Berthelot, pour la traduction de l'histoire physique et politique. Seit 1838. Text in 8., Abbild. in Fol.

Die weiten Strecken der von Columbus und seinen Nachfolgern entdeckten neuen Welt, sind hinsichtlich ihres physischen, politischen und natürlichen Zustandes von vielen Reisenden, und mitunter sehr genau durchforscht worden. Höchst merkwürdig aber ist es, daß es eigentlich nur drey Reisende gibt, welche sich mit dem so wohl durch seine Lage, als auch durch seine unermesslichen Reichthümer gleich wichtigen und interessanten Cuba befaßt haben, namentlich der Historiker Fernandes de Oviedo, welcher im J. 1535 mehrere Pflanzen und Thiere dieser Insel beschrieb und der Portugiese Antonio Parra, welcher im J. 1787 ein Werk über verschiedene Fische, Reptilien und Crustaceen dieser Meeresgegend heraus gab. Seit dem Anfange unsers Jahrhunderts findet man mit Ausnahme Hum-

boldt's unter den Schriften der Naturforscher nur wenige Memoiren über die Producte der größten der Antillen, während wir über die übrigen mehrere wichtige Werke, z. B. von Plumier, Sloane, Lussac &c. besitzen.

Hr Ramon de la Sagra, seit etwa 14 Jahren am botanischen Garten in Havana angestellt, hat während dieser Zeit mit vieler Mühe alles Wichtige der Insel gesammelt; seine reichhaltige Sammlung hat er für das Museum zu Madrid bestimmt, aber vor der Ueberlieferung dahin das Resultat seiner Arbeiten dem Publicum zu übergeben beschlossen. Der erste Band des vorliegenden Werkes wird eine allgemeine Uebersicht der Insel Cuba, ihrer Lage, Vegetation, Bevölkerung, ihrem Klima, Ackerbaue, Handel, so wie ihren Einkünften und Lasten nach liefern, die übrigen Bände aber sollen der Naturgeschichte gewidmet seyn. Die physische Geographie, die Statistik und die Naturgeschichte der Säugethiere wird Hr R. de la S. selbst bearbeiten; die Botanik haben die Herren A. P. Decandolle und Montagne mit übernommen; die Naturgeschichte der Vögel, Mollusken, Echinodermen und Polypen wird Hr A. d'Origny, die der Reptilien Hr Cocteau, die der Fische Hr Bibron, die der Crustaceen, Arachniden und Insecten, jedoch mit Ausnahme der Lepidopteren, Hr A. Eschscholtz, anatomische Untersuchungen aber, besonderer Arten aus der Ordnung der Arachniden Hr Martin Saint-Ange liefern. Das ganze Werk wird aus etwa 50 Lieferungen bestehen, — jede aus vier Bogen Text und eben so viel Tafeln Abbildungen — und im Subscriptionspreise 600 Franken kosten. — Die 5 ersten Lieferungen liegen vor uns; sie enthalten den An-

fang der Geographie — mit 2 Tafeln Abbildungen —, der Beschreibung der Säugethiere — mit den Abbildungen von *Vespertilio Dutertreus*, *Capromys Fournieri* (2 Varietäten und das Skelet) und *C. prehensilis* —, der Vögel — abgebildet *Falco sparverius*, *Noctua Seju*, *Otus signapa* und *Pyrrhula nigra* —, und der Reptilien — Abbildungen von *Emys decussata*, *E. rugosa*, *Chelonia virgata*, *Crocodylus rhombifer*, *Chamaeleolis Fernandina*, *Sphaerodactylus sputator*, *Sp. cinereus*, *Gymnodactylus albogularis* und *Diploglossus de la Sagra*.

Von der Geographie und Mammalogie ist bis jetzt erst ein Theil der historischen Einleitung gegeben, von den Vögeln ein Theil der Beschreibung, von den Amphibien die Einleitung und ein Theil der Beschreibung. An Raubvögeln kommen auf Cuba 3 Arten vor, welche Südamerica, 2 welche Nordamerica eigen sind, 2 welche beiden gemeinschaftlich, und 3 welche Cuba oder den übrigen Antillen eigenthümlich angehören, — auf Cuba bloß *Otus signapa* (sehr selten und von Sagra entdeckt), *Noctua Seju* (häufig) und *Strix furcata*. Von Sperlingsvögeln gibt es überhaupt auf Cuba 50 Arten, von denen 13 der Insel oder den Antillen eigen sind, nur 2 Südamerica, 33 Nordamerica, und 2 beiden America angehören. — Die Beschreibung der Amphibien ist bis jetzt die am meisten fortgeschrittene, indem davon schon 11 Bogen Text erschienen sind, worin wir 5 Chelonier, 2 Crocodile, 1 Ameiva, 1 *Holotropis*, 1 *Cyclura*, 4 *Anolis*, 1 *Acantholis*, 1 *Chamaeleolis* und 1 *Hemidactylus* antreffen. Nur einige Arten, z. B. *Chamaeleolis Fernandina*, *Acantholis loysiana*, *Diploglossus de*

la Sagra, sind der Insel Cuba ausschließlich eigen; bey weitem die meisten kommen auch in den beiden America und auf den übrigen Antillen vor, jedoch gibt es daselbst wieder andere Reptilien, welche man auf Cuba vergebens sucht, z. B. die auf den übrigen Antillen sehr verbreiteten *Scincus mabouya*, *Trigonocephalus lanceolatus*, so wie die auf dem benachbarten Continent Americas sehr gemeinen *Trionyx ferox*, *Alligator sclerops*, *A. Lucius*, *Crotalus durissus*, *C. horridus* u. s. w. — Die Beschreibungen sind nicht allein systematisch, sondern auch anatomisch, öconomisch u. gehörig ausgeführt und die Abbildungen sehr treu.

Berthold.

L e i p z i g.

Bey Engelmann: Jahrbuch für die Leistungen der gesammten Heilkunde im Jahre 1837. Von Johann Jacob Sachs. Erster Band. Die Heilkunde Deutschlands. (Auch unter dem Titel: M. J. Bluff's Uebersicht der Leistungen und Fortschritte der Medicin. Band IX. Sechster Jahrgang, im erweiterten Umfange fortgesetzt von J. J. Sachs). 1828. 466 Seiten. — Zweiter Band. Die Heilkunde des Auslandes. 1839. 298 Seiten in 8.

Der im J. 1837 durch frühzeitigen Tod leider der Wissenschaft zu früh entrissene Bluff hatte seit 1832 eine jährliche Uebersicht der Leistungen und Fortschritte der Medicin in Deutschland heraus gegeben, welche nach seinem Tode der Hr Dr Sachs fortzusetzen unternahm. Der Hr Herausgeber des vorliegenden Jahrganges ist aus

seinen übrigen und zum Theil ähnlichen Schriften zu bekannt, als daß wir auf die Zweckmäßigkeit, womit derselbe abgefaßt ist, besonders aufmerksam zu machen nöthig hätten. Nur wollen wir unsere Ueberzeugung von der Nützlichkeit dieses Buches aussprechen, indem es nicht allein als jährliches Repertorium einer Wissenschaft erscheint, deren Literatur überhaupt im höchsten Grade ausgedehnt ist, und welche in Deutschland allein 63 Zeitschriften zählt, sondern auch manche Gegenstände so bündig darstellt, daß der beschäftigte Practiker durch Lesen mancher langweiligen und übermäßig breit getretenen Abhandlung, seine zum Lesen doch karg zugemessene Zeit nicht aufzuopfern braucht. Wir halten dafür, daß dieses Jahrbuch von keinem rationellen und mit der Zeit fortschreitenden practischen Arzte unbeachtet bleiben dürfe, und haben zu dem bekannten Eifer des Herausgebers die Zuversicht, daß er fortwährend alles aufbieten werde, um seinem nützlichen Unternehmen mit jedem Jahre einen höhern Grad der Vollständigkeit und Brauchbarkeit zu verschaffen.

Berthold.

©. 983. 3. 10 v. u. lies 246 statt 286

— 983. — 9 » » l. 281—261 st. 324—281

— 986. — 13 » » l. 233 st. 223

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. S t ü c k .

D e n 4 . J u l i u s 1 8 3 9 .

L e i p z i g .

E. H. Weber, de pulsu, resorptione, auditu et tactu annot. anatom. et physiolog. 1834. 175 Seiten in 4.

Wir erhalten in der vorliegenden Abhandlung eine Reihe von Untersuchungen, die einige der wichtigsten Phänomene der Physiologie mit einer Unbefangenheit, Genauigkeit und Klarheit erläutern, wie wir sie schon an mehr denn einer Arbeit des berühmten Hn Berß kennen gelernt haben. Wie heilbringend die Erläuterung physiologischer Erscheinungen auf rein experimentellem Wege sey, und wie viel mehr die Wissenschaft dadurch gewinne als durch Speculationen, die der empirischen Grundlage entbehren, zeigt sich auf jeder Seite der vortrefflichen Arbeit. Besonders dankenswerth erscheint die Anwendung physikalischer Gesetze auf Theile der Physiologie, in die offenbar nur auf diesem Wege Klarheit gebracht werden konnte. Obwohl Ref. immer auf die Arbeit selbst verweisen muß, will er es versuchen, die Hauptresultate der darin enthaltenen Untersuchungen hervor zu heben.

I. Vom Pulse (S. 1 — 8). Puls ist nach W. eine plötzliche Ausdehnung der Arterie, entstanden durch den Druck der Blutmasse, welche bey jeder Systole des Herzens in die von Blut erfüllten Schlagadern getrieben wird. Er ist demnach das Resultat des Widerstandes, welchen die in der Arterie befindliche Blutsäule der neuen aus dem Herzen hinzu gebrachten Blutmasse entgegen setzt, und in Folge dessen das elastische Schlagader-Rohr nach allen Richtungen hin, so wohl in die Länge als die Breite ausgedehnt wird. Die Ansicht Bichat's, der Puls sey das Resultat der Erschütterung, worein die in den Arterien enthaltene Blutsäule durch die Propulsivkraft des Herzens versetzt werde, erleidet hiedurch eine Widerlegung. Die Ansicht Bichat's würde die richtige seyn, wenn feste, nicht nachgiebige Röhren die Blutsäule einschlossen, dann würde auch, wie Bichat glaubte, der Puls der Arterie synchronisch mit der Contraction des Herzens seyn. Würde die Blutsäule von festen Röhren umschlossen, so müßte der Herzstoß sich durch die ganze Blutsäule bis zu den äußersten Enden der Arterien mit derselben Schnelligkeit fortpflanzen, wie der Schall sich durch eine Flüssigkeit fortpflanzt, d. h. weit schneller als durch die atmosphärische Luft, und es würde keine meßbare Differenz der Zeit zwischen Impuls des Herzens an die Thoraxwandung und Puls der entferntesten Arterien entstehen. Da aber die nachgiebigen Arterienwände durch jede neue aus dem Herzen zuströmende Blutmenge etwas in die Breite, beträchtlicher noch in die Länge ausgedehnt werden, das ausgedehnte Arterienrohr vermöge der Elasticität seiner elastischen Haut das Bestreben hat, den alten Raum wieder einzunehmen, und gerade hierdurch die Blutwelle in die zunächst liegende Partie des Ar-

terien-schlauches fortgetrieben wird, so entsteht eine undulatorische Bewegung des ganzen Arterien-schlauches, zu deren Fortpflanzung bis an die Enden der Arterien eine gewisse Zeit nothwendig ist. Die Zeit, welche zwischen Herzpuls (Anschlagen der Herzspitze an die Brustwand) und Arterienpuls verfließt, ist daher um so größer, je bedeutender die Entfernung der Schlagadern vom Herzen ist. Während das spätere Eintreten des Pulses in den großen, dem Herzen nahe liegenden Schlagadern gar nicht oder nur kaum bemerkbar, der Herz- und Arterienpuls hier also vollkommen oder beynah synchronisch ist, fand W. den Puls der Art. maxillaris externa schon um $\frac{1}{6}$ — $\frac{1}{7}$ Secunde früher eintreten als den der Art. metatarsa. Eben so folgt der Puls der radialis in kürzeren Zwischenräumen auf den Herzpuls, als der Puls der Art. metatarsa.

Da die Differenz der Zeit zwischen Herzpuls und dem Puls einer entfernten Körperarterie in dem Zeitverluste beruht, welcher bey Dilatio und Contractio der Arterie entsteht, so muß jene Differenz um so geringer seyn, je größer die Spannung der Arterienwände, weil hier der Herzstoß sich schneller durch die Blutmasse fortpflanzen wird.

Die Ungleichheit des Pulses aneurysmatisch ausgedehnter Arterien mit dem Herz- und Arterienpuls erklärt W. dadurch, daß er annimmt, das Coagulum im aneurysmatischen Sack, oder der nicht völlig ausgefüllte Raum dieses Sackes sey der Fortpflanzung des Pulses hinderlich. Es scheint Refer. als bedinge die stets veränderte, oft ganz fehlende elastische Haut im aneurysmat. Sack vorzugsweise die Verschiedenheit seiner Pulsationen. Der aneurysmatische Sack contrahiert sich nicht, wie die elastische Arterie und deshalb

sind seine Pulsationen lediglich das Resultat der Herzstöße, die auf das im Sacke befindliche flüssige Blut fortgeleitet werden; aus diesem Grunde findet man den Puls aneurysm. Arterien auch meistens schneller. Anzunehmen, daß der Raum des Aneurysma nicht ganz ausgefüllt sey, und daß sein Puls deshalb nicht synchronisch mit dem Herzen sey, weil das Blut jedesmahl diesen leeren Raum ausfüllen müsse, scheint Ref. unstatthaft. Denn ein aneurysm. Sack wird stäts von Blut oder Fibrin-Coagulum völlig ausgefüllt.

Den Ausspruch Bichat's, daß geschlängelt verlaufende Arterien bey'm Pulse gerade werden durch Vergrößerung ihrer Längenaxe, erweist der Verf. als irrig. Wegen der Anheftung der Arterie ist dieses unmöglich, und gerade verlaufende Arterien müssen bey'm Pulse gebogen, gebogen verlaufende Art. noch stärker gekrümmt werden, eine Thatsache, wovon man sich leicht bey mit Wachsmasse gefüllten Arterien überzeugen kann.

Die Forttreibung der Blutmasse im Arterien-schlauche wird, eben so wie die Forttreibung der Darmcontenta bey'm Motus peristalticus, nicht bloß durch Verminderung des Durchmessers, sondern auch durch Verkürzung der Längenaxe der elastischen Arterie vermittelt, und diese beiden Veränderungen beruhen auf dem Bestreben der Arterie aus dem Zustande der Diastole (Vergrößerung des Querdurchmessers und der Arterienaxe mit Krümmung der Arterie) in den Zustand der gewöhnlichen Ausdehnung zurück zu kehren. Hieraus ergibt sich die hohe Wichtigkeit der elastischen Arterienhaut (II. S. 8—12). Bekanntlich fließt das Blut aus einer durchschnittenen Arterie in einem ununterbrochenen Strome, und nur an den größeren Stämmen bemerkt man den Ein-

fluß des Herzstoßes an dem rhythmischen Steigen und Fallen des Blutstrahles. Hinge die Forttreibung des Blutes in den Arterien lediglich von der Stoßkraft des Herzens ab, so würde es in denselben nur um so viel fortschreiten, als die vom Herzen ausgestoßene Blutmasse Raum im Anfange der Aorta einnimmt. Während der Diastole cordis, die auf Forttreibung der arteriellen Blutsäule keinen Einfluß hat, würde die Blutsäule stocken, wenn nicht die elastische Arterienhaut, gleich der in dem Windkessel der Feuerspritzen comprimierten Luft durch ihren beständigen Gegendruck den sie bey ihrer Tendenz den alten Raum einzunehmen ausübt, die Blutsäule ununterbrochen forttriebe. Sie ergänzt also die während der Diastole fehlende motorische Kraft des Herzens.

Auf der andern Seite verstärkt sie aber auch die Propulsivkraft des Herzens überhaupt. Wären die Arterien solide, nicht ausdehbare Röhren, so müßte die Propulsivkraft des Herzens auf die ganze Blutsäule sämtlicher Arterien wirken und diese fortbewegen, folglich viel bedeutender seyn als sie in der That ist; dann würde aber wegen der Adhäsion des Blutes an den Gefäßwänden ein so starker Druck entstehen, daß die großen, in der Nähe des Herzens befindlichen Gefäße zerreißen müßten.

Bey normaler Propulsivkraft des Herzens, die keinen Falls größer seyn kann, als die Gewalt, welche die Gefäße ohne zu zerreißen aushalten können, müßte das Blut in den Endgefäßen stocken, wenn es durch die elastische Arterienhaut nicht fortbewegt würde. Dieser Zustand tritt auch ein, so bald durch krankhafte Umänderung der Arterienwände die Elasticität derselben verloren gegangen ist, wie bey der Gan-

graena senilis, Apoplexia cerebri und Encephalomalacie bedingt durch Verknocherung oder Faserstoffablagerungen an den Arterienwänden. Ref. Vermöge ihrer Elasticität drücken die Arterien aber mit derselben Gewalt auf die einströmende Blutmasse, als Kraft erforderlich war, sie in den Zustand der Spannung, Diastole zu versetzen.

III. S. 12 u. 13. Zeigt der Verf., daß die selbständige Expansionskraft des Herzens, welche Bichat nach seinen Versuchen annahm, durch diese Versuche nicht bewiesen werde. Wie der bey der Contraction sich verkürzende M. Biceps anschwillt, die auf ihm ruhende Hand hebt und drückt, so das Herz bey der Systole. B. irrte aber darin, daß er den Druck, welchen die ein pulsierendes Herz umfassende Hand von Zeit zu Zeit empfindet, für Effect der Diastole hielt. Daß dieser Druck gegentheils Folge der Systole und des dabey vergrößerten Querdurchmessers des Herzens sey, beweist der Verf. aus dem bekannten Experimente von Desterreicher.

IV. S. 13—24. Von der Resorbtion. Mit Recht unterscheidet der Verf. eine zwiefache Art von Resorbtion. 1) Res. bedingt durch den Bau und die Thätigkeit der Gefäßwandungen, und 2) Res. bedingt durch Attraction der in den Gefäßen circulierenden Flüssigkeit.

Zur ersteren Art der Res. gehört die Aufsaugung der Thränenflüssigkeit durch die puncta lacrymalia, und die Resorbtion durch die Lymphgefäße. Während jene in der Capillarität ihre Erklärung findet, ist uns diese wegen des noch nicht völlig ergründeten Baues der feinsten Lymphgefäße zur Zeit noch ein Räthsel. In beiden Fällen aber zeigen Gefäße die Fähigkeit im entleerten Zustande sich mit Flüssigkeiten anzufüllen,

Die zweyte Art der Resorbtion, die den Venen und Capillargefäßen überhaupt eigen ist, kommt dagegen nur bey angefüllten Gefäßen zu Stande. Blutleere Venen nehmen, wie der bekannte Versuch von Emmert zeigt, durch ihre Wandungen nichts von der äußerlich sie umgebenden Auflösung des Upasgiftes auf, während dieses sogleich in den Kreislauf übergeht, wenn es mit angefüllten Venen in Berührung ist. Die Resorbtion der Venen und der Capillargefäße beruht demnach auf der Affinität des Blutes zu der die Gefäßwandung umgebenden Flüssigkeit, sey diese gasförmiger (z. B. Sauerstoffgas der Luft in den Lungen), oder tropfbar-flüssiger Art. Sie geschieht also wahrscheinlich nach den Gesetzen der Endosmose, nach welchen zwey durch eine feuchte Membran (hier Venenhaut) getrennte, verschiedenartig gemischte Flüssigkeiten sich in das Gleichgewicht ihrer Mischung zu versetzen streben, ein Bestreben, welches, wie Dutrochet gezeigt hat, auf der Affinität und Attraction der Flüssigkeiten zu einander beruht, Res. Diese Attractionskraft des Blutes äußert sich auf einige Substanzen stärker, wie auf andere; z. B. die atmosphärische Luft in den Lungen, viele Gifte wie das Upas Antiar, Extr. nucis vomicae spirit. durchdringen mit Leichtigkeit die Gefäßwandungen und mischen sich mit dem circulierenden Blute; andere dagegen, wie Chylus, Milch, ergoffenes Blut werden weit leichter von den Lymphgefäßen aufgenommen.

V. S. 25. In Bezug auf den Umstand, daß man bey Leichenöffnungen die Hirngefäße häufig mit Luft angefüllt findet, bemerkt der Verf. sehr richtig, daß die Luft auf rein mechanischem Wege von Außen hinein gelangen könne während der Leichenöffnung, daß ein solcher Befund also nicht

für spontane Gasentwicklung im Blute gehalten werden dürfe. Sobald die dura mater mit der innern Fläche der Calvaria verwachsen und die pia meninx durch Glandul. Pachioni an der dura mater festsißt, entsteht, indem man die Calvaria abzuheben sucht, durch Anspannung der verwachsenen dura mater eine Erweiterung des zwischen dieser Haut und der pia mater befindlichen Raumes, in den die Luft mit Gewalt eindringt und die gleichzeitig zerrissenen Venen der pia mater anfüllend, auf diesem Wege bis in die Hirngefäße vordringen kann.

Ref. hatte mehrfach Gelegenheit das Eindringen von Luft in die Hirnvenen nicht allein, sondern auch in die ven. Jugulares, Anonyma und Mammaria bey Leichenöffnungen zu beobachten. Indem er diese Befunde mit zwey von ihm beobachteten Fällen, wo der plötzlich eingetretene Tod nur einer spontanen Gasentwicklung aus dem Blute zugeschrieben werden konnte, verglich, stellten sich ihm anatomische Merkmale heraus, geeignet, beide verschiedenen Zustände von einander zu unterscheiden. Ist die Anfüllung der Gefäße mit Luft ein Artefact, entstand sie während der Section, so findet man die Luft nur in den Venen, am häufigsten bey Abhebung der Calvaria in den venis piae matris, jedoch auch in den venis jugularibus; mit derselben Leichtigkeit kann Luft während der Leichenöffnung in die venae jugulares, anonyma und selbst die cava descendens eindringen, so bald man bey Durchsägung des Schlüsselbeins behuf Entfernung des Sternum, die dicht darunter liegende vena subclavia verletzt.

Hat im Gegentheil eine spontane Gasentwicklung aus dem Blute (die möglicher Weise auch Folge von cadaveröser Zersetzung seyn kann) statt

gefunden, so findet man nicht bloß die Venen, sondern auch die Arterien ganz von Luft erfüllt, z. B. Art. corporis callosi, Art. basilaris; namentlich aber fand Ref. in beiden Fällen das Herz enorm von Luft ausgedehnt so, daß es eingeschnitten unter Ausströmung der Luft zusammen fiel, und dabey fast die Hälfte seines Volumen einbüßte. Eine solche Ausdehnung des Herzens beobachtete Ref. nie, wenn sich auch in mehreren Venen der Leiche Luft befand und diese bey der Section hinein gelangt war.

VI. Bemerkungen zur Lehre von den Sinnen. — Der Nutzen der Cochlea im Gehörorgane ist nach Weber vorzugsweise die eigene Stimme zu hören. Die Schallstrahlen gelangen auf zwiefachem Wege zum Labyrinth: 1) durch den meat. auditor. extern. und 2) durch die ossa cranii. Der Schall pflanzt sich am vollkommensten fort, so bald Körper von gleicher Dichtigkeit die Schalleiter sind. Da nun die Cochlea durch Knochensubstanz mit den übrigen Schädelknochen auf das innigste verschmolzen ist, diese aber beyhm Sprechen in Schwingungen versetzt werden, so müssen die durch die eigene Stimme erregten Schwingungen sich am leichtesten auf die Cochlea fortpflanzen und den nervus Cochleae, welcher der lamina spiralis unmittelbar anliegt, afficieren. Experimente, zum Beleg des eben Gesagten dienend, werden aufgeführt.

Die durch den meatus auditor. extern. bringenden Schallstrahlen dagegen werden nach W. vorzugsweise auf das vestibulum und die Can. semicircul. fortgeleitet vermöge der Stellung der Gehörknöchelchen. Die Schwingungen der Schädelknochen können sich auf diese Theile des Labyrinth weniger leicht fortpflanzen, weil die mem-

branosen Canäle und vestibulum durch Wasser von den gleichnamigen knöchernen Theilen getrennt sind.

In hohem Grade überraschend sind die Resultate, welche aus W's geistreichen Versuchen über die Feinheit des Gefühls in den verschiedenen Theilen der Körperoberfläche hervor gehen. Zu diesen Versuchen, die der Verf. in Gemeinschaft mit Hn C. Weber anstellte, wurde theils ein an den Spitzen mit kleinen Korkstückchen versehener Stangencirkel, theils ein eiserner Cirkel benutzt, der an den Spitzen abgestumpft war, und dessen Schenkel mit Leichtigkeit in jeder Entfernung von einander fixiert werden konnten. Da nun das Gefühl eines Theiles um so feiner, je geringer der Abstand ist, in welchem zwey die Hautoberfläche berührende Punkte noch als zwey Punkte unterschieden werden können, so mußte sich aus der Entfernung, in welcher die beiden, auf einen Hauttheil gestellten Cirkelspitzen noch deutlich wahrgenommen wurden, die Feinheit des Gefühls dieses Theils mit Genauigkeit bestimmen lassen. Der Grad der Tastsfähigkeit erweist sich nun an den verschiedenen Körpertheilen sehr verschieden. Am vollkommensten ausgebildet ist der Tastsinn an der Spitze der dritten Phalanx der Finger und an der Zungenspitze; die $\frac{1}{2}$ Linie von einander abstehenden Cirkelschenkel wurden hier noch deutlich als zwey Punkte unterschieden, während sie an der Polarfläche der Finger und auf dem Zungenrücken in der genannten Entfernung von einander nur als ein Punkt gefühlt wurden. In S. 50 — 57 geben die Verf. eine genaue tabellarische Uebersicht der Tastsfähigkeit an den verschiedenen Körpertheilen.

Im Allgemeinen fühlt der Kopf feiner als der Truncus. An jenem befindet sich die größere Tastsfähigkeit in der Medianlinie des Gesichts und

den ihr nahe liegenden Theilen, vor allen aber an der Zungenspitze, an einer begrenzten Stelle von 2 — 3 Linien Durchmesser. Auch die Zähne besitzen einen gewissen Grad von Tastfähigkeit, die ohne Zweifel durch die Nerven der pulpa vermittelt wird. Am Truncus fühlen die Extremitäten, Hals und Aftergegend feiner als die übrigen Stellen. An den Extremitäten ist die Tastfähigkeit größer in der Nähe der Gelenke, geringer an den zwischen den Gelenken befindlichen Theilen, am schwächsten da, wo die Haut dicke Muskelmassen bedeckt, z. B. in der Gegend des *M. biceps* und *Gastrocnemius*. Je näher dem äußersten Ende der Extremitäten, desto größer ist die Tastfähigkeit.

Die Genauigkeit, mit welcher der Abstand der Cirkelschenkel gefühlt wird, ist abhängig von der Richtung derselben. An der Spitze der dritten Phalanx der Finger und an der Zungenspitze zeigte sich die Tastfähigkeit größer bey longitudinalem, auf dem Zungenrücken und den meisten übrigen Körpertheilen größer bey transversellem Stande der Cirkelschenkel. Wahrscheinlich findet dieses Phänomen in dem verschiedenen Verlaufe der Nerven seine Erklärung, und der Gefühlseindruck ist weniger klar, so bald der gefühlte Körper in gleicher Richtung mit dem Verlaufe der Nerven steht. Zwey Punkte werden stets die Gefühlsempfindung eines einfachen Punctes erregen, so bald sie Hautstellen treffen, deren Tastfähigkeit durch ein und dieselbe Nervenfaser vermittelt wird; sie werden dagegen als zwey berührende Gegenstände empfunden werden, so bald jeder derselben eine verschiedene Nervenfaser afficiert. Da nun an denjenigen Körperstellen, deren Nerven in longitudinaler Richtung verlaufen, der Abstand der Cirkelschenkel bey transverseller,

an den Körperstellen aber deren Nerven einen transversellen Verlauf haben, derselbe Abstand bey longitudineller Stellung der Cirkelschenkel deutlicher empfunden wird, so müssen wir schließen, daß eine und dieselbe Nervenfasernur in der Richtung ihres Verlaufes verschiedenen Hautstellen das Gefühlsvermögen erteilt, daß dagegen diejenigen Hautstellen, welche mit der Richtung der Nerven einen rechten Winkel bilden, von verschiedenen Nervenfasern versorgt werden.

Der Abstand und die Lage zweyer die Haut berührenden Gegenstände wird nur dann richtig erkannt, wenn Hauttheile berührt werden, deren Durchmesser uns bekannt ist, z. B. Hand und Fuß. Dieser Umstand darf aber nicht zu der Ansicht verleiten, die Beurtheilung des Abstandes sey gleichbedeutend mit der Feinheit des Gefühls, und der Tastsinn werde durch Beyhülfe des Gesichtssinnes ausgebildet. Wäre dieses der Fall, so müßten Körpertheile, die wir oft sehen eine größere Tastsähigkeit besitzen, als die, welche unserm Auge unzugänglich sind. Gegentheils aber besitzt z. B. die Gegend des Steißbeins feineres Gefühl als der Vorderarm. Die hohe Ausbildung des Tastsinnes bey Blinden spricht ohnehin gegen diese Ansicht.

Der Abstand zweyer die Haut berührenden Gegenstände erscheint bey verschlossenen Augen um so größer, je feiner und ausgebildeter das Gefühlsvermögen dieses Theiles ist, und umgekehrt. Stellt man z. B. die 1 Zoll breit von einander abstehenden Cirkelschenkel in perpendiculärer Richtung auf die Haut der Backe in der Nähe des Ohres und führt sie über die Backe bis zur Oberlippe, in deren Mitte das Tastgefühl am feinsten ist, so scheint es uns, als wichen die Cirkelschenkel um so mehr von einander, je näher

sie der Oberlippe rücken, obgleich ihr Abstand durchaus unverändert ist. Bewegt man dagegen den Schenkel von der Medianlinie des Gesichtes nach dem Ohre hin, so scheinen die Cirkelschenkel sich einander allmählich näher zu rücken. Ist es richtig, daß in feiner fühlenden Hauttheilen eine reichlichere Vertheilung von Nervenprimitivfasern sich vorfindet, so läßt es sich vermuthen, daß der Abstand der Cirkelschenkel um so größer erscheinen wird, je mehr verschiedene Nervenfasern zwischen den Cirkelschenkeln liegen.

Ob die größere Anzahl von Nerven, die Art ihres Verlaufs und ihrer Endigung die alleinige Ursache des feinem Gefühlsvermögens gewisser Hautstellen ist, und ob nicht ein eigenthümlicher Bau der Haut noch hinzu tritt, ist uns gänzlich unbekannt. Keinesweges wird die größere Tastfähigkeit durch die größere Anzahl der Hautpapillen bedingt, wie wir an der Zunge und mamma sehen. Der mit dem größten Tastvermögen begabte umschriebene Raum an der Zungenspitze unterscheidet sich weder durch größere Menge, noch eigenthümlichen Bau der Papillen von der übrigen Zunge, und ungeachtet der großen Anzahl von Hautpapillen an der mamma, besitzt dieser Theil ein nur unvollkommenes Tastvermögen. Die Papillen dienen hier ohne Zweifel der Empfindung des Kitzels, einer Modification des Gefühls die mit dem Tastgeföhle nicht verwechselt werden darf.

Die Feinheit des Gefühls wird um ein Bedeutendes verstärkt durch Bewegungen, in die wir absichtlich und mit Bewußtseyn das Tastorgan versehen. Unebenheiten eines Körpers, der uns bey bloßer Berührung glatt erscheint, nehmen wir deutlich wahr, so bald wir die Fingerspitze über seine Oberfläche hinführen. Den Abstand zweyer Cirkelschenkel, die uns bey bloßem

Auffetzen auf einen Hauttheil als einfacher Punkt erscheinen, fühlen wir, so bald wir die Finger über die Cirkelspitzen hin bewegen. Das Gefühl des Abstandes entsteht hier durch Berechnung der Zeit, welche zwischen der Berührung beider Cirkelspitzen verfließt.

Von der Feinheit des Gefühls bey Beurtheilung von Gewichtsverschiedenheiten, S. 81—113. Das Gewicht eines Körpers empfinden wir theils durch das Tastvermögen, welches in der Haut seinen Sitz hat, theils durch das Gefühl der willkürlichen Muskeln, durch welches wir den Grad der Spannung beurtheilen, der erforderlich ist, um ein Gewicht aufzuheben.

Um zu entscheiden, in wie weit die Beurtheilung des Gewichts vom Tastvermögen oder von der Empfindung der Muskeln abhängt, legte der Verf. Gewichte von verschiedener Schwere auf verschiedene Körpertheile, die durch eine Unterlage so gestützt wurden, daß durchaus keine Muskelanstrengung dabey statt finden konnte. Aus einer andern Reihe von Versuchen, bey denen Gefühl und Muskelanstrengung gleichzeitig angewandt wurden, ergab sich nun, daß wir feinere Gewichtsverschiedenheiten wahrnehmen durch gleichzeitig angewandtes Tastgefühl und Muskelanstrengung, als durch das Gefühl allein. Durch bloßes Gefühl z. B. vermochte B. ein Gewicht von 15 Unzen nicht von $11\frac{1}{2}$ Unzen zu unterscheiden; ließ er Muskelkraft gleichzeitig wirken, so konnte er 15 Unzen noch von 13 deutlich unterscheiden.

An denjenigen Hautstellen, auf welchen wir den kleinsten Abstand der Cirkelschenkel wahrnehmen, die also am feinsten fühlen, erregen auch aufgelegte Gewichte das Gefühl des stärkern Druckes. Je geringer gegentheils das Tastvermögen einer Hautstelle, desto schwächer empfindet diese den

Druck eines Gewichts. Ein auf die Polarfläche der Hand gelegtes Gewicht erscheint uns schwerer, als dasselbe Gewicht, wenn es auf dem Handrücken ruht, eben weil der letztere geringeres Tastvermögen besitzt als die erstere. Der Gewichtseindruck multipliciert sich also in derselben Weise, als die Anzahl der Nerven, die ihn zum Bewußtseyn bringen größer ist. Der schwächere Eindruck eines leichtern Gewichts, durch größere Anzahl von Nerven auf das Hirn fortgeleitet, erregt eben so starke Empfindung, als der stärkere Eindruck eines schwereren Gewichts, wenn er nur durch eine geringe Anzahl von Nerven fortgeleitet wird. Hieraus ergibt sich die für die Praxis wichtige Lehre, daß wir stets Organe von gleicher Sensibilität anwenden müssen, wenn wir zwey Gewichte mit einander vergleichen wollen, z. B. dieselbe Phalanx verschiedener Finger. Das Gewicht wird sonst um so schwerer erscheinen, je näher es der Fingerspitze liegt.

Ein Gewicht von größerer Oberfläche erregt denselben Eindruck wie ein gleich schweres Gewicht von kleinerer Oberfläche. Obwohl der Druck, den das Gewicht auf die einzelnen Hauttheilchen ausübt um so geringer ist, einer je größern Menge von Hauttheilchen das Gewicht aufliegt, so entsteht doch das Gefühl gleicher Schwere, weil die in den verschiedenen benachbarten Hauttheilchen erregten Gefühlseindrücke in einen zusammen fließen.

Die Empfindung der Temperatur (S. 113 — 132), der Wärme und Kälte, ist nicht das Geschäft eines besondern, vom Tastsinne verschiedenen Sinnes. Wie die Gefühlsempfindung auf Perception des Druckes oder Zuges, den ein Körper auf unser Tastorgan ausübt, so beruht die Empfindung der Wärme und Kälte auf einer

Spannung in den afficierten Hauttheilen, der nothwendigen Folge ihrer Ausdehnung oder Zusammenziehung, je nachdem Wärmestoff in ihnen angehäuft, oder ihnen entzogen wurde. Diejenigen Hauttheile, die am feinsten fühlen, empfinden daher auch Wärme und Kälte am deutlichsten und sind am geeignetsten, die Unterschiede der Temperaturen zu schätzen. Fingerspitzen und Vola manus stehen hier oben an. Doch hängt hierbei viel von der Dicke der Epidermis ab. Als gefühllose Haut und schlechter Wärmeleiter macht sie, daß nervenreichere Gebilde für den ersten Augenblick weniger lebhaft von den entgegen gesetzten Temperaturgraden afficiert werden, als solche, die geringeren Reichthum an Nerven, aber dünnere Epidermis besitzen.

Ein Wärmegrad erregt um so stärkeres Gefühl von Wärme, je größer die Anzahl der Nerven ist, die ihn percipiert. Taucht man einen Finger in Wasser von 32° Reaum. und eine ganze Hand gleichzeitig in Wasser von $29\frac{1}{2}^{\circ}$ R., so erscheint die letztere Wassermasse doch wärmer, weil die verschiedene Hauttheilchen treffenden Wärmeeindrücke in eine Gefühlsempfindung zusammen fließen. Man erkennt daher auch Temperaturverschiedenheiten deutlicher mit einer großen als mit einer kleinen Hautoberfläche. Geringe Temperaturverschiedenheiten zweyer Körper nehmen wir am richtigsten wahr, wenn die Temperatur derselben mäßig ist. Sind dagegen die Temperaturgrade so hoch oder niedrig, daß sie Schmerz erregen, so wird das Gefühl abgestumpft, und wir nehmen geringe Temperaturverschiedenheiten eben so wenig wahr, wie die Verschiedenheiten sehr hoher und sehr niedriger Löhne.

Körper von niedrigerer Temperatur als unsere Haut, entziehen dieser nur dann die eigene Wärme und erregen Gefühl von Kälte, wenn die Temperaturverschiedenheit größer ist, als die Summe der bey der Nutrition frey werdenden Wärme. Tauchen wir z. B. unsere Hand von $29\frac{1}{2}^{\circ}$ R. in Wasser das nur 29° R. hält, so erregt dieses auf der Haut doch das Gefühl von Wärme, weil es der Haut nicht so viel Wärme zu entziehen scheint, als bey der Nutrition dieses Theiles frey wird.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 6. Julius 1839.

B r a u n s c h w e i g.

Verlag von Ed. Leibrock, 1839: Spanische Bühnenstücke der besten Dichter neuerer Zeit. Mit Lebensskizzen der Verfasser, Erklärung der schwierigsten Wörter so wie mit Hinweisungen auf Grammatik und Synonymik. — Zum Privat- und Schulgebrauch von H. M. Melford, Lector und Lehrer der neueren Sprachen an der Univers. Göttingen. Erstes Bändchen, enthält: *El sí de las niñas*, Comedia por L. F. Moratin.

Das Publicum, für welches der Hr Herausgeber dieses Buch bestimmte, ist leider noch ein kleines, weil das Interesse am Studium der spanischen Sprache auf wenig mehr als den Kaufmannsstand sich bisher erstreckt hat, der behufs der directen Verbindungen mit Spanien oder dessen ehemahligen americanischen Colonien derselben bedarf. Einzelne Gelehrte pflegten sie allerdings von jeher und einige haben in unsern Zeiten durch Uebersetzungen, Herausgabe spanischer Werke in der Ursprache, von Anthologien, Grammatiken

2c. ein größeres Publicum für spanische Sprache zu bilden gestrebt; unter andern Ditto von der Malsburg, Keil, Franceson und besonders Herr Professor Huber in Marburg, dem obiges Buch gewidmet ist und der uns durch seine Floresta ein tüchtiges Mittel an die Hand gab, die Sprache und Literatur eines in der Weltgeschichte einst so hochberühmten Volkes zu studieren, wozu uns seine classischen 'Skizzen' so große Lust machen mußten.

Glücklich reiht sich vorliegendes Buch diesen Bestrebungen an. Hr Lector Melford, indem er es unternahm, uns eine Reihenfolge gelungener Bühnenstücke der neueren Dichter — gewiß das beste Mittel, die Umgangssprache einer Nation zu erlernen und sich mit der Zeit Gewandtheit darin zu verschaffen — hat jeden Freund der spanischen Sprache und Literatur zu besonderm Danke verpflichtet, den Ref. mit um so mehr Vergnügen zollt, als er in der glücklichen Wahl des den Cyclus eröffnenden Stückes eine sichere Bürgschaft für die zweckmäßige und tüchtige Durchführung des ganzen Unternehmens erblickt.

In der That gehört *el si de las niñas* zu den gelungensten so genannten moralischen Comödien und zwar nach der ganzen Ausführung. Die Charactere sind gut gehalten und sprechen sehr an, die Situationen sind glücklich gewählt, der Dialog lebhaft, natürlich, zuweilen naiv, ohne die langen Tiraden, welche Stücke dieser Gattung oft so langweilig machen, und rein von jeder gemeinen Witzley, weswegen dieses Stück in die jüngsten Hände ohne Gefahr gelegt werden kann, ein Vorzug, dessen sich wenige deutsche, französische, englische und italiänische Lustspiele rühmen können.

Ref. muß auch die Idee und Ausführung der

von Sn Lect. M. beygefügten Notizen, Anmerkungen, Worterklärungen ic., wodurch selbst dem nur wenig bewanderten Schüler das Verständniß des Originals sehr leicht gemacht wird, rühmen.

Die äußere Ausstattung ist sehr lobenswerth; das Papier ist schön, der Druck ebenfalls und mit nur unbedeutenden Ausnahmen correct.

Esr.

P a r i s.

Bey Charles Gosselin u. Comp., 1837. Lettres sur l'Amérique du Nord par Michel Chevalier. Avec une carte des États-unis d'Amérique. Troisième édition revue, corrigée et augmentée de plusieurs chapitres. Tome premier 470 S. Tome second 526 S. in Octav.

Die Juliusrevolution, so tief eingreifend in alle Verhältnisse Frankreichs, hat auch auf die französische Literatur einen unverkennbaren Einfluß gehabt. Während jene Revolution das materielle Interesse des französischen Volks an die Tagesordnung brachte, sehen wir plötzlich einen großen Theil der französischen Schriftsteller ihre Federn ausschließlich diesem Gegenstande widmen, und, weil der Geschmack der Franzosen einmahl eine solche Richtung genommen hat, Theorien der Handlung und Gewerbe in Chateaubriand's Stile vortragen. Dieses vertrug sich ganz wohl mit dem Geiste des Christenthums, oder dem classischen Boden von Griechenland und Palästina; allein weniger, wenn von Gegenständen der materiellen Interessen die Rede ist. M. Michel Chevalier reifete im Anfange Novembers 1833 nach London und machte vom Ende des gedachten Jahrs bis 1835 eine Reise nach Nordamerica.

Vorzüglich mit dieser letztern beschäftigt sich die beiden angezeigten Theile seines Werks; er verspricht aber noch in einer besondern Schrift seinen Aufenthalt im spanischen America und auf der Insel Cuba zu beschreiben. Der Zweck seiner Reise war, die öffentlichen Werke, insbesondere die Eisenbahnen, zu untersuchen. Wir müssen der Vermuthung Raum geben, daß er im Auftrage des damaligen französischen Ministeriums diese Reise unternahm, und das Resultat seiner Untersuchungen dienen sollte, das französische Volk für die öffentlichen Arbeiten, die es in Frankreich unternehmen wollte, vorzubereiten und zu gewinnen, zugleich auch für den Geist der Juliusrevolution, als durch welche das Bürgerthum und die materiellen Interessen die Oberhand erhalten hatten, fortdauernd zu electrifizieren. Der Verf. rühmt die Bereitwilligkeit, mit welcher Thiers, damals Minister des Innern, und Legrand, General-Director der Brücken und Chaussées, ihm verschiedentlich die Erlaubniß, seine Reisezeit verlängern zu dürfen, ertheilt hätten. Angenommen, daß wir uns in unserer Ansicht über den eigentlichen Zweck seiner Reise nicht irren, so können wir dem Verf. den gerechten Zoll der Bewunderung über die geschickte Art, mit welcher er sich seines Auftrages entledigt hat, nicht versagen. Will ein Autor schnell und auf eine bestimmte, ihm bekannte Classe im Volke — hier 'le petit bourgeois de Paris' (der sich für die Helden der Juliusstage hielt — einwirken: so darf er nicht mit einem von Theorien strotzenden, gelehrten Werke hervor treten; ein beliebtes Journal — le Journal des Debats — war der beste Weg. Wirklich erschien das neue Licht das Chevalier in Frankreich anzünden wollte, in selbigem, eingekleidet in Briefe aus America. Ein

Haupterforderniß eines Journalisten ist, eine angenehme Unterhaltung zu gewähren. Daher wird es erklärlich, daß wir in einer, ihrer Tendenz nach ganz wissenschaftlichen, Schrift ein seltenes Gemisch von politischen Ansichten, publicistischen, historischen, statistischen, geographischen und technischen Notizen, Citaten, Erörterungen und Râsonnements über Charactere und Begebenheiten der ältern und neuern Geschichte im romantischen Stile vorgetragen finden, das alles gewürzt mit einer starken Dosis von Empfindsamkeit. Nicht weniger wird erwartet, daß für Abwechslung gesorgt werde. Auch dieser Bedingung hat der Vf. Genüge geleistet: jeder Brief berührt im Allgemeinen zwar den Inhalt seiner Ueberschrift, der Verf. ergreift aber schnell die erste sich ihm darbietende Gelegenheit, den Leser in ein blumenreiches Feld zu führen; bald streift er vom Nordpol nach dem Südpol, dann ist er in Constantinopel und gleich wieder in Paris, spricht in einem Athem von Alexander und Karl X. und seinen Gesandten. Wollen wir Beyspiele? unter vielen hier nur eins: wir wählen gleich seinen ersten Brief, der die Ueberschrift führt: le chemin de fer de Paris à Londres. Der Leser wird hier einen Anschlag der Kosten eines solchen Weges, eine Darstellung der Schwierigkeiten, die sich der Ausführung entgegen setzen, und des muthmaßlichen Gewinnstes, erwarten; allein nichts von allem dem. Der Verf. verbreitet sich ausführlich über die Verschiedenheit des englischen und französischen Nationalcharacters in industrieller Beziehung und sagt dann von dem Chemin de fer de Paris à Londres; er werde ein établissement commercial de premier ordre, eine politische Fondation und enge Kette der Alli-

anz zwischen Frankreich und England bilden; hauptsächlich sey es als instrument d'éducation zu empfehlen. Wir müssen nämlich nicht vergessen, daß während das französische Gouvernement der Juliusrevolution den materiellen Interessen den ersten Platz einräumte, die Erziehung den zweyten erhielt; wirklich erschienen bald viele Erziehungsschriften. Da haben wir also mit Inbegriff der damals sehr beliebten Allianz mit England die vorzüglichsten Tendenzen der französischen Juliusregierung. Aber der Verf., besorgend, sich zu lange für die Classe seiner Leser, für welche er hauptsächlich schrieb, bey diesen ernstern Gegenständen verweilt zu haben, springt plötzlich zu einem andern über, der mehrere und leichter zu verdauende Unterhaltung gewährt. Zu welchem? der Leser wird Mühe haben ihn zu errathen; — zu dem berühmten Weinfasse zu Heidelberg und dem ruinierten Schlosse, das es aufbewahrt. Indem er mit ein Paar Worten seines Besuchs einer großen Brauerey erwähnt, erinnert er sich das große Weinfäß und das Heidelberger Schloß gesehen zu haben. Und nun erhalten wir die Beschreibung der Ruinen der umliegenden Gegend, die Geschichte des Schlosses und seines Weinfasses, und des Festes, das dem Kaiser Alexander und dem Könige von Preußen im J. 1813 hier gegeben ward. Ein Franzose, Namens Charles de Grambert, der Zimmer in einem alten Thurme des Schlosses bewohnt, und Zeichnungen der Ruinen verkauft, spielt auch eine Rolle. Der Leser wird neugierig seyn, wie der Verf. von dieser langen Episode wieder einlenkt; er weiß sich zu helfen. Das Heidelberger Faß ist leer und leet geworden, 'parceque le gros tonneau féodal ne se remplissait que du pro

duit des droits seigneuriaux, tandis que les tonneaux de la brasserie se remplissent par le libre concours de 300 hommes. Allein wir sahen in London mehr als eine große Brauerey zu Grunde gehen, und ihre Fässer zerschlagen. Das Stillschweigen und Elend, das im Heidelberger Schloßhofs herrscht, ist dem Verfasser 'un emblème de l'ordre féodal, comparé à la puissance moderne de la paix et du travail créateur. Tous les peuples peuvent lire leur destinée prochaine dans la condition actuelle de la fabrique florissante, ou dans celle du chateau desert et coulant.' Fragen möchten wir den Verf., der sich so gern in der alten Geschichte herum treibt, ob die größten Handelsstädte der alten Welt, Tyrus, Sidon, Carthago nicht noch ein traurigeres Bild der Zerstörung darbieten, als jenes Schloß? — Am Schlusse dieses Kapitels wird auch noch das unglückliche Polen herbey gezogen. Des Verfs angegebener Hauptzweck seiner Reise nach Nordamerica war: die Bankangelegenheiten und den Zustand der Eisenbahnen einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Beide Gegenstände sind höchst trockner Natur, erfordern Vorkenntnisse, die sich bey einem großen Theile der Leser des Journal des Debats nicht voraussetzen ließen. Der Verf. benimmt sich auch hier mit großer Feinheit; einmahl, indem er in seinen Briefen selbst, sich nur auf allgemeine Erklärungen einläßt, die Sache hauptsächlich historisch behandelt und wo nur thunlich, unterhaltende Anekdoten von bekannten Personen einmischt, alles Technische aber in die zahlreichen Notizen und Bemerkungen enthält; dann aber seine Briefe in der Art wechselt, daß auf einen

ernsten und trocknen Inhalts irgend ein unterhaltender folgt, stände auch der Gegenstand in keiner unmittelbaren Beziehung mit dem angeblichen Zwecke seiner Schrift. Wenn er z. B. die aus der Geschichte der Gründung von Virginien bekannten Abenteuer des Capitän John Smith weitläufig erzählt, so gewinnt es, weil sich keine Verbindung mit den Gegenständen, mit welchen sich sein Werk beschäftigt, auffinden läßt, den Anschein, daß ihm hauptsächlich daran gelegen gewesen sey, für die schöne Pocahontas zu werden, was Chateaubriand für den Atala war. Wahrscheinlich haben viele französische Leser durch diese romantische Erzählung einigen Ersatz für die Trockenheit vieler Stellen der vorher gehenden Briefe gefunden. In einem andern Briefe, überschrieben, *le premier peuple du monde*, erklärt er: daß die Franzosen das erste Volk seyen? Nein, sie können es werden, allein jetzt. 'L'ordre social des Etats-unis, sagt er, est supérieur sous rapport de la condition des masses laborieuses'. Welche Umwege der Vf. sich auch erlaubt, das Refrain ist immer: die materiellen Interessen bilden die Gottheit, der Frankreich fortan huldigen soll.

Die Briefe Chevaliers in dem Journal des Debats hatten, wie leicht zu erachten, in Frankreich vielen Beyfall gefunden, und ihm einen literarischen Ruf erworben. Es handelte sich nun darum, sie in einem systematischen Werke zu ordnen. Die angezeigte Schrift ist bis ungefähr zwey Drittheile aus jenen Journalartikeln genommen. Der Verf. unterzog diese Briefe einer Umarbeitung, fügte neue Briefe und viele Noten hinzu, und versah das Ganze mit einer Einleitung, in welcher er sich über den Plan seiner

Schrift näher ausspricht. Hier wird es um so nöthiger seyn, seinen Ideengang näher zu verfolgen, als er dabey nicht allein Frankreich, sondern auch Deutschland zum Augenmerk hat. Nachdem er den Gang der Civilisation vom Occident und Orient beschreibt, und einen Contact beider, als nahe bevorstehend andeutet, nimmt er die Araber als zwischen beiden gestellt an, und behauptet, daß die Civilisation des Occidents sich in der Richtung nach dem Oriente bewege; Europa theilt er ein in das Lateinische, Deutsche und Slavische. Unter den europäischen Völkern sind zwey die einen weniger specialen Character als die übrigen, nämlich einen gemischten haben: Oestreich und Frankreich. Dies letzte Land ist theils deutscher, theils lateinischer Natur; catholisch aus sentiment, protestantisch aus humeur vereinigt es den nerf intellectuel des Deutschen mit dem eleganten Geschmacke des mittäglichen Volkes. Oestreich, durch Erziehung und vermöge des Ursprungs seiner Bevölkerung von verschiedenen Staaten, ist halb slavisch, halb deutsch. Durch die Religion ist es mit den Lateinern verbunden. Beide Staaten werden immer einen großen Einfluß ausüben, wenn die Balance von Europa, oder eine gemeinschaftliche Anstrengung dieses Welttheils in Frage kommt. Allein 'La France forme la sommité du groupe latin; elle en est la protetrice'. — Seit die Völker, die sächsischen Ursprungs sind, im europäischen Gleichgewichte den Vorrang erhalten haben, seitdem die englische Rasse, über Frankreich und Spanien, in Asien, America und Europa die Oberhand gewonnen hat, haben die Engländer neue Institutionen erhalten, neue Regierungs-Grundsätze, neue gesellschaftliche und politische

Ideen angenommen; mehr noch als sie ihre Fortsetzer, die Nordamericaner. Alles was auf Arbeit und auf den Zustand der Arbeiter Bezug hat, ist von diesen Lehrern auf eine unglaubliche Art vervollkommenet worden. Nur diesen Neuerungen verdanke die englische Klasse ihre Superiorität. Frankreich hat unter allen Zweigen der lateinischen Familie die glücklichste Lage; der französische Character ist voller Energie, empfänglich für große Unternehmungen. 'Il s'agit pour nous mêmes, dans notre intérieur, d'être ou de n'être plus.' Aber auf welche Art und in welcher Form, sollen die Franzosen es anfangen, sich die Neuerungen und Erfindungen der Engländer und Nordamericaner zu eigen zu machen, und, wenn möglich, zu überflügeln? Der Verf. hat sich die Auflösung dieser schweren Aufgabe vorgezeichnet; er gesteht sie nur unvollkommen dadurch gelöst zu haben, daß er alles, was er in der neuen Welt sah, mit englischen, am meisten aber mit französischen Institutionen verglich, und in Frankreich in Anwendung zu bringen sucht. Wie Letzteres zu erreichen siehe, entwickelt er im XXXII. Briefe, überschrieben: La Bourgeoisie. Die Gesellschaft in Frankreich, sagt er, besteht aus dem Schatten einer Aristocratie, gebildet aus dem alten und dem neuen Bonaparte'schen Adel und der Bürgerschaft, die sich in thätige (active) und müßige (oisive) theilt: die erste begreift in sich den Handel, die Industrie — wozu die propriétaires producteurs, — die Rechtsgelehrten und die freyen Künstler gehören; der zweyte begreift die Personen, welche von den Revenüen ihrer verpachteten Ländereyen leben, und die Rentiers. Am Fuße der Pyramide stehen Bauern und Handwerker, von welchen der

eine Theil Eigenthum besitzt, der andere es zu erwerben strebt; auf der einen Seite die Classe der Künstler und kleineren Cultivateurs, auf der andern die Proletaires. 'Aujourd'hui, il est universellement reconnu que la Bourgeoisie domine en France. L'aristocratie est repoussée du pouvoir et tient écartée. Les artisans ont peine à lever la tête. Les prolétaires ne comptent point.' — Der Verf. vergleicht diesen Zustand Frankreichs mit Nordamerika; dort ist keine Bourgeoisie oisive; und nun stellt er den Satz auf: diese wird und muß auch in Europa verschwinden, 'car elle manque raison d'existence, elle ne remplit point la mission que peut remplir une aristocratie; elle n'en remplit aucune. La Bourgeoisie oisive à tout à gagner en passant dans les rangs de la Bourgeoisie active.' Robespierre hatte einst den Plan, von den 25 Millionen Einwohnern, die Frankreich damals zählte, 10 Millionen auf die Seite zu schaffen, und den Grund und Boden dieses Landes unter die übrig bleibenden 15 Millionen in der Art zu vertheilen, daß jede Familie vier Arpens zu ihrem Unterhalte erhielt. Nicht viel besser und eben so unausführbar scheint der vorliegende Plan zu seyn, und um so auffallender, daß der Verf. sich auf das Beyspiel von Nordamerika beruft, daß nach seiner Behauptung weder Aristocratie, noch Bourgeoisie oisive, noch prolétaires kennt, während unter der französischen Bevölkerung ein bedeutender Theil diesen Classen angehört. — Soll der Handwerker Verdienst haben, sollen Fabriken und Manufacturen blühen, so setzt dieses voraus, daß Personen da sind, die ihre Arbeit und Producte bedürfen und bezahlen können; es gibt eine

schlechte Messe, wo die Anzahl der Verkäufer die der Käufer übersteigt. Die Zahl der Producenten in einem Staate muß mit der der Consumenten in einem angemessenen Verhältnisse stehen. Warum blühen Gewerbe und Fabriken aller Art in England? warum hat Englands Handel eine so große Ausdehnung erhalten? Vorzüglich wohl, weil es in England über 2 Millionen reiche bourgeois oisives gibt, die ihre großen Einnahmen dort verzehren. Sind es nicht vorzüglich die vielen Rentiers, die in Paris leben, von welchen der jetzige Souverän von Frankreich la Bourgeoisie de Paris, seine Existenz hat? Wollen wir diese Aristocratie, gegen welche der Verf. so sehr eifert, zur Seite setzen und, wie in Nordamerica, jeden Bürger des Staates zur Activität, d. h. nach des Verfs Plan, zum Handwerker, Fabricanten, Kaufmann, Krämer oder Ufermann stampeln, so möchte ein großer Theil der jetzigen Bourgeoisie active zur oisive und aus Mangel an Nahrungsquellen zu noch etwas Schlimmerem, zu Raub und Mord, gezwungen werden. Es ist die Classe der Bourgeoisie oisive, die, weil bey ihr der Luxus herrscht, größtentheils der Industrie, den Manufacturen und Fabriken Nahrung gibt. Nehmen wir den Luxus hinweg, so werden die Gewerbe bald auf das Nothwendige beschränkt seyn; was wird dann aus dem dermaligen Souverän Frankreichs dem Pariser Bürger werden? Eine Thatsache ist, daß Paris seit der Juliusrevolution 100,000 Einwohner, die sich vom main d'œuvre ernährten, weniger zählt, weil sie ihren Unterhalt nicht mehr finden konnten, ungeachtet die französische Regierung große und kostspielige Bauten in Paris unternimmt, in der Absicht, den

untersten Classen Arbeit zu verschaffen. Eine andere Erfahrung, die der Theorie des Verfs nicht günstig zu seyn scheint, ist, daß nach einer sorgfältigen Berechnung, die sich in die Zeiten der Regierungen der Bourbons erstreckt, beynah keine Familie der petits bourgeois findet, die ihren Aufenthalt in Paris über drey Generationen hinaus nachweisen kann. Selbst dann, wenn auch nur die unumgänglich nothwendigen Gewerbe und Handwerke blühen, ist doch eine Aristocratie oder Bourgeoisie oisive erforderlich, wenn der Handwerker bey seiner Arbeit seine Rechnung finden soll, oder es wird in Ermangelung derselben dahin kommen, wie wir es in einem größeren Theile von Nordamerica finden, daß viele Familien ihre Kleider und Schuhe selbst fabricieren, oder aus Europa kommen lassen müssen. Sehr bekannt ist, daß in vielen landeinwärts gelegenen Gegenden Americas der Colonist nicht vermögend ist, das Getreide, das er über seine Consumtion baut, aus Mangel an Käufern, abzusetzen. — Es gibt einen Staat in Deutschland, der keinen reichen Adel, wie in England, keine wohlhabende Rentiers, wie in Paris, und keinen ausgebreiteten Handel treibt, wo folglich kein überflüssiger Luxus herrscht, aber Industrie und Gewerbe nach Möglichkeit geschützt und befördert werden. Nach den kürzlich in der preussischen Staatszeitung bekannt gemachten Notizen, beschäftigen die Handwerke und Gewerbe in Preußen 2 Millionen von der auf 14 Millionen veranschlagten Volksmenge, folglich ein Siebentheil der ganzen Bevölkerung. Was würde die Folge seyn, wenn auch nur eine Million mehr diese Nahrungsquelle ergreifen würde? und wie, wenn dort vollends das System des Verfs, die ganze

population oisive in active umzuwandeln, in Ausführung gebracht würde? Wir haben hier ein Beyispiel von einem wenig luxuricusen Staate aufgestellt. Denken wir uns England! — Was den Verhältnissen des einen Volks angemessen ist, läßt sich selten und niemahls unbedingt auf ein anderes anwenden. Statt mit dem Vf. zu glauben, daß Europa sich nach dem Beyspiele von Nordamerica, seiner bourgeoisie oisive entledigen müsse und werde, glauben wir vielmehr, daß diese, so bald dieser Welttheil mehr bevölkert und civilisierter geworden seyn wird, auch dort ein Theil der Gesellschaft bilden und eben die Rolle spielen werde, als in Europa. Daß ein Theil Nordamericas sich dieser Periode bereits mit starken Schritten nähert, beweisen die südlichen Provinzen der vereinigten Staaten. — Gesezt es wäre möglich, Frankreich zu dem industriellen und materiellen Staate zu bilden, den der Verf. empfiehlt: würde dann nicht die Gefahr eintreten, daß der französische Nationalcharacter mit Aufopferung seiner anerkannten liebenswürdigen Eigenschaften, den Geist der Nordamericaner, deren Idol das Geld ist (von welchem der Verf. in seinem XXIV. Briefe, überschrieben l'argent, ein schreckliches, und wir besorgen nur zu wahres Gemählde entwirft), annehme und mit ihm der Egoismus der Nordamericaner sein Hauptzug werden möchte? In dem folgenden Kapitel: Les speculations, schildert der Verf. mit nicht minder lebhaften Farben, wie in Nordamerica Zedermann sich unbedingt den Speculationen hingibt, und auf alles speculiert. 'La plupart de speculation sont imprudentes, et plusieurs folles', gesteht der Verf. selbst, während Einige durch diesen zu weit getriebenen Speculationsgeist

Reichthümer erwerben, geht der bey weitem größere Theil zu Grunde. Dieser Geist erzeugt die vielen Eisenbahnen und Canäle die nicht vollendet werden, diese vielen Dampfschiffe, diese vielen Banken, die nach einander fallen. Viele Speculanten verlieren was sie früher gewonnen hatten, andere sehen gleich bey der ersten Speculation nicht nur ihr Vermögen, sondern auch erborgte Gelder zu; aber der Staat, fährt er fort, gewinnt, während Reichthum und Armuth schnell wechseln. Dürfen wir Canäle, Eisenbahnen und Dampfschiffe als einen wirklichen Ersatz für das zerstörte Glück so vieler Familien ansehen? Heinrich IV. von Frankreich möchte dieser Ansicht nicht gewesen seyn! — Ist es rathsam, dem allen gewagten Speculationen so sehr zugänglichen französischen Nationalcharacter ein noch weiteres Feld zu eröffnen, als er schon in dem heillosen Börsenspiel findet? — Wird die Geldaristocratie nicht bald in Frankreich noch mehr ihr Haupt erheben, als sie es jetzt schon thut? Bey allen dem scheint der Verf. doch selbst zu fühlen, daß die americanische Democratie nicht so ganz dem gesellschaftlichen Zustande Frankreichs angemessen sey; in dem XXIX. Briefe: Amélioration sociale, erkennt er die Nothwendigkeit der Beybehaltung der königlichen Würde, als ‘pouvoir arbitre supreme entre la bourgeoisie et les classes populaires’, an. Das Bürgerthum soll aber immer die erste Rolle behalten, der König soll es gegen die Angriffe der Massen schützen, dann aber auch das Schicksal der Letztern verbessern. Der König, den er will, ist so ziemlich ein Monarch à la Fayette, umgeben von demokratischen Institutionen. — Doch zu lange haben wir uns vielleicht schon bey der Anzeige ei-

ner Schrift verweilt, die weniger wegen ihres Inhalts, als vielmehr wegen ihrer Tendenz Aufmerksamkeit verdient.

L o n d o n.

Bey J. B. Baillière. *Outlines of comparative Anatomy*; by Robert E. Grant. Vier Hefte von 1835 — 37. in 8.

Diese Umriffe der vergleichenden Anatomie enthalten in den bis jetzt erschienenen 4 Heften die Lehre von den Knochen, Bändern, Muskeln, Nerven, Sinnes- und Verdauungsorganen, die Chylus- und (den Anfang der) Blutgefäße. Eine allgemeine physiologische und histologische Einleitung geht jedem Kapitel voran, worauf dann, von den niedern Formen zu den höheren fortschreitend, die specielle Darstellung gegeben wird, durch eine große Anzahl zwischen den Text eingedruckter Holzschnitte erläutert. Ref. zweifelt nicht, daß dieses, auch durch eine deutsche Uebersetzung bey uns bekanntere, Werk von dem Anfänger behuf eines Studiums der vergleichenden Anatomie mit Vortheil benützt werden könne, obgleich eine große Mangelhaftigkeit in der gänzlichen Vernachlässigung jeder literarischen Nachweisung liegt, welche hier um so fühlbarer ist, als kein Zweig des menschlichen Wissens einer solchen Ausdehnung fähig ist, als gerade die Kenntniß des speciellen Baues der fast unzähligen Formen der Thierwelt.

Berthold.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 8. Julius 1839.

H a n n o v e r.

Hahnsche Hofbuchhandlung, 1839. *Synopsis Icone illustrata Nervorum Systematis Gangliosi in capite hominis auctore Carol. Frid. Theod. Krause.* 10 Seiten in Folio.

Die Nerven, welche von den verschiedenen Ganglien des Kopfes ausgehen und theils unter sich, theils mit anderen Nerven sich verflechten, sind so zahlreich, so zart und auch größtentheils zwischen anderen Gebilden so verborgen, daß ihre die Gesamtverbindung zeigende Darstellung am anatomischen Präparate oder gar in einer Abbildung fast unmöglich erscheint. In den sonst so trefflichen Kupfertafeln von Arnold ist die Einsicht in ihren Zusammenhang nur durch Vergleichung mehrerer Figuren zu erreichen. Deshalb ist vorliegende Tafel, welche bloß die Lage, Vertheilung und Verbindung der Ganglien, Nerven und Gangliengeflechte vorstellt, sehr unterrichtend. Auf dem gelblich-grauen Papier heben sich die colorierten und übersichtlich bezeichneten Theile überaus deutlich dem beschauenden Auge entgegen. Außerdem

sind in der beygefügtten erklärenden Tabelle mehrere erläuternde Anmerkungen enthalten.

Diese Schrift hat indessen noch einen Zweck, welchen der zweyte Titel genauer angibt, nämlich dem Hn Ober = Medicinal = Rathe Stieglitz zur Feyer seines 50jährigen Doctor = Jubiläums Glück zu wünschen. Auf eine würdige und herzliche Weise sind in dem Vorworte die Gefühle ausgedrückt, welche den Verfasser bey Gelegenheit jenes Ereignisses erfüllten und die auch uns aus voller Seele gesprochen sind. Es hat zwar der Jubilar sich der Feyer eines nur Wenigen gegönnten Tages entzogen, aber dafür haben ihn die Vielen, welche ihm mit Liebe und Verehrung zugethan sind, in der Stille ihres Herzens begangen.

P a r i s.

Bey Crochard, 1838. *Traité de l'Affection calculuse, ou Recherches sur la formation, les caractères physiques et chimiques, les causes, les signes et les effets pathologiques de la pierre et de la gravelle, suivies d'un Essai de Statistique sur cette maladie, avec cinq planches; par le Docteur Civiale.* XX u. 714 Seiten in 8.

Der durch seine umfassenden und einflussreichen Arbeiten über die Behandlung der Steinbeschwerden berühmte Verfasser glaubt durch die Herausgabe seiner im J. 1837 erschienenen *Parallèle de divers moyens de traiter les calculux* eine Anomalie begangen zu haben, indem er dort die therapeutischen Gesichtspuncte festzustellen suchte, bevor er die Geschichte der Steinfrankheit nach ihren allseitigen Beziehungen zu erörtern sich bemühte. Sicherlich war Keiner mehr berufen als er, auch über die Entstehungsweise

und die Ursachen dieses Leidens seine Forschungen auszudehnen, und die Resultate derselben sind in vorliegendem, gründlich und eigenthümlich behandelten, Werke enthalten. Es zerfällt in acht Kapitel. I. Ueber die Zusammensetzung der in den Harnwerkzeugen sich bildenden Concretionen. Eine Uebersicht der bisher durch chemische Analyse in diesen Gebilden aufgefundenen Stoffe (18 an der Zahl). Sie seyen an sich in jedem gesunden oder kranken Urine schon vorhanden, und in sofern habe van Swieten recht, wenn er sagt: *Omnes calculum minimus, sed separatim in minimas partes constituentes, concreturas brevi ad quodcunque corpus insolubile, cui occurrunt.* Die Chemiker hätten jedoch bisher versäumt, die verschiedenen Schichten eines Harnsteins einzeln für sich zu untersuchen. II. Von den verschiedenen Formen, welche die steinige Materie annimmt. Theils crystallinische Schuppen und Körner, theils Pulver und gestaltlose Massen. III. Von der Textur der Harnsteine. Körnig, blättrig, concentrisch-schalig. Der Anschußpunct oder Kern von der verschiedenartigsten Beschaffenheit, theils von inneren, theils von äußeren Veranlassungen herrührend. Letztere (*noyaux venus de dehors*) werden in großer Zahl und mit Beyziehung einer weitläufigen Literatur aufgeführt. IV. Von den physischen Charakteren der Concretionen. Sie werden je nach ihrem Vorkommen in den Nieren, den Harnleitern, der Blase, der Harnröhre, der Prostata, dem Präputium beschrieben nach ihrem Volumen oder ihrer Größe, ihrem Gewicht, ihrer zusammen vorkommenden Menge, ihrer Configuration, ihrer Consistenz, ihrer Farbe, ihrem Geruche und

Geschmacke. V. Von den organischen Verletzungen, hervor gebracht durch die Steinkrankheit (affection calculuse). In den Nieren: Entzündung, Eiterung, Brand, anomale Geschwülste, Cysten, Krebs, Hypertrophie, Atrophie. In den Ureteren: Abweichung der regelmäßigen Lage, Erweiterung, Verengerung, Hydatiden. In der Blase: Aenderung der Form und Lage, Hypertrophie und Atrophie der einzelnen Häute, Entzündung mit ihren Ausgängen, Schwamm- und Krebsbildung. In der Urethra: je nach ihren hinteren, mittleren oder vorderen Theilen, zugleich mit der Prostata, eine große Reihe krankhafter, hier ausführlich entwickelter Veränderungen. VI. Diagnostik der Steinkrankheit. Die Beurtheilung ihres Vorhandenseyns, ihres Sitzes, ihrer Größe, ihres Fortschrittes wird entweder durch die Symptome (troubles fonctionnels) oder durch directe Explorationen möglich gemacht. Der Verf. geht die Zeichen einzeln durch, und kommt zu der Schlussfolge, daß sie so wohl in ihrem besondern Auftreten, als auch in ihrer Gesamt-Erscheinung keinen entschiedenen Anhalt für die Diagnostik gewähren; die Untersuchung mit dem Catheter oder der Sonde hält er für weit sicherer, aber dennoch vielfachen Fehlerquellen, namentlich in Beziehung auf das Volumen des Steines, unterworfen; für am sichersten hingegen die Untersuchung mit dem neuen Instrumente der Lithotritie, welche in sich folgende fünf Vorzüge vereinigt: 1) daß man die Gegenwart des Steines in der Blase immer constatieren, 2) seine Größe bestimmen, 3) beurtheilen könne, ob mehrere vorhanden, 4) ob Säcke, 5) ob ein Schwamm am Halse der Blase zugegen seyen. VII. Von

den Ursachen der Steinkrankheit. Der Verfasser ist weit entfernt, die so häufig angenommenen Ursachen für diese Beschwerden, namentlich den Genuß gewisser Nahrungsmittel, besonders der Getränke, des Weines, Bieres u. s. w. dafür gelten zu lassen, oder die gebildeten Concretionen als rein chemische Ausscheidungen und Ablagerungen zu betrachten. Vielmehr sey die Steinerzeugung ein rein organisch-pathogonischer Proceß, dem eine chronische Entzündung (*phlegmasie prolongée*) der betroffenen Theile zum Grunde liege. In welchem Verhältnisse die Art und der Grad dieses entzündlichen Zustandes zu der jedesmahligen Beschaffenheit der steinigen Production stehe, sey bisher darum noch nicht ins Klare gebracht, weil man noch nicht gehörig darauf Rücksicht genommen. Indessen lehrten Thatsachen, daß die Materie der Concretionen aus Harnsäure, harnsaurem Ammoniak, kleeausrem Kalk und Cystik-Dryd in den Nieren entstehen, durch eine Modification, oder wenn man wolle, durch eine Verkehrung der Drüsenthätigkeit (*par une perversion de l'action glandulaire p. 529*); ihre Festwerdung jedoch habe in der Regel nur statt in der Blase; es können sich übrigens die Incrustationen, welche aus phosphorsauren Salzen bestehen, an allen den Punkten des Urinar-Apparates, welche mit einer mucösen Membran ausgekleidet sind, entwickeln. Der Verfasser vergleicht diesen Vorgang mit der Bildung der Eierschalen in den Oviducten der Vögel, und führt die Vergleichung bis ins Einzelne durch. (*Le rapport n'est pas seulement dans la forme et la disposition; il tient encore au mode de production, puisque, dans l'un et l'autre cas, celle-ci a lieu sous l'in-*

fluence d'un état de surexcitation ou d'exaltation de la vitalité des tissus muqueux, et que le jaune de l'oeuf peut rigoureusement être comparé, dans son action sur la membrane muqueuse de l'oviducte, aux corps étrangers venus du dehors, ou descendus des reins, qui constituent le noyau d'un si grand nombre de pierres p. 534.) Diese Theorie kann ihre volle Richtigkeit haben und dennoch die frühere Ansicht (welche der Verf. hauptsächlich in der Vorrede so sehr bestreitet) von dem Einflusse der Nahrungsmittel und der Lebensweise auf die Steinerzeugung dabey recht gut bestehen. Denn gerade hierdurch vermag ein gereizter Zustand des uropoetischen Systems am ehesten veranlaßt und unterhalten zu werden.

VIII. Statistische Nachforschungen über die Steinkrankheit. Eine Zusammenstellung von Berichten, welche der Verf. sich von verschiedenen Ländern (z. B. Oestreich, Baiern, Italien etc.) zu verschaffen mußte über das Vorkommen dieses Leidens im Verhältnisse zur Bevölkerung, über die Behandlung desselben und ihre Resultate. Am vollständigsten sind natürlich die aus Frankreich und namentlich von Paris. Hier möge nur aus den zahlreich mitgetheilten Tabellen herausgehoben werden, daß im Hospital Hôtel-Dieu während 32 Jahren von 100 am Steinschnitt Operierten 28, in der Charité während 30 Jahren von 70 Operierten 35 und in der Privat-Praxis des Verfassers und anderer Wundärzte während 10 Jahren von 190 Operierten 106 starben. Hingegen bey der neuen, von dem Verfasser eingeführten, Lithotritie benannten, Behandlungsweise, wo die Steine in der Blase zermalmt und ausgeleert werden, sind während der

12 Jahre ihrer Einführung von 303 darnach behandelten Patienten 296 vollkommen geheilt worden und nur 7 gestorben. Die Behandlung dauerte im Durchschnitt 41 Tage. Der Verfasser gibt die umständlichen Belege zu diesen Behauptungen und führt an, daß Dupuytren, der Anfangs seine Zahlen-Angaben bestritten, noch auf dem Todtbette seinen Irrthum anerkannt und im Testamente widerrufen habe (*Pénétré de la fausse démarche dans laquelle il s'était engagé, l'illustre chirurgien de l'Hôtel-Dieu voulut, en mourant, proclamer une vérité qu'il avait d'abord contestée* p. 603).

Unter den zerstreuten Bemerkungen, womit der Verfasser dieses Werk beschließt, steht auch die, daß er in seiner Praxis die von früheren Aerzten gemachte Beobachtung, wornach mehrere Glieder einer Familie zugleich oder nach einander an der Steinkrankheit litten, mehrfach bestätigt fand. Hieraus auf eine Erblichkeit derselben zu schließen, sey jedoch zu gewagt (wahrscheinlich, weil in derselben Familie die gleichen Veranlassungen zu denselben Beschwerden vorhanden seyn und fortdauern können). Eben so zeigt er, daß diese Krankheit in allen Theilen der Welt, in den gemäßigten wie in den tropischen Climates, gefunden werde, und daß das Verhältniß ihres Vorkommens zur Zahl der Bevölkerung, so bald einmahl genaue und vieljährige Zahlen-Angaben darüber gesammelt wären, an allen Orten im Durchschnitt nicht sehr abweichend ausfallen werde.

Die Abbildungen auf den fünf Tafeln stellen theils verschiedene Harnsteine vor, theils ihre Lage in den Organen, theils die Veränderungen und Zerstörungen, welche sie darin bewirkten.

S t u t t g a r t.

Hoffmannsche Verlags-Buchhandlung, 1839:
Atlas des gestirnten Himmels. Für Freunde und
Lehrer der Astronomie herausgegeben von F. J.
von Littrow.

Dieser Atlas enthält 36 Tafeln in Quarto,
Tafel 1 und 2 stellt die nördliche, Tafel 3 und 4
die südliche Hemisphäre dar. Die Tafeln 5 bis
28 enthalten die verschiedenen Sternbilder, Tafel
29. 30 ist eine Alignementskarte, Tafel 31 bis
34 enthält verschiedene Zeichnungen von Doppel-
sternen, Stellen des Himmels, die besonders ster-
nenreich sind, Sterngruppen, Sternnebel und
Tafel 35. 36 verschiedene Arten von Nebeln. Die
letzteren Karten sind aus dem bekannten Werke
von Herschel entlehnt, bey den Sternkarten sind
besonders die Bode'schen Karten benutzt worden.
Die störenden Abbildungen von Thieren zc. sind
weggelassen oder nur in schwachen Umrissen an-
gedeutet, eben so die eigenen Namen der Sterne
und die Sterne nur bis zur fünften Größe auf-
genommen, nur selten sind auch Sterne sechster
Größe zur Ausfüllung sternarmer Gegenden an-
gewandt worden. Ueberhaupt sind die Karten so
gezeichnet, daß wenn man sie so weit vom Auge
hält, die feinen Umriffe der Figuren und die
schwachen Declinations- und Stundenkreise eben
zu entschwinden anfangen, die Sterne in ihrer
verhältnißmäßigen Größe und Stellung, ohne
fremde Beymischung, ins Auge treten. Hinter
jeder Karte befinden sich Erläuterungen über die
Eigennamen der Sterne und sonstige Eigenschaf-
ten derselben, über Doppelsterne, Nebelflecken zc.

G e t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. 111. S t ü c k .

Den 11. Julius 1839.

G e t t i n g e n .

Typis Dieterichianis. Academ. Georgiae Augustae Prorektor c. Senatu Sacra Pentecostalia anni MDCCCXXXIX pie concelebranda indicunt. De regundis finibus theologicae de moribus doctrinae et philosophicae, scripsit Fridericus Lückius. 18 Seiten in 4.

Die Frage, wie sich die theologische und philosophische Moral zu einander verhalten, ist in dieser bestimmten Form erst mit der theologischen Moral, als einer von der Dogmatik und von der philosophischen Ethik getrennten Wissenschaft, entstanden. Bis auf G. Calixt, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die theologische Moral zuerst auf eine bleibende Weise von der Dogmatik entband, wurde die christliche Sittenlehre entweder fragmentarisch in der Dogmatik, oder mehr zusammen hängend freylich, aber weniger theologisch in der philosoph. Moral auf aristotelische, scholastische Weise abgehandelt. Das Letztere that noch E. Danäus, den man fälschlich

für den ersten Urheber der Trennung der Moral von der Dogmatik zu halten pflegt, in seiner *Ethica christiana*, welche eben nur eine christliche Moralphilosophie ist. Das schon fertige ethische System der aristotelischen Scholastik wurde christlich accommodiert und gefärbt; Stand- und Ausgangspunct blieb dabey die Philosophie. Bey dieser Behandlungsweise der christlichen Sittenlehre war es natürlich, daß man die Vorzüge der christlichen Sittenlehre vor der heidnischen, insbesondere hellenischen, besprach und erörterte, aber so lange es weder eine theologische Moral gab, noch auch eine in der christlichen Welt neu erzeugte philosophische, waren die Glieder des Gegensatzes zu ungleich, als daß man zu einer klaren Einsicht in die formelle wie materielle Verschiedenheit und Verwandtschaft beider Disciplinen hätte gelangen können. Auch in der ersten Zeit nach Calixt fehlte es, um die Frage richtiger zu fassen, noch zu sehr an einer wahrhaft vergleichbaren philosophischen Moral. Weder die Eklektiker, Grotius und Puffendorf, noch die pantheistische Ethik Spinozas gewährten eine solche. Dort versteckte sich der wirkliche Unterschied beider Wissenschaften, hier war wenigstens den Theologen damahliger Zeit kaum möglich, hinter dem christlichen Scheine in den Außenwerken die totale und principielle Differenz von der christlichen Moral zu verkennen. Erst mit Wolf kann man sagen, daß eine philosophische Moral hervor trat, welche nach Inhalt und Form sich mit der unterdessen heran gewachsenen theologischen wahrhaft vergleichen ließ. So ist auch Wolf selbst der Erste, der die Frage genauer faßte und schärfer erörterte. Er that dies in der im J. 1753 geschriebenen Vorrede zu den *Element. theol. mor.* seines Schülers Bertling, eines Helmst. Theologen.

Allein, obwohl er die Unabhängigkeit des Inhalts der Moralthologie von der Moralphilosophie anerkannte, die beiden Erkenntnißprincipe, Offenbarung und Vernunft, unterschied, und doch auch wieder in der höheren Einheit des göttlichen Willens verband, und so dahin gelangte, zu zeigen, daß beide Wissenschaften, bey aller Verschiedenheit der Form und des Ursprungs der Erkenntniß und der Vorzüge der geoffenbarten Moral, ohne Widerspruch seyen, so war ihm doch bey der Art, wie damahls Theologie und Philosophie überhaupt zu einander standen, nicht möglich, das Verhältniß bis auf seinen Grund zu durchschauen. Weder begriff er, daß die philosophische Moral in der christlichen Welt das christliche Princip, wenn auch unbewußt, in sich trägt, noch, daß die theologische die philosophische Erkenntnißweise in sich hat. Indem er die eigenthümliche wissenschaftliche Form der christlichen Moral weder in der Idee erkannte, noch auch in der Wirklichkeit vorfand, und indem er die christliche Moral vorzugsweise nur als eine populäre und äußerlich positive dachte, eben darin den Vorzug derselben fand, verglich auch er in der That noch zu Ungleiches, um die Gegenseitigkeit beider Disciplinen, die er und seine Schule nur ahneten, deutlich erkennen zu können. Man hatte sich schon vor Wolf daran gewöhnt, in der Moral, wie in der Dogmatik so genannte articuli mixti zu unterscheiden, in denen das theologische und philosophische Erkennen zusammen fallen. Und so wurde es üblich, die philosophische Moral von Wolf oder seine practische Philosophie in dem so genannten allgemeinen Theile der theolog. Moral zum Ausgangspuncte zu machen. Wie aber diese mixti articuli mit den puris, Philosophisches und Theologisches, im Systeme der theologischen

Moral zu einem organischen, wissenschaftlichen Zusammenhange zu verbinden seyen, ja ob es nur möglich sey, so Disparates in Einem Systeme zu vereinigen, diese Fragen wurden damahls weder aufgeworfen, noch beantwortet. Bis auf Kant blieb eine Unklarheit des Verhältnisses, wobey weder die theolog. noch philos. Moral recht gedeihen konnte. Nur ist in dieser Zeit interessant zu bemerken, wie auch diejenigen Philosophen, welche, wie der vortreffliche Ganz in Lützen, der ein erneuertes Andenken verdient, es darauf anlegten, den alten Streit zwischen Theologie und Philosophie aufzuheben, eine heilige Ehrfurcht vor der geoffenbarten Religion behielten, die ihnen weit eher gestattete, die christlichen Principien zu Ausgangs- und Zielpuncten ihres philosoph. Denkens zu machen, als alle Wahrheit des Evangeliums nur nach philosoph. Formeln zu messen. Seit Kant aber änderte sich die Richtung wesentlich. Die philos. Ethik bekam durch ihn einen Vorsprung, und damit eine Herrschaft über die in wissenschaftlicher Hinsicht zurück gebliebene Moraltheologie, daß bey dem damit zusammen treffenden allgemeinen Umschwunge der Geister, worin eine gewisse rationalistische Abneigung gegen das Positive und Geoffenbarte lag, zu verwundern gewesen wäre, wenn nicht erfolgt wäre, was wirklich geschah, nämlich das fast gänzliche Uebergehen der Moraltheologie in die Form und den Inhalt der philosophischen. Die Kantischen Moraltheologen der Zeit machten, wenn sie auch die Verschiedenheit und den Vorzug der Offenbarung vor der Vernunfterkennung anerkannten, doch die philosophische Ethik zur absoluten Critik und Norm nicht nur für die Form, sondern auch den Inhalt der theol. Moral. So war es nicht schwer, den letzten Schritt zu wa-

gen, den eine neuere Schule auf dem Gebiete der Moral wie der Dogmatik wagte, nämlich Kraft des absoluten Begriffs Theologie und Philosophie als Eins zu sehen, d. h. die Theologie ganz und gar in die Philosophie aufzulösen. Bey dieser extremen Richtung konnte die Reaction nicht lange ausbleiben. Man kann den wesentlichen Unterschied zwischen Theologie und Philosophie verdecken, ignorieren, — aber seine Wahrheit und Wesentlichkeit ist unzerstörbar. So erklärt es sich, daß auf der entgegen gesetzten Seite in der neuesten Zeit wieder die Ansicht hervor tritt, daß theolog. und philosoph. Moral durchaus von einander zu trennen, daß sie nicht nur in der Form, sondern auch im Inhalte wesentlich verschieden seyen, ohne gleichwohl einander zu widersprechen oder einander aufzuheben. Am bestimmtesten drückt diese Ansicht ein Schüler Schleiermachers, Wetter, in seiner beachtungswerthen Schrift über das Verhältniß der philosoph. zur christlichen Sittenlehre, Berlin 1830, so aus, daß der Inhalt der letzteren das durch das christliche, religiöse Gefühl bestimmte Handeln sey, der Inhalt der ersteren aber die Begriffsentwicklung der thätigen Sineinanderbildung von Natur und Vernunft. Hieraus folge dann von selbst die Verschiedenheit der Form. Damit soll nicht gesagt werden, daß dieser verschiedene Inhalt sich nicht wieder auf einander zurück führen lasse, wohl aber, daß er zunächst so verschieden sey, daß an ein unmittelbares Sineinanderübergehen beider Disciplinen nicht gedacht werden könne. Hat nun diese Schule in der stärkeren Hervorhebung des Unterschiedes unleugbar recht, so hat doch dem Verf. des Programms geschienen, als müsse man auch der unmittelbaren Verwandtschaft und Wechselbeziehung beider Wissenschaften ihr Recht

widerfahren lassen, wie er denn überhaupt überzeugt ist, daß der Fortschritt der Theologie und Philosophie im Allgemeinen eben dadurch bedingt ist, daß beide eben so scharf unterschieden, als in diesen Unterschieden wieder auf einander bezogen werden. Die Aufgabe ist, die Orte und Grade des Unterschiedes und der Verwandtschaft, der Trennung und Verbindung genauer zu bestimmen.

Nachdem nun im vorliegenden Programme zuerst die geschichtliche Entwicklung der Frage über das Verhältniß zwischen der theol. und philosoph. Moral bis auf die neueste Zeit in der angegebenen Art kurz dargelegt, und gezeigt worden ist, daß sich darüber noch keine allgemein gültige Ansicht gebildet hat, wird in einem zweyten Abschnitte versucht, die Frage ihrer Entscheidung näher zu führen. Zu dem Ende haben wir die Anfänge oder Ausgangspuncte, die Entwicklungen, endlich die Ziel- und Vollendungspuncte beider Wissenschaften unterschieden, voraus setzend, daß das Verhältniß in jedem dieser drey Hauptmomente ein verschiedenes seyn werde.

Die Argumentation auf dem Grunde dieser Unterscheidung ist kurz diese:

In dem Vollendungsmoment müssen beide Disciplinen nach Inhalt und Form zusammen fallen. Die sittliche Wahrheit kann an sich nur Eine seyn, und wenn die christliche eben die vollkommene Wahrheit selbst ist, so muß die Philosophie im Moment der Vollendung ihrerseits dieselbe auch vollkommen anerkennen. So fällt also die vollendete philosoph. Ethik mit der theolog. ihrem Inhalte nach zusammen. Und eben so, wenn das vollkommene Wissen das philosophische ist, so muß die vollkommene Moralthologie mit dem vollkommenen philosophischen Wissen eins und

daßelbe seyn. Es wird aber aber ausdrücklich bemerkt, daß dies nicht so zu verstehen sey, als wüßten beide in ihrem Vollendungsmoment nichts mehr von ihrer Verschiedenheit. Diese bleibt in dem Bewußtseyn, aber als aufgehobene oder ausgeglichene. Es ist aber ein großer Unterschied, ob etwas verschieden gewesen und sich ausgeglichen, oder ob es gleich mit der Einerleiheit angefangen hat. Freylich liegt die Einheit der Wahrheit und des Wissens beiden Disciplinen zum Grunde, sie könnte sonst in dem Vollendungsmoment nicht hervor treten. Aber da, wie der Augenschein oder vielmehr die historische Wahrheit lehrt, beide Wissenschaften ursprünglich verschieden sind, so kann jene Einheit ursprünglich nur verborgen gedacht werden; sie wird aber je länger, je mehr bewußt und hervor gearbeitet von jeder Wissenschaft auf ihre Weise.

Sehen wir nämlich eben auf den Ursprung beider Wissenschaften, so hat jede einen anderen Ausgangspunct, und in diesem eine andere Erkenntnißform, einen anderen, wenn auch verwandten, Inhalt. Die philosoph. Ethik, wenn auch factisch in ihrer Erfahrungssphäre beschränkt auf die Erscheinung des sittlichen Lebens in bestimmte Zeiten und Nationalitäten, ist doch, eben weil sie als Philosophie die allgemeine Idee des sittlichen sucht und mit der Ahnung derselben anfängt, von Anfang an darauf gerichtet, alle Erscheinungen des sittlichen Lebens zu betrachten als Entwicklungsformen der allgemeinen Idee. Darunter findet sie auch die positive christliche, sittliche Lebensgestaltung. Aber während der christliche Theolog darin gläubig die vollkommene Realität der sittlichen Idee anschauet, gilt sie dem Philosophen zunächst eben nur wie eine von den vielen Erscheinungsformen ohne alle besondere Auctorität.

Wird dieser eben durch die allgemeine Idee selbst getrieben auf die allgemeine sittliche Natur des Menschen zurück zu gehen und von da aus die allgemeinen ethischen Normen und Formen speculativ zu construieren, so hat der Theolog zunächst keine andere Aufgabe, als von den positiven, exegetisch gegebenen Grundgedanken der christlichen Sittlichkeit aus den Zusammenhang des sittlichen Lebens der Christenheit als wirklich vorhandenen nachzuweisen. So sind beide Wissenschaften anfangs so wohl ihrem Inhalte als ihrer Form nach wesentlich verschieden. Hier der positive Stoff und die positive oder historische Erkenntnißweise, dort der abstract allgemeine Inhalt und die speculative Erkenntniß.

Bei diesem Unterschiede, der im Ausgangspuncte ein Maximum ist, können aber beide Wissenschaften nicht stehen bleiben. Die theologische Moral hat zu ihrer Voraussetzung, daß die positiven christlichen Formen und Normen des Sittlichen der reinste und richtigste reale Ausdruck der allgemeinen Idee sind, und als solche eben aus dieser Idee allgemeine Gültigkeit und Wahrheit haben. Der Glaube hält dies unmittelbar fest. Ist die Theologie eine wahre Wissenschaft, so muß sie von diesem Glauben Grund und Rechenschaft geben, oder, wie man jetzt zu sagen beliebt, denselben wissenschaftlich ermitteln. Darin liegt wesentlich zweyerley, einmahl die critische Vergleichung der positiven Erscheinung mit der allgemeinen ethischen Idee, sodann die apologetische Rechtfertigung des Glaubenssatzes, daß jene mit dieser wahrhaft congruent sey. So tritt mit Nothwendigkeit die theolog. Moral mit der philosophischen je länger je mehr zusammen, und nimmt sie in sich auf als wissenschaftliche Critik und Apologie des gegebenen christlichen Stoffes.

Je vollkommener die philosophische Moral bereits ist, desto leichter und sicherer kann dies geschehen. Allein die philosophische Moral ist nirgends in absoluter Vollkommenheit vorhanden; sie selbst ist im Werden begriffen. So lange dies ist, kann die theolog. Moral nie zugeben, daß die philos. Moral ihre absolute Norm und Richterin ist. Wie in der Dogmatik, so kann es auch in der theologischen Moral exegetisch und systematisch richtige Sätze geben, welche die philos. Moral aus der Idee noch nicht zu construieren vermag. Es wäre aber untheologisch, dieselben deshalb aufzugeben; vielmehr hat der Theolog in seiner mit dem Philosophen gleich berechtigten Unabhängigkeit ein Recht, darauf zu beharren, und zu erwarten, daß der philos. Moral in ihrem Fortschritt gelingt, den christlichen Satz anzuerkennen. Dies klingt nach theologischem Hochmuth. Aber die Wahrheit der Sache ist die, daß jede theologische Erkenntniß sich vor der absolut vollendeten Philosophie unbedingt zu beugen hat, vor der werdenden, die Wahrheit suchenden, und auch wohl verfehlenden, nicht. Sodann leuchtet ein, daß die philos. Ethik, bey aller Macht der speculativen Idee, doch, um mit der Wirklichkeit in Zusammenhang und vor Ausschweifungen in das Leere sicher zu bleiben, die historische Entwicklung des sittlichen Lebens in der Welt so gut wie die Theologie in Erfahrung zu bringen hat, so wie die Philosophie überhaupt, wenn sie es gut mit sich selber meint, die Quelle der Erfahrung nicht verachten darf, und es wohlanstehend finden muß, hinter der wachsenden Erfahrung und Entfaltung des Lebens der Dinge bescheiden herzugehen. Hiernach behaupten wir, daß, so wenig Plato und Aristoteles zu ihrer Zeit die Entfaltung des hellenischen sittlichen Le-

bens im Staate, in der Familie zc. ignorieren und dieses Erfahrungsgebiet für die philosophische Ethik verachten durften, die philos. Ethik der jetzigen Zeit weder das Factum der durch das Christenthum bewirkten sittlichen Umwälzung und Fortbildung der Menschheit leugnen, noch die darin liegende historische Entfaltung der sittlichen Idee selbst verachten darf. Oder dürfte die Naturphilosophie die Entdeckungen der positiven Naturforscher, oder die Rechtsphilosophie den christlichen Staat, oder die philosophische Aesthetik die Erscheinung der christlichen Kunst ungestraft ignorieren oder leugnen? Kurz, wenn die Moralphilosophie doch nicht hinter der von Gott geordneten und geleiteten Welt- und Lebensentwicklung zurück bleiben und aus dem leeren Raume philosophieren will, muß sie mit der theologischen Moral zu gegenseitigem Dienste je länger je mehr zusammen treten, und wie sie in jener immer mehr einheimisch werden muß als wissenschaftliche Ideenbildung und Critik, so muß sie ihrerseits die theologische Moral immer mehr in sich aufnehmen als Erfahrungslehre, oder vielmehr als wissenschaftliches Verstandniß der christlichen Welt und ihrer Principien, deren Macht und Herrschaft sich kein christgeborener Geist weder im Denken noch im Handeln entziehen kann.

Auf diese Art, glauben wir, sind beide Wissenschaften je länger je mehr dazu bestimmt, sich an und aus einander zu erbauen, ohne alle unbefugte Vermischung und Verwirrung ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit.

Wir verbinden damit eine kurze Erinnerung an das Weihnachtsprogramm des J. 1837 von demselben Verfasser *de duplicis in sacra coena symboli actusque sensu ac ra-*

tione, Conjectaneorum exegeticorum Partic. 2. Es wird darin versucht zu zeigen, daß die beiden Propositionen des *AM.* nicht einander coordiniert sind, sondern sich so zu einander verhalten, daß die symbolische Handlung fortschreitend sich entwickelt von der allgemeinen Andeutung in der ersten Proposition des gebrochenen Brotes, — zum vollen, klaren Ausdruck der Idee des heiligen Opfertodes zur Stiftung des neuen Bundes in der zweyten Proposition des Weines. Indem diese Auslegung exegetisch, kritisch und historisch gerechtfertigt wird, tritt das für die weitere dogmatische Begriffserörterung wichtige Resultat hervor, daß die Idee des *AM.* wesentlich und ursprünglich nur die Eine ist der heiligen Bundesstiftung durch den Tod Christi und der lebendigen Theilnahme der Gläubigen an diesem Bunde, oder der innigen Aneignung des Todes Christi, und daß darin der Gedanke nicht so wohl der Gegenwart Christi im *AM.* an sich, als vielmehr der gläubigen Vergegenwärtigung und Beherzigung der erlösenden Actuosität Christi in seinem Tode eben nur eingeschlossen ist, als ein Moment der symbolischen Handlung. Die ältere Dogmatik hat einen Mißgriff gemacht, daß sie in der Erörterung des objectiven Inhalts des *AM.* von dem Gedanken der Gegenwart Christi an sich ausging und diesen als den Hauptgedanken für sich dogmatisch und speculativ erörterte, dagegen die Idee des Todes Christi nur als zweyte, untergeordnete, als Zweckbestimmung faßte. — Die neuere, unionistische Dogmatik muß auf den ursprünglichen biblischen Begriff, den der Apostel Paulus in der bekannten Corintherstelle klar genug ausgedrückt hat, zurück gehen. Das Dogma wird dadurch weniger specu-

lativ, mehr practisch und allgemein verständlich.
Aber sollte dies wirklich ein Schaden seyn?

2.

M ü n s t e r.

Bey Regensberg, 1837. Geschichte Münsters, nach den Quellen bearbeitet von Dr Heinrich August Erhard, Archivar des Königl. Preuß. Provinzial-Archivs zu Münster; Director des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens, und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 637 Seiten in 8.

Männer, die sich einer solchen amtlichen Stellung zu erfreuen haben, wie der Verf. der vorliegenden Schrift, können für Particulargeschichte oft mehr thun, wie ein ganzer Verein, und scheinen daher so recht dazu berufen, diese vor allen Andern zu fördern. — Wenn nun auch die westphälische Particulargeschichte mehr Bearbeiter aufzuweisen hat, als irgend eine andere in Deutschland, so ist damit ein weiterer Beytrag keineswegs überflüssig geworden, sondern eben das, was noch täglich neu geboten wird, zeigt am besten, wie viel hier noch auszubeuten ist. — Das vorliegende Werk des vielfach bekannten Verfs kommt jedoch den Erwartungen nicht nach, welche bey jedem Leser durch die Vorrede erregt werden, wenn es heißt: daß eine ganz neue Quellenforschung Manches Neue, zur Erweiterung der Münsterschen Geschichte Dienende, ergeben habe. — Das Werk ist vielmehr eine recht brauchbare Zusammenstellung der sich zerstreut findenden Data zur Münsterschen Geschichte, dessen man sich immer mit dem größten Nutzen bedienen wird, wenn es darauf ankommt, sich für irgend einen Abschnitt derselben zu orientieren,

um so mehr, da einem jeden Kapitel eine allgemeine Uebersicht der sonstigen Zeitbegebenheiten beygefügt ist. — Aber mehr ist das Werk auch nicht, und merklich gefördert ist die Münstersche Geschichte dadurch keinesfalls. — Die benutzten Quellen sind vielmehr die aller bekanntesten, — Niesert, Kindlinger, Nunning, Alpen, Wiens zc. für schwierige Gegenstände, z. B. Untersuchungen über die älteste Geographie Westphalens, ist ganz das von Anderen gewonnene Resultat gegeben; die Uebersicht der allgemeinen Zeitbegebenheiten unterscheidet sich in gar Nichts von hundert ähnlichen Darstellungen in anderen Werken; und die gleichfalls in jedem Kapitel gegebene Uebersicht des Zustandes der Kirche, der Verhältnisse des Adels und der Städte, geht nicht über die allgemeinen leichten Verhältnisse hinaus, die uns allenthalben leicht entgegen sehen, und die, mit wenigen Veränderungen, für eine jede deutsche Specialgeschichte passen. — Wirklich schwierige und dunkle Lehren, z. B. das Verhältniß jener drey herrschenden Stände zu der übrigen Masse des Volks (um nicht gerade allein Bauernstand zu sagen) ist gar nicht berührt, denn der kleine Auszug aus dem bekannten Diplom de 1287 cap. V. (Kindlinger Geschichte der deutschen Hörigkeit) füllt diese Lücke nicht aus; und Ref. ist der Meinung, daß gerade nichts so im Stande ist, einen Stamm dem andern gegenüber so treffend zu characterisieren, und daher Specialgeschichte als solche wahrhaft zu begründen, als gerade eine genaue Darlegung aller Verhältnisse des Standes, der sich in Deutschland am unvermischtesten erhalten hat, — des Bauernstandes. — Was Ref. als wirklich neu gefunden hat, sind Kleinigkeiten, z. B. Correction des Todesjahrs eines Bischofs u. dergl., aber wiederholen muß er es nochmahls:

daß er das Buch als leichte Zusammenstellung immerhin für das größere Publicum sehr brauchbar hält. — Der Raum dieser Blätter erlaubt zwar nur eine kürzere Anzeige des Inhalts des obigen Werkes, und Ref. muß daher es dem Leser selbst überlassen, seinem allgemeinen Urtheile bezupflichten oder nicht; inzwischen wird sich doch hier und da auf Manches aufmerksam machen lassen, was ungern vermißt wird.

Kap. I. geht bis zur Gründung des Bisthums in Mimigarbord unter Karl d. Gr. — Bey näherer Nachweisung der älteren Bewohner des Landes, unter denen vorzüglich die Brukterer in Betracht kommen, findet man auch nicht ein Resultat eigener Forschung, sondern nur das der bekannten Ledeburschen Schrift: 'Ueber Land und Volk der Brukterer'; so vortrefflich diese Schrift auch ist, so schließt sie darum eine nochmalige eigene Prüfung der Quellen noch keineswegs aus, die immer zu neuen Resultaten noch führen wird. — So wird es z. B. mehr als wahrscheinlich, daß gerade der Stamm der Brukterer eine Hauptursache der sich bis 804 hinziehenden Kriege (und diese Kriege dehnten Zeit und Umstände weiter aus, als von vorn herein beiderseitige Absicht war) der Franken mit den Sachsen wurde; denn die Rolle, welche die Brukterer dabey spielten, ist keineswegs (S. 16) gehörig aus einander gesetzt; es wird vielmehr wahrscheinlich, daß die Franken von den Brukterern gegen die immer mehr andringenden Sachsen zu Hülfe gerufen seyen, denn gerade in den Gegenden der erstern werden im 7. und 8. Jahrhundert die ersten Kriege der Franken und Sachsen gemeldet. (Ueber die noch früheren Kriege beider Nationen liegt noch ein tiefes Dunkel, welches aus den frühesten fränkischen Quellen, Gregorius Turonensis,

Fredegar u. A. noch nicht aufzuklären ist). — Noch immer findet sich ein Sachsenbund im nordwestlichen Deutschland, der einzig und allein Ausnahme der neuern Historiographie ist, und zwar ohne daß diese weißlich ein Wort vorher darüber verlöre: ob es überhaupt möglich gewesen seyn könne, daß ein Volk, dessen Verfassung nicht in Form einer Monarchie von einem Einzigen als Ganzes übersehen und zusammen gehalten wird (auch nicht von einem zu diesem Zwecke nieder gesetzten Ausschuß); was, wie die Kriege Karls deutlich zeigen, an seiner Südgrenze sich wenig um die nordöstlichen Stämme kümmerte, und umgekehrt; dessen ganze Verfassung ein in viele Theile getrenntes Volksleben erkennen läßt; — ob, sage ich, ein so constituirtes Volk an der Spitze eines Bundes so mancherley Völker, deren Existenz schon von so verschiedenen Verhältnissen bedingt war, habe stehen können, den zusammen zu halten vielleicht für die Politik unserer Tage mit allen ihren Hülfsmitteln schon eine viel zu schwere Aufgabe wäre! In Kap. II. werden die Gründung des Bisthums Münster unter Karl d. Gr. und die Schicksale des erstern bis zum Tode des ersten Bischofs, Lutger, und der Stiftung des Klosters Notteln 809 erzählt. — Dann folgt eine Uebersicht der allgemeinen Zustände, jedoch in dem schon angegebenen Geiste, die sich in den spätern Kapiteln fortsetzt, und, Münster speciell angehend, sich in eine Darstellung der für jede Periode in Betracht kommenden städtischen Verhältnisse, der des Adels und der Geistlichkeit verzweigt. — Kap. III. handelt über Lutgars Nachfolger bis zur Stiftung des Klosters Überwasser, und gibt eine Reihenfolge der Bischöfe bis auf Herrmann I. († 1042). Der Verf. leitet den Namen des in diesem Kapitel

zuerst als Stadt vorkommenden Münsters richtig von: locus ad monasterium trans aquam, und nicht von der Domkirche (monasterium) ab; denn wäre letzteres die richtige Etymologie, so müßten viele Städte Münster heißen; und so erscheint denn der Ort Münster als suburbium der schon frühern urbs Mimigarvorde, — nicht Stadt, sondern Burg (castellum); denn dieß ist die alleinige richtige Bedeutung, wenigstens in Sachsen, von urbs bis weit hin; Ref. erinnert beyspielsweise an die urbs Rüsteberg, wo nie im Leben an eine städtische Anlage gedacht wurde, sondern wo nur ein Schloß der Erzbischofe von Mainz bestand. Dipl. de 1139 Origg. Guelph. IV, 545; de 1137 in Domeyers Geschichte von Moringen, S. 176 u. a. m. — Kap. IV. Mimigarvord oder Münster bis zu völliger Ausbildung der Stadt dieses Namens unter Bischoff Hermann II. 1203. — Die in diesen Abschnitt fallende große Periode unter Heinrich IV. ist nicht wohl dargestellt, sondern man findet das Alltägliche wiederholt, eben so verdienen Adalbert und jener Kaiser wohl eine bessere Nachrede, die ihnen auch Stenzel nicht versagt hat. — Daß der große Kampf in Sachsen nicht ein persönlicher war, sondern vielmehr ein um ein anderes bis ins tiefste Leben eingreifende Princip, ist nicht geahnet. — Bey den städtischen Verhältnissen vermißt man unter andern ungern ad 1169 etwas über das merkwürdige Verhältniß der burgenses de fossato, in soweit ihre Abhängigkeit von der ihrem Wohnsitz entsprechenden Curia in Betracht kommt, so wie auch in allen anderen Gegenständen die leichteste Allgemeinheit sorgfältig beybehalten wird.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 13. Julius 1839.

G ö t t i n g e n.

Die Königl. Societät der Wissenschaften hatte für den Julius d. J. folgende öconomische Preisfrage aufgegeben:

‘Eine Beschreibung und chemische Untersuchung der Steinkohlen-Arten, welche im Königreiche Hannover gewonnen werden, nebst der Angabe ihres Verhaltens bey den verschiedenen Anwendungen und der Bestimmung ihres Effectes im Verhältniß zu anderen Brennmaterialien.’

Leider ist diese Frage unbeantwortet geblieben. In der Hoffnung, daß sie zum zweyten Mahle aufgegeben, eine genügende Lösung finden werde, hat die Königl. Societät ihre Wiederholung beschlossen.

Folgende öconomische Preisfragen sind für die nächsten Termine bestimmt:

Für den November d. J.

Wenn gleich in einigen Gegenden des Königreichs Hannover der Hanfbau in

größerer Ausdehnung getrieben wird, so ist doch dieser Culturzweig im Ganzen zu wenig berücksichtigt, und noch sehr weit davon entfernt, das Bedürfniß des Landes befriedigen zu können. Auch ist man da, wo der Hanfbau im Hannoverschen statt findet, so wohl hinsichtlich der Cultur der Pflanze, als auch in den der Ernte nachfolgenden Zubereitungs-Arbeiten im Vergleich mit einigen anderen Ländern, z. B. mit Slandern, dem südwestlichen Deutschland, dem Elsaß zurück. Um nun die Aufmerksamkeit auf jenen nützlichen Culturzweig mehr zu lenken, verlangt die Königl. Societät:

‘Eine gründliche Untersuchung, auf welche Weise der Hanfbau im Königreiche Hannover mit Nutzen zu erweitern, und unter Berücksichtigung der in anderen Ländern üblichen Verfahrensarten, wesentlich zu verbessern seyn dürfte.’

Für den Julius 1840:

Obgleich Joh. Beckmann und Andere einzelne schätzbare Materialien zu einer Geschichte des Kartoffelbaues in Europa geliefert haben, so ist dieser Gegenstand bis jetzt doch noch nicht vollständig bearbeitet worden; so wie es auch noch an einer genügenden Untersuchung darüber fehlt, welche Veränderungen die Verbreitung dieses hoch wichtigen Culturzweiges in der Landwirthschaft überhaupt herbey geführt hat. Die Kön. Societät der Wiss. verlangt daher:

‘Eine möglichst vollständige Geschichte

der Einführung des Kartoffelbaues in den Europäischen Ländern, nebst einer Darstellung des Einflusses, den die Verbreitung dieses Culturzweiges auf die Landwirthschaft in Europa gehabt hat.'

Für den November 1840:

Die Anwendung heißer Gebläseluft, welche sich bekanntlich bey verschiedenen metallurgischen Processen und namentlich bey dem Eisenschmelzen, zumahl in Ansehung der dadurch bewirkten Kohlenersparung bewährt, hat auch einen auffallenden Einfluß auf die Beschaffenheiten des Roheisens und sein Verhalten bey verschiedenen Verwendungen, der indessen noch nicht hinlänglich ergründet ist. Die Kön. Societät verlangt daher:

'Eine Darstellung des Einflusses, welchen heiße Gebläseluft bey dem Eisenhohofen-Process auf die Eigenschaften des Roheisens und sein Verhalten bey den Anwendungen zu Gufwerk, Stabeisen und Stahl zeigt, nebst einer auf vergleichende chemische Analysen gegründeten Erklärung jener Einwirkung.'

Für den Julius 1841 ist folgende Preisfrage von neuem aufgegeben:

'Eine Beschreibung und chemische Untersuchung der Steinkohlen-Arten, welche im Königreiche Hannover gewonnen werden, nebst der Angabe ihres Verhaltens bey den verschiedenen Anwendungen und der Bestimmung ihres Effectes im Verhältniß zu anderen Brennmaterialien'.

Die Königliche Societät erwartet, daß bey Ed:

sung dieser Aufgabe die neueren Arbeiten über fossile Brennmaterialien, namentlich die von Karsten und Berthier, berücksichtigt werden.

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder der vorstehenden öconomischen Aufgaben, beträgt zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, bis zu welchem die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der Kön. Societät postfrey eingesandt seyn müssen, ist für die auf den Julius ausgesetzten Preisfragen der Ausgang des Mayes, so wie hinsichtlich der für den November aufgegebenen, das Ende des Septembers.

M ü n s t e r.

Beschluß der Anzeige: Geschichte Münsters, nach den Quellen bearbeitet von H. A. Erhard.

Kap. V. Vom Bischof Otto I. bis Gerhard 1272. Ein Bischof Godschalk vor Ludwig von Holte wird mit Recht zurück gewiesen. — Ueber das Wenige, was hier sich in Beziehung auf Unfreye erwähnt findet, ist schon früher geredet. — Kap. VI. Vom Bischof Eberhard bis zum großen westphälischen Landfrieden 1372. — Schon unter Gerhard kommen die ersten Spuren eines Landfriedens vor (Dipl. bey Häberlin, *analecta med. aevi*, pag. 259). Obgleich die größte Unordnung von Rudolph von Habsburg in Deutschland beschworen war, so blieb doch diese Periode für Münster an Fehden eine der reichsten, namentlich mußte das Land dies unter Ludwig II. empfinden (1310—57). Fast mit allen umliegenden Familien mußte gekämpft werden; die schlimmsten Feinde des Bisthums jedoch waren die Gra-

fen v. d. Mark und v. Teckeneburg. — Unter dem Bischof Florenz von Wevelinkhoven war die erste Vereinigung des Bischofs mit den Ständen, 1368 den 27. April, woselbst ein beständiger Rath aus Mitgliedern des Domcapitels, des Herrn- und Ritterstandes und dem Stadtrathe zu Münster angeordnet wurde (Kindlinger M. B. I. Dipl. p. 30). Endlich schließen die meisten Edlen Westphalens 1372 eine neue Landeseinigung zur Aufrechthaltung des Landfriedens, der in demselben Jahre noch auch der Bischof beysatrat. — Kap. VII. Von Errichtung des westphälischen Landfriedens, bis zum Ausgange Bischof Otto's IV. 1372 — 1424. — Obgleich noch manche Vereinigung zum Frieden vorkommt, so bleibt doch der Fehdegeist nicht weniger vorherrschend, als in der, im vorigen Kapitel geschilderten Zeit; — die wahre Zeit für die Fehmgerichte, die aber in ihrer Wirksamkeit, in soweit ihre Erstreckung auch über die Grenzen Westphalens in Frage kommt, schon einen bedeutenden Umschwung erleiden. — Kap. VIII. Vom Bischof Heinrich II. bis zu Anfange der Religions-Unruhen 1424 — 1522. — Ganz derselbe Geist charakterisiert auch diese Zeit; unter den vielen Kriegen litt das Land am meisten in der Fehde zwischen zwey Competenten um den bischöflichen Stuhl, Walrav v. Mörz und Erich v. Hoya, denn beide zogen fremde Verbündete zur Auskämpfung ihrer Interessen ins Land, unter denen vorzüglich der Erzbischof Dieterich von Cöln und Herzog Friedrich von Braunschweig zu nennen sind, und die furchtbare Schlacht von Barlar am 18. Julius 1454, in der die Partey des Bischofs Walrav siegte, beendete diesen Kampf noch keineswegs. — Sehr zu tabeln ist übrigens der Verf., daß er 1492 u. 93 bey dem friesischen

Kriege den Bischof Heinrich III. mit dem Grafen Edzard führte, in so weit von Rechten über Friesland, deren Feststellung und Bestätigung die Rede ist, ohne critische Prüfung und documentarische Darstellung und Belegung, zum großen Theil das nachspricht, was einzig und allein spätere Erfindung des Jesuiten Schaten ist! — Das allgemeine Aufblühen der Wissenschaften schien auch am Ende dieser Zeit auf Münster günstig einzuwirken, indem hier ein Verein von Männern der Geschichte zur Kunde kommt, der schwerlich dem einer andern Stadt oder Gegend nachsteht. — Kap. IX. Die Zeiten Friedrich III. und seiner Nachfolger, bis zum Umsturz der Wiedertäufer-Herrschaft (1535). — Ref. hält dies Kapitel so wohl in Beziehung auf die Ausführung als auch auf den gelieferten Stoff für eins der ausgezeichnetern dieses Werks. — Kap. X. Vom Umsturze der Wiedertäuferherrschaft bis zum Regierungsantritte Ernsts von Baiern 1585. — Die kaum hergestellte Ruhe in Münster wurde durch die stäts mehr um sich greifende Reformation, trotz aller Reccessen, nicht wenig getrübt, und nicht wenige Verwirrung ward 1543 durch den Vorschlag des Fürstbischofs Franz herbey geführt: das Stift zu reformieren, jedoch ohne schon jetzt damit durchdringen zu können. — Auch sein Nachfolger, Wilhelm Kettler, konnte ähnliche mißlungene Versuche nur mit einer allgemein bedauerten, freywilligen Resignation bezahlen, eben so resignierte auch wieder dessen Nachfolger, wenn auch zum Theil aus andern Gründen, — ein seltenes Beyspiel in der Geschichte geistlicher Staaten. — Kap. XI. umfaßt den Zeitraum von 1585 — 1650, in welchem das Stift Münster zwey mächtige Fürsten aus dem Hause Bayern regierten. — Die Wirren des niederländischen

Krieges, nachher der ganze dreißigjährige Krieg, ließen dem Lande traurige Spuren zurück; so war z. B. der Schaden des Stiftes, der urkundlich nachgewiesen werden konnte, während der Jahre 1627—29 nicht weniger als 1,400517 Rthl. und 1631—34, 642000 Rthl. — Wie hoch mag derselbe in den spätern Jahren des unglückseligen Krieges gewesen seyn, wo, wie in den ersten, das Requisitionssystem wieder allein vorherrschte, und wie hoch endlich der Schaden, über den nichts documentarisch nachgewiesen werden konnte! Die folgende Zeit, deren Ereignisse theils darum bekannter sind, weil die Quellen sich mehren, theils auch darum, weil nach dem westphälischen Frieden Münster sich immer weniger von den allgemeinen deutschen Verhältnissen isolieren konnte, ist bis 1802 in noch zwey Kapiteln behandelt. — Was von da an, namentlich seit dem Reichsdeputations-Hauptschluß (25. Febr. 1803) über Münster bis auf die jetzige Zeit ergangen ist, haben wir zum größten Theile selbst mit erlebt.

Wir kommen noch einmahl, aber ganz kurz, auf das vorliegende Werk zurück, in so weit wir nämlich es zu bedauern haben, daß dasselbe gar nichts über die Quellen der Münsterschen Geschichte selbst, namentlich der früheren Zeit, sagt, denn das Wenige, was bey einzelnen Gelehrten vorkommt, kann diesen Mangel der Litterargeschichte nicht ersetzen, eben so wenig, wie andere Sammlungen und Anzeigen von Büchertiteln (Horn, Driver u. A.) hierfür ausreichen. — Es ist gerade bey der Münsterschen Quellengeschichte noch so manches zu thun! So existieren z. B. eine große Menge Chroniken theils gedruckt, theils handschriftlich aus dem 15. u. 16. Jahrhundert; allein in den meisten ist der Hauptstoff ganz al-

lein das Chron. jussu Florentii episcopi conscriptum, bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts. — Dies ward wenig verändert, zuweilen übersetzt ins Deutsche, und fortgeführt, wo dann wieder eine Fortsetzung bis 1424 bey andern Spätern beliebt geworden ist. — Einen solchen Character hat u. A. auch das niederdeutsche Chronicon Episcoporum Monasteriensium, welches in Göttingen handschriftlich aufbewahrt wird. — Ein anderes handschriftliches Chronicon Monasteriense zu Wolfenbüttel hat bey dem Bischof Heinrich Wolf v. Lüdinghausen (1381 — 92): quae sequuntur, ex Chronico Senatus Monasterienses verbotenus descripta. — Dies müßte ein merkwürdiges Stück des Mittelalters seyn; ist es ganz verloren? Eben so beziehen sich die verschiedenen Deductionen in der berühmten Münsterschen Erbmannen-Sache häufig auf Stadtrollen, so wie auf ein Lehensbuch, welches Florenz von Wevelinkhofen für den Münsterschen Adel gehalten oder entworfen. — Diese letzteren Documente, die noch am Ende des 16. und im 17. Jahrhundert. citirt werden, und also die Wiedertäuferzeit überstanden haben, sind gewiß noch irgendwo vorhanden, und wer könnte uns von allem diesem und so manchem Aehnlichen besser Auskunft geben, als unser Verfasser? Endlich ist auch in diesem Werke, wie aber fast in allen Münsterschen Geschichtsbüchern, das s. g. Niederstift sehr stiefmütterlich behandelt, und doch kann es seine Geschichte allein von Münster aus erwarten. — Denn nicht allein sind hierher in früherer Zeit alle seine öffentlichen Documente gewandert, sondern auch später andere Quellen. — So ist es z. B. nicht unbekannt, daß ein Familien-Chronicon, durch mehrere Jahrhunderte fortgeführt, noch auf Verlangen des vorletzten Bi:

schoß diesem eingesandt worden ist. — Findet sich von dergleichen und ähnlichen Quellen nichts weiter vor?

Schn.

B e r l i n .

Verlag von Ferd. Dümmler. Schelling und Hegel. Oder Beweis der Aechtheit der Abhandlung: Ueber das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt. Als Darlegung der Stellung beider Männer gegen einander. Ein Beytrag zur Geschichte der Philosophie von Dr. C. E. Michelet, außerordentl. Prof. der Philos. an der Kön. Fried. Wilhelms Universität zu Berlin. Sic vos non vobis melificatis apes. 1839. VI u. 74 Seiten in 8.

Der etwas abenteuerliche Titel steht vor einer Schrift, die eine Sache von nicht weniger abenteuerlichem Character in Anregung bringt. Es ist allerdings, wie der Verf. in der Vorrede bemerkt, bisher unerhört gewesen, so viel ich wenigstens weiß, daß eine Abhandlung, wie sich hier begibt, von den Freunden eines Verstorbenen zuerst diesem zugeschrieben, nachher von einem noch Lebenden für sich in Anspruch genommen wird, darauf aber dennoch jene dabey beharren, sie gehöre nicht diesem, sondern ihrem verstorbenen Freunde.

Die im Titel genannte Abhandlung hat Schelling in einem Briefe an C. H. Weiße, welcher hier noch vollständiger abgedruckt worden ist, als früher in öffentlichen Blättern, sich in den unzweydeutigsten Ausdrücken zugeeignet, nachdem sie von den Herausgebern der Werke Hegels und namentlich vom Hn Professor Michelet unter die Werke Hegel's gesetzt worden war. Dies ist allerdings erst nach Verlauf von 6 Jahren gesche-

hen und hierauf will der Vf. vorliegender Schrift eine Art von Verjährungsrecht gründen; aber für historische Thatsachen gibt es keine Verjährung; wer die Weise Schelling's im Verfahren gegen seine Gegner kennt, wird über sein sechsjähriges Stillschweigen sich nicht wundern. Der Beweis aus dem Stillschweigen ist nur selten in Verbindung mit anderen Wahrscheinlichkeitsgründen und nie für sich allein ausreichend.

Der Verf. nimmt zwar die Miene an, als wollte er Schelling selbst durchaus nicht angreifen wegen der ihm zugeschriebenen unwahren Behauptung, als bezweifelte er vielmehr die Echtheit des Briefes, welchen er selbst gesehen hat; allein dies ist offenbar nur eine Wendung, soll ich sagen der Bescheidenheit, oder ich weiß nicht, welcher sich verhüllenden Scham. Denn außerdem, daß gar kein Grund vorhanden ist, den Brief Schelling's für unecht zu halten, verrathen auch viele Ausdrücke des Verfs, wohl nicht gegen seinen Willen, seine Meinung. Schon das Motto auf dem Titel, worauf deutet es anders, als auf einen literarischen Diebstahl? S. 49 ist von Schelling's Arrondissements-Versuchen die Rede. S. 18 wird gesagt, solches Sich-Schmücken mit fremden Federn sey bey Schelling nichts Neues. Und ähnliche Wendungen kommen an mehreren anderen Stellen vor.

Der Streit betrifft auch noch eine andere Abhandlung, welche, so wie die zuerst erwähnte im critischen Journal der Philosophie ohne Namen des Verfs zuerst abgedruckt wurde, und die Einleitung der Zeitschrift bildet. Von dieser Abhandlung über das Wesen der philosophischen Critik behauptet Schelling in seinem Briefe, daß viele Stellen in ihr, so wie die Hauptgedanken ihm

angehörten, welches der Verf. der vorliegenden Schrift nicht zugeben will. Was er jedoch dagegen anführt, beruht wesentlich auf seiner Ueberzeugung, welche ihm durch Hegel's mündliche Mittheilungen geworden ist, daß mit Hegel's Ankunft und Auftreten in Jena Schelling eine neue Sonne aufgegangen; daß jener diesem überall zu Gedanken verholten, ja ihm sogar erst über seine (Schelling's) frühere Schriften den rechten Aufschluß gegeben habe, namentlich, daß er in denselben Fichten überragte, als er noch dessen treuer Anhänger zu seyn glaubte. Schelling habe sich damahls mit dem Erscheinen des letzten Heftes der Zeitschrift für speculative Physik vollkommen erschöpft gehabt, durch Hegel's vertrauten Umgang aber neue Nahrung geschöpft (s. S. 15). Der Ref. kann diesen Gründen nicht beystimmen; denn der Verf. widerspricht sich selbst, indem er fast in einem Athem Schelling einen geschichtlichen Heros nennt und ihm eine solche Geistesarmuth zuschreibt, wie sie hier geschildert wird. Mangel an Gedanken wird diesem Manne gewiß mit Unrecht vorgeworfen. Die Aeußerungen Schelling's über die Entstehung dieser Abhandlung klingen durchaus glaublich. Die beiden Herausgeber des critischen Journals arbeiteten damahls gemeinschaftlich; über einen Artikel, welcher den Geist des neuen Blattes ausdrücken soll, pflegt man ja wohl vorher sich zu besprechen, auch gegenseitig Aenderungen sich zuzugestehen, so wird er eine Arbeit, an welcher die Herausgeber ziemlich gleichen Antheil haben, obgleich nur einer von ihnen ihn niederschreibt. Schelling überdies war der berühmtere Schriftsteller, Hegel damahls wenig bekannt, so konnte wohl jener ein größeres Ansehen bey der endlichen Abfassung sich zueignen.

Was endlich noch die Hauptgedanken betrifft, welche in dem Briefe Schelling's erwähnt werden, so zählt ein jeder sie anders, und einem jeden, der mit einem Freunde gemeinschaftlich arbeitet, möchte es schwer halten, immer genau anzugeben, welcher Gedanke ihm selbst ursprünglich angehörte und welcher dem Freunde.

Es erregt daher keine gute Meinung für die Unparteilichkeit des Verfs, daß er auch diese Stelle des Schellingschen Briefes ansieht. Ungenommen, er hätte Ursache Schelling einen heimlichen Groll gegen Hegel Schuld zu geben (S. 5) und einen unedlen Meid gegen Hegel von einer Münchner Stimme ihm vorwerfen zu lassen (S. V), folgt aus alle dem, daß Schelling auch fähig seyn muß seinen alten Freund zu befehlen? und auf eine so dumme, kleinliche Weise zu befehlen, um eine Abhandlung, die fast vergessen ist, um ein Paar Gedanken, die nicht der Rede werth sind? Schelling, wenn er in solchen Dingen ein Vorbeerblatt finden sollte, hat gewiß nicht Ursache um solche Blätter zu geizen.

Aber die Hauptsache ist die auf dem Titel genannte Abhandlung. Wir müssen zuerst die äußeren Gründe untersuchen, aus welchen der Verf. sie für Hegel in Anspruch nimmt. S. 26 erzählt er aus seinen Erinnerungen, daß er bey seinem ersten Studium des critischen Journals zwar nicht schwankte über den Urheber der fraglichen Abhandlung, sondern sie unbedenklich Hegeln beylegte; aber sich dennoch einiges in dieser Arbeit mit dieser Voraussetzung nicht zusammen reimen konnte. Er äußerte also ausdrücklich seinem Lehrer, der Aufsatz könnte wohl von Schelling seyn. 'Nein, antwortete Hegel mit großer Bestimmtheit, er ist

von mir; und sein Blick schien mir anzudeuten, welche Anklage er hiermit, wiewohl ungern, gegen seinen Freund aussprach'. Nach einem Einwurfe wiederholte Hegel nochmals mein mit derselben Bestimmtheit, 'und sein Blick traf mich, wo möglich, mit noch größerer Schärfe'.

Dieser äußere Grund würde für den Ref. eine größere überzeugende Kraft haben, wenn der Vf. ihn nicht durch andere Gründe zu verstärken gesucht hätte. Der Graf v. Cieszkowsky schreibt ihm, daß Cousin ihn versichert hätte avoir entendu dire à Hégel lui-même que cette dissertation était de lui (Hégel). Die Uebersetzung ist aus der dritten Hand und läuft über denselben Gegenstand, welchen der Verf. vorher aus seiner eigenen Erfahrung erzählt hatte. Ein solches mittelbares Zeugniß würde ich nach meiner eigenen Erzählung nicht vorgebracht haben. Glaubt der Verf. wir werden seiner eigenen Erzählung keinen Glauben schenken?

Noch weniger bedeutend sind die folgenden äußern Beweise, welche der Verf. selbst mit den Worten einleitet: 'Wollte ich indessen subtil seyn, so ließe sich noch manches anführen.' Warum bringt er sie also bey? Wenn sich seinen und Hegel's Worten trauen läßt, so bedarf die Sache, welche er versicht, weiter keiner Beglaubigung. Aber er fühlt wohl, daß, indem er den Glauben an Schelling's Worte bestreitet, er auch zugleich jedem Leser die Freyheit gibt, den Worten Hegel's oder der Geschichtserzählung über diese Worte zu mißtrauen.

Doch haben wir denn nöthig zu diesem Neuesten im vorliegenden Falle zu schreiten, anzunehmen nämlich, daß von den drey Männern,

deren Zeugniß hier in Frage kommt, einer wenigstens ein Lügner sey? Vielleicht ist eine mildere Auskunft möglich; es läßt sich vielleicht annehmen, daß der Streit von einem Mißverständnisse ausgegangen sey. Es scheint, als hätte der Verfasser diesen Ausweg auch wohl zuweilen für möglich gehalten; denn wir finden, daß er die Ausdrücke Schelling's in seinem Briefe zu Gunsten seiner Annahme zu erklären versucht. Er meint S. 54, er müsse zur Ehre Schelling's schlechterdings annehmen, daß er ganz bona fide sey und die Hauptgedanken der beiden bestrittenen Abhandlungen in wirklicher Selbsteuschung befangen nach einem Zeitraume von 36 Jahren ehrlicher Weise für die seinigen halte. Allein damit stimmen die Worte Schelling's nicht, welcher nicht allein die Hauptgedanken der zweyten Abhandlung sich zueignet, sondern behauptet, es sey darin kein Buchstabe von Hegel; jener (dieser) habe ihn vor dem Abdrucke nicht gesehen. Noch seltsamer fast ist ein anderer Erklärungsversuch S. 30, wo die letztern Worte so umschrieben werden: 'd. h. auf gut Deutsch, Hegel hat seinen Aufsatz nicht während der Correctur, sondern erst nach vollendetem Drucke wieder zu Gesichte bekommen'. Solche Erklärungen helfen nichts; das fühlte der Verf. wohl, und weil er keine andere Auskunft finden konnte, verließ er diesen Weg der Ausgleichung.

Er fühlte aber auch wohl, daß jeder Versuch nach Wahrscheinlichkeit die einander entgegen stehenden Aussagen mit einander zu versöhnen, ohne eine der drey Personen, welche dabey in Frage kommen, der Lüge zu beschuldigen, zum Nachtheil seiner Annahme ausfallen müsse. Schelling hat seine Aussagen schriftlich bekräftigt, sie sogar

der öffentlichen Mittheilung übergeben lassen; Hegel hat sie nur in einer Privatunterredung gegeben, oder vielmehr soll sie nur gegeben haben. Bey dieser Art der Mittheilung ist doch das Mißverständniß viel leichter, als bey jener. Konnte Hegel sich nicht versprechen? seine Aussage beruht fast nur auf einem wiederholten: Nein. Konnte er nicht die Frage des Verfs falsch verstanden haben? Könnte der Verf. nicht die Worte Hegel's falsch verstanden haben? Dies sind Möglichkeiten, welche bey Schelling's Aussage nicht vorkommen. Der Verf. legt besonders auf den Blick Hegel's bey seiner Aussage großes Gewicht; dieser Blick muß von eigener Art gewesen seyn; aber alle Blicke sind zweydeutig, und besonders solche eigene Blicke.

Bey den äußeren Gründen stehend, dürfen wir überdies nicht übergangen, daß Schelling schon früher in seiner Schrift Philosophie und Religion die bestrittene Abhandlung stillschweigend sich angeeignet hatte. Dies wird ihm nun freylich vom Verf. S. 33 ff. als Plagiat angerechnet. Aber warum hat Hegel diesem Plagiate nicht bey Zeiten sich widersezt? Dieser Umstand entscheidet freylich nichts, aber sollte doch den Verf. abhalten, auf das sechsjährige Stillschweigen Schelling's Gewicht zu legen, um so mehr, als nicht weniger ihm vorgeworfen werden könnte, daß er nach eben so langer Zeit endlich mit seiner Erzählung hervor rückt, erst nachdem Schelling gleichsam dazu aufgefordert hatte.

Da nun die äußern Gründe, um das mindeste gegen den Verf. zu behaupten, nichts entscheiden, so kommt es auf eine Untersuchung der innern Gründe an. Ueber diese geht der Verf.

in weitläufige Einzelheiten ein, welche der Ref., um nicht zu weitläufig zu werden, nicht ausführlich verfolgen kann. Er behauptet S. 64, in jedem Gliede dieser Abhandlung stecke der ganze leibhaftige Hegel, jeder Satz derselben beweise die Authenticität aller übrigen. Diese Behauptung wird jedoch dadurch sehr geschwächt, daß er früher wenigstens in dem Schlusse der Abhandlung die Feder Schelling's zu erkennen glaubte, und auch jetzt noch S. 65 eingestehen muß, daß der Stil der Abhandlung nicht völlig Hegelisch sey, woraus man schließen müsse, daß Schelling von der Erlaubniß bey der Correctur zu feilen Gebrauch gemacht habe. Nach diesem Geständniß wird es mir denn wohl erlaubt seyn zu bekennen, daß ich nirgends den knorrigen Stil Hegel's, wie ihn der Verf. nennt, wieder erkennen kann, sondern überall den reißenden Fluß der Schelling'schen Rede finde. Reißend möchte ich den Stil Schelling's im characteristischen Gegensatze gegen den Hegel'schen nennen, welcher überall, selbst da, wo er eine ihm nicht gewöhnliche Glätte gewonnen hat, doch nur mühsam und fast nur ruckweise sich fortbewegt. Wollte man daher auch das Günstigste für die Voraussetzungen des Vfs annehmen, so würde man wenigstens eine gänzliche Ueberarbeitung eines Hegel'schen Aufsatzes in dieser Abhandlung erblicken müssen. Und was wäre damit gewonnen?

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 15. Julius 1839.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Schelling und Hegel.
Von Dr. C. E. Michelet.

Auch darin kann der Ref. dem Verf. nicht beystimmen, daß die Gedanken dieser Abhandlung nicht von Schelling seyn könnten. Vielmehr finde ich in ihr, einzelne Gedanken und die besondere Polemik ausgenommen, fast nur einen Commentar dessen, was Schelling schon in seiner Einleitung des Systems des transcendentalen Idealismus über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt aus einander gesetzt hatte. Den Widerspruch hiergegen von Seiten des Verfs kann ich auch nicht hoch an schlagen; denn er zeigt sich äußerst parteyisch gegen Schelling und ist tabey, da er doch als einen echten Schüler Hegel's sich darstellen möchte, wenig dessen eingedenk, was er in Hegel's Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie zum Lobe der Schellingschen Philosophie hat abdrucken lassen. Um dies nur an dem Punkte darzuthun, an welchem es am kürzesten geschehen kann, ver-

weise ich auf S. 71, wo es heißt, Schelling's Philosophie sey nicht absoluter, sondern nur objectiver Idealismus, wogegen wir in den Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie Bd 3. S. 665 lesen, Schelling habe dem transcendentalen Idealismus wieder die Bedeutung des absoluten Idealismus gegeben. Nur ein Paar Beispiele will ich noch geben, welche genügen werden zu zeigen, daß dem Urtheile des Verfs über solche Dinge kein Gewicht beyzulegen sey. In der bestrittenen Abhandlung Hegel's Werke Bd 1. S. 300 läßt der Verf. abdrucken: 'Ihr könnt, um dies allgemein zu fassen, überhaupt bemerken, daß alle Gegensätze und Differenzen nur verschiedene Formen sind, die in ihrer Verschiedenheit wesenlos; nur in ihrer Einheit, und da die Einheit aller nicht wieder ein Besonderes seyn kann, nur in so fern reell sind, als jede in sich das absolute Ganze, das Universum repräsentiert.' Diese sinnlose Interpunction, mit dem Kolon nach wesenlos, ist, glaube ich, schon anderswo getabelt worden. Dennoch behauptet sie der Vf. S. 99 hartnäckig und meint, Schelling hätte durch Weglassung des Colon bey der Correctur des critischen Journals nur seinen Gedanken oder, würde ich sagen, seinen Ursinn in den Aufsatz bringen wollen, daß die Gegensätze in ihrer Einheit wesenlos, d. h. eben bloß ideell seyen. Freylich, gesteht der Verf. ein, in dem horribelsten Deutsch. Aber dieser Unsinn ist Schellingens nicht Schuld zu geben, wenn seine Lehre absoluter Idealismus ist, wenn sie, wie es z. B. S. 655 der angeführten Vorlesungen heißt, das Absolute als concret setzt. Dieser Unsinn kommt auch nur bey der verkehrtesten Verbindung der Worte heraus, während die richtige Verbindung ganz leicht ist. Man kann diese sich veranschaulichen, wenn

man schreibt: die, in ihrer Verschiedenheit wesenlos, nur in ihrer u. s. w. Die beiden Commata läßt eine sparsamere Interpunction weg. Ein anderes Beyspiel findet sich S. 45 f. Kurz nach dem Anfänge der bestrittenen Abhandlung heißt es: 'Was Philosophie ist, ist es ganz und ungetheilt; was es nicht in diesem Sinne ist, oder seine Principien von der Philosophie nur entlehnt, übrigens aber sich ganz von dem Gegenstande derselben entfernt und ganz andere als philosophische Zwecke verfolgt, kann nicht Philosophie, auch nicht im strengern Sinne philosophische Wissenschaft heißen. Alle Unterschiede, welche in dieser Rücksicht gemacht werden, sind leer und bloß ideell, es ist nur eine Philosophie und Eine Wissenschaft der Philosophie. Was ihr verschiedene philosophische Wissenschaften nennt, sind nur Darstellungen des Einen und ungetheilten Ganzen der Philosophie unter verschiedenen ideellen Bestimmungen'. In den Satz 'alle Unterschiede ... nur eine Philosophie' erklärt der Verf. den Hegelschen Sinn hinein, daß die Schelling'sche Naturphilosophie als ein bestimmtes System der Philosophie nur mit allen übrigen Systemen der Geschichte der Philosophie Wahrheit habe; er läßt aber die Wahl anzunehmen, entweder, daß Hegel selbst den Zusatz 'und Eine Wissenschaft der Philosophie' gemacht habe, um absichtlich es aus Bartgefühl in Etwas zu verdecken, daß er Schelling's Philosophie zu einem bestimmten Momente der Geschichte der Philosophie herab setze; oder daß dieser Zusatz eine leere Tautologie sey, welche wir der corrigierenden Tünche Schelling's verdanken. Bald scheint er die eine, bald die andere Erklärung vorzuziehen. Er bedenkt nicht, daß er durch seine erste Erklärung Hegeln ein Bartgefühl zuschreibt, welches seiner Wahrheits-

liebe Abbruch thut, wenn er auch bedenken sollte, daß seine andere Erklärung Schellingens eine Gedankenlosigkeit aufbürdet. Und solche bedenkliche Mittel gebraucht er bey der einfachsten Sache. Von der Geschichte der Philosophie ist in jener Stelle gar nicht die Rede. Schelling spricht von den so genannten Theilen der Philosophie, von den philosophischen Wissenschaften; er behauptet, es gebe dergleichen nicht, sondern alle so genannte Theile der Philosophie wären nur Darstellungen des Ganzen der Philosophie von verschiedenen, ideellen Gesichtspuncten. Daher setzt er dem Satze 'es gibt nur Eine Philosophie' zur genauern Bestimmung hinzu 'und eine Wissenschaft der Philosophie', um anzuzeigen, daß diese Philosophie auch nicht in mehrere Wissenschaften getheilt werden könne.

Sind noch mehr Beweise nöthig um zu zeigen, daß der Verf. der Mann nicht ist, welcher unparteyisch und mit klarem Blicke untersuchen könne, ob eine Schrift von Hegel oder von Schelling sey? Es ließen sich leicht noch mehr Beweise derselben Art geben; aber der Referent hat genug und die Leser werden genug haben.

H. R.

L e i p z i g.

Bei C. B. Schwickert, 1839: Elemente der analytischen Geometrie zum Gebrauche bey Vorlesungen von J. A. Grunert, ordentl. Prof. der Mathem. 2c. Erster Theil, mit drey Figurentafeln. 310 Seiten in 8.

Die analytische Geometrie hat in den neuesten Zeiten eine so manigfaltige und rasche Ausbildung erhalten, daß nicht bloß die erschöpfenderen Darstellungen dieser Lehre, welche vor einigen Decen-

nien geschrieben sind, fast ganz unbrauchbar geworden sind, sondern auch die älteren elementaren Werke durchaus nicht mehr genügen, selbst nur die Anfangsgründe nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft, richtig zu bezeichnen. In Frankreich sind bereits mehrere Werke erschienen, welche diese neueren Untersuchungen auch dem Anfänger zugänglich machen, weniger ist dies in Deutschland geschehen. Der Verf. darf sich mit Recht das Verdienst zuschreiben, durch die vorliegende Schrift wesentlich zur Ausfüllung dieser Lücke in der deutschen Literatur der Mathematik beigetragen zu haben, da er alle neueren Beweisführungen, so weit sie in den Bereich dieses ersten Theils gehören, entweder ausführlicher behandelt oder doch wenigstens berührt hat. Nur in einer Beziehung müssen wir diesen Ausspruch beschränken; es ist uns nämlich aufgefallen, daß er gerade die Schriften eines der ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller im Gebiete der analytischen Geometrie, nämlich Plücker's, sehr wenig zu seinem Zwecke benutzt zu haben scheint. Hieraus erklärt sich, daß der Verf. sich überall weitläufiger Eliminationen bedient, statt die elegante Methode der unbestimmten Coefficienten anzuwenden, von welcher Plücker einen so ausgedehnten Gebrauch gemacht hat, und daß er nur selten die geometrische Interpretation der analytischen Formeln gibt. In den zwey ersten Kapiteln findet sich die Bestimmung der Lage eines Punctes und die Theorie der Coordinatenverwandlung, welche mit großer Ausführlichkeit behandelt ist. Hierauf folgt im dritten Kapitel die Theorie der geraden Linie in der Ebene und im vierten eine interessante Auswahl von Anwendungen des Vorhergehenden. Zuweilen sind jedoch hier, wie auch in den folgenden Abschnitten, die Beweise ohne

Nutzen künstlich angelegt. So z. B. im §. 24, wo der Verf., um die Entfernung zweyer Punkte zu finden, deren Coordinaten gegeben sind, erst neue Coordinaten einführt, während er dasselbe bequemer direct erhalten hätte. Im fünften Kapitel, welches die Kreislinie behandelt, sind die Grundzüge der neuesten Untersuchungen über Aehnlichkeitspunkte, Polare etc. sehr gut zusammen gedrängt. Nur hätten wir gewünscht, daß der Vf. nicht unnöthiger Weise neue Kunstausdrücke eingeführt hätte. So z. B. bezeichnet er das, was die Franzosen *axe radical* nennen, durch *Potenzlinie*, während schon Plücker den sehr passenden Namen *Chordale* eingeführt hat, da nun Magnus dieselbe Linie die *Collineationsaxe* nennt, so haben wir nun bereits drey deutsche Bezeichnungen für denselben Begriff. Die aus einem solchen Sprachreichtume entspringenden Unbequemlichkeiten sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, mehr darüber zu sagen. Uebrigens hat die Darstellung gewiß nicht dadurch gewonnen, daß der Verf. die *Potenzlinie* als den geometrischen Ort aller Punkte, deren gleichartige Potenzen in Bezug auf zwey Kreislinien einander gleich sind, definiert, während sie sich unmittelbar als die Linie ergibt, deren Gleichung man erhält, wenn man die Gleichungen zweyer Kreise von einander abzieht. Das sechste Kapitel enthält die zuerst von Moebius angeregten Untersuchungen über *Collineations-* und *Reciprocitätsverwandtschaft*, über *Affinität* etc. Ref. hat besonders in diesem Abschnitte ungern jede Spur der Entwicklungen vermist, die Plücker in seinem Systeme der analytischen Geometrie gegeben hat, welche ein ganz neues Licht über die hierher gehörenden Untersuchungen verbreitet haben. Die folgenden Kapitel enthalten die Theorie der gera-

den Linie im Raume, die Theorie der Ebene, der Punkte der mittleren Entfernungen, der Proportionen. Ferner Aufgaben über die dreyseitige Pyramide, die Theorie der Kugelfläche, der Kegel- und Cylinderfläche. Man sieht aus dieser Anordnung, daß es dem Verf. weniger um eine systematische Entwicklung der analytischen Geometrie, als um eine Auswahl interessanter Abschnitte zu thun war, was für den ersten Unterricht ganz angemessen seyn kann. Ein Anhang enthält Untersuchungen über die kürzeste Entfernung zweyer geraden Linien im Raume von einander die Behauptung, daß durch jede zwey gerade Linien im Raume zwey einander parallele Ebenen gelegt werden können, ist ungenau; der Verf. spricht selbst am Schlusse des Anhanges von dem Falle, wenn sich die geraden Linien schneiden. Der zweythe Theil soll die Theorie der Linien und Flächen des zweyten Grades, die Theorie der Transversalen und einiges Andere enthalten.

Stern.

D I b e n b u r g.

Bey Schulze, 1839: Göthes Sphigie auf Lauris, in ihrer ersten Gestalt, herausgegeben von Dr Adolf Stahr; mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß der ersten zur zweyten Bearbeitung, mit Göthes Bildniß nach May's Delgemälde von 1779. 130 S. in Octav.

Wir verlangen zwar nicht die Entstehungsgeschichte jedes poetischen Werkes zu kennen, indeß gibt es Ausnahmen, und daß das vorliegende unübertroffene Werk von Göthe hierzu gehört, wird man gern zugeben. Göthe schrieb seine Sphigie zuerst in ungebundener Rede, und zwey

Abschriften davon haben sich, die eine auf der H. Gothaer, die andere auf der H. Oldenburger Bibliothek erhalten. Einige Nachrichten über die erstere verdanken wir bereits Jacobs vermischten Schriften Bd VI. S. 429 ff., die andere erscheint nun vollständig mit der Einleitung durch den Herausgeber, aus welcher, so wie aus dem Berichte von Jacobs, hervor geht, daß Götthe schon lange mit dem Stoffe sich beschäftigt hatte, und die prosaische Behandlung bereits vor 1779 vollendet war. Die poetische Umarbeitung kam erst auf der ersten italiänischen Reise 1786 zu Stande. Eine Vergleichung von beiden würde nach dem was schon durch den Herausgeber in der vortrefflichen Einleitung und durch Jacobs geliefert ist, überflüssig seyn. Veränderungen sind nicht immer Verbesserungen, hier aber trat das Gegentheil ein. Daß die poetische Form hier an ihrer Stelle sey, konnte dem Dichter schwerlich entgehen, auch konnte die poetische Umformung ihm nicht schwer werden, da selbst die Prosa häufig unwillkürlich in Jamben übergeht. Aber das zarte und richtige Gefühl des Dichters zeigt sich in den vielen, oft kleinen Abänderungen der Zusätze, worunter wir kaum Eine gefunden haben, die nicht eine Verbesserung und Beredlung genannt werden müßte. Der Verfasser dieser Zeilen, die hinreichen werden auf die freundliche Erscheinung aufmerksam zu machen, lernte den Dichter zuerst kennen als er in Rom, in enger Freundschaft mit Wilhelm Tischbein, mit der Umarbeitung seines unsterblichen Werkes beschäftigt war, und kann daher auch die Aehnlichkeit des vorgesezten Bildnisses aus der frühern Periode des ausgezeichnet schönen Mannes bezeugen.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. 115. S t ü c k .

Den 18. Julius 1839.

G ö t t i n g e n .

Bei Vandenhoeck u. Ruprecht, 1839: Zur Auslegung und Critik der apokalyptischen Literatur des Alten und Neuen Testaments. Von Carl Wieseler, Repetenten der theolog. Facultät in Göttingen. Erster Beitrag. Die 70 Wochen und die 63 Jahrwochen des Propheten Daniel, erdruert und erläutert mit steter Rücksicht auf die biblischen Parallelen, auf Geschichte und Chronologie. Nebst einer historisch-kritischen Untersuchung über den Sinn und die ursprüngliche Gestalt der Reden Jesu von seiner Parusie in den synoptischen Evangelien. 231 Seiten in 8.

Unter der apokalyptischen Literatur des Alten und Neuen Testaments versteht der Verf. die im Geiste des Alten oder Neuen Testaments von Juden oder Christen abgefaßten, größere oder geringere kirchliche Auctorität in Anspruch nehmenden; prophetischen Schriften oder Schriftstellen, deren Hauptinhalt auf die erste oder zweyte Erscheinung des Messias auf Erden und die durch ihn zu verwirklichenden Hoffnungen sich bezieht. Denn wie

bey den Juden die Ankunft des Messias im Fleische, so war bey den ersten Christen die Wiederkunft des Fleisch gewordenen Messias Jesu der Kern und Mittelpunct der Offenbarung über die Zukunft d. i. der Apokalypse.

Aus diesem ihrem eschatologisch christologischen Inhalte ergibt sich auch zum Theil schon der große Nutzen und Werth einer wissenschaftlichen Bearbeitung dieser Literatur, auf den wir hier jedoch nur in aller Kürze aufmerksam machen können. Denn ist das Christenthum als eigenthümliche Religionsform wesentlich die *πίστις εις Χριστόν Ἰησοῦν* Gal. 2, 16. Joh. 1, 12. Apst. 19, 4. 5., so kann es nicht zweifelhaft seyn, daß die Erkenntniß der Christologie zu Jesu Zeit für jeden, zumahl für den protestantischen Theologen, eine unerläßliche Aufgabe sey, mithin auch die apokalyptische Literatur, in der das christologische Material vorzugsweise niedergelegt ist, von ihm ausführlicher bearbeitet zu werden verdiene. Denn ohne jene Erkenntniß können weder die in den Schriften des N. B. enthaltenen Aussagen Jesu oder seiner Jünger über des erstern Person oder Werk sachlich gehörig ausgelegt und verstanden, oder auch nur die Kämpfe und der Widerspruch, den Jesus bey seiner Erscheinung unter seinen Volksgenossen fand, und der keinesweges allein durch den damahls unter ihnen herrschenden unfittlichen Geist, sondern ebenfalls durch die mit mehr oder weniger Recht unter ihnen geltenden messian. Ansichten und Erwartungen bedingt war, umfassend und vollständig begriffen und gewürdigt: noch auch können die in dem N. T. mit Ausnahme der Johann. Apokalypse nur zerstreuten Andeutungen über die eschatologischen Vorgänge, die ihrer Natur nach von jenen Apokalyptikern, wie stäts in Verbindung mit ihren

christologischen Ansichten, so in einem größern Zusammenhange und in einer strengern übersichtlichen Ordnung behandelt wurden, mit einiger Sicherheit zu einem in sich zusammenhängenden Systeme vereinigt werden. Hinzu kommt die große geschichtliche Bedeutsamkeit einiger dieser apokalypt. Productionen, nämlich des Buches Daniel für die Juden und ersten Christen und der canonischen Apokalypse für die spätere christliche Kirche. Denn was das Buch Daniel betrifft, so ist aus dem Josephus bekannt, daß die Juden bald nach Christo, hauptsächlich in Folge Danielischer Orakel, die sie nach unrichtiger Deutung auf eine nahe Ankunft des ihnen verheißenen Messias bezogen, sich gegen ihren römischen Zwingherrn empörten, und trotz aller Niederlagen und Unfälle, die sie zu leiden hatten, der Erfüllung ihrer Hoffnung gewiß, in dieser Empörung verharrten, bis sie endlich durch die Zertrümmerung ihrer Hauptstadt und besonders den Tempelbrand auf eine furchtbare Weise enttäuscht wurden. Der große Einfluß der canon. Apokalypse dagegen auf das christliche Denken und Leben in den verschiedenen Perioden der Kirche ist von Dr. Lucke in seiner Einleitung zu diesem Buche da, wo er von der Geschichte seiner Auslegung spricht, so gründlich und einleuchtend dargelegt worden, daß hierüber kein Wort weiter zu verlieren ist. Wenn aber auch jetzt noch diese Literatur und besonders die canon. Apokalypse von einzelnen Christen hie und da gebraucht wird, um aus ihr Nahrung für unberechtigte chiliastische Träume und eine zuverlässig genaue Kunde über die einzelnen Entwicklungszeiten des Reichs Christi zu schöpfen, so liegt darin nur ein neuer Antrieb, dem Irrthume wo möglich die Wahrheit, der Schwärmerey die ruhige Forschung entgegen zu

stellen, damit immer mehr und in immer größern Kreisen deutlich werde, daß der hier etwa zu rügende Mißbrauch nicht in dem Gegenstande, der zu durchforschen ist, sondern in den Forschenden selber gelegen sey. Bey weitem weniger als früher dürfte indeß bey den jetzt den Interpreten zu Gebote stehenden Hülfsmitteln und dem gegenwärtigen Stande der Auslegungskunst die Schwierigkeit und Dunkelheit einiger Partien dieser Literatur eine Uebergehung derselben in die wissenschaftliche Bearbeitung entschuldigen können, am wenigsten bey einem Werke wie die canon. Apokalypse, das, wie von Eichhorn, Ewald, Lücke u. A. hinreichend gezeigt ist, wegen seiner religiösen Innigkeit, seiner künstlerischen Composition, seiner großartigen und erhabenen Ideen und Anschauungen unbedingt den ersten Platz in der gesammten heiligen Prophetie einzunehmen berechtigt ist.

In der oben angezeigten kleinen Schrift nun liefert der Verf. seinen ersten Beytrag zur Auslegung und Critik der apokalypt. Literatur in dem angegebenen Sinne. Die Materien, die in ihr behandelt werden, sind folgende: Das Drakel von den 70 Wochen bey dem Daniel Kap. 9, 24—27., die ursprüngliche Gestalt der Reden Jesu über seine Parusie, mit besonderer Beziehung auf das *ἔθελωμα τῆς ἐρημώσεως* bey Matthäus und Marcus (in diesem Zusammenhange wird auch die jüdische Auffassung der einzelnen Daniel. Drakel in der Zeit Jesu und ihr Einfluß auf Christologie und Eschatologie aus dem Josephus, aus dem Buche Henoch, so wie aus den synoptischen Evangelien dargestellt), die erweislich älteste Auffassung von Dan. 9, 24—27. in der griechischen Uebersetzung des cod. Chis., endlich die Auffassung der 70 Wochen

Daniels unmittelbar nach der letzten Zerstörung Jerusalems und zwar einerseits von dem jüdischen Verfasser des 4. Buchs Esrä, andererseits von dem judenchristlichen Verfasser der 12 Testamente der Patriarchen. Aus der Angabe des Inhalts ergibt sich schon die Zusammengehörigkeit desselben, indem nämlich bey der Wahl der zu behandelnden Materie den Verfasser stets ihre Beziehbarkeit zu dem Orakel von den 70 Wochen leitete, so daß der sonstige Inhalt seiner Haupttendenz nach auch als urkundlich documentierte Geschichte der Auslegung jenes Orakels von der ältesten Zeit an bis unmittelbar nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus hin bezeichnet werden könnte. Von diesem Gesichtspuncte aus könnte man indeß eine in Etwas veränderte Anordnung der einzelnen Materien postulieren, die nämlich, daß die critische Behandlung der Reden Jesu, weil diese einer spätern Zeit angehören, der Erörterung über die Stelle aus dem cod. Chis. nachgestellt werde. Allein da im erstern Abschnitte nicht bloß von der über das Daniel. Orakel zu Jesu Zeit herrschenden Zeitanficht, sondern zugleich und vorzugsweise von der Ansicht, die Jesus über dasselbe hegte, gehandelt wird, so wäre es gegen das christliche Interesse gewesen, die Data jenes Abschnitts als nur ebenbürtige Glieder in eine geschichtliche Darstellung der Auslegung Danielischer Orakel zu verweben: vielmehr mußte ihm wegen seiner Beziehung auf Christum auch in der Anordnung eine größere Selbständigkeit zu Theil werden, damit durch die in ihm niedergelegten Resultate die Exposition über das Daniel. Orakel von den 70 Wochen und jene wieder durch diese bestätigt und bewahrheitet würden. Dagegen wird, wenn auch von dem eine größere Freyheit in Auswahl des Materials zu

lassenden allgemeineren Titel der Schrift 'Beytr. zur apokalypt. Literatur' abgesehen wird, gegen die gleichzeitige Behandlung der in ihr erörterten einzelnen Materien von Sachverständigen schwerlich ein Einwand erhoben werden, weil nur durch die gleichzeitige Behandlung ein neues und wo möglich Ueberzeugung erweckendes Licht über die behandelten Punkte schien verbreitet werden zu können.

Je mehr aber der Verf. weiß, aus schon an sich dunkeln und noch immer nicht genug durchforschten Werken vielleicht gerade die schwierigern Stellen seiner Prüfung vorgelegt zu haben, um so lieber möchte er sich über die Behandlung wenigstens einzelner Punkte, nämlich des Daniel. Orakels 9, 24—27. und der Rede Jesu über seine Parusie bey den Synoptikern, hier in aller Kürze noch mit seinen Lesern verständigen.

Die Erörterung der Daniel. Stelle zunächst vollzieht sich in folgenden besonderen Untersuchungen: 1) Darstellung des Inhalts und Zusammenhangs von Kap. 9. und chronolog. Bestimmung des babyl. Exils nach dem Daniel. 2) Uebersetzung und Auslegung von Dan. 9, 24—27. 3) Darstellung und Critik der bisherigen Auslegungen. 4) Aufstellung und Begründung der eigenen Ansicht. Das Wesentliche der Ansicht des Verfassers wird darin gesetzt, daß die 70 Daniel. Wochen, weil in dem Buche Daniel die eigentliche und buchstäbliche Erklärung des betreffenden Jerem. Gesichts als richtig voraus gesetzt werde, nicht als bloße Umdeutung der bekannten 70 Jahre des Jeremios aufzufassen seyen, daß in Dan. 9, 24—27. vermöge des Zusammenhanges von Kap. 9. neben etwaigen Aussagen über eine entferntere Zukunft jedenfalls auch ein Aufschluß über das Ende des babyl. Exils enthalten seyn

müsse S. 13, somit die Wochen B. 24 von eigentlichen (Tag) Wochen, die von dem 1. Jahre des Darius oder von dem Zeitpunkte an, da das Orakel gegeben wurde, zu berechnen sind, die Wochen von B. 25 an aber von uneigentlichen (Jahr) Wochen zu verstehen seyen S. 91 ff., daß die 70 Jahrwochen in chronologischer Bestimmtheit und Strenge zu fassen, aber 7 Jahrwochen von ihnen nach des Textes eigener Andeutung auszuscheiden seyen, daß als Anfangspunct der 70 Jahrwochen das 4. Jahr Sojakims oder 606, als Endpunct aber der Tod des Antiochus Epiphanes oder 164 vor Chr. zu betrachten sey S. 101 ff. Somit zeigt sich ein förmlicher Parallelismus zwischen den 70 Jerem. Jahren und den 70 Daniel. Wochen wie zwischen Vorbild und Nachbild. Denn wie von jenen 7 Jahre nicht in Rechnung kommen, da ihre Erfüllung im Sinne des Jeremias erst mit 599 oder der Wegführung des Sojachin beginnen sollte (599—536), so werden von den 70 Jahrwochen auch nur 63 Jahrwochen = 441 Jahre berechnet (606—164). Zur Rechtfertigung dieser Ansicht aber im Unterschiede von anderweitig vorgetragener Ansichten möge hier noch Folgendes seine Stelle haben. Zuerst die streng messian. Ansicht, welche in den 70 Wochen die Ankunft des Messias Jesus ganz genau nach Zeit und Stunde vorher verkündet glaubt, scheint schlechthin ausgeschlossen zu seyn, schon wenn man Folgendes erwägt. Einmahl, daß der Anfangspunct der 70 Jahrwochen das Jahr 606 vor Chr. seyn muß, weil unter dem קצת שנה Dan. 9, 25. der Ausspruch des Jeremias von einem 70jährigen Exil zu verstehen ist, dieser aber nach Jerem. 25, 11 ins 4. Jahr Sojakims fällt; und sodann, daß die letzte Hälfte der letzten Jahrwoche Dan. 9, 27.

nach Inhalt und Zeitmaß, so wie durch den innern Organismus des Buchs Daniel den $3\frac{1}{2}$ Zeiten oder Jahren Dan. 12, 7. vgl. 7, 25. vollkommen entspricht, diese aber nach Zusammenhang und jetzt allgemein angenommener Auslegung von dem Tode des Epiphanes begrenzt werden, daß mithin als Endpunct der 70 Jahrwochen das Jahr 164 (Februar) anzusehen ist. Vgl. auch die 2300 Tage Dan. 8, 14. und dazu die Auslegung S. 115 ff. Als Auctoritäten für die Richtigkeit dieser Endbeziehung müssen hervor gehoben werden: die 70 Dollmetscher nach S. 201 ff., das 1. Buch der Maccabäer nach S. 62, ja die Worte Jesu selbst nach S. 195. — Ist aber als Anfangspunct der 70 Jahrwochen das Jahr 606 und als ihr Endpunct das Jahr 164 zu betrachten, so folgt bey Voraussetzung einer chronolog. Genauigkeit der Daniel. Angabe zweytens, daß unter den Ansichten, welche jene Jahrwochen mit dem Tode des Epiphanes enden lassen, nur die richtig seyn kann, welche nach Absicht und Andeutung des Textes 7 Jahrwochen nicht in Rechnung kommen läßt: denn 63 Jahrwochen oder 441 Jahre messen schon die Zeit van 606 bis 164 vollkommen aus. Aber ist die Daniel. Angabe in unserer Stelle auch wirklich chronologisch genau? Für das Gegentheil ließen sich nur zwey hier in Betracht zu ziehende Gründe entgegen gesetzter Art denken: entweder wollte der Prophet keine genaue Zeitangabe geben, oder er konnte es nicht; und beide Gründe sind vielfach einzeln oder zusammen genommen von denjenigen Interpreten zu ihrer Rechtfertigung gebraucht, welche keine chronologisch genaue Erklärung der 70 Wochen gegeben haben. Was nun die Voraussetzung anlangt, daß in den 70 Wochen auch nach der Absicht des Verfs keine genaue

Zeitangabe gegeben werden solle, sondern daß in ihnen nur eine so genannte runde Zahl anzuerkennen sey, so dürfte sie so wohl nach dem Character unsers ganzen Buchs, als insonderheit nach dem Texte unserer Stelle unzulässig seyn. Denn es ist allgemein zugegeben, daß die 70 Wochen mit Bezug auf die bekannten 70 Jahre des Jeremias gesetzt seyen. Diese bedeuten unserm Verfasser aber so wenig eine runde Zahl, daß er sie vielmehr ganz wörtlich deutet, s. die Erörterungen S. 4 — 13. Ist nun die Zahl 70 in dem Vorbilde der 70 Jahre streng zu fassen, wird dann die entgegen gesetzte Annahme bey dem Nachbilde der 70 Wochen nicht von vorn herein durchaus unwahrscheinlich? Ferner, wer den Character der Daniel. Prophetie auch nur ein wenig kennt, wird zugeben müssen, daß in ihr unter allen alttestam. Büchern die größte Bestimmtheit der Zeitangabe herrscht; und gerade diese Bestimmtheit ist bekanntlich ein Hauptgrund, warum die Authenticität des Daniel von vielen Interpreten in Verdacht gezogen wird. Mit welchem Rechte geschieht es nun, daß vorzugsweise dieselben Gelehrten, welche jene chronolog. Bestimmtheit bey dem Daniel für jenen Zweck so entschieden hervor heben, über die Chronologie der 70 Wochen so ganz entgegen gesetzt denken? Endlich bey der Voraussetzung, daß in den 70 Wochen nur eine allgemeine und unbestimmte Zeitangabe enthalten sey, muß es schon sehr auffallen, daß diese Zeitangabe, wie es scheint, in 3 Abschnitte von 7, 62 und 1 Woche und die eine Woche sogar in zwey Hälften getheilt wird und daß die Zahlen, durch welche die Länge der Abschnitte bestimmt wird, 7, 62, 1 und $\frac{1}{2}$, allein mit Ausnahme der 7, so gar keine so genannte runde Zahlen darstellen. Wenn aber jene Thei-

lung und noch mehr die Art und Weise der Theilung augenscheinlich schon die Absicht einer genauern chronologischen Bestimmung verrathen, so dürfte die entgegen gesetzte Voraussetzung völlig in sich zusammen fallen, so bald man erwägt, daß wenigstens die letzte Hälfte der einen oder letzten Fahrwoche nachweislich eine durchaus genaue und bestimmte Zeitangabe enthält. Denn diese Hälfte ist ja, wie sämtliche hier zu berücksichtigende Segner zugeben, nur ein anderer Ausdruck für die $3\frac{1}{2}$ Zeiten oder Jahre Dan. 12, 7., die wieder selbst bis auf ihre einzelnen Tage durch Dan. 12, 11. 12. bestimmt und erklärt werden. Vgl. auch die 2300 Tage Dan. 8, 14. und dazu uns. Erkl. S. 115 ff. Wenn aber der eine der Zeittheile, in die die 70 Wochen getheilt sind, nach Absicht des Veris streng chronologisch genommen werden sollte, so muß dieselbe Absicht auch bey den übrigen in Rechnung kommenden Zeittheilen voraus gesetzt werden, um so mehr, als bey entgegen gesetzter Annahme auch dieser eine Zeittheil, weil dann sein Anfangspunct nicht deutlich bestimmt wäre, seine chronologische Bedeutung in diesem Zusammenhange wieder verlieren müßte. Somit scheint das deutlich, daß der Verfasser von Dan. 9, 25 — 27., wie er als Anfangspunct der hier beschriebenen Begebenheiten das Jahr 606 v. Chr. und als Endpunct das Jahr 164 setzt, so in den hier gebrauchten Zeitangaben wirklich eine strenge Chronologie geben wollte. Könnte nun diese Chronologie dennoch nicht von dem Ausleger vermittelt der ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel als richtig anerkannt werden, so bliebe ihm Nichts weiter übrig, als daß er entweder zur Zeit noch auf das richtige Verständniß der Stelle verzichtete und selbiges weiteren und noch gründlicheren Forschungen über-

ließe, oder aber, daß er dem Verfasser selber eine Unkenntniß der Länge des bezeichneten Zeitraums zur Last legte; und Letzteres ist nicht bloß sonst, sondern auch an unserer Stelle von Daniel vielfach behauptet worden. Dieser wollte zwar chronologisch genau reden, aber aus Unkenntniß der chronol. Verhältnisse kannte er es nicht. Allein wenn ein solcher Vorwurf die Arbeit des Auslegers zwar augenscheinlich erleichtert, aber wie schon bey jedem andern Buche, so bey dem canonischen Buche Daniel an sich gewiß höchst unbillig ist, so dürfte er auch durch den Text schwerlich gerechtfertigt werden. Denn sollen von den nicht-messian. Erklärern, von denen in diesem Zusammenhange nur die Rede ist, die Dan. 9, 25. genannten 7 Jahrwochen von dem Ausspruch des Jeremias oder von 606 v. Chr. an wirklich berechnet werden — geschieht das aber nicht, so würde die von uns eingegangene Erklärung gut heißen — so müßte einerseits unter dem Messias Nagid Cyrus verstanden werden, und andererseits müßte der Zeitraum von 606 bis zum ersten Jahre des Cyrus (seiner Herrschaft über Babel) nach der Angabe des Buchs Daniel nur 7 Jahrwochen oder 49 Jahre umfassen, mithin behauptet werden, daß der Verfasser desselben, da er nach dem Obigen wirklich eine strenge Chronologie liefern wollte, über die Länge dieses Zeitraums in Irrthum gewesen sey. Allein beide Annahmen widersprechen anderweitigen eigenen Angaben des Buchs. Cyrus kann nicht Messias Nagid genannt seyn. Denn wenn er auch Jes. 45, 1. Messias genannt wird, so wird daraus noch keineswegs wahrscheinlich, daß er, der heidnische Fürst, auch in dem allem heidnischen Wesen vorzugsweise abholden Buche Daniel mit diesem Namen hätte bezeichnet werden

sollen, und wo Cyrus sonst im Daniel vorkommt, führt er nie den Namen Messias 1, 21. 10, 1. Noch weniger konnte er Magid genannt werden, wenn anders das richtig ist, was über den beabsichtigten Doppelsinn dieses Wortes S. 56 ff. und zur Erklärung des dunkeln מגיד v. 26. S. 61 ff. vergl. S. 65 beigebracht ist. Sodann aber kann der Verfasser des Buchs Daniel den Zeitraum von dem Ausspruche des Jeremias oder 606 bis zu dem ersten Jahre des Cyrus nicht irrthümlich zu 7 Jahrwochen oder 49 Jahren berechnet haben: denn sonst bestimmt er diesen Zeitraum ganz richtig zu vollen 70 Jahren, wie auch von Anderen schon erkannt ist, vgl. S. 4—13. Haben nun die 7, die 62 und 1 Jahrwoche das Jahr 606 zu ihrem Anfangspunct und das Jahr 164 zu ihrem Endpunct und war es auf der einen Seite die Absicht des Verfs, in jenen Angaben streng chronologische Bestimmungen zu geben, lassen sich auf der andern Seite aber die 7 Jahrwochen nach eigenen Andeutungen des Buchs mit dieser Absicht unter keiner Bedingung in Einklang bringen: so dürfte die Vermuthung die höchste Probabilität für sich haben, daß diese 7 Jahrwochen gar nicht, somit statt 70 Jahrwochen nur 63 Jahrwochen oder 441 Jahre zu berechnen seyn: denn subtrahieren wir 441 Jahre von dem terminus a quo 606 vor Chr., so erhalten wir gerade den postulierten terminus ad quem, oder das Jahr 164 v. Chr. und die chronologische Genauigkeit des Daniel an unserer Stelle ist vollkommen sicher gestellt. Andere Gründe für diese Ansicht von den 70 Wochen bitte ich in meiner Schrift selber nachzulesen. — Weniger wesentlich für meine Totalansicht von der Stelle, wie dies auch S. 94 in der Note angedeutet wird, ist die Meinung, daß

nur von v. 25. an Jahrwochen zu verstehen, v. 24. aber 70 eigentliche oder Tagewochen und zwar von dem 1. Jahre des Darius d. i. 537 v. Chr. oder von der Zeit an, da Daniel unser Orakel empfing — denn erst v. 25. wird der neue terminus a quo, der Ausgang des Jerem. Wortes genannt — zu berechnen seyen. Doch merke ich hier noch an, daß diese Nebenpartie meiner Ansicht nicht bloß auf eine merkwürdige Weise mit der Chronologie zusammen stimmt, sondern auch durch die Uebersetzung des cod. Chis. bestätigt wird, vgl. S. 200, sich also als die erweislich älteste Auffassung von v. 24. legitimiert.

Was aber meine Behandlung der Reden Jesu über seine Parusie in den synoptischen Evangelien anlangt, S. 125 — 196, so ist ihre Haupttendenz die, den Anstoß, der in Matth. 24, 29. vgl. Marc. 13, 24 und Luc. 21, 31. 32. liegt, sofern Jesus selber an diesen Stellen seine persönliche Wiederkunft und das Weltgericht mit der Zerstörung Jerusalems in eine unmittelbare zeitliche Verbindung gebracht zu haben scheint, wegzuräumen und zu beseitigen. Denn es läßt sich einerseits nicht leugnen, daß nicht bloß an den genannten, sondern noch an vielen anderen neutestam. Stellen, bekanntlich besonders häufig in den Briefen Pauli, die Wiederkunft Christi überaus nahe gedacht wird: andererseits würde eine solche Weissagung, müßte jener ihr zeitlicher Inhalt auf die Belehrung Christi selber zurück geführt werden, bey diesem eine Einsicht in die Natur, die Bedeutung und Entwicklungsweise seines Reichs voraus setzen, bey dem das reine Bild des Erlösers nothwendig für uns getrübt werden müßte. Nun ist jener Irrthum in Bestimmung des zeitlichen Eintritts der Parusie freylich vom Glauben schon immer von der Per-

son Jesu fern gehalten: aber diese vom Glauben postulierte Voraussetzung ist, so viel ich weiß, bisher entweder nicht in vollständigem Zusammenhange oder nicht auf zulässige Weise durch die Auslegung erwiesen worden. Dies konnte nur so geschehen, daß theils auf critischem Wege aus der uns in den synoptischen Evangelien aufbewahrten Gestalt der Reden Jesu selber ihre wahre und ursprüngliche Gestalt möglichst ermittelt, theils aber durch Benützung gleichzeitiger Documente diejenigen Zeitvorstellungen genauer entwickelt wurden, durch deren Macht die Jünger des Herrn sich bestimmen ließen, seine Reden über seine Parusie so und nicht anders zu fassen: und Beides ist in diesem, wie mir scheint wichtigsten, Abschnitte der angezeigten Schrift von mir versucht worden. Wenn aber die Herstellung eines Textes von größerem Umfange in seinem ursprünglichen Gehalte immer zu den schwierigsten Aufgaben der Critik gehört: so dürfte der Verf., obgleich er der freudigen Ueberzeugung lebt, im Ganzen das Richtige gefunden zu haben, dennoch gerade an diesem Orte am meisten auf die Nachsicht einsichtsvoller und billiger Leser rechnen können. — Uebrigens ist deutlich, daß durch die vorauf gehende Auslegung der Reden Jesu über seine Parusie die spätere Behandlung der christlichen Apokalypstik nur gewinnen kann, weil die Annahme ohne Schwierigkeit ist, daß auch die christliche Weissagung wie jede eigenthümlich christliche Lebensentwicklung sich an das Wort Christi angeknüpft hat und aus diesem hervor gegangen ist.

Schließlich bitte ich noch folgende den Sinn entstellende Fehler zu bessern, nämlich S. 210. Z. 1 oben statt 13 Jahre '22 Jahre' und S. 231. Z. 6 zu schreiben: 'so daß die Zeit von der

Sündfluth bis zum Endgerichte gerade 5500 Jahre, die Zeit vor der Sündfluth aber zusammen gerechnet mit der des Endgerichts gerade 1500 Jahre mißt'.

C. Wieseler.

L e i p z i g.

Hey Volkmar: Handbuch der Anatomie des Menschen mit Berücksichtigung der Physiologie und chirurgischen Anatomie von C. C. Bock. 1. Band. Enthält: Knochen-, Bänder-, Muskel- und Gefäßlehre. 2. Band. Enthält: Nerven- und Eingeweidelehre und chirurgische Anatomie. 1838. VI u. 976 S. in 8.

Von Jugend auf seinem Vater, dem verstorbenen, als Anatom durch mehrere Schriften nicht unvortheilhaft bekannten Professor Bock zur Seite, prägte der Verf. in sein Inneres ein Bild der einzelnen Theile des menschlichen Körpers ein, und erlangte anatomische Kenntnisse ohne ein anatomisches Handbuch in Gebrauch genommen zu haben. Nach Beendigung seiner medicinischen Studien suchte er bey chirurgischen Operationen diese Kenntniß zu erweitern, und verfertigte sodann nach Präparaten ein Manuscript behuf seiner Vorträge und Examinatorien über die Anatomie auf der Universität Leipzig. Die so beendete Ausarbeitung vervollständigte er mit Hülfe der vorhandenen anatomischen und physiologischen Schriften. Das ist die Entstehung des Werks, bey dessen Abfassung des Verfassers Streben vorzüglich dahin ging, demselben durch mehr oder weniger hervor stechenden Druck und durch angemessene Rubricierung eine möglichst übersichtliche Einrichtung zu geben, und dabey die neuesten Entdeckungen in der allgemeinen Anatomie und

Physiologie nebst der topographischen Anatomie nicht unberücksichtigt zu lassen, — um so den Studierenden das anatomische Studium zu erleichtern, und dem Arzte und Wundarzte nützlich zu werden, dessen anatomisches und physiologisches Wissen im Laufe der Jahre und in Folge der vielen unterdeß gemachten Entdeckungen vielleicht lückenhaft geworden seyn dürfte. — Außer den auf dem Titel namhaft gemachten Gegenständen wird in einer Einleitung von 44 Seiten der Begriff von Anatomie festgestellt, ein geschichtlicher Ueberblick geliefert, über die Form- und Mischungsbestandtheile und die Gewebe gehandelt, und eine allgemeine Betrachtung der Außenseite des menschlichen Körpers angestellt.

Daß diese Schrift, worin zwar nichts Neues enthalten, aber worin doch die Gegenstände in übersichtlicher Kürze und doch ausführlich und klar zusammen gestellt sind, dem angegebenen Zwecke entspreche, steht nicht zu bezweifeln. Ein sehr genaues lateinisches und deutsches Register erleichtert den Gebrauch, — schade, daß ein vorlaufendes Inhaltsverzeichnis fehlt. Druck und Papier machen dem Verleger Ehre. — Eine sehr brauchbare Uebersicht, besonders als Auszug aus diesem Handbuche, liefert der Verfasser in dem *'anatomischen Taschenbuche'*, enthaltend die Anatomie des Menschen, systematisch, im ausführlichen und übersichtlichen Auszuge zur schnellern und leichtern Repetition bearbeitet vom Prof. Dr. C. E. Bock. IV u. 397 Seiten in 12. bey demselben Verleger, 1839', welches gewiß den Studierenden zc. beym Präparieren und Repetieren sehr nützlich seyn kann.

Berthold.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 20. Julius 1839.

H e i d e l b e r g.

Bey C. F. Winter. Lehrbuch der politischen Oekonomie von Dr K. H. Rau, Großh. Bad. Geh. Hofrath u. Prof. zu Heidelberg, Ritter d. Sächlinger Löwen-Ordens. Erster Band. Grundsätze der Volkswirtschaftslehre; dritte vermehrte und verbess. Auflage. 1837. XIV u. 500 Seiten. (2 Rthl. 8 Gr.) Zweiter Band. Grundsätze der Volkswirtschaftspflege. 1828. XII u. 436 S. (2 Rthl. 8 Gr.) Dritter Band. Erste Abtheilung. 1832. 269 S. (1 Rthl. 8 Gr.) und zweite Abtheilung. 1837. Grundsätze der Finanzwissenschaft. IV u. 469 Seiten in gr. Octav. (2 Rthl.) (Das Ganze kostet 8 Rthl.).

Ueber dieses Werk haben sich zwar schon bey dem Erscheinen des ersten und zweyten Bandes angesehene und gelehrte Männer, z. B. der verew. Pölig, Pösch, Nebenius u. A., in sofern günstig ausgesprochen, daß sich dasselbe durch umfassende und bedachtsame Zusammenstellung der von den verschiedenen Schulen und Systemen der Nationalöconomie ausgegangenen Ergebnisse, durch

logische Entwicklung der Hauptgesetze, worauf namentlich das Indusriesystem beruht, durch zweckmäßige Anordnung der Materien, durch lichtvolle, mit practischen Beyspielen versehene Darstellung und durch scharfsinnige Benutzung und Beurtheilung der deutschen und ausländischen Schriften unter anderen ähnlichen Schriften auszeichne.

Die Verdienste des Verfs lassen sich erst dann recht würdigen, wenn man die Richtungen der staats- und volkswirthschaftlichen Untersuchungen vor A. Smith, die Smith'sche Theorie, die Leistungen von Sartorius und Loh, welcher letztere durch seine Revision der Grundbegriffe u. und sein Handbuch der Staatswirthschaftslehre vieles gethan hat; die Erläuterungen und Bekräftigungen der Smith'schen Lehren im Ganzen und Einzelnen durch Say; die Bereicherungen in der Volkswirthschaftslehre durch Malthus und Ricardo, durch Simonde de Sismondi und einige Andere übersieht und daraus entnimmt, wie verwickelt die Ansichten durch englische, französische, deutsche und russische Schriftsteller geworden waren, wie sehr sich die Masse der Untersuchungen und Ergebnisse gehäuft und wie bedeutungsvoll sich die Materie gestaltet hatte. Die Heraushebung des Brauchbarsten, die Zusammenstellung des sich Ergänzenden, die logische Aneinanderreihung der einzelnen Disciplinen, vor Allem aber die Trennung der Volkswirthschaft von der Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft war für Hn Rau keine leichte Aufgabe, obgleich Loh viel gethan hat.

Diese Aufgabe und Stellung waren für ihn um so schwieriger, als er mit der Theorie zugleich die Praxis in Verbindung zu bringen strebte, auf die bestehenden Staatseinrichtungen mit

telst der Regierungsverordnungen, der Budgets landständischer Verhandlungen u. dgl. stäte Rücksicht nehmen und so mit dem wirklich bestehenden Staats- und Volksorganismus in stäter Verbindung erhalten wollte. Er mußte zwischen die kämpfenden Parteyen treten und aus ihren theilweise unsystematischen Forschungen die Ergebnisse absondern, um den wissenschaftlichen Standpunct zu gewinnen, das Nützlose vom Brauchbaren zu trennen und durch consequente Durchführung einzelner Hauptideen dem Stoffe einen wissenschaftlichen Character zu verschaffen. Es war daher einem ziemlichen Gewirre von Darstellungen eine leitende Idee abzugewinnen und einem Mangel eines Lehrbuches zu begegnen, welches mit Hülfe eines allgemeinen Lehrbegriffes die Verhältnisse des Menschen zur Güterwelt darzustellen, die allgemeinen Gesetze der letzteren aufzusuchen und den Einfluß des Staates dabey möglichst zu berücksichtigen, zugleich aber auch dem Gewerbsmanne und Staatsbeamten durch Beyziehung von Beyspielen aus der Gewerbskunde und durch statistische Uebersichten und Erörterungen sich verständlich und leicht zugänglich, also für die gebildeteren Volksclassen fruchtbar zu machen strebte, ohne der Wissenschaft selbst etwas zu vergeben.

Die Volkswirtschaftslehre, welche es zunächst mit den öconomischen Thätigkeiten der Einzelnen und der sie leitenden Behörden nach natürlichen Gesetzen zu thun hat, mußte von der Volkswirtschaftspflege, deren Aufgabe in der Verwirklichung einer allgemeinen Wohlfahrt, also in der Sorge für Erzeugung, Verzehrung und Vertheilung der öconomischen Güter in ihrer Gemeingüte besteht, und von der Finanzwissenschaft getrennt, und doch mußten diese drey Begriffe unter einen Hauptbegriff gebracht werden, weil die Volkswirtschafts-

lehre für die Volkswirtschaftspflege und Finanzwissenschaft die Fundamentallehre ausmacht: daher erscheint die Wahl des allgemeinen Titels 'Lehrbuch der politischen Oeconomie' im Allgemeinen zweckmäßig, und entspricht derselbe den einzelnen Bearbeitungen.

Ref. hat sich zur Aufgabe gemacht, die wissenschaftliche Durchführung der Hauptideen in den drey Bänden näher zu beleuchten, die Leser dieser gelehrten Anzeigen mit den Leistungen und mit der Methode, mit dem Character der Darstellungen und mit den dadurch dem Verf. gewordenen Verdiensten näher vertraut zu machen, ohne einzelne Stellen hervor zu heben, oder alle Ansichten unbedingt zu billigen. Grundsätze, Character und Richtung der Darstellungen müssen aus den Angaben hervor gehen und sich in ihrem Uebergewichte über die Anordnungen der Vorgänger zu erkennen geben. Da nun die Volkswirtschaftslehre schon in der dritten Auflage erschienen ist, und die Theorie und Praxis sich hierdurch für die Leistungen des Verfs günstig ausgesprochen haben, so sollen die Grundsätze und Ideen derselben nur kurz mitgetheilt und mit Berücksichtigung der Hauptsätze früherer Schriftsteller beurtheilt werden.

Im Allgemeinen gehen die Darstellungen vielfach gegen die Ansichten Ricardo's in dessen bekanntem Buche über die Volkswirtschaftslehre und Besteuerung, welches auf den Verf. einen um so verschiedenartigeren Eindruck gemacht haben mußte, als er im Gegensatze der Smithschen Einseitigkeiten eigentliche Vielseitigkeit und im Gegensatze der Systemlosigkeit Ricardo's das Allgemeine mit dem Besonderen zu verbinden suchte und so wohl in Richtung als in Ansichten, ja selbst in Begriffs-Bestimmungen, meistens das

Gegentheil fand; als er sich mehr zu den Meinungen Sim. de Sismondi's, welcher die Lehren Ricardo's häufig von sich stieß, bekannte und in vielen Punkten die Urtheile Say's, welcher dem practischen Streben jenes oft Recht gab und die Wissenschaft sehr förderte, nicht anerkennen wollte, als er mittelst eines methodischen Auffuchens und Zusammenstellens allein wissenschaftlich verfahren und manche Grundsätze der Volkswirthschaft besser und entscheidender dargestellt haben will. Da nun die Gegner Ricardo's nicht nur viele Halbheiten und unhaltbare Abstractionen, sondern sogar paradoxe Ansichten und Ungereimtheiten gefunden haben wollten, so mußte auch der Verf. gegen Ricardo um so mehr sich aussprechen, als dieser ein offenerer Gegner des Bevormundungssystems und der Ansicht ist, daß die Regierung die Angelegenheiten des Volkes in wirthschaftlicher Beziehung zum Vortheile dieses bewachen könne, jener aber sich für diese erklärt und durch seine Darstellungen zu begründen sucht, wie er schon in seinem im Jahre 1821 veröffentlichten Ansichten der Volkswirthschaft nachzuweisen bemüht war.

Es würde übrigens den Ref. zu weit führen, wenn er alle einzelnen Differenzen berühren wollte, in welche Hr. Rau mit den Untersuchungen Ricardo's gerathen mußte: denn er stand mit diesem nicht so wohl wegen jener Grundansicht, welche die gesammte Volkswirthschaftslehre beherrscht, sondern auch wegen der Ansicht über den Charakter des Werthes der öconomischen Güter im Gegensatze, indem Ricardo's System der politischen Deconomie auf dem Begriffe vom Tauschwerthe beruht, Rau dagegen diesen nicht als eine eigenthümliche Art des Werthes annimmt, sondern denselben bald für Gebrauchswerth, bald

für Preis ansieht. Da übrigens nach des Ref. Ansicht die öconomischen, nützlichen, Gegenstände entweder hinsichtlich des Maaßes der persönlichen oder sachlichen, von jenen gewährten Vortheilen, oder hinsichtlich des Maaßes der durch Kauf und Verkauf errungenen Vortheile, also in jenem Falle mittelst des Eigenthumes, mittelst unmittelbarer Verwendung oder substantieller Vermehrung, in diesem mittelst Abgabe an Andere gewürdigt werden müssen, so ergibt sich hieraus eine zweyfache Ermittlungsart des Nützlichkeitsgrades und muß in der Volkswirthschaft der (von Manchen auch Bedürfnißwerth, Nützlichkeitwerth, absoluter Werth genannte) Gebrauchswerth von dem Tauschwerthe, oder relativen und abgeleiteten Werthe wohl unterschieden werden.

Ref. kann sich daher mit der Ansicht des Hn Rau nicht befreunden und findet in ihr eine Begriffsverwechslung der Ursache mit der Wirkung, wornach man im gemeinen Leben den Tauschwerth schlechtweg auch Preis nennt. Freylich sind die Bestimmungsgründe des Tauschwerthes von denen des Gebrauchswerthes wesentlich verschieden, ist er so groß als der Werth der als Preis dafür erhaltenen Leistungen, steigt und fällt er mit diesem; ist er ein Ausdruck für die Schätzung des Preises und hängt er vom Gebrauchswerthe ab; allein er ist von dem Preise, als Maß von sachlichen Leistungen, welche jemand für seine bestimmte Gegenleistung empfängt, doch wesentlich verschieden; denn ersterer ist die abstracte Preiswürdigkeit, der Grad der äußeren Achtung der Güter sagt Schön, letzterer aber der concret abgemessene Werth zweyer Tauschobjecte, ein arithmetischer Ausdruck, bey welchem nur eine bestimmte Größe gedacht werden kann, wogegen

der Tauschwerth ein jede mögliche Größe bezeichnender algebraischer Ausdruck ist.

In diesen zwey Hauptverschiedenheiten der Ansichten liegt der vorzüglichste Grund, warum auch Rau gegen viele Behauptungen Ricardo's kämpft, mit diesem in bedeutende Misverständnisse geräth und durch Heraushebung einzelner Stellen aus dem Buche Ricardo's diesen mancher Unwahrheiten, Einseitigkeiten und halben Erörterungen beschuldigen zu dürfen sich für berechtigt hält. Hierzu kommt noch ein anderer Punct, welcher zu Misverständnissen veranlaßt haben mag, nämlich das Streben Ricardo's nach einer so genannten Verallgemeinerung, gegen welche sich Rau schon in den oben erwähnten Ansichten der Volkswirtschaft entschieden erklärt hat, und dafür die Trennung des Allgemeinen vom Besonderen als nothwendig und dringend empfiehlt, wodurch ein wahrer Gegensatz, also ein vielseitiges Bekämpfen entstehen mußte, welches jedoch öfters in Halbheiten übergeht, weil die einzelnen Gedanken aus ihrem Zusammenhange, in welchem sie allein verstanden werden können, gerissen und öfters in bloßen Notizen mitgetheilt sind.

Die stärksten Gegensätze treten übrigens in der ersten Auflage der Volkswirtschaftslehre, welche sich in der dritten mehrfach verlieren und theilweise zu einer gewissen Art von Ausgleichung hinneigen, hervor. Denn in dieser findet man den Begriff 'Tauschwerth' unter dem Namen 'Preisfähigkeit' versinnlicht, woraus hervor geht, daß Hr Rau zwischen Preis und Tauschwerth einen Unterschied macht, sich aber wegen der herrschenden Differenz nicht direct für jenen erklärt; denn ungeachtet der Einführung dieser neuen Benennung bleibt der Verf. doch seiner frühern Bearbeitung getreu, was durchaus nicht der Fall

seyn kann, wenn der Begriff 'Tauschwerth' statuiert wird. Es würde nicht schwer seyn, viele Beispiele aufzufinden, welche beweisen, wie aus dem Mißverständnisse der Ricardo'schen Lehre vom Tauschwerthe mancherley unrichtige Darstellungen sich ergaben und dieselben den Verf. zu Bekämpfungen verleiteten, wofür er nicht nur keine haltbaren Gründe hat, sondern manchemal in offenkundige Widersprüche sich verliert. In dem theilweisen Annähern an verschiedene Ansichten Ricardo's darf man übrigens den Hauptgrund suchen, warum diese dritte Auflage eine vermehrte und verbesserte zu nennen ist, ersteres in sofern, als sie 500 Seiten enthält, wogegen die zweyte 1833 erschienene 456 und die erste nur 386 Seiten umfaßte; letzteres als manche Ansichten genauer begründet, oder erweitert, oder durch neue ersetzt, oder ergänzt und die neuesten Schriften noch sorgfältiger geprüft und angeführt sind. Manche Disciplinen sind wohl neu bearbeitet, aber doch nicht völlig umgearbeitet, wie die Angaben über die Zinsrente und den Gewerbsgewinnst beweisen, wofür wohl Ricardo's Kapitel angezogen, aber die Sache nicht im Sinne des letztern erörtert wird.

Die Einleitung mußte natürlich manche Neuerungen, Zusätze und Verbesserungen erhalten, weil die Literatur manche neue Ansichten und Untersuchungen, z. B. von Bülow, Schön, Schenk, Hermann u. A. veröffentlichte und dem Verf. manche Einwendungen gemacht wurden, welche mit vielen und haltbaren Gründen zu machen sind, wie sich später in einigen Bemerkungen zeigen wird. Ref. vermißt unter andern am Schlusse der Einleitung eine Vergleichung der Grundlehren nach den Ansichten der ausgezeichnetsten Schriftsteller, z. B. Smith's, Ricardo's, Storch's,

Say's, v. Jakob, v. Soden, Pox, Schön u. A. mit denen des Verf's, um den Leser so wohl die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Ansichten dieser Männer, als auch die Uebereinstimmung und Abweichungen vorzuführen, und ihn in den Stand zu setzen, aus den Angaben des Verf's über das Wesen der Wissenschaft und den Character ihrer einzelnen Materien zu urtheilen. Ref. würde sich gern mit einer solchen Vergleichung befassen, wenn dieselbe die Grenze dieser Anzeige nicht weit übersteigen würde. Eine ähnliche Arbeit hat uns Hr Baumstark in seinen jüngst erschienenen Abhandlungen als 2. Band zu der Uebersetzung der Ricardoschen Schrift, welche in diesen Anzeigen beurtheilt wird, geliefert; allein sie entsprechen den Erwartungen des Ref. nicht, wie näher beleuchtet werden soll. Dagegen liegt eine solche Arbeit im Plane des letzteren, wofür er schon viele Materialien gesammelt hat.

Die Anordnung des ersten Bandes ist gegen die früheren Auflagen nicht sehr verändert, indem das Ganze in fünf Büchern und jedes in einzelne Abschnitte zerfällt. Das erste handelt von dem Wesen des Volksvermögens, wobey sich der Verf. als warmen Verehrer von Storch's Ansichten zu erkennen gibt, indem ihm Vermögen in körperlichen Gütern, Volkswirthschaft in der Wirthschaft des Volkes mit körperlichem Vermögen, Volkswirthschaftslehre aber in der Thätigkeit des Volkes für den Inbegriff aller im Vermögen der Staatsbürger befindlichen sachlichen Güter besteht. Dagegen weicht er von Storch darin ab, daß er die unkörperlichen Güter aus dem Gebiete des Volksvermögens ausschließt, wofür jener eine besondere Abtheilung aufnahm und zwar mit Recht, weil die Nationalöconomie das Verhältniß des

Menschen zur Güterwelt darzustellen, und die allgemeinen Naturgesetze der letzteren aufzusuchen hat; weil der Staat nach Hn Rau's Ansicht auf diese Güter einwirken soll; weil die geistige Kraft des Volkes die Grundlage für alle Güter, und der edelste Theil des Volksvermögens ist; weil die sittliche Kraft desselben die festeste Stütze der Macht und des Wohlstandes, das wesentlichste Hülfsmittel zur Erreichung aller Zwecke, also die Basis für alles Vermögen an sachlichen Gütern bildet; weil die Sorge für Bildung und Sittlichkeit von der politischen Deconomie gar nicht zu trennen ist, ohne dieser einen wesentlichen Theil zu entreißen, ohne sie ihres wissenschaftlichen Characters zu berauben, und ohne das Vorwärtsschreiten der Wirthschaftsarten des Volkes zu behindern und weil es gerade für die Methode des Hn Rau unumgänglich nothwendig ist, die körperliche, geistige und sittliche Kraft des Volkes zur Grundlage des Vermögens zu machen, und aus ihr diejenigen Gesetze abzuleiten, welche gewisse Folgerungen zulassen, die in ihrer allgemeinen Anwendbarkeit für die Behandlung aller volkswirthschaftlichen Materien die allein richtigen Anhaltspuncte darbieten, worin daher Ref. auch den Hauptgrund findet, warum in der wissenschaftlichen Begründung des Rau'schen Systems eine Hauptlücke liegt und manche Gesetze, welche der Verf. in seinem methodischen Bestreben ableitet, nicht für haltbar zu erklären sind.

Soll die Volkswirthschaftslehre wissenschaftlich begründet, auf manche Hauptsätze, als einfache und elementare Wahrheiten, auf so genannte Grundsätze zurück geführt werden, so muß in ihr die Sorge für die immateriellen Interessen des Volkes einen wesentlichen Theil ausmachen; müssen diese die Grundlage des Volksvermögens bil-

den und mit Hülfe der Charactere der sachlichen Güter aus ihnen so wohl jene Gesetze, als auch gewisse Regeln abgeleitet werden, um mittelst jener einzusehen, wie gewisse Ursachen bestimmte Wirkungen hervor bringen müssen, oder doch darnach streben und durch diese belehrt zu werden, welchen Erfolg man in einer gewissen Gestaltung der Umstände, wenigstens wahrscheinlich zu erwarten habe, oder welches von jenen Gesetzen sich in dem einen oder andern Falle als das vorherrschende zeige. So wohl auf jene Gesetze als auf diese Regeln legt der Verf. für seine Darstellungsweise ein sehr großes Gewicht, ja in ihnen sucht er das Methodische, das Wissenschaftliche, mithin mußte er die Ansicht Storch's wegen der selbständigen Aufnahme und Behandlungsweise der geistigen und sittlichen Kraft in dem Volksvermögen festhalten, sie noch weiter begründen, die Schwierigkeiten, welche einer Vereinigung der Lehren von den körperlichen und unkörperlichen Gütern in der Nationalöconomie, als reiner Güterlehre, entgegen stehen, beseitigen und umfassend nachweisen, daß die geistige und sittliche Kraft zu den reinsten Gütern des Volksvermögens gehört, wornach alsdann das erste Buch eine ganz andere Behandlung hätte erhalten und das Wesen des Volksvermögens verändert dargestellt werden müssen. Doch Ref. kann diesen Gegenstand nicht näher beleuchten und die Methodik des Verfs umständlicher beurtheilen, weil dieses Vorhaben ihn zugleich in die Nothwendigkeit versetzen würde, die als Grundsätze vom Verf. angeführten Wahrheiten, z. B. daß hoher Arbeitslohn eine Vermehrung der Volksmenge nach sich ziehe und andere mehrfach zu bekämpfen und als unhaltbar darzustellen: denn, daß sich die Volksmenge, besonders in fabrikreichen

Gegenden, sehr vermehrt auch ohne Erhöhung des Arbeitslohnes, beweisen die Erscheinungen in England, wie ja der Verf. in einem Aufsätze in dem von ihm heraus gegebenen Archive der polit. Oeconomie selbst ersehen kann, und beweist der Umstand, daß fast überall der Arbeitslohn nicht im Verhältnisse zu den Bedürfnissen gestiegen ist, daß hierin ein Grund der Nahrungslosigkeit und stäts allgemeiner werdenden Armuth liegt und doch die Volksmenge fast überall sich vermehrt. Er müßte noch darthun, daß der Verf. häufig das Vermögen mit Gut, die Vermögensquellen mit Güterquellen, welche unter Andern Riedel im ersten Bande seiner Nationalöconomie (St. 153 u. f. 1838 dieser gel. Anz. beurth.) gut unterschieden hat, verwechselt und hierdurch den Grund zu manchen Mißverständnissen gelegt hat.

Das zweyte Buch beschäftigt sich mit der Entstehung der Vermögenstheile; das dritte mit der Vertheilung, das vierte mit der Verzehrung des Vermögens und endlich das fünfte mit den productiven Gewerben, wozu die Landwirthschaft nach allen ihren Theilen und Zweigen, sodann die Gewerbe und der Handel gerechnet werden. Auch hier vermißt man die Grundlage, nämlich die Sorge für die geistige und sittliche Bildung des Volkes, welche für die Erwerbung, Vertheilung und Verzehrung der körperlichen Güter eine Hauptrolle spielt und für die Landwirthschaft, für das Gewerbswesen und für den Handel die Grundlage ausmacht. Nach des Verfs Ansicht bringt zwar die Natur die Stoffe hervor; allein er kann doch aus der umständlichen Behandlung der Landwirthschaft entnehmen, daß nur mit Hülfe des menschlichen Geistes, also der Aufklärung die Absichten am zweckmäßigsten erreicht werden; daß nur durch diese jene wahrhaft productiv ist und

daß die geistige Entwicklung selbst erst wirklich productiv wird. Er kann aus der freylich sparsamen Behandlung des Gewerbwesens und des Handels entnehmen, daß der Geist und die Sittlichkeit die reinsten productiven Güter sind und alle anderen Güter durch dieselben dieses erst im edelsten Sinne werden. Doch Refer. wendet sich zu einigen besonderen Gesichtspuncten und verläßt ungern die Berührung allgemeiner Beziehungen, weil sie den Werth des Werkes genauer kennen lehren.

Die Bekämpfung Smith's mit der Ansicht von der Gewerbefreyheit und der Forderung, daß die Regierung auf die Volkswirthschaft nur indirect wirken solle, geschieht mittelst einiger vom Verf. wohl erwogener Gründe und Anführungen von besonderen Beyspielen, gegen welche die Vertheidiger der unbedingten Gewerbefreyheit freylich manche Einwendungen machen werden; allein sie beschwichtigen des Verfs Gründe nicht, weil sie aus der Erfahrung genommen sind und darum großes Gewicht haben. Doch tritt der Verf. bey manchen Gegenständen in die Mitte und erforscht, ob man bey ihnen Zwangsverordnungen brauche oder nicht, wobey er bemerkt, daß man im Falle des Zweifels sich immer zu Gunsten der Freyheit entscheiden müsse, weil man auf die Kraft und Einsicht des Volkes vertrauen könne, vermöge deren die Volkswirthschaft, gleich einem belebten Organismus, aus sich selbst Uebel heilen könne. Eben so bemerkt er gegen Say's Ansicht, wornach die politische Deconomie nicht einmahl einen Rath geben dürfe und bloß den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen zu erklären habe, daß man dann die Lehren für das Verfahren der Regierung einer andern Wissenschaft, etwa der Politik, zutheilen müsse.

Ob man übrigens diese Ueberweisung des practischen Theiles der Volkswirthschaftslehre in die Politik, als Hauptgebiet der Staatskunst, nicht rechtfertigen könne, will Ref. nicht näher erörtern, weil er alsdann die verschiedenen Benennungen und Versuche berühren müßte. Uebrigens gesteht der Verf. dieselbe indirect durch die Bemerkung zu, daß es gestattet werden müsse, solche Regierungsmaßregeln, bey denen wirthschaftliche Zwecke vorwalten, in der Betrachtung zusammen zu fassen und der Volkswirthschaftslehre als angewandten Theil zur Seite zu stellen. Hierbey scheint er sich auf eine Bemerkung zur Uebersetzung von Storch's *cours d'économie polit.* Bd III. S. 222 zu beziehen, wo die Bezeichnung 'Staatswirthschaftslehre' durch die Lehre von der 'Wohlstandspflege' ersetzt werden will. Hiermit stimmt Ref. nicht überein, weil die Staatswirthschaft die Thätigkeit des Staates für Erhaltung und Vermehrung des Volksvermögens an körperlichen und unkörperlichen Gütern umfaßt, also ihre Lehre das Verhältniß des Staates zur Güterwelt zu erwägen hat, hiernach die Nationalöconomie die Grundlage für die Staatswirthschaftslehre ist und weil der Name 'Wohlstandspflege' leicht Mißverständnisse erzeugen mag. So sehr übrigens der Verf. gegen Smith sich erklärt, so wenig Neues stellt er auf und so wenig entkräftet er in den weiteren Darstellungen die meisten Ansichten von Ricardo, deren wahren Character er nur dann dem Leser würde erklärt haben, wenn er in den Anmerkungen jene im Zusammenhange gleichsam als Parallelsystem zu seinen Darstellungen mitgetheilt hätte, was leider nicht geschehen ist, wodurch die Lehren Ricardo's zerrissen wurden. Uehnlich verhält es sich mit der Berechnung des Betrages der Gütervermehrung.

rung mittelst algebraischer Formeln, welche gewiß da keine Anwendung finden können, wo von Idealen, von dem in dem Gefühle und in der menschlichen Ueberzeugung, daß durch dermahlige Verhältnisse zur Güterwelt die Lage gegen früher wirklich gebessert sey, Ruhenden die Rede ist, weswegen der Verf. die Ansichten Canard's sehr kurz und kräftig zurück weisen, aber nicht so leicht die auf volkswirthschaftlichen und finanziellen Erfahrungen und auf geschichtlichen und statistischen Thatsachen in England beruhenden Urtheile Ricardo's beseitigen und durch anwendbarere und gründlichere ersetzen konnte.

Die geschichtliche Darstellung der Staatswirthschaftslehre, die Ansichten in der älteren und neueren Zeit; die Schilderung der verschiedenen Systeme, besonders der Hauptlehren und vorzüglichsten Strebepuncte des Mercantilsystems nebst den neueren Theorien von Schön, Bülow und Giga, welche die Leitung des Gewerbswesens der Völker den Regierungen weniger oder mehr zuweisen, und andere Nachweisungen verdienen besondere Anerkennung, so lange man sie im Sinne des Verfs nimmt. Nur weicht Ref. darin vom Verf. ab, daß Fähigkeiten der Menschen nicht unter den Begriff des Vermögens sich sollten subsumieren lassen, da er dieselben zu diesem rechnet, wofür selbst der ausgedehnte Sinn, in welchem jener Begriff genommen ist, sprechen dürfte. Hierüber hat er sich übrigens schon ausgesprochen. Hinsichtlich der Volkswirthschaftspflege, welche der Verf. im zweyten Theile behandelt, beleuchtet er die widersprechenden Meinungen, ohne jedoch klar hervor zu heben, wie die Sorge für das Nationalvermögen und Nationaleinkommen auch jede einseitige Tendenz der Bereicherung ausschließen wird, indem ja durch die bloße

Production der Güter weder für das Vermögen, noch für das Einkommen der Gesamtheit hinreichend gesorgt ist, und in wie weit diese Bestimmung der Nationalwohlfaht und Wirthschaftspflege nicht gehaltvoll ist, weil die erstere bloß darin bestehen kann, daß die Erzeugung, Vertheilung und Verzehrung der Güter eine gemeingute sey, und die letztere all ihr Streben auf diesen Zustand richten muß. Sene Bestimmung ist in so fern erschöpfend, als sie aus dem Umrisse der Wirthschaft mit den körperlichen und unkörperlichen Gütern sich ergibt und alle Richtungen des Gemeinwohles umfaßt, indem die Erzeugung zugleich auf die Sorge für geistige und sittliche Bildung anzuwenden ist, um der Erzeugung der körperlichen Güter und ihrem productiven Verwenden eine sichere Grundlage zu verschaffen.

Die Quellen der Güter, bestehend in der Natur, Arbeit und im Capitale (physischem, geistigem und sittlichem) würdigt der Verf. nicht gehörig; weder die Vorzüge der Arbeit, welche nur durch Bildung wahrhaft fruchtbar wird, noch den Character des Capitals hebt er umfassend hervor, so sehr er gegen manche Ansichten Smith's und Ricardo's streitet und hierbey Behauptungen des Letzteren bekämpft, die man in dem Buche desselben nicht findet, z. B. daß der Preis der Dinge bloß nach der zu ihrer Hervorbringung nöthigen Arbeit, also nach dem Arbeitslohne, sich richte und dergl.

(Der Beschluß in einem der nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 22. Julius 1839.

B e r l i n.

Verlag der Plahn'schen Buchhandlung, 1838:
Practische Bemerkungen über verschiedene geburts-
hülffliche Gegenstände, Ergebnisse einer 50jährigen
Erfahrung von James Hamilton, Professor
der Geburtshülfe an der Universität zu Edinburg
zc. Deutsch bearbeitet von einem practischen Arzte.
206 Seiten in 8.

Mittheilungen, welche uns alte erfahrene Prac-
tiker aus ihrem viel bewegten Leben machen, sind
jederzeit von dem größten Interesse: denn abge-
sehen, daß das Mitgetheilte in langjähriger Er-
fahrung erprobt und als echt gefunden wurde, so
betrifft es auch meistens nur das Wichtigste des
Fachs, und handelt solche Gegenstände ab, über
welche die Verf. mit sich selbst ins Reine gekom-
men zu seyn vermeinen. Wir säumen daher nicht,
über vorstehende Schrift eines alten, längst rühm-
lich bekannten Geburtshelfers Englands unsern
Lesern Nachricht zu geben, einer Schrift, die kei-
neswegs, wie so manche ähnliche, einer zwey-
bis dreyjährigen, sondern einer 50jährigen Er-
fahrung ihr Daseyn verdankt. — Der Verf. bes.

ginnt mit einer Abhandlung über den Vorfall der Gebärmutter, und zeigt zuvörderst, daß die daraus hervor gehenden Beschwerden sich nicht nach dem Grade des Uebels, sondern nach der Constitution der Leidenden richten. In Schottland ist das Uebel bey Weibern niederer Stände, welche geboren haben, so häufig, daß nur wenige von ihnen das 50ste Jahr erreichen, ohne von demselben heimgesucht zu werden. Der Uterus wird hauptsächlich von der Blase, Scheide, dem Mastdarme und besonders den Beckenmuskeln in seiner natürlichen Lage erhalten: sind diese erschlafft oder gar zerrissen, so entstehen Gebärmutter-Vorfälle. Bey Jungfrauen entstehen sie aber durch starke Anstrengung zu einer Zeit, wo diese natürlichen Stützen erschlafft sind, nämlich während der Menstruation. Bey der Behandlung rühmt der Verf. statt der Pessarien eine T-Binde, zwischen deren verticalen Streifen und dem Beckenausgange ein Kissen appliciert wird. In veralteten und schweren Fällen ist der horizontale Streif der Binde statt von Leinwand oder feinem Leder eine Stahlfeder, wie beym gewöhnlichen Bruchbände. Das Kissen ist mit Rosshaaren gefüllt, 6 Zoll lang und 3 Zoll breit. Je bedeutender der Grad der Erschlaffung der Weichtheile an dem Beckenausgange, desto dicker muß es seyn, die Stärkung der geschwächten Theile wird nach dem Verf. am besten durch Bewegung in freyer Luft erlangt. — Von den Polypen der Gebärmutter. Nicht immer ist mit denselben Leukorrhoe verbunden: auch fehlt zuweilen bey sehr großen Polypen das Gefühl von Schwere und Druck. Polypöse Exceszenzen haben nach des Verfs. Beobachtung gewöhnlich eine weiche, fibröse Textur und eine große Menge strotzender Blutadern auf ihrer Oberfläche. Die Blutung bey Polypen leitet der Verf. von bedeutendem

Blutandränge nach den Gefäßen hin, welche die Polypen nähren. Ist der Andrang von Blut zu den Gefäßen der Gebärmutter gesteigert, so reicht die geringste Veranlassung hin, um den Blutfluß zu erzeugen. Wird durch die Application das Wachsen der Geschwulst verhindert, und die Vitalität derselben zerstört, so hört der Blutandrang und die Uebersfüllung der Gebärmutter-Arterien auf. Der Verf. bindet seit 40 Jahren seiner Praxis die Polypen mit Silberdraht ab, womit durchaus kein Theil des Uterus mit eingeklemmt wird. — Anschwellung des Eyerstocks. Selten gelingt es, diese Krankheit in ihrem Entstehen zu beobachten: die Structur-Umänderungen sind aber sehr verschieden, und daher sind es auch die Zufälle und der Verlauf der Krankheit. Verwechselt kann das Leiden werden mit Tuberkeln des Mesenteriums oder des Peritonäums, mit Scirrhus Pylori oder des Coecum, mit Ansammlungen verhärteten Koths, in dem letzten Stadium mit Ascites und Schwangerschaft. Es ist aber auch sehr selten möglich, die Anschwellung des Eyerstocks in ihrem letzten Stadium zu erkennen. Sehr passend zur Heilung fand der Verf. gleichmäßige Compression des Leibes mit einer Bandage, täglich zweymahlige Percussion, und wenigstens einige Monate hindurch kleine Dosen von salzsaurem Kalk: bey bedeutenden Schmerzen täglich ein warmes Bad. Von Mercurialien sah der Verf. nur Nachtheil. Bey weiter vorgerückter Krankheit ist auch wohl bey deutlicher Fluctuation und bey sehr großer Geschwulst die Paracentese nöthig, die man aber bey Personen über 60 Jahren widerrathen soll. Die Extirpation des Eyerstocks billigt der Verf. nicht. — Von den Zeichen der Schwangerschaft. In den ersten Monaten gibt es zwey untrügliche (?) Zeichen, nämlich die Unterdrückung der

Catamenien und eine deutliche Veränderung in dem Hofe der Brustwarze. Findet auch Blutabgang in der Schwangerschaft statt, so kann man diesen deutlich von einer natürlichen Menstruation unterscheiden. Das Hauptkennzeichen der wirklich von Schwangerschaft herrührenden Areola ist ein gewisser Grad von Turgescenz auf der Oberfläche des misfarbenen Ringes, die gegen Ende der Schwangerschaft immer mehr zunimmt. Sie fehlt bey Frauen, die in Folge von frühern Geburten die braune oder dunkle Areola auch außer der Schwangerschaft haben. In den letzten Monaten ist die Kindsbewegung ein vollkommen sicheres Zeichen. In Bezug auf die Auscultation bemerkt der Verf., daß sie in der Praxis sehr selten nöthig und möglich sey; aus seinen Bemerkungen geht hervor, daß er kein parteyischer Gegner des Stethoscops sey. — Von der Dauer der Schwangerschaft. Alle mit Sorgfalt angestellten Beobachtungen beweisen, daß die Zeit der Schwangerschaft durchaus keine fest bestimmten Grenzen hat. Dem Verf. sind wenigstens zwölf Fälle vorgekommen, in welchen die Verzögerung der Schwangerschaft auf das unwiderleglichste nachgewiesen werden konnte. Der äußerste Termin der Schwangerschaft kann aber nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. — Von der Hülfleistung während der ersten Geburtsperiode. Unter dieser Periode versteht der Verf. die Zeit, welche vom Beginne des Geburtsgeschäfts bis zur vollkommenen Erweiterung des Muttermundes verstreicht. Der Verf., auf seine Erfahrung fußend, nimmt an, daß, wenn die erste Geburtsperiode unter regelmäßigen Wehen nicht binnen 12 — 14 Stunden vollendet ist, Nachtheil daraus entstehen könne: es kann nämlich nach der Geburt durch unregelmäßige Zusammenziehung *retentio placentae* entstehen,

eine tödtliche Blutung kann eintreten, es können fieberhafte und entzündliche Krankheiten sich entwickeln. Die Verzögerung entsteht aber 1) durch zu frühzeitigen Abgang des Fruchtwassers, 2) Rigidität des Muttermundes, 3) durch Contraction des Mutterhalses, als Folge unentwickelter Fasern, 4) durch große Erschlaffung der Beckencontenta, 5) durch Einklemmung eines Theiles des Mutterhalses zwischen dem vorliegenden Kindstheile und den Beckenknochen. Ist das Wasser zu früh abgegangen, oder der Muttermund zu rigide, so wird die Erweiterung des Muttermundes durch einen Aderlaß von 16 — 24 Unzen befördert. Vertragen die Schwangern keinen Blutverlust, so ist bey zu frühem Wasserabgange ein Opium=Clystier anzuwenden. Das Extr. belladonnae hält der Verf. bey Rigidität für nutzlos. Wird die Geburt verzögert, wenn wegen all zu großer Erschlaffung der undilatierte Uterus während jeder Wehe nach Unten hingedrängt wird, so braucht man nur durch zwey an die Ränder des Muttermundes gehaltene Finger den Uterus während jeder Wehe in der Lage zu erhalten, bis der Kopf in die Scheide getreten ist. Der Einklemmung eines Theils des Muttermundes zwischen dem Kindstheile und den Beckenknochen begegnet man durch einen Gegendruck auf die Ränder des Muttermundes. — Von der Hülfleistung während der zweyten Periode. Unterstützung des Damms mit der freyen Hand, so bald der Kopf nach den äußeren Theilen hingedrängt, und Einsalbungen mit Schweineschmalz; der Verf. hat bey Erstgebärenden zuweilen ein ganzes Pfund verbraucht. — Von der Hülfleistung während der dritten Geburtsperiode, oder des Zeitraums, in welchem die Nachgeburt zu Tage gefördert wird. Der Verf. entfernt die Nachgeburt, wenn eine Blutung, ja

selbst nur ein Blutträufeln eintritt, sogleich, und wenn kein unangenehmer Zufall sich zeigt, spätestens in einer Stunde. Als Ursachen der Retention: Atonie der Gebärmutter, unregelmäßige Contraction derselben, abnorme Adhäsion der Placenta. Letzteres ist nach dem Verf. die häufigste Ursache, kommt aber gewöhnlich nur partiell vor. Die Lösung ist auch hier künstlich zu bewerkstelligen: doch unternimmt der Verf. diese dadurch, daß er mit der eingegangenen Hand die Substanz der Gebärmutter drückt, indem er die Peripherie dem Centrum nähert, und so alles trennt, was getrennt werden kann. Was so nicht entfernt werden kann, das bleibt der Ausstosung der Natur überlassen, und geht mit dem Lochialflusse ab. — Von der Behandlung der Wöchnerinnen gleich nach der Entbindung. Der Verf. empfiehlt gleich nach der Entfernung der Plac. Compression des Leibes mittelst einer Binde. Bey gesteigertem Empfindungsvermögen Opiate, Hyoscyamus, Campher &c., was wir nicht billigen können, so wenig wie die bald nach der Geburtsarbeit zu reichende Aloë, welche der Vf. da empfiehlt, wenn man nicht bestimmt weiß, daß vor der Entbindung regelmäßiger Stuhlgang erfolgt ist. — Von den schweren Geburten. Es sind diejenigen, bey welchen, obschon der Kopf vorliegt, doch ungewöhnliche Schwierigkeiten eintreten; am besten richtet man sich hier nach der Zeit, und bestimmt diejenigen als schwere, welche länger als 24 Stunden dauern. Der Ausgang ist dreyfach: die Natur vollendet die Geburt doch noch, oder der Arzt thut es künstlich, oder das Kind kann durch die gewöhnlichen Geburtswege gar nicht lebend heraus geschafft werden. Auf eine besondere Ursache von Verzögerung macht der Verf. hier aufmerksam, nämlich auf die Anschwellung der das Becken auskleidenden Theile

bey langem Drucke des Kopfes. Die weiteren Ursachen sind: allgemeine Schwäche, Schwäche der Gebärmutter, Gemüthsaffecte, unregelmäßige Vertheilung des Blutes, große Erschlaffung der Bauchwandungen, Rigidität der äußern Theile. Dagegen glaubt der Verf. nicht, daß die Verkürzung der Nabelschnur Ursache verzögerter Geburten sey, und daß Anchylose des Steißbeins Ursache der Geburtsverzögerung werde, wird wohl jetzt von keinem Geburtshelfer mehr geglaubt. Der Verf. geht dann die drey Classen der schweren Geburten näher durch, erklärt sich aber dabey gegen alle s. g. Wehen treibende Mittel, besonders gegen das Mutterkorn, dem er jede bedeutende medicinische Kraft abspricht; er erwähnt der Beobachtung Hosack's in Newyork, sein Gebrauch sey dem Kinde nachtheilig, was bey uns d' Dupertrepoint ebenfalls einmahl aussprach. Was der Vf. über die Anlegung der Zange vorbringt, und namentlich dabey gegen Collins (S. gel. Anz. 1839. S. 9.) anführt, hat ganz unsern Beyfall. Im Uebrigen ist auch unser Vf. der Perforation nicht abhold, ja er vermirft Collins Rath, die Perforation zu verschieben, bis das Kind gestorben sey; dagegen rath er, bey beträchtlicher Verengerung nach der Perforation die Extraction noch etwas zu verschieben. Wo die Perforation auch nicht mehr möglich ist, bleibt nur der Kaiserschnitt übrig. — Die künstliche Frühgeburt hat der Vf. 45 Mal gemacht, und dadurch 41 lebende Kinder gewonnen. Unter andern veranlaßte er die Frühgeburt an einer Person 10 Mal. Seine Methode besteht bekanntlich in dem Trennen der Decidua von der Gebärmutter. Uebrigens rath er auch da zur künstlichen Frühgeburt, wo Frauen ungewöhnlich große Kinder geboren haben. — Bey Steißlagen rath der Verfasser im Nothfalle die Verwandlung in eine unvoll-

Kommene Fußlage, oder wenn der Steiß eingekleilt ist, die Zange anzulegen. Die Selbstwendung kann nur unter gewissen Umständen statt finden, wenn nämlich die Contractionen des Uterus auf den vorliegenden Theil nicht wirken, oder wenn dieser Theil so geformt ist, daß er nicht im Becken eingekleilt werden kann. Eine genaue Untersuchung entscheidet demnach, ob die spontane Evolution erfolgen wird oder nicht. Die Wendung auf den Kopf ist wohl nur in wenigen Fällen ausführbar; die Embryotomie, eine sehr widerliche Operation, ist gewiß nie nöthig, die Geburt müßte denn anfangs völlig vernachlässigt worden seyn. Der Vf. hat sie nie gemacht. — Ueber Gebärmutterblutflüsse vor, während und nach der Entbindung; besonders ausführlich ist die Placenta praevia durchgegangen: der Verf. verwirft so wohl das Sprengen der Eyhäute nach Davis, als auch den von Dewees empfohlenen Tampon; er rath bey nicht zu stillender Blutung die künstliche Entbindung, wobey man, so bald die Nothwendigkeit eintritt, den Muttermund, wenn auch wenig erweitert, doch sehr nachgiebig findet. Zur Transfusion hat der Vf. wenig Vertrauen. — Ueber Convulsionen. Reichliche Aderlässe haben dem Verf. den besten Nutzen geleistet; bey Gebärenden muß nach dem Aderlaß die Entbindung so sehr als möglich beschleunigt werden. Den Schluß bilden einige Worte über die Ruptur der Gebärmutter. — Wir wünschen dieser kleinen, an interessantem Material reichen Schrift recht viele Leser: keiner wird sie unbestriedigt aus der Hand legen, da auch die Uebersetzung gut und fließend gerathen ist.

Ed. K. Jac. v. Siebold.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. S t ü c k .

Den 25. Julius 1839.

G ö t t i n g e n .

In der Dieterichschen Buchhandlung, 1838.
Fragmente Griechischer Dichter aus ei-
nem Papyrus des Königlichen Musei zu Paris.
Nach Petronne herausgegeben von Dr. Friedr.
Wilh. Schneidewin, außerord. Professor zu
Göttingen. VI u. 30 S. in gr. Octav.

Zweyerley finde ich nachträglich zu diesem
Schriftchen zu bemerken. Der von dem Stoiker
S. 6 angeführte Vers des Euripides: *Οὐκ ἔστιν
οὐδὲν διὰ τέλους εὐδαιμονεῖν*, ist wohl nicht
aus der angegebenen Stelle der Auge: *Κοῦδεις
διὰ τέλους εὐδαιμονεῖ* gebildet, sondern es ist,
wie ich zu spät gesehen habe, der B. 281. der
Schutzlebenden:

Τῶν γὰρ ἐν βροτοῖς

οὐκ ἔστιν οὐδὲν διὰ τέλους εὐδαιμονοῦν.

Zweytens ist mir bey dem beeilten Drucke ent-
gangen, daß die beiden S. 14 angeführten Verse
des Euripides:

*Οὐκ ἦν ἄρ' οὐδὲν πῆμ' ἔλευθέραν δάκνον
Ψυχὴν ὁμοίως ἀνδρὸς ὡς ἀτιμία.*

bereits bekannt waren, freylich in minder echter Form, aus Clemens Alex. Stromm. II. p. 463. Potter. Ἄλλ' οὐδὲ Αἴας σιωπᾶ, μέλλων δὲ ἑαυτὸν ἀποσφάττειν κέκραγεν· οὐδὲν οὖν ἦν πῆμα ἑλευθέρου ψυχὴν δάκνον οὕτως ὡς ἀνδρὸς ἀτιμία.

Οὕτως πέπονθα καὶ με συμφορᾶς ἀεὶ
βαδεῖα κηλὶς ἐκ βυθῶν ἀναστρέφει
λύσσης πικροῖς κέντροισιν ἠρεδισμένον.

Süvern hat diese Verse auf Aeschylus Thracierinnen zurück geführt, worin ihm außer anderen Gelehrten kürzlich Hermann gefolgt ist in der Abhandlung De Aeschyli Tragoediis fata Ajacis et Teucris complexis, Leipzig 1838. S. 13, wo er die in Rede stehenden Verse glücklicher als Vorgänger — s. Lobeck zum Aias S. 124 — so hergestellt wissen will:

Οὐκ ἔστιν οὐδὲν πῆμ' ἑλευθέρου δάκνον
Ψυχὴν τοσοῦτον ἀνδρὸς ὡς ἀτιμία.

Jetzt leuchtet ein, daß diese Verse von den folgenden durchaus zu trennen sind. Unmöglich konnte der Telamonide eine solche Betrachtung anstellen: es ist eine Reflexion des Clemens, der sich bey dem κέκραγεῖν des Aeschyleischen Aias des Euripideischen Spruches erinnerte, den er nur dem Sinne nach, nicht in genauer Form, wie sie jetzt im Papyrus hervor tritt, einsieht. Um Irrungen vorzubeugen, könnte man diese Worte bey Clemens in Klammern schließen.

F. W. G.

H e i d e l b e r g.

Beschluß der Anzeige: Lehrbuch der politischen Oekonomie von Dr. K. H. Rau.

Der Verf. hebt nicht hervor, in wie fern wohl

die Arbeit eine Hauptquelle, aber nicht die einzige für den Reichthum ist; in wie fern sie zwar die Güterkräfte der Natur erst ergiebig und anwendbar macht, aber bloß durch geistige Entwicklung die Naturproducte in dem Grade veredelt, daß sie ihre ursprüngliche Gestalt verlieren, und durch sie die Naturkörper ihre wahre Brauchbarkeit erhalten, daß geistige und sittliche Bildung die Arbeit erst segensreich für das Volk macht, die Energie erhebt und den wahren Wohlstand erzeugt, und daß gerade die geistige Arbeit die sicherste Basis für die Wohlfahrt der Einzelnen und der Völker ist.

Ob man manche Handelsgeschäfte, welche z. B. auf bloßes Wettspiel hinaus laufen, zu den productiven Geschäften rechnen könne, bezweifelt Ref. sehr, weil ihnen der wahre Character der Productivität abgeht. Der Verf. unterscheidet Auskommen, Wohlstand, Reichthum und Ueberfluß, welche sich im Volksvermögen finden sollen; das Hauptmerkmal der drey letzteren Güterverhältnisse sucht er alsdann in dem Uebersteigen des Einkommens über den Bedarf. Ob übrigens diese Bestimmung den Character des Reichthums eines Volkes bezeichne, bezweifelt Ref., da die immateriellen Güter übersehen sind und ein Volk materiell reich, immateriell aber doch arm seyn kann, da der erstere Zustand auf keinem wahren Reichthume beruht und derselbe die Völker für die Länge der Zeit nicht vortheilhaft sich entwickeln läßt, wie die Folgen des Uebergewichtes der materiellen Interessen gegen die immateriellen und die geschichtlichen Thatsachen aller Zeiten beweisen. Refer. sucht in der tüchtigen Bildung des Geistes und Herzens und in der Möglichkeit, mittelst der körperlichen Güter alle mit jener Bildung harmonisierenden Zwecke und Bedürfnisse hin-

reichend und leicht zu realisieren, daß wahre Wesen des Reichthums und kann daher der Ansicht des Verfs nicht unbedingt beystimmen.

Auch billigt er die weitere Annahme desselben nicht ganz, wornach große kostbare Unternehmungen der Staatsbürger, großer Aufwand der Regierungen für die öffentlichen Zwecke, wenn er ohne Zeichen von Druck und Verarmung aufgebracht werde und Darleihen der Bürger im Auslande weitere Kennzeichen des größeren oder geringeren Reichthums eines Volkes seyn sollen, weil z. B. bey dem großen Reichthume Englands doch der größere Theil des Volkes nichts weniger als wohlhabend und reich, sondern arm ist, weil vom Luxus einzelner Reichen auf den allgemeinen Wohlstand des Volkes gar nicht zu schließen ist und jenen Luxus der Verf. selbst für die Vergrößerung des Nationalcapitals gegen die Annahme v. Kottcks als wenig wirksam erklärt; weil der Aufwand der Regierungen für öffentliche Zwecke wegen der erborgten Gelder viel Bedenkliches enthält, und weil durch das Darleihen im Auslande dem Inlande für nützliche und productive Unternehmungen oft die erforderlichen Mittel entzogen werden, wovon man sich aus der Erfahrung leicht überzeugen kann.

Wenn man die Erörterungen des Verfs von den verschiedenen Hauptformen, in welchen der menschliche Geist bey der Uebung seiner schaffenden Kraft die Natur beherrscht und zur Mitwirkung veranlaßt, mit Aufmerksamkeit liest, so muß man sich am Schlusse der Angaben wundern, warum er die geistige und sittliche Bildung nicht in das Gebiet des Volksvermögens aufgenommen hat, da er der Kraft des menschlichen Geistes eine so ausgedehnte Einwirkung vindiciert und dieselbe mit so viel Wärme behandelt. Daß er

den Handel nicht als eine Kategorie der Production direct gelten lassen will, ihn also bloß für mittelbar productiv hält, weil derselbe nur unter gewissen Umständen Güter und Werthe, diese aber nicht selbst und an sich schaffe, kann ihm Ref. nicht zugestehen, weil die Lehre vom Gebrauchswerthe übersehen, der Tauschwerth vernachlässigt und nicht bedacht wird, daß jedes vom Orte des Ueberflusses an den des Mangels gebrachte Gut große Veränderungen erleidet und das Wesen der körperlichen Güter in der Brauchbarkeit für die Menschen besteht; daß der Handel dem Volke so wohl bessere als wohlfeilere Waaren beschaffet und das Volksvermögen bedeutend vermehrt, wie England hinreichend beweist. Er gehört zu einer Hauptquelle des Volksvermögens, ist eine reine Kategorie der Production und ein besonderer Hebel für die Hervorbringung des Capitals. Dem Ref. will es scheinen, als habe der Verf. diese Ansicht bloß wegen des Widerspruches gegen die Ansicht Ricardo's vertheidigt. Freylich konnte er bey dem großen Gewichte, welches er auf den Gebrauchswerth legt, obgleich dieser höchst subjectiv ist, und bey der Vernachlässigung des Tauschwerthes nicht anders verfahren; allein er steht hiermit offenbar im Nachtheile, weil, wie Schön deutlich zeigt, der Handel kein bloßes Zwischen- und Hülfsgeschäft für Landbau und Fabrication ist, und er diese beiden Kategorien der Production häufig zum Mittel macht, gewisse ausländische Waaren oder Geld dem Volke zuführen zu können.

Wenn der Verf. weiter sagt, die Natur liefere allein den Stoff, und überhaupt auf diese ein fast größeres Gewicht legt, als auf die Arbeit selbst zc., so stimmt ihm Ref. ebenfalls nicht unbedingt bey, weil nur der Geist und mittelst

dieses die Arbeit die Naturproducte in brauchbaren und genießbaren Stand versetzt; denn bauet der Landmann seine Grundstücke nicht zweckmäßig und gut, so bringen Wärme, hinreichende Feuchtigkeit zc. wenig Brauchbares hervor, und säet er nicht zur rechten Zeit und guten Samen, so hat er eine schlechte Erndte zu erwarten, was dem Verf. aus seinen Wanderungen hinreichend bekannt seyn muß. Auf schlechtem, oder den Pflanzen weniger zusagendem Boden ist weder im Acker- noch Waldbau guter Ertrag zu hoffen. Ob ferner der eigentliche Gewinn der Arbeit des Manufacturisten und Fabricanten im Gebrauchswerthe der Erzeugnisse und in der hieraus hervor gehenden Verbesserung der Lage des Menschen liegt, bezweifelt Ref. in Betreff des Vordersatzes in doppelter Beziehung, weil weder allein nach dem Gebrauchswerthe in der Volkswirtschaft gemessen werden kann, noch der Tauschwerth vom Verf. berücksichtigt ist, obgleich derselbe für die Privatwirthschaft vorherrschend seyn und in der Volkswirtschaft gleich dem Gebrauchswerthe berücksichtigt werden muß, also jene nach beiden zu messen hat, worüber sich jedoch Ref. nicht weiter verbreiten kann.

In wie fern die Behauptung, daß die Arbeit eine Quelle des Vermögens sey, einseitig sey, weil Umstände und Verhältnisse des Bodens, Clima u. dergl. für die Erzeugung der Dinge wesentlich beytrügen, kann Ref. nicht gegründet finden, weil jene wirklich zu den Hauptquellen des Volksvermögens gehört. Zugleich läßt sich gegen die Annahme, daß, wenn man an die Stelle des handwerksmäßigen Betriebes der Gewerbe einen fabrikmäßigen hergestellt hätte, es mit dem Wohlstande der einzelnen Völker und Länder hinsichtlich der Güterproduction weit besser stehen

würde, als es hier und da stehe, gar Manches einwenden, weil, wie Mohl in seinem Aufsatze in des Verfs Archive gezeigt hat, der fabrikmäßige Betrieb der Gewerbsindustrie mit vielen wirthschaftlichen, politischen, geistigen und sittlichen Nachtheilen und die Frage über den Pauperismus mit dieser Sache eng verbunden ist, so überzeugend auch die Belege für die Wahrheit sind, daß dasjenige, was durch Pump- und Druckwerke und Dampfmaschinen geleistet wird, durch keine menschliche Arbeit geleistet wird. Ref. ist weit entfernt, die Vortheile der Anwendung der Maschinen in Gewerben, Fabriken und Manufacturen zu verkennen; allein er kann doch auch die damit verbundenen Nachtheile nicht ganz übersehen, da das Maschinenwesen, wenn auch nur vorüber gehend, die Nahrunglosigkeit von vielen Arbeitern verursacht und in der Zeit zwischen dem Arbeitsverluste und der Wiederverwendung die Menschen oft mit großen Entbehrungen zu kämpfen haben. Doch mag die Sache hier auf sich beruhen, da sie ein Gegenstand der sorgfältigen Untersuchungen ist, welche die Volkswirtschaft, wenn sie auch der Gewißheit sich hingeben kann, das Uebel der Arbeitslosen sey nur beschränkt vorübergehend, nicht übersehen kann, weil die Privatwirthschaft dieser, deren Wohlstand ja den Fortschritten des Gewerbswesens zum Opfer dargebracht wird, auf öffentliche Wiederaufhülfe und Unterstützung, mit deren Darreichung ein Volk die Wohlthaten des Maschinenwesens nicht zu theuer erkaufen mag, mit vollem Rechte Anspruch machen darf. Das über die Maschinen und ihre Nützlichkeit Gesagte verdient volle Anerkennung; aber auch die Schattenseite eine sorgfältige Erwägung, damit der Leser Materien für unbefangene Urtheile erhält.

Hinsichtlich der Bestimmungsgründe des Preises legt der Verf. auf mancherley Umstände ein besonderes Gewicht, welche dem Ref. jedoch nicht so erheblich erscheinen. Dagegen hebt jener den Hauptcharacter des Preises, welcher an und für sich nichts Anderes ist, als der concrete, bestimmte Tauschwerth der umzusetzenden Objecte, in so fern nicht klar hervor, als die Bestimmungsgründe des Tauschwerthes zugleich die des Preises sind, und derselbe auf dem Gebrauchswerthe, auf der Nachfrage und dem Angebote der Objecte beruht; als bey jedem Umsatze der Objecte der Mensch so wohl an das, was ihm die Objecte kosten, als an das, was sie bey Anderen kosten, zu denken hat; der Gebrauchswerth von beiden Theilen in Anschlag gebracht wird; die Kosten bey demselben vollständig in Rechnung zu bringen sind, und die Differenz von Bedarf und Borrath im Verkehre nothwendig in eine Differenz der wirksamen Nachfrage und des Angebotes umschlägt. Daß die vielen Hindernisse dieser beiden Preisbedingungen allein die Differenz zwischen dem Localbedarfe und dem localen Borrathe bedingen, welche auf den Preis sehr bedeutend einwirken kann, erörtert der Verf. weniger gut, als man erwarten sollte. Der Grund hiervon mag in den verschiedenen Gesezen liegen, welche er früher aufgestellt hat, unter welche solche Ausnahmen nicht zu bringen sind: daß z. B. eine reiche Erndte den Preis der gcerndteten Früchte erniedrige, daß weite Versendungen von Waaren die Kosten und Preise erhöhe u. dergl. sind übrigens keine Geseze, sondern bloße Folgerungen von dem Satze, daß der Kostensatz den Preis bestimmt u. s. w.

Smith und seine Anhänger legen bekanntlich auf das Capitalsammeln einen großen Werth, weil ihnen das Capital durch Sparsamkeit ent-

steht. Diese nimmt auch der Verf. in Schutz, ohne dabey ein gedanken- und zweckloses Anhäufen von Gütern anzurathen. Uebrigens möchte die productive Verwendung der Vorräthe die Mutter aller Capitalisation seyn, was der Verf. nicht klar und direct genug hervor hebt. Die Vertheilung und den Umlauf der Güter behandelt er als einen selbständigen Theil des Güterwesens, als ein Förderungsmittel der Production, als ein Mittelglied zwischen der Hervorbringung und Verzehrung. Hält man hierbey die Thatsache fest, daß der Endzweck aller Vertheilung und alles Verkehrs nur die Verwendung der von Allen gewonnenen Gütermasse für die individuellen Zwecke der Theilnehmer an der Production und das Streben nach dieser Verwendung das Element und die wirkende Ursache alles Verkehrs ist, so hat man Gründe, mit Voh den Ansichten des Verfs nicht unbedingt beizustimmen und wenigstens gegen die Selbständigkeit der Behandlung sich zu erklären.

Eine wahrhaft ängstliche Betrachtung findet man hinsichtlich des Preises, den man häufig natürlichen, Gewährs-, Kosten-, Anschaffungs- oder Entstehungspreis nennt, weil bey den Bezeichnungen so viele Mißdeutungen statt finden, und selbst der Begriff 'Kostenpreis' nicht allen Forderungen entspricht. Die Regulatoren des Preises erwägt der Verf. möglichst umständlich, weil denselben der Werth, oder die Kosten, oder die Concurrenz bestimmen und die Veränderung jener Regulatoren auch solche im Preise mit sich bringen, und weil häufig der Werth des in den Tausch übergegangenen Gutes den Ausschlag gibt. Da er aber auf den Tauschwerth keine Rücksicht nimmt, so konnte er auch die Beziehung des Kosten- und Tauschpreises nicht gehörig würdigen und mußten manche Lücken entstehen, welche an-

dere Schriftsteller weniger empfindlich werden ließen. Hierbey muß Ref. noch einige Behauptungen berühren, welche der Verf. Ricardo machen läßt, daß nämlich Angebot und Nachfrage keinen Einfluß auf den Preis hätten; daß Werth, Tauschwerth, so viel als Kostenbetrag, natürlicher Preis sey u. dergl., weil dieselben auf einem Mißverständnisse der Ansichten Ricardo's beruhen und aus dem Verkennen des Begriffes 'Tauschwerth' hervor gegangen zu seyn scheinen.

Wenn übrigens bey Betrachtung der Gesetze des Preises, welche sich für die Gegenwerthe, welche die Arbeiter für ihre Arbeiten ansprechen können, d. h. für den Arbeitslohn, heraus stellen, unter andern hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage der Arbeit bloß das Capital und die Volkszahl in Anschlag gebracht werden will, so kann Ref. dieser Ansicht nicht beystimmen, weil das Verhältniß zwischen Capital und Bevölkerung nicht permanent ist, sondern bey dem starken Sinken des erstern die letztere doch sehr steigt, wie die Betrachtungen über die Frage des Pauperismus zu erkennen geben. Mit großer Vorliebe behandelt er die Lehre von der Grundrente und dem Capitalgewinnste, wobey übrigens Ricardo's Theorie ganz übergangen und der Abschnitt von den Gewinnsten nur angeführt ist, aber weder Ursachen, noch Regulatoren derselben, noch Ricardo's Ansicht erörtert sind, obgleich manches zu berichtigen, zu ergänzen und durch Besseres zu ersetzen wäre.

In wie fern durch möglichste Freyheit des Verkehrs das alleinige Mittel dargeboten werde, um den unangenehmen Folgen der Schwankungen der Preise unserer Erzeugnisse zu begegnen, und unserm Einkommen eine festere Stellung zu verschaffen, sucht der Verfasser sorgfältig zu prüfen, ohne dem absoluten Freyheitsprincipe zu huldigen,

wie es z. B. von Loß geschieht. Die Höhe und Niedrigkeit jedes Arbeitslohnes hängt mehrfach von dem Verhältnisse ab, in welchem die Angebote der Arbeit zu ihrer Nachfrage stehen; hierüber spricht sich der Verf. sehr gediegen aus, indem er seine Behauptungen häufig mit Beyspielen belegt, die bald mehr bald weniger Wirkung haben. Die Notizen über den Stand des gewöhnlichen Taglohnes in verschiedenen Gegenden Deutschlands, in Frankreich und England sind sehr interessant und zeigen, daß z. B. auf dem Schwarzwalde derselbe in 40 bis 48, in Mecklenburg 20 bis 24 Kreuzern besteht. Hinsichtlich der Preisveränderungen des Geldmetalls etc. stellt der Verf. verschiedene Behauptungen auf, welche einer näheren Erläuterung bedürften, wenn Ref. nicht genöthigt wäre, zum Schlusse zu eilen und einigen Raum für eine oder die andere Bemerkung offen zu erhalten. Uebrigens wird die Lehre vom Gelde ziemlich umständlich behandelt, wäre mehr Kürze zu wünschen und könnte die ganze Materie auf einzelne Gesetze bezogen werden. Die Theorie des Papiergeldes ist nach des Ref. Ansicht nicht richtig dargestellt und die Idee Ricardo's fast durchgehends mißverstanden, wiewohl sich gegen dieselbe gar Manches einwenden läßt.

In Betreff des Crediten stellt der Verf. die Behauptung auf: derselbe vermehre die Capitalien nicht. Fast man übrigens die materielle und formelle Seite desselben ins Auge, und berücksichtigt namentlich die Ansichten von Nebenius, so führt jene Behauptung theils zu Mißverständnissen, theils zu Irrthümern, weil der Credit die im Verkehre umlaufende Gütermasse in so fern vermehrt, als er die noch zu erzeugenden Güter in die Gegenwart hinein zieht und aufnimmt, und weil auf der Idee einer zu hoffenden und zu erwartenden künftigen Production vor Allem

die Möglichkeit beruht, industrielle Fähigkeiten und erworbene Kundschaften als Capitalien zu benutzen. Von der moralischen Seite genommen, wenn der Gewerbs- oder Geschäftsmann sich dieselbe beym Publicum erworben hat, ist der Credit ein wesentliches Mittel zur Vermehrung der Capitalien, wovon nicht allein Beobachtungen in der früheren, sondern auch in der jetzigen, den materiellen Interessen so sehr huldigenden, Zeit jeden ruhigen und besonnenen Beurtheiler der Sachlage überzeugen.

Obwohl der Staatswirth den Luxus zu achten und dem Menschen die ungestörteste Freyheit hierin zu gestatten hat, so möchte Ref. doch nicht alle Ansichten des Verf. unbedingt unterschreiben, weil die üblen Folgen, mit welchen der Luxus und die Verschwendung verbunden sind, einen großen Theil der Verarmung der niederen Volksclassen und der Verminderung des Mittelstandes herbey führten und der Luxus selbst sich weder mit dem Wohlstande, noch mit der geistigen und sittlichen Bildung verträgt. Der Landwirthschaft und dem auf ihr beruhenden Wohlstande widmet der Verf. die größte Aufmerksamkeit, so daß alle anderen Materien gegen sie sehr zurück stehen. Freylich ist der aus dem Landbaue hervorgehende Wohlstand der sicherste und hat überhaupt jener sehr viele Vorzüge, welche eine so umfassende Behandlung rechtfertigen; allein das Gewerbswesen und der Handel stehen doch zu sehr im Hintergrunde, als daß nicht zu wünschen wäre, sie möchten gleich umsichtig behandelt seyn.

Ref. bricht von der Beurtheilung der weiteren Details ab und beschließt seine Angaben über den Werth und Character der Grundsätze der Volkswirtschaftslehre mit der Bemerkung, daß der Verf. für die wissenschaftliche Behandlung jener sehr viel gethan, das Unbrauchbare von dem

Müßlichen getrennt, die Differenzen der Ansichten nebst ihren Richtungen meistens gut bezeichnet, die verschiedenen Materien im Durchschnitte klar und allgemein verständlich dargestellt, seine Behauptungen häufig mit passenden Beyspielen belegt und überhaupt zur practischen Brauchbarkeit der Lehre und des sie enthaltenden Buches mehr beygetragen hat, als kaum ein anderer Schriftsteller.

Refer. konnte sich zwar mit vielen Ansichten des Verfs nicht befreunden, stellte diesen andere entgegen und suchte sie kurz zu begründen. Allein er ist weit entfernt, die Verdienste dieses ehrenwerthen Staatswirthes und rühmlichst bekannten Schriftstellers auch nur im Mindesten zu schmälern. Er hat es einzig mit der Wissenschaft und mit ihrer Vervollkommnung zu thun und hofft sich die Achtung des Hn Verfs und der Leser dadurch zu erwerben, daß er nicht unbedingt in Lobeserhebungen mit manchen anderen Beurtheilern sich einließ, sondern manche Darstellungen nach eigenen, aus vieljährigen Studien und Beobachtungen genommenen, Ansichten geprüft hat, was er auch bey den übrigen Theilen zu thun nicht unterlassen wird. Möge man aber die Ausdehnung dieser Anzeige durch die Wichtigkeit der Sache entschuldigen.

π. ρ.

B e r l i n .

In der Kuhrschen Buchhandlung, 1837. Erläuternde Abbildungen geologischer Erscheinungen beobachtet am Vesuv und Aetna, in den Jahren 1833 und 1834. Von Dr. H. Urich, Mitglied der geologischen Gesellschaft in Paris. 8 Seiten Text und 10 lithographierte Tafeln in Querfolio.

Es ist nur Wenigen vergönnt, dem Wechsel

der Erscheinungen eines thätigen Vulkans mit forschendem Auge zu folgen, und die Vielen, welche die Gelegenheit dazu entbehren, können durch bloße Beschreibungen, sollten diese auch in der Sprache der treuesten, klarsten und lebendigsten Auffassung gegeben seyn, nur unvollkommene Vorstellungen von dem Eindrucke erlangen, den die vulkanischen Phänomene auf den Beobachter machen. Bildliche Darstellungen sind daher bey Gegenständen solcher Art von besonderm Werthe; wiewohl nicht zu verkennen, daß es keine Naturerscheinungen gibt, welche sich schwerer abbilden lassen als die vulkanischen, und der geübteste Zeichner es empfinden muß, wie wenig bey ihnen die Kunst den unmittelbaren Eindruck zu ersetzen vermag.

Herr Doctor Ulich, der bereits als talentvoller und kenntnißreicher Naturforscher bekannt ist, hat seine Studien mit großem Eifer auf die Vulkane Italiens gerichtet, und ist so glücklich gewesen, eine vorzüglich günstige Zeit für seine Untersuchungen zu treffen. Im vorliegenden Werke übergibt er dem geologischen Publicum eine Reihe von ihm selbst gezeichneter und zu Berlin trefflich lithographirter Ansichten und Karten, welche dazu bestimmt sind, sich der Beschreibung geologischer Beobachtungen anzuschließen, welche von demselben auf seinen wiederholten Reisen in Italien gesammelt worden, und deren baldige Herausgabe in Form zusammenhängender Monographien von ihm beabsichtigt wird. Die mehrsten der 10 Tafeln sind dem Besuche gewidmet, und gewähren dadurch, daß sie ausgezeichnete Erscheinungen und Producte seiner neueren Thätigkeit im Zusammenhange anschaulich machen, und ihre Anknüpfung an die früheren Zustände jenes bekanntesten Vulkans vermitteln, ein besonderes Interesse. Bey den auf der

neunten Tafel gelieferten Profilen der thätigen Vulkane Italiens ist zu loben, daß sie nach den wahren Verhältnissen der Höhe zur Basis entworfen sind, welches leider so oft bey Darstellungen dieser Art vermißt wird. Die den Zeichnungen beygegebenen Erklärungen in deutscher und französischer Sprache, sind zwar nur kurz, aber doch zum vorläufigen Verständniß der Abbildungen genügend. Mit Verlangen sehen wir einer Fortsetzung derselben und den ausführlicheren Mittheilungen der Beobachtungen des Hn Dr Ulich entgegen.

B r e s l a u.

Bey Ueberholz, 1839. Phylarchi Historiarum reliquiae, edidit A. Brückner, Gymnasii Sweidnicensis conrector. 51 Seiten in Octav.

Der Verfasser, der uns schon durch sein Lehrbuch der allgemeinen Geschichte, und besonders durch sein Leben von König Philipp dem Sohn des Amyntas König von Makedonien rühmlich bekannt ist, liefert hier einen sehr schätzbaren Beytrag zu der griechischen Literatur-Geschichte. Phylarch hatte in seinem großen Geschichtswerke die *ιστοριαί* in 28 Büchern den Zeitraum von dem Tode des Pyrrhus bey seinem Einfalle in den Peloponnes bis auf die Flucht des Cleomenes nach der Schlacht bey Sellasia, oder noch etwas weiter behandelt (denn genau läßt sich weder der Anfang, noch der Schluß des Werks bestimmen), so daß es hauptsächlich die Geschichte des Achäischen Bundes und was damit in Verbindung stand, enthielt. Der Verf. vertheidigt den Phylarch gegen den Tadel des Polybius wegen seiner Vorliebe für Cleomenes und Mangel an Critik, indem er durch einzelne Bey-

spiele zu zeigen sucht, daß auch Polybius nicht immer unparteyisch sey. Dies, wie überhaupt die Untersuchung über den Schriftsteller enthalten die Prolegomena. Auf diese folgt die Sammlung der Fragmente. Es haben sich nicht bloß viele, sondern auch bedeutende Bruchstücke aus den *ιστοριαις* erhalten. Bey weitem die meisten in dem Athenäus, nächst diesem im Plutarch in den Biographien. Zu beklagen ist nur, daß nicht immer der Name des Schriftstellers hinzu gefügt ist, sonst würde ihre Zahl noch bedeutend reicher seyn. Der Verf. hat sie nach der Folge der Bücher geordnet, so weit die Zahl von diesen angegeben war, und nur wenige Bücher sind ganz ohne Fragmente geblieben. Jedem Bruchstücke sind die nöthigen Anmerkungen beygefügt, welche die sprechendsten Beweise von der vertrauten Bekanntschaft des Verfs mit der alten Geschichte geben. Wir halten es für überflüssig, einzelne Beweise davon zu geben, da jedes Bruchstück sie darbietet. Da der Verf. nur solche Stücke aufnahm, wo Phylarch ausdrücklich genannt wird, so konnten andere, zum Theil sehr erhebliche, nicht behandelt werden, wohin wir vorzüglich die Erzählung von dem Untergange des Königs Agis rechnen, die von Pausanias ganz anders erzählt wird, wie schon Ref. in seinen Abhandlungen über die Quellen Plutarchs bemerkt hat. Der Verf. führt es zwar auch in den Prolegomenen, aber im Vorbeygehen, an. Die Frage ist von Wichtigkeit, so wohl für die Geschichte als für die Critik des Phylarchs.

Der Ref. hat die ganze Abhandlung mit desto größerm Interesse gelesen, da er aus eigener Erfahrung die Schwierigkeiten solcher Untersuchungen kennt, und das ertheilte Lob wird desto unverdächtiger seyn. Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 27. Julius 1839.

L e i p z i g.

Bey Fr. Köhler, 1838. Commentationum de reliquiis comoediae Atticae antiquae libri duo. Scripsit Theodorus Bergk, philosophiae Dr. scholae Latinae Halensis collaborator. XXXII u. 440 Seiten in 8.

Dies durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnete Buch gehört seinem Hauptinhalte nach einer Gattung von Forschungen an, die in unserer Zeit von verschiedenen Seiten und mit verschiedenem Glücke, bald in mehr ästhetischer bald in streng philologischer Weise, mit mehr oder weniger Apparat von Gelehrsamkeit und mehr oder weniger natürlichem Sinne für den Character der alten Poesie, unternommen werden. Sie gehen auf eine Herstellung der alten Attischen Comödie aus ihren Resten und Trümmern aus, und wollen neben den erhaltenen Comödien des Aristophanes, die freylich auch noch für das rechte Verständniß und die wahre Würdigung eine große Aufgabe sind, auch die Werke seiner zahlreichen Zeitgenossen und Nebenbuhler auf der comi-

schon Bühne in ein solches Licht stellen, daß bey möglichst vielen die Zeitbeziehungen, die Intentionen, die Grundgedanken, und damit zugleich der Geist und die Richtung ihrer Urheber sich aufschließen.

Wir können nicht bergen, welchen Schwierigkeiten und Bedenken dies Unternehmen unterliegt. Eine alte Comödie auch nur in den allerallgemeinsten Umrissen herzustellen, ist nur unter weit feltnern Conjecturen, bey dem glücklichen Zusammentreffen von weit mehr gegebenen Puncten möglich, als bey einer Tragödie. Wie vieles ergibt bey einer Tragödie schon der Titel, der auf einen in der Regel bekannten Mythos hinweist, was bey den Comödien aus dem bloßen Namen des Stückes unmöglich errathen werden kann. Stellen wir uns vor, daß wir von Aristophanes Wespen oder Fröschen nur die Titel und ein paar Verse, die um sprachlicher Eigenheiten oder antiquarischer Details willen heraus gegriffen wären, besäßen, wer würde wohl nachweisen können, daß der Dichter es in jenem Stücke mit der Athenischen Richter-Manie, in diesem mit Aeschylos und Euripides zu thun habe? Hier kann man oft am meisten fehl schießen, wenn man recht entschieden meint das Ziel zu treffen, wie wenn Einer etwa behauptet, die Pelarger des Aristophanes müßten Pelasger und keine Störche seyn, weil sich über die Störche keine Comödie machen lasse. Was Aristophanes die *ιδέαι* und *ἐπινοίαι* seiner Comödien nennt, ist eine viel zu geniale Conception einer fessellosen Laune, als daß man so muthwillige und flüchtige Geschöpfe mit dem schwerfälligen Apparate einiger literarischen und historischen Notizen und eines nüchternen Raisonnements darüber einfangen könnte.

Zu diesen Betrachtungen gibt, wie wir nicht leugnen können, auch das vorliegende Werk mitunter Gelegenheit, indem auch Hr Dr Bergk die Intention des Dichters oft auf zu unmittelbare Weise in gerader Linie aus Namen und einzelnen Aeußerungen nachzuweisen sucht, ohne die fecken Sprünge der erfindungsreichen Laune des Comikers dabey hinlänglich zu berechnen, oder vielmehr ihre Unberechenbarkeit in Betracht zu ziehen. Jedoch begnügt sich der Verf. doch auch meist damit, daß er den Gegenstand, die Seite des Attischen Lebens, worauf die Comödie sich bezieht, nachzuweisen sucht, und wenn er dabey nicht immer gerade das Ziel getroffen haben sollte, so müssen wir uns doch des Anlasses freuen, der eine Anzahl trefflicher Erörterungen über Attische Geschichte und Alterthümer, verbunden mit literarischen, sprachlichen und metrischen Bemerkungen, voll eigenthümlicher Gelehrsamkeit, hervor gerufen hat. Die Gelehrsamkeit des Verfs ist allezeit echt aus den Quellen geschöpft, ein voller Strom von Erinnerungen und Sammlungen aus eigener fleißiger und angespannter Lectüre der Athenischen Schriftsteller, und wenn der Verf. es sich dabey oft bequemer machen und sich auf neuere Werke beziehen konnte, in denen der Gegenstand bereits in allen wesentlichen Puncten erlebigt war, so ist sein Fehler wenigstens nicht von der Art, daß er viele Andere zur Nachahmung verführen wird.

Von den zwey Büchern, aus denen diese Commentationen bestehen, ist das erste ganz dem Kratinos, dem gewaltigen, mächtig begeisterten Vorgänger des Aristophanes, das zweyte in verschiedenen Kapiteln verschiedenen Dichtern der alten Comödie gewidmet. Wir wollen nicht lange bey den allgemeinen Voraussetzungen

des Verfs über die Zwecke der alten Comödie verweilen, die sich an solchen Ausdrücken leicht erkennen lassen: sic cum ludicris miscuit seria, ut et vulgus haberet qui delectaretur, et qui plus ingenio valerent, ipsam veritatem, quae ex omnibus fabularum partibus perluceret, mente et cogitatione comprehenderent: aber müssen doch bemerken, wie schwer sich die Realität der alten Comödie mit diesen Erwartungen in Einklang bringen lasse. Wie die alte Comödie als Theil des Komos (τοῖς ἐν ἀστεὶ Διονυσίοις . . ὁ κῶμος καὶ οἱ κωμῶδοί) bey der Volke schon die ausgelassenste Stimmung, und eine allgemein verbreitete trunkene Lustigkeit, voraus setzte: so war es ihre Aufgabe, ihr Gesetz, den niederen sinnlichen Neigungen freyen Zügel schießen zu lassen, und allen Vorstellungen der Art sich mit Behagen hinzugeben. Die muthwilligen, frechen, alle von den Athenern sonst in Ehren gehaltenen Begriffe von Sitte und Anstand verletzenden Darstellungen der Art in bloße Einkleidungen ernster Moral aufzulösen, möchte ein hartes Stück Arbeit seyn, das so leicht Niemand durchführen wird, und gegen das der einfache natürliche Sinn sich am heftigsten sträuben wird. Darin müssen wir dem neuen geistvollen Uebersetzer des Aristophanes vollkommen beypflichten, und können seiner Opposition mit der geschraubten, sublimen und verkünstelten Manier, die in der Erklärung des Aristophanes einzureißen anfing, nur den besten Erfolg wünschen. Nur dies bedingen wir aus, daß wie jeder echte Spaß einen tiefer liegenden Ernst, jeder wirklich treffende Spott gegen das Häßliche eine Vorstellung vom Schönen zur Basis haben muß: so auch in Aristophanes muthwilligsten Erfindungen durch den comischen Rausch immer die Züge eines

sittlich ernstern, patriotischen Gemüths hindurch leuchten, das dem sinnlichen Behagen und der tollen Lust des Festes sich hingebend, doch seinen übermüthigen Spott nur an dem ausläßt, was es wirklich des Spottes werth achtete. Nie hat Aristophanes, so weit wir seinen Intentionen folgen können, mit Bewußtseyn sein ernsthaft abgelegtes Versprechen gebrochen *μη κωμωδήσειν τὰ δίκαια*.

Um aber auf Kratinos zurück zu kommen, so behandelt der Verf. zuerst das Stück *Ἀρχιλόχοιο*. Er nimmt gewiß mit vollem Rechte an, daß dieser Name den Chor bezeichnete — dies muß man nach der Analogie, die Aristophanes gewährt, als Regel bey den pluralischen Titeln von Comödien voraus setzen — und bemerkt, daß Archilochos Name typisch geworden war für einen schmähsüchtigen, giftigen Tadler. Er weist gewiß mit Recht die Vorstellung zurück, daß Archilochos selbst in Kratinos Stück verspottet worden sey, und sucht als Absicht des Dichters nachzuweisen, *ut vivida Archilochi poetae imago ante oculos poneretur, sub qua specie ipse (Cratinus) quid sentiret, libere profiteretur*. Doch läßt sich die ganze Beziehung auf den Dichter Archilochos bey dem pluralischen Gebrauche nicht recht fest halten, da man nicht begreift, wie der Dichter er selbst bleiben; und doch durch eine Mehrheit dargestellt werden könnte; der Chor muß also wohl schmähsüchtige Satiriker ganz im Allgemeinen dargestellt haben: aber worauf sich deren Tadelsucht bezog, bleibt im Dunkeln. Das bedeutendste Fragment, aus dem der Verf. mit Recht auf die Zeit bald nach Kimons Tode schließt, gibt darüber keine Auskunft. Ein anderes Fragment enthält eine deutliche Nachbildung eines Archilochischen Gedichts (*Ἐρασμοῖδην Βάδιππε*);

der Verf. nimmt mit Wahrscheinlichkeit an, daß dieser Ton an mehreren Stellen angeschlagen worden sey, und eignet die bekannten Verse Μητιοχος μὲν γὰρ στρατηγεῖ u. s. w., die Plutarch ohne Namen des Dichters und des Stückes anführt, den Archilochoi des Kratinos zu — da sie entschieden dem Archilochos nachgebildet sind. Die verschiedenen Geschäfte, die darin diesem Metiochos, einem der Genossen der Perikleischen Staatsverwaltung, beygelegt werden, erläutert der Vf. sehr gelehrt; nur wird in Betreff der Teichopden und Hodopden Einiges zu berichtigen seyn. Die Theoriken-Vorsteher unter Cebulos hatten nicht die Geschäfte der Apodekten, Hodopden u. als besondere Nebenämter, die zufällig in ihrer Person zusammen fielen, sondern verwalteten qua Theoriken-Vorsteher damahls alle diese Dinge; und Lykurg und Demosthenes hatten mit dem Mauerbaue in ganz verschiedenen Functionen zu thun, jener vom Volke zum Oberaufseher der Rüstungen zum Kriege (wahrscheinlich *Ol.* 111, 1) ernannt, dieser als einer der von den Phylen (am Ende von *Ol.* 110, 2) erwählten zehn Teichopden. In den nachgeahmten Versen des Archilochos ändert der Verf. sehr kühn: Λεωφίλω δὲ πάντ' ἀνώκται; kann das überlieferte πάντα κεῖται nicht stehen bleiben, so würde πάντ' ἀνεῖται weit näher liegen, was auch, wenn der Ref. nicht irrt, bereits in Vorschlag gebracht worden ist.

Im zweyten Capitel werden die Βουκόλοι und Δηλιάδες behandelt. Ueber jene ist die wichtigste, aber freylich zugleich sehr räthselhafte Notiz die Glosse des Hesych: Πυρπερέγχει Κρατινος, ἀπὸ διδυράμβου ἐν Βουκόλοις ἀρξάμενος, ἐπειδὴ χορὸν οὐκ ἔλαβεν, περὶ τοῦ ἀρχοντος ἐστὶν οὗ ἠτήρει. Hr. Dr. B. verbessert

sinnreich Πῦρ πρὸς ἔγχει, und alsdann παρὰ τοῦ ἀρχοντος παρ' οὐ ἠτήκει, und erklärt: Kratinos habe früher vom Archonten keinen Chor bekommen, und nun in den Bukoloi, wo er einen bekommen, ihn mit dithyrambischem Ungefüg in die Orchestra stürzen und den Archon mit den Worten angreifen lassen: 'Gieße Feuer ins Feuer', d. h. vertreibe Schmähung mit Schmähung. Die Conjectur πῦρ πρὸς, statt des von Casaubonus vorgeschlagenen πῦρ πῦρ, scheint sehr glücklich; aber gegen die Auslegung haben wir einige Bedenken. Der Grammatiker, der uns die Sache überliefert, motiviert offenbar den ganz ungewöhnlichen Umstand, daß diese Comödie mit einem Dithyramb anfing, dadurch, daß der Dichter vom Archonten keinen Chor dafür erhalten hatte. Dies hinderte nämlich nicht, daß ein freiwilliger Choreg dafür auftrat (wie in alten Zeiten nach Aristot. Poet. 15.); dieser gab aber nur die Kosten für einen kyklischen oder dithyrambischen Chor her, der offenbar viel wohlfeiler als ein komischer war (wie man aus Eysias ἀπολ. δωροδ. §. 2. abnehmen kann). Ferner kann 'gieße Feuer ins Feuer' wohl nicht heißen contumeliam contumelia propelles, sondern es muß heißen, wie auch die Alten die sprichwörtliche Redensart auslegen 'daß Schlimme schlimmer machen': es muß das Gegentheil von Wasser ins Feuer gießen seyn (s. auch Pindar Nem. 1, 24.). Der Archont muß also wohl durch seine Chorverweigerung ein Uebel noch ärger gemacht, etwa Kratinos Satire, die er unterdrücken wollte, recht gegen sich entflammt haben. Darnach möchte Hesychius Glosse mit geringeren Veränderungen so zu schreiben seyn: Πῦρ πρὸς ἔγχει· Κρατίνος ἀπὸ διθυράμβου ἐν Βουκόλοις ἀρξάμενος; ἐπειδὴ χορὸν οὐκ ἔλαβεν· περὶ τοῦ ἀρ-

χορτός ἐστίν, ὃν ἤτήκει (de archonte dictum est, a quo chorum petierat). Freylich bleibt auch so die Glosse des Hesych nur ein magerer Abriß einer ausführlicheren Erörterung, der vielen Fragen und Zweifeln Raum gibt.

Gewiß hat der Verf. vollkommenes Recht darin, zu behaupten, daß mit dieser Beschwerde auch der Vorwurf zusammen hing, den Kratin in demselben Stücke (nach Athen. XIV. S. 638 f.) dem Archon machte, daß er dem Sophokles den Chor verweigert und ihn dem Sohne des Kleomachos gegeben, der nicht werth sey, einen Chor für das weinerlich üppige Weiberfest der Adonien mit Gesängen auszustatten. Herr Dr Bergk schreibt in dieser Stelle mit Recht τῷ Κλεομάχου, da in dem gleich folgenden Fragment aus den Horen des Kratin ὁ Κλεομάχου die handschriftliche Lesart ist; aber ob er eben so richtig diesen Sohn des Kleomachos für einerley mit Gnesippos hält, und die von Casaubonus vor Σκώπτει δὲ αὐτὸν angenommene Lücke wieder verwirft, ist dem Zweifel mehr unterworfen. Ohne eine Lücke ist die ganze Erörterung des Athenaios unbegreiflich; er hat des Gnesippos bloß als eines Dichters scherzhafter Liedchen gedacht und nichts davon gesagt, daß er Sohn des Kleomachos gewesen, und nun soll man von selbst errathen, daß der Sohn des Kleomachos, der hernach als tragischer Dichter aufgeführt wird, einerley mit dem Gnesippos sey. Wenn aber die Lücke statt findet, so kann hier ein ganz anderer Name gestanden haben, und wir dürfen uns wenigstens die Vermuthung erlauben, daß der erotische Dichter Kleomenes, der in dem ersten Fragment mit Gnesipp verbunden wird, hier näher als Tragiker bezeichnet worden sey, da Κλεομένης ὁ Κλεα-

μάχου der Attischen Weise der Namengebung sehr gut entspricht.

Die *Ἀηλιάδες* des Kratin verbindet Herr Dr. B. mit der Reinigung von Delos und der Erneuerung des Festes durch die Athener, *DI.* 88, 3., so daß sie 88, 4. an den großen Dionysien aufgeführt seyn müßten (vergl. Kap. 7. S. 186), und gibt dabey Erörterungen über den Delischen Apollodienst, in denen zwar nicht Alles neu, aber doch Alles eigenthümlich vom Verf. gedacht und entwickelt ist. In der Stelle des Philokoros (Schol. Sophokl. *Oed. Kol.* 1047) ist nicht bloß *Πωδιάδα καὶ Ἀηλιάδα*, sondern auch *ὁποτέρα ἂν καθήκη αὐτοῖς*, zu bessern, und beides auch schon von Balesius und dem Unterz. verbessert worden. Eine andere Art, die Stelle zu berichtigen, schlägt Hr Prof. Meier vor in dem trefflichen Programme über die Theorien, wodurch die Universität Halle der unstrigen beyrn Jubiläum gratuliert hat (p. X. not. 21).

Im dritten Kapitel wird eine etwas künstliche Hypothese über Kratinos entlaufene Frauen (*Δραπέτιδες*) aufgestellt. Der Verf. geht davon aus, daß in diesem Stücke Kratinos viel zu schaffen hatte mit dem damals berühmten und einflußreichen Drakelpriester Lampon, und dieser Lampon bey der Colonie nach Thurii (*Θουριόμαντις*) eine bedeutende Rolle spielte. Nun seyen viele Athener, denen es in der Heimath schlecht ging, dahin geflohen, diese habe Kratin als flüchtige Weiber dargestellt, weil in Thurii eine Sybaritische Weichlichkeit geherrscht habe. Gegen diese Combination möchten sich mehrere Bedenken aufstellen lassen, insbesondere dies, daß *δραπέτης*, das einen Ausreißer bedeutet, der seinem Herrn oder seinem Dienste entläuft, doch schwerlich diese nach Thurii zusammen strömende Volks-

masse bezeichnen kann. Wir wissen in der That von diesem Chore der Drapatiden nichts als daß ihn Jemand anredete. 'Weß Landes Kinder kann ich euch, ihr Mädchen, mit Recht nennen', und das genügt nicht um eine bestimmte Vorstellung zu begründen. Dabey gibt aber der gelehrte Vf. sehr gründliche Erörterungen über die Colonie von Thurii in Verbindung mit dem Samischen Kriege, deren Ergebnisse sich in folgenden Zahlen fassen lassen. Dl. 83, 3. erste Colonie nach Thurii; Dl. 84, 1. zweyte, nach Vertreibung der Sybariten. Thukydides, Melesias Sohn, Theilnehmer der Colonie Dl. 83, 3.; derselbe durch den Dstrakismus vertrieben Dl. 84, 1. Erster Samischer Krieg, wobey Sophokles Strateg war Dl. 84, 4.; zweyter Kriegszug, wobey der aus dem Exil zurück gerufene Thukydides, 85, 1. Die Unterscheidung der beiden Colonien ist wohl begründet, und auch von anderen Seiten in neuester Zeit vorgeschlagen und gebilligt worden; die anderen Bestimmungen schlagen in eine bekannte und vielfach hin und her gezogene Streitfrage ein, die wir hier nicht wieder aufnehmen können. Wir begnügen uns zu bemerken, daß der Verf. willkürlich τὸν πρὸς Ἀναίαν (Ἀναίους) πόλεμον für denjenigen Zug nimmt, wodurch die Demokratie in Samos eingesetzt wurde; viel natürlicher heißt so der Krieg gegen die Samischen Oligarchen, welche zu Anäa, einer Samischen Niederlassung auf dem Festlande, von wo sie mit den Persern sich in Verbindung setzten, den Ausgangspunct ihrer Operationen gegen den Demos von Samos und die Athener hatten. Es war ganz fein von den Athenern, wenn man diesen Krieg nicht als einen Kampf mit Samos gelten ließ — die Samier waren ja als demokratisches Volk gute Freunde der Athener — sonst

bern ihn den Krieg gegen die von Anäa nannte, als einen bekannten Sitz vertriebener und mit den Persern verschwornen Oligarchen.

Von dem Inhalte der folgenden Kapitel werden wir uns mit kürzeren Angaben begnügen. Das vierte Kapitel handelt von den Eumeniden, Euniden, Thressä und Empipramenoi des Kratin. Von den Eumeniden, müssen wir gestehen, bleibt doch immer die Existenz sehr zweifelhaft; und insbesondere ist es hart, das Fragment Τεκτονες εὐπαλάμων ὕμνων, das so schön auf die amtlichen Hymnensänger Athens, die Euniden, paßt, ihnen entreißen zu sollen. Die nicht lange nach Pl. 84, 1. aufgeführten Θράτται werden schön auf die Thrakische Religion der Bendis und überhaupt auf die in Athen einreisende Manie fremder Culte bezogen; die Erörterungen des Verfs sind ein trefflicher Beytrag zur Religions- und Culturgeschichte Athens, wenn auch Einzelnes darin sich nicht halten lassen wird, wie die Meinung, daß der Dialog von Platons Republik Pl. 83, 4. gehalten zu denken sey. Sehr schön ist der Aufschluß, den der Verf. über die Ἐμπιπράμενοι oder Ἰδαῖοι gibt; es waren Weichlinge im Dienste der großen Mutter, die sich alle Haare am Leibe absengten und dabey selbst in Brand geriethen. Man kann sich den tollen Spaß nach Aristophanes Thesmophoriazusen ziemlich vorstellen, die jenem Stücke des Kratinos theilweise nachgebildet waren.

Das fünfte Kapitel behandelt die Kleobulinen und die Μαλθακοί. Die Beziehung des erstern Stückes auf die Rhodische Räthseldiasterin Kleobuline ist im Ganzen, so wie bey einigen einzelnen Fragmenten, klar; nur würden wir sie nicht so auffassen, wie der Verf. S. 116: Cratinus . . . videtur Cleobulinam una cum

sociis mulieribus in scenam induxisse, sondern auch die Kleobulinen, wie die Archilochos, als Gattungsname erklären, als eine allgemeine Bezeichnung von Frauen, die darauf erpicht waren, Räthsel aufzugeben und zu lösen. Doch war dies schwerlich die verspottete Narrheit selbst, sondern nur eine Veranlassung um sie hervor zu ziehen.

Das sechste Kapitel betrifft die Gesetze, die Ulysses und die Panoptä. Im ersten Stücke scheinen die Athenischen Gesetze als Personen des Chors aufgetreten zu seyn. Die Ulysses sind wichtig als ein Stück ohne persönliche und politische Satire, wozu nach des Verfs scharfsinniger Combination die Beschränkung der Freyheit der Comödie unter dem Archon Morychides (Pl. 85, 1.) die Veranlassung gab. Der Inhalt ist aus den Fragmenten ziemlich klar, doch bleibt noch die Mehrzahl der Ulysses dunkel, und der Unterschied des Stückes als Komödie von dem Satyrdrama Kyklops des Euripides einer nähern Erörterung bedürftig. Sehr schön entwickelt der Verf. die Bedeutung der Panoptä; sie hießen so vom Argos = Panoptes, und erschienen mit Gesichtern nach beiden Seiten und unzähligen Augen, um die allumfassenden Speculationen der Anhänger des Hippon auszudrücken, gegen den die Comödie geschrieben war. Von diesem Hippon, einem der letzten Schößlinge vom Stamme der Ionischen Physiologen, in welchem die Lehre dieser Schule sich ganz im crassen Materialismus auflöst, handelt der Verf. so gelehrt und eindringend, daß sein Buch auch für die Geschichte der Philosophie einen werthvollen Beytrag liefert.

Siebentes Kapitel. Die Plutoi, Pytine, Throphonios. In dem ersten Stücke wollen sich die Schilderungen des goldenen Zeit-

alters und der Sakedämonischen Lebensweise noch nicht recht zu einem Bilde vereinigen. Das zweyte ist unter allen Stücken des Kratinos das bekannteste, ein glänzender Beweis der genialen und liebenswürdigen Laune des greisenden Dichters. Im Throphonios wurde nach dem Verf. diese den Athenern fremde Böotische Superstition verhöhnt: sicher ist, daß der Cultus dieses thronischen Gottes und der mit ihm verbundenen Horkyna-Hekate darin sehr ausführlich dargestellt wurde. Der Hekate gehören die τριγλαί an (die Beziehung des Namens auf die Dreyzahl hat kürzlich Raoul-Rochette im Journal des Savans 1836. p. 78. treffend hervor gehoben), die der Held des Stückes ihrer Heiligkeit wegen nicht mehr zu essen wagt.

Achtes Kapitel. Ueber die Cheironen. Man muß sich unter diesem Stücke etwas besonders Schönes und Großes vorstellen, da Kratin selbst versicherte zwey Jahre daran gearbeitet zu haben, aber man muß auch um desto mehr beklagen, daß der Plan des Dramas in eine solche Dunkelheit gehüllt ist. Der Chor der Cheironen pries die alte gute Zeit; von Perikles war Niel als einem mächtigen Tyrannen Athens die Rede; der Gesetzgeber Solon trat auf — durch eine Todtencitation, wie der Verf. annimmt —: aber das genügt noch lange nicht, um von der gewiß sehr grandiosen Composition des Stückes sich den hinlänglichen Begriff zu machen. So viel ist aber klar, daß diese Cheironen, von der mythischen Wurzel los gerissen, mitten in die Gegenwart des Dichters hinein gezogen waren, und also eben so allgemein und begriffsartig zu nehmen sind als die Archilochoi, Kleobulina, Panoptä u. s. w. Bey den Odysseis war es an-

ders, diese waren, so viel man sieht, wirklich die Genossen des Odysseus.

Das zweite Buch enthält in gedrängter Zusammenstellung sehr viel neue eigenthümliche Forschungen, indem der Verf. bey jedem Comiker nur die Punkte heraus greift, die er in ein neues Licht stellen zu können glaubt. So behandelt er in Kap. 1) den Krates, 2) Pherokrates, 3) Hermipp und Teleklides, 4) Eupolis, 5) Phrynichos und Archipp, 6) Platon, 7) Theopomp, 8) Ameipsias, Metagenes, Nikophon, Kristonymos, Philyllios, Diokles, Sannyrion, Epilykos. Der eigenthümlichste Geist unter diesen Dichtern, der am meisten aus der Bahn der andern heraus trat, war unstreitig Krates; der Verf. führt von ihm das Bild weiter aus, das Herr Dir. Meineke in den Hauptzügen treffend entworfen hatte. Bey Eupolis suchte der Unterzeichnete nach einer umständlichern Entwicklung über die Anlage der $\Delta\eta\mu\alpha\iota$, die noch keinesweges durch die neueren Arbeiten in ein befriedigendes Licht gesetzt ist; aber Herr Doctor Bergk begnügt sich hier mit einigen Bemerkungen über einzelne Punkte. Gewiß war Myronides in diesem Stücke nicht selbst aus der Unterwelt herauf geführt, sondern holte vielmehr, als der letzte vom Stamme der alten Staatsmänner und Feldherren, seine Vorgänger und Zeitgenossen aus dem Hades; sonst konnte er dem Perikles nicht auf die Art, wie es aus Plutarch bekannt ist, über die Entartung und Schwäche der jüngern Generation Auskunft geben.

P o t s d a m.

Ben Kiegel, 1836. Die Politik des Civil-Staatsdienstes; vom Regierungsrathe Dr Wehnert, Ritter des R. Adier-Ordens vierter Classe. 76 Seiten in 8.

Wir machen uns selber Vorwürfe darüber, diese vortreffliche Schrift nicht früher angezeigt zu haben, wir holen es aber nach, da die Aufmerksamkeit auf sie vielleicht dadurch erweckt werden kann. Sie behandelt einen Gegenstand von der höchsten practischen Wichtigkeit, von der Stellung der Staatsdiener in rein monarchischen Staaten, so wohl gegen den Regenten als das Volk. Wir haben darüber eine vortreffliche Schrift des verstorbenen Rehberg, die auch dem Verf. nicht unbekannt blieb, und ist in demselben Geiste geschrieben. Sie zerfällt in zwey Abschnitte, indem in dem ersten dargethan wird, daß, da der Staat selber keine Maschine ist, auch die Beamten nicht als bloß willenlose Maschine betrachtet werden dürfen, wenn der Zweck des Staats durch sie erreicht werden soll. Die Beamtenwelt bildet einen eigenen Organismus im Staate, sie repräsentiert die Staatsgewalt in der Ausübung der innern Regierungsrechte. In ihren Händen befindet sich das active Staatsleben, die Handhabung aller Wirksamkeit des Staats. Daraus folgt von selbst, daß den Staatsdienern bey ihrer Abhängigkeit von dem Regenten, doch in ihrem Amte eine freye Wirksamkeit gelassen werden muß, die der Verf. darin setzt, daß bey der Ausübung ihrer Amtspflicht es ihnen doch überlassen bleiben muß, die Mittel zu wählen, welche sie für die passendsten halten die ihnen von der Regierung gegebenen Aufträge auszurichten. 'Die selbstän-

dige Thätigkeit der Behörden auf verschiedenen Stufen, sagt der Verf., soll nicht die Bey- und Unterordnung auflösen, nicht die Befugniß zum Widerstande gegen höhere Stufen in sich schließen, sondern nur eine gesetzmäßige freye Bewegung gewähren, daß jede Behörde in dem ihr gezogenen Wirkungskreise in das Leben der Verwaltung eingreifen könne'. Je höher aber ihre Stellung im Staatsdienste, und also auch je größer ihr Wirkungskreis ist, um desto größer muß auch die ihnen gelassene Freyheit in dieser Rücksicht seyn. Aus dieser Behandlung der Staatsdiener geht bey ihnen selbst die Liebe zu ihrem Amte, und bey dem Volke die Achtung hervor, deren sie genießen sollen. In dem zweyten Abschnitte werden die oft gehörten Klagen über die zu große Anhäufung der Staatsdienerschaft und die dadurch verursachten Kosten erörtert. Der Verfasser zeigt mit Recht, daß Vermehrung des Beamtenstandes die natürliche Folge der Fortschritte der Civilisation ist, und der dazu erforderliche Aufwand nicht als ein Uebel betrachtet werden darf, in so fern er in den Schranken bleibt, welchen die Verhältnisse der Staatsdienerschaft erfordern. Wir müssen, statt die Schrift abzuschreiben, sie zur eignen Lesung empfehlen, und schließen nur mit dem Wunsche, daß der Verf. die in der Vorrede versprochenen Erörterungen über die Bildung und Auswahl der Staatsdiener und die damit verwandten Fragen mittheilen möge.

Sn.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 29. Julius 1839.

P a r i s.

Imprimerie royale. Ouvrages inédits d'Abélard, pour servir à l'histoire de la philosophie scolastique en France, publiés par M. Victor Cousin, 1836. Auch unter dem Titel: Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du Roi et par les soins du ministre de l'instruction publique, deuxième série. Histoire des lettres et des sciences. CCIII u. 677 Seiten in Quart.

Die Werke Abälards waren bisher nicht allein auf eine sehr zerstreute, sondern auch völlig ungenügende Weise vorhanden, so daß der Kirchengeschichtler eben so sehr als der Bearbeiter der Geschichte hier bedeutende Lücken zu beklagen hatte. Die eigentliche Ausgabe der Werke durch Du Chesne (Paris 1616) hatte außer dem Briefwechsel mit Heloise, der Selbstbiographie (historia calamitatum suarum) von den größern Werken nur den Commentar zum Briefe an die Römer und die *introductio ad theologiam*, und diese nicht

einmahl vollständig, so daß man nur durch neuerlich möglich gewordene Combinationen (Vergl. G. gel. Anz. 1836. St. 88.) die Ueberzeugung gewinnen kann, Abälard habe das Werk vollendet, und nur der Herausgeber habe entweder vorgezogen, es nicht vollständig zu geben, oder sey dazu durch Mangelhaftigkeit der Codices genöthigt. Außerdem besaß man die *theologia christiana* in 5 Büchern, im fünften Bande des *thesaurus anecdotorum* von Martene und Durand, die *Ethica* oder *scito te ipsum* in B. Pez *thesaurus*, Tom. III.; wozu in neuester Zeit Herr Dr Rheinwald einige weitere *anecdota* gab, einen *dialogus inter philosophum, Judaeum et Christianum* Berlin 1831 und eine so genannte *epitome theologiae christianae* Berlin 1835, welche letztere, wenn auch nicht von Abälards eigener Hand gearbeitet, doch wenigstens dem Kreiße seiner Wirksamkeit beyzuzählen ist. Bey diesen dem Historiker zugänglichen Werken war vor Allem der Mangel der eigentlich dialectischen Arbeiten des genialen Abälard um so empfindlicher, weil er nach dem eigenen und fremden Zeugniß gerade auf diesem Gebiete so thätig und Epoche machend in die Entwicklung eingegriffen hatte. Eben so gespannt mußte man auf die bisher unzugängliche Schrift *Sic et non* seyn, weil Dom d'Achery, einst im Besiße der Handschrift, deren Veröffentlichung für bedenklich gehalten hatte. Eine vollständige, erschöpfende Ansicht von Abälards eigentlichen Leistungen, besonders von seiner Stellung zu dem scholastischen Probleme des Realismus und Nominalismus, von seinem so einflußreichen Auftreten gegen Wilhelm v. Champeaux ließ sich bisher durchaus nicht gewinnen, da alle vorliegenden Schriften nicht einmahl eine deutliche Anschauung der Systeme gewährten, die

er bekämpft hat, und noch weniger des Systems, dem er selbst folgte. Hr Cousin hatte deshalb große Erwartungen erweckt, als er vor einiger Zeit das Versprechen gab, aus den Schätzen der Königl. Bibliothek zu Paris das Wichtigste von den bisher vermischten Schriften des großen Dialectikers mitzutheilen; gegenwärtig hat er sein Versprechen gelöst, und wir beeilen uns, dem Publicum darüber Rechenschaft abzulegen, was von dem bisher Vermischten jetzt öffentlich zugänglich geworden, und wie weit dadurch der Bildungsgang Abälards selbst und der scholastischen Erudition überhaupt aufgeheilt ist.

Mitgetheilt sind hier zunächst die sehnlichst erwartete Abhandlung *Sic et Non*, dann die *Dialectik* Abälards, ferner ein Fragment de *generibus et speciebus*, und endlich mehrere Glossen zu Porphyrischen und Aristotelischen Werken. Ueber das Ganze verbreitet sich der Herausgeber in der Einleitung, so daß wir am einfachsten den Untersuchungsengang dieser zu befolgen haben.

Zuvörderst muß man der französischen Eitelkeit zu Gute halten, daß sie etwas in Selbstbewunderung ausbricht; die scholastische Philosophie sey Eigenthum Frankreichs; Paris sey dadurch für das Mittelalter die Hochschule Europas geworden. Wahr ist nur letzteres, daß Paris den Mittelpunkt scholastischer Bestrebungen abgab, aber geborene Franzosen haben dabei das Wenigste geleistet: unter den Häuptern der Scholastik ist die Mehrzahl jedenfalls Italiäner, dann folgen Engländer und Schotten, und den Franzosen stehen die Deutschen gleich; denn ein Albertus magnus, ein Hugo von St. Victor dürfte an Bedeutsamkeit doch wohl einen Abälard aufwiegen. Nur den eigentlichen Heerd dieser Bildung gab Paris ab, und für die Mühe des Heraus-

gebers, vorliegende Mittheilungen dem Staube der Bibliotheken enthoben zu haben, muß man ihm gern diese Anerkennung zu Theil werden lassen. Die Herausgabe geschieht auf öffentliche Kosten; da ist ihm ein solcher Zoll an die Nationaliteit schon nachzusehen. Wenn er übrigens so sehr das philosophische Streben Frankreichs erhebt, das einen Abälard und einen Des Cartes hervor gebracht, so ist es freylich immer bedenklich, warum denn seitdem dort die speculative Ader ausgegangen ist, so daß der Herausgeber selbst doch erst an deutscher Wissenschaftlichkeit sich hat erholen müssen.

Die Untersuchungen des Herausgebers beginnen mit einer critischen Berichtserstattung über die benutzten Handschriften, die aus den Bibliotheken von St. Germain und St. Victor in die Königliche Bibliothek gekommen sind, wobey die Angaben früherer Bearbeiter, eines Audin, der Verfasser der *histoire littéraire de la France*, verglichen werden und der Schluß gewonnen, daß die früher als vorhanden angegebenen Werke auch dem Herausgeber zu Gebote standen, und er namentlich die so berühmte Dialectik Abälards vollständig aufgefunden habe. Eine Bestimmung der Zeit, in welche die Bearbeitung der Dialectik zu setzen sey, ob zwischen die beiden Verdammungen Abälards 1121 auf dem Concile zu Soissons und 1140 auf dem zu Sens, oder in die letzte Zeit, als er bey Peter dem Ehrwürdigen zu Clugny nach den Unfällen des Lebens endlich ein Asyl fand, läßt sich nicht zu völliger Gewißheit erheben; dagegen weiß der Herausgeber aus sämtlichen aufgefundenen und hier zuerst mitgetheilten Schriften einige für die Zeitgeschichte sehr interessante Folgerungen zu ziehen.

Zunächst, welche bisher unbekanntem Werke

Abälards werden durch die jetzt eröffneten Hülfsmittel außer Zweifel gesetzt? So wie die *introductio ad theologiam* und die *theologia christiana* darauf hinwies, daß Abälard auch eine *Dialectik* verfaßt habe, eben so kann man von dem vorliegenden auf einige andere Werke schließen, die jetzt wohl für immer als verloren gelten müssen, da die aufgefundenen Handschriften dieselben nicht enthalten. Dahin ist ein *liber partium* zu rechnen; von den Redetheilen, worauf Abälard öfter hinweist, als auf den ersten Theil seiner *Dialectik*. Ferner eine *Dialectik* für Anfänger; er gedenkt der *introductiones, quas ad tenerorum dialecticorum eruditionem conscripsimus*; wahrscheinlich eine Jugendarbeit, etwa unter dem Titel *introductiones parvulorum*. Dieselbe Schrift vermuthet der Herausgeber auch in einigen anderen Citaten wieder zu finden, aus denen sich sonst weiter nichts machen läßt: namentlich erwähnt Abälard eines *primus fantasiae nostrarum liber*, und eines *secundus poicherii nostri*; gegen ersteres möchten wir kaum scrupulös seyn, wie der Herausgeber, da dem genialen Abälard ein Titel, wie *fantasiae nostrae*, wohl angemessen seyn dürfte; dagegen das zweyte bleibt gänzlich ohne Sinn, und darf hier die critische Emendation nicht ängstlich seyn; etwas besseres, als das vorgeschlagene *enchiridii* hat sich uns nicht dargeboten. Der Herausgeber meint darin eben jene *Dialectik* für Anfänger wieder zu finden, wobey freylich der mehrfache Titel, unter welchem sie vorkäme, stäts auffallend bleiben wird. Das Vorhandenseyn mehrerer Werke Abälards, von denen bisher keine Andeutung vorhanden war, ist aber dadurch außer Zweifel gesetzt.

Ein zweyter Punct, den der Herausgeber

durch die neuen Hülfsmittel aufklärt, ist das Verhältniß Abälards zu Roscelin, als dessen Schüler er unwidersprechlich hier dargethan wird. So gern man bisher schon ein solches Verhältniß annahm, weil Abälards mehr oder minder offener Nominalismus sich am leichtesten auf Roscelin, als Begründer dieser speculativen Ansicht, zurück führen ließ: so standen doch so erhebliche Schwierigkeiten entgegen, daß die Geschichte der Philosophie sich jener Annahme durchaus widersetzen zu müssen meinte. Wollte man auch davon absehen, daß Abälard selbst in seiner Biographie, wo er so genau seine Bildungsgeschichte unter den verschiedenen Lehrern erzählt, des Roscelins durchaus nicht gedenkt, wollte man hiergegen das ausdrückliche Zeugniß des gleichzeitigen Otto von Freisingen aufwägen, der bestimmt jenes Verhältniß erhärtet: so machte doch immer die Chronologie eine erhebliche Schwierigkeit, da zur Zeit, wo Roscelin auf dem Concile zu Soissons 1092 verdammt wurde, Abälard nicht mehr als 13 Jahre zählte, und dem verurtheilten und verfolgten Roscelin schwerlich später sich ein Lehrstuhl wieder eröffnet hat. Durch die neu aufgefundenen Hülfsmittel wird indeß jenes Verhältniß gänzlich außer Zweifel gesetzt, da Abälard selbst ihn als seinen Lehrer angibt, und die chronologische Möglichkeit hiernach ermittelt werden muß. Der Herausgeber entscheidet sich dafür, daß Roscelin nach seiner Rückkehr aus England irgendwo in der Bretagne, woher beide Männer stammen, im Dunkel eine neue Lehrthätigkeit entwickelt habe, die Abälard benutzen konnte noch ehe er nach Paris ging. Roscelin suchte ja bey Svo von Chartres Unterkommen, ein Umstand, den der Herausgeber hier zu beachten vergessen hat: gelang es ihm auch bey dem ehrlichen Svo

nicht, der zu sehr für seine Orthodorie fürchtete, und der flüchtigen Roscelin deshalb zur Geduld Hiobs ermahnte: so kann er sich doch recht wohl in jener Gegend ein anderes Asyl erworben haben, wo Abälard, der nach seinem eigenen Berichte begierig alle Lehrer aufsuchte, von ihm die ersten Grundzüge des Nominalismus einsog. Daß er selbst den von der Kirche geächteten Mann später nicht als seinen Lehrer nannte, ja sogar sehr unzart gegen ihn stritt, mag wohl aus Rücksicht auf die kirchlichen Auctoritäten geschehen seyn, von denen er ja schon so viel zu leiden hatte.

Eine dritte Nachweisung des Herausgebers, daß Abälard in der Mathematik gänzlich ungewandert gewesen sey, und dies selbst einräumt, wäre unerheblich, wenn daraus nicht erhellte, wie der damalige Kreis der scholastischen Wissenschaft sich gänzlich auf die Dialectik beschränkte, und von den mathematischen und physicalischen Kenntnissen noch nichts wußte, womit sich die spätere Scholastik so breit macht: ein Beweis mehr, daß von den Aristotelischen Schriften jetzt noch nichts weiter als die logischen bekannt waren. Auch der Beweis, daß Abälard kein Griechisch verstand, ist hier geführt: man darf sich dabey weder durch solche Angaben trüben lassen, daß z. B. die Heloise, die doch sicher ihre Bildung nur von Abälard hatte, sogar Griechisch und Hebräisch verstanden habe, noch durch das Vorkommen einzelner Worte, die Du Chesne in seiner Ausgabe mit Unrecht hat griechisch drucken lassen. Die jetzt mitgetheilten Stücke enthalten die offensten Geständnisse, daß Abälard manche griechische Schriften deshalb nicht benutzen könne, weil sie noch nicht lateinisch übersetzt seyen. Die Kennt-

nisse, die er der Heloise beylegt, und auch wohl selbst besitzen mochte, beschränken sich also sicher nur auf die Kunde einzelner Worte, wie sie mit Leichtigkeit aus dem Hieronymus geschöpft werden konnten. Der Herausgeber hätte dabey rücksichtlich der ganzen Bekanntschaft Abälards mit classischer Literatur an dessen eben so offenes Geständniß (Introduct. ad theol. p. 1045) erinnern können, wornach er die wenigsten Classiker, mit deren Citaten er prunkt, selbst gelesen hat, sondern sie nur aus dem Augustin anführt. Hieran knüpfen sich dann die weiteren Ausführungen des Herausgebers, daß Abälard vom Platon nichts weiter gekannt habe als den Timäus und zwar in der Uebersetzung von Chalcidius, und vom Aristoteles nur das Organon in den von Boethius übersetzten Theilen. Aus den eigenen Ausführungen Abälards läßt es sich unwidersprechlich nachweisen, wie er von dem Organon nur die Einleitung des Porphyrs, die Categorien und *περὶ ἐρμενεύσεως* in der Uebersetzung des Boethius besaß; daß dagegen die *topica*, die *analytica* und *Sophistarum elenchi* deshalb Abälard unbekannt waren, weil es davon noch keine lateinische Uebersetzung gab. Ausführungen daraus, die Jourdain in seiner berühmten Schrift über die lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles aufgestellt hat, reichen nicht über eine bloße Bekanntschaft mit dem Titel hinaus, wie man sie leicht aus dem Boethius abnehmen konnte.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. 123. S t ü c k.

Den 1. August 1839.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: *Ouvrages inédits d'Abélard, publiés par M. Vict. Cousin.*

Um die Entdeckungen weiter zu verfolgen, benutzt der Herausgeber seinen Fund zur Aufhellung einer der dunkelsten Partien in der ganzen Geschichte der Scholastik, des Streites des Realismus und Nominalismus während der ersten Periode vom XI. bis XIII. Jahrhundert. Mit Recht nennt er diese Zeit die rücksichtlich jenes Problems am wenigsten aufgehellte, da sich bisher Alles um die wenigen Notizen drehte, welche man über den Roscelinischen Nominalismus und dessen Bekämpfung durch die kirchlichen Auctoritäten besaß: freylich möchten wir der Behauptung des Verfassers, daß die zweyte Periode der Scholastik rücksichtlich jenes Problems völlig aufgehellte sey, in keinem andern Sinne beytreten, als daß dazu die Materialien in den weitschichtigen Werken eines Thomas, Albert und Scotus dargeboten vorliegen; denn an völliger Durcharbeitung des unermesslichen Stoffes und Aufhellung des

Einzelnen fehlt auch hier noch unendlich viel, und wäre eine erschöpfende Bearbeitung der Scholastik wohl endlich einmahl zeitgemäß, da seit Cramer's Arbeiten in der Fortsetzung zu Bossuets Weltgeschichte hier so gut wie nichts geschehen ist. Um so mehr sind die Mittheilungen des Herausgebers aus seinen Schätzen mit dem größten Danke anzuerkennen.

Bey Behandlung der ganzen Frage nach der Realität der Universalien, wie sie von den Scholastikern durchgeführt ist, wird indessen im Allgemeinen, und so auch wohl hier vom Herausgeber der Einfluß dieser Speculation auf die wissenschaftliche Stellung der Zeit leicht überschätzt. Eine Bedeutung, wie einst zwischen Platon und Aristoteles, darauf müssen wir hier bestimmt dringen, eine Bedeutung, wobey es sich um eine ideelle oder reelle Ansicht der göttlichen und menschlichen Dinge handelt, hatte jene Frage der Scholastik nicht; eine Ableitung unserer Erkenntniß entweder aus Empirie, oder aus angeborenen Ideen, die doch davon die nothwendige Folge wäre, und bey jenen Heroen der griechischen Wissenschaft auch wirklich daraus folgte, sucht man hier vergebens; die scholastische Thätigkeit zeigte sich auch hier als bloß formell, indem sie bey den widersprechendsten Prämissen über die Geltung der Universalien doch stäts wieder bey den einmahl ausgemachten Sätzen des Kirchenglaubens anlangte. Mochten Universalien eine Existenz vor den concreten Einzeldingen, oder erst nach ihnen durch bloße Abstraction menschlicher Verstandesthätigkeit haben, auf die eigentliche Gestaltung der Ueberzeugung hatte dies bey strengem Festhalten an den hergebrachten Auctoritäten keinen Einfluß. Realisten und Nominalisten wetteiferten mit einander, Sätze, wie der von der

Trinität nicht etwa zu erhärten, denn dies war nach der ganzen Anschauung der Zeit nicht nöthig, sondern nur dafür eine irgendwie ansprechende Erklärung zu finden, und wäre es auch nur durch Aufstellung irgend eines Analogons für die Irrationalität dabey. Höchstens läßt sich erweisen, daß der Nominalismus, als Anschließen an die peripatetische Empirie, eine etwas nüchterne, verstandesmäßige, und darum zur Heterodoxie geneigte theologische Ansicht begünstigte, während der Realismus, an Ideale gewöhnt, die dem bloßen Verstande nicht sofort zusagen, sich auch dem Kirchenglauben im Ganzen orthodoxer zeigte. Der Herausgeber erkennt diese überwiegende Gleichförmigkeit, die sich in den beiden Lagern, so wohl der Nominalisten als der Realisten, beobachten läßt, gleichfalls an, erklärt sie aber aus dem Umstande, daß in der gesammten Scholastik eine Aristotelische Form mit einem Platonischen Stoffe gekämpft habe. Das Christenthum sey geboren und erzogen unter dem Einflusse Platonischer Wissenschaft; die griechischen Väter waren anerkannt Platoniker, und Augustin, das Orakel der lateinischen Kirche, war Enthusiast für Platon, und breitete einen entschiedenen Idealismus aus. Dagegen die Form, Methode und Sprache war durchaus Aristotelisch, da man keine andere philosophische Werke als aus dessen Schule kannte. Dieser Behauptung des Verfs von dem platonischen Grundzuge des Christenthums können wir nicht anders beytreten, als in Bezug auf die seit Augustin, ja seit den Alexandrinischen Vätern hergebrachte Behandlungsart der Trinitätslehre, sofern die Zeugung des Sohnes als die Substanzirung des göttlichen Gedankens aufgefaßt wird. Was dagegen das Abendland, was namentlich Augustin betrieb, die mehr

Paulinischen Partien der Dogmatik, weiß von Platon nichts. Doch wird auch aus dem gleichmäßigen Vorkommen jener Bedingungen, woraus die Scholastik beider Parteyen erwuchs, unsere Behauptung gerechtfertigt, daß man jenen Gegensatz durchaus nicht als einen sehr tiefen über die ganze Welt- und Religionsansicht der Parteyen verbreiteten ansehen dürfe, da er über die formelle Behandlung eines Problems nicht hinaus kam, aus welchem freylich eine tiefer greifende Differenz hätte folgen müssen.

So können wir uns mit dem Herausgeber einverstanden erklären, wenn er das ganze Problem, das zwischen Realisten und Nominalisten verhandelt ward, aus der bekannten Stelle des Porphyrius ableitet, wo dieser die Frage nach der realen Existenz der genera und species als über seinen Plan hinaus liegend von der Hand weist. Das Zeugniß, das Porphyrius diesem Probleme ausgestellt hatte, daß es ein altissimum negotium und majoris egens inquisitionis sey; die Weigerung, die er hinzu fügte, selbst darauf einzugehen, mußte sofort für jeden, der sich als Dialectiker fühlte, den unwiderstehlichsten Reiz zur Vertiefung in diese metaphysischen Labyrinthe ausüben. Durch Boethius, der Ueberhaupt das Mittelglied zwischen der classischen Wissenschaft und dem Mittelalter abgibt, war dies Problem als ungelöst den späteren Jahrhunderten überliefert; nichts erklärt sich deshalb so leicht, als der Heißhunger, womit die germanische Welt über diesen Stoff herfiel, selbst ohne dessen hohe Bedeutung für die philosophische Weltansicht nur ganz im Klaren zu haben. Die Behauptung des Herausgebers, daß die ganze Scholastik durch eine Stelle des Porphyrius hervor gerufen sey, klingt paradox, hat aber so weit

völlige Wahrheit, als in jener Stelle das einst zwischen Platon und Aristoteles streitige Problem gleichsam als letztes Vermächtniß der absterbenden classischen Speculation an die Nachwelt überliefert war.

Bisher hielt man nun dies Problem seit der Behandlung durch Boethius für nicht früher wieder aufgenommen, als bey dem Zermwürfniß Roscelins mit den kirchlichen Auctoritäten, und das Verdienst des Verfs besteht nun darin, aus seinen Manuscripten nachgewiesen zu haben, wie auch die Mittelglieder in der Kette zwischen Boethius und Roscelin nicht fehlen, oder gezeigt zu haben, daß die metaphysische Untersuchung, in die das Ende des XI. Jahrhunderts sich so blindlings hinein stürzte, nicht ohne Vorbereitung gewesen ist. Den ersten Beweis für ähnliche Bestrebungen aus dem IX. Jahrhundert führt der Herausgeber durch eine aufgefundene Glosse des Rabanus Maurus zu der Einleitung des Porphyrius unter dem Titel Rabanus super Porphyrium. Sie wird zwar in dem Cataloge der Schriften des Rabanus bey dessen Biographen Rudolf nicht gefunden; indessen ihre Stellung in der Handschrift zwischen anerkannt echten Schriften des Raban, so wie die Gleichheit des Stils sichert ihr nach des Herausgebers Angabe völlig die Authenticität. Daran hätten wir also ein Monument, wie das von Porphyr aufgestellte Problem in den Carolingischen Schulen, etwa unter Alcuin in Tours, unter Raban in Fulda behandelt seyn mag. Raban zählt hier schon zwey einander entgegen stehende Ansichten über jenes Problem auf, worin man offenbar den Keim zu den spätern Nominalisten und Realisten erblicken muß. Die eine mehr aristotelisch denkende Partey behauptet, der Begriff genus bezeichne bey Por-

phyr nur ein Wort und keine Sache, und stellt dafür Gründe auf, wie sie später stäts von den Nominalisten wiederholt wurden; genus sey quod praedicatur; dies gehe aber nicht an von einer Sache, sondern nur von einem Worte; dasselbe drückt Abälard nach dem Zeugniß Johannis von Salisbury ja eben so aus; rem de re praedicari, monstrum; die andere Schule, deren Raban gedenkt, erklärt das genus ausdrücklich für eine Sache, und denkt deshalb mehr platonisch realistisch. Im weitem Verlaufe erklärt dann Raban selbst ausdrücklich sich für den peripatetischen Nominalismus im Sinne des Boethius: nihil aliud est genus, quam substantialis similitudo ex diversis speciebus cogitatione collecta; also Product des menschlichen Abstraktionsvermögen. So ist also durch diese neuen Entdeckungen das Vorherrschen eines freylich unentwickelten Nominalismus während des neunten Jahrhunderts, dem freylich ein eben so dunkeler Realismus zur Seite ging, außer Zweifel gesetzt.

Denselben Beweis liefert der Herausgeber für das 10. Jahrhundert: er benutzte dazu einen anonymen Commentator des Organons, dessen schon die *histoire littéraire de la France* gedachte, der aber in den Manuscripten von St. Germain nur mit Mühe unter einer andern Nummer aufgefunden werden konnte. Das Manuscript enthält unter Andern Interlinear- und Randglossen zu der Einleitung des Porphyrs, worin die nominalistische Ansicht des Boethius und Rabanus wiederholt und erweitert wird. So ist also erwiesen, daß lange bevor der Anfang der eigentlichen Scholastik gesetzt wird, die Behandlung des Organons in der Uebersetzung des Boethius in den Schulen hergebracht, und ein Commentiren nach dem Vorgange desselben Boethius ver-

sucht war, wobey schon die doppelte Lösung als Realismus und Nominalismus sich nothwendig kund geben mußte. Nur blieb die ganze Frage innerhalb des engen Raumes der Commentatoren; es waren nur zwey Interpretationsmanieren zu jener wichtigen Stelle des Porphyrius. Als dieselben Fragen nach ihrem tiefem Gehalte durchforscht, und namentlich in ihrer Anwendbarkeit auf die christliche Theologie behandelt wurden, erst da, zu Ende des 11. Jahrhunderts war die Scholastik erzeugt.

Beiläufig bemerkt läßt sich hier die Frage lösen, wann der eigentliche Anfang der Scholastik zu sehen sey? Bekanntlich fordert Buhle dafür schon den Anfang des 8. Jahrhunderts, weil schon so früh ein Speculieren nach der Aristotelischen Dialectik erwiesen werden kann, während Tiedemann den Beginn erst in den Anfang des 13. Jahrhunderts herab setzt, wo mit Alexander von Hales das pro und contra disputieren für jeden einzelnen Satz anhebt. Letzteres liegt jedenfalls zu spät, nicht allein, weil dann anerkannte Heroen der Scholastik, wie Peter der Lombarde, nicht mehr dazu gezählt werden könnten, sondern auch weil jenes Hin- und Herreden, jenes videtur quod sic, und videtur quod non, wie aus unsers Herausgebers Mittheilungen erhellt, völlig auch schon in dem Abälardschen sic et non enthalten ist. Die Buhlesche Annahme wird zwar durch die bisherigen Mittheilungen unterstützt, daß auch lange vor Roscelin und Anselm eine dialectische Behandlung jener echt scholastischen Probleme vorhanden war, daß die Carolingischen Schulen bey der Commentierung des Aristoteles sich damit beschäftigt haben. Allein schwerlich wird man dann für die ganze scholastische Erscheinung auch nur einen einigermaßen markierten Anfangspunct er-

mitteln können, weil dann jedenfalls Boethius selbst mit zu den Scholastikern zu rechnen wäre, wogegen doch dessen durchaus classische Haltung spricht. Nothwendig muß hier also ein gewisser Durchschnitt genommen, und der Beginn jener Erscheinung da gesetzt werden, wo die früher im Dunkel der Schulen fortgepflanzte Besprechung jener Probleme zu einer größern Bedeutsamkeit gelangte, und namentlich eine Beziehung zu den dogmatisch-theologischen Fragen erhielt, ein Umstand, den unser Herausgeber durchaus nicht beachtet hat, und deshalb noch wohl den ganz unhaltbaren Unterschied zwischen scholastischer Theologie und Philosophie festhält. Soll, wie denn allgemein und auch von Hn Cousin geschieht, der Anfang der Scholastik mit dem Ende des elften Jahrhunderts zusammen fallen, oder der Kampf des Roscelinischen Nominalismus dafür der Epoche machende Punct seyn, so kann der Begriff Scholastik selbst nicht anders gefaßt werden, als die Begründung des kirchlichen Systems durch Hilfe der Aristotelischen Dialectik, so daß dann scholastische Theologie und Philosophie eins ist.

Sehr bedeutend sind, um nun zu den einzelnen scholastischen Wortführern überzugehen, die Aufschlüsse, welche der Herausgeber aus seinen Schätzen über die Lehrbehauptungen des Roscelin mittheilt. Bisher besaßen wir über ihn nur so vereinzelte und abgerissene Berichte, daß Refer. wenigstens darin meist nur Consequenzmacherey der Gegner zu erblicken geneigt war. Wenn Anselm und Abälard ihm nachsagten, er habe die Universalien für bloße *status vocis* erklärt, so war dies ein natürlicher, wenn auch etwas starfer, Ausdruck der nominalistischen Principien; wenn sie aber daraus einen völligen Materialismus, oder Atomismus machten, so daß Roscelin nicht

habe unterscheiden wollen zwischen der Farbe und dem Körper, der sie trägt, so daß er nicht einmal ein Compositum zugegeben, noch dessen Theile anerkannt habe, weil er keine Existenz gestattete, als die der Einzeldinge: so konnte man geneigt seyn, darin nur Uebertreibung der Gegner zu finden; wenigstens war diese Vermuthung zu entschuldigen, wenn in einem dem Abälard beygelegten Briefe ihm vorgeworfen wird, er lasse Christum nicht ein Stück vom gebratenen Fisch essen, sondern nominalistisch von dem Worte Fisch. Solche leicht aufsteigende Bedenken über die eigentliche Ansicht des Roscelin und gegen die Treue der Berichte über ihn, werden nun durch diese neuen Mittheilungen gänzlich zerstreut: sein Nominalismus erscheint hier allerdings so extrem und eigensinnig, daß er wirklich keine Existenz des Theils, abgesehen von der des Ganzen, anerkennt: die Mauer ist nicht etwa ein Theil des Hauses, oder hat vielmehr als Theil keine besondere Existenz; denn da das Haus ja nur aus Mauer, Fundament und Dach besteht, so wäre dann die Mauer ein Theil von sich selbst und von den Uebrigen. Oder, der Theil muß früher seyn als das Ganze: — dann wäre also die Mauer früher als sie selbst, und das Uebrige. — Nach diesen Mittheilungen Abälards, die ganz den Eindruck machen, als seyen sie aus dem Vortrage seines Lehrers Roscelin selbst entlehnt, kann über die völlig extreme Stellung seines Nominalismus kein Zweifel mehr obwalten. Nicht allein spricht er den Gattungsformen jede Realität ab, um sie zu bloßen Wörtern zu machen, sondern auch die Theile eines Dinges haben los getrennt davon weiter keine Existenz, sondern sinken ebenfalls zu bloßen Wörtern herab. Nach diesen Berichten aus der Schule des Roscelin selbst, darf

man gegen die bisher bekannten Aufschlüsse über seine Lehrart keinen Zweifel hegen, etwa mit Ausnahme der Fischgeschichte, die nicht einmahl Abälards Autorität für sich hat (der Herausgeber citiert den Brief ganz unbefangen als völlig critisch sicher), und durch ihre ganze Haltung noch immer den Eindruck einer etwas hämischen Consequenzmacherey verleihet. Das Uebrige, was der Herausgeber über Roscelins Person und Schicksale, über seinen Conflict mit den kirchlichen Behörden wegen Uebertragung des Nominalismus auf den Trinitätsbegriff mittheilt, ist das längst bekannte.

Die Untersuchungen über den Realismus des Anselm von Canterbury, wozu der Herausgeber dann fortschreitet, verdienen hier keine besondere Ausführung, weil er dabey nichts Neues mittheilt, sondern nur aus den bisher schon zugänglichen Quellen berichtet. Auch scheint er uns die eigentlich scholastische Stellung Anselms durchaus mißverstanden zu haben, indem er als dessen Methode angibt, er gehe aus von den Dogmen, und suche diese durch eine tiefe Reflexion fruchtbar zu machen, suche sich zu erheben von der Finsterniß des Glaubens zum reinen Lichte der Philosophie. Uebrigens läßt sich wohl nicht leicht die ganze Stellung Anselms verkennen und verschieben: die Dogmen der Kirche sind durchaus nicht, wie der Herausgeber meint, das Fundament, worauf die Speculation fußt, sondern sie sind das Ziel, wo dieselbe ankommen soll. Ausdrücklich erklärt ja Anselm, seine Sätze finden zu wollen, als ob es gar keine positive Lehre gäbe: (Cur Deus homo praefat. p. 74. ed. Gerberon: remoto Christo, quasi numquam aliquid fuerit de illo; — quasi nihil sciatur de il-

lo —), als Aufgabe stellt er ja hin, daß von Autorität gar nicht die Rede seyn solle, sondern Alles durch evidente Argumente bewiesen werden. Stärker kann er doch in der That nicht die Stellung einer absoluten Religionsphilosophie für sich in Anspruch nehmen, die nicht etwa bloß frucht- bare Betrachtungen über die Dogmen anstellen, sondern völlig voraussetzungslos die Untersuchung beginnen will. Die Ueberzeugung, daß durch solchen Vernunftgebrauch am Ende gerade das kirchliche Dogma heraus kommen müsse, ist der Grundzug aller Scholastik selbst, wenigstens für diese früheren Zeiten, bis erst durch Duns Scotus die theologische und philosophische Wahrheit auseinander gerissen, und dann durch die kecken nominalistischen Operationen Occams recht ge- flissentlich eine eigentliche Irrationalität des Kirchenglaubens erwiesen, aber dennoch, wenigstens zum Scheine der kirchlichen Autorität, gehuldigt wurde. Für Anselm müssen wir deshalb der Grund- ansicht des Herausgebers bestimmt widersprechen, wenn er auch über dessen Realismus manches Treffende beigebracht hat.

Bedeutender dagegen ist der Gewinn aus diesen neu eröffneten Quellen für die bisher so dun- kelen Geschichte der Lehrthätigkeit Wilhelms von Champeaux, des Lehrers Abälards, den die dia- lectische Gewandtheit des Schülers zwang, den strengen Realismus als eine unhaltbare Position aufzugeben, und sich zu einem modificierten Re- alismus zu bequemen, wodurch zugleich der Cre- dit des Lehrers gewaltig erschüttert und er selbst zur Niederlegung seines Lehramtes und zum Zu- rückzuge in die Abtey von St. Victor bestimmt ward, ein Umstand, der für die Begründung der Victorinischen Schule und so auf Entwicklung

der mittelalterlichen Mystik bekanntlich so großen Einfluß übte. Ueber Wilhelms Behauptungen, so wohl die früheren an der Universität Paris, als die späteren an der Abtey St. Victor besaßen wir bisher durchaus keinen andern Bericht, als den Abälard in seiner Selbstbiographie ertheilt, und daraus läßt sich unmöglich eine klare Ansicht, wenigstens nicht über die zweyte, modificierte Form des Realismus gewinnen. Abälard gibt an, sein Lehrer habe anfangs behauptet, daß Universale sey essentialiter in seinen Individuen vorhanden: dies ist klar und verständlich: daß Genus bildet die eigentliche Essenz der concreten Dinge, so daß das Individuelle an ihnen nur als eine besondere Modification zu der allgemeinen Essenz hinzu tritt; so entsteht z. B. das Individuum Socrates, indem zu dem Gattungsbegriffe Mensch nur noch die Socratitas als besondere Modification kommt. Dagegen als spätere, herab gestimmte Form des Realismus gibt Abälard an, Wilhelm habe das Universale nicht mehr essentialiter, sondern nur individualiter in den Einzeldingen seyn lassen, wofür dann eine Variante bey Du Chesne auch indifferenter angibt. Diese spätere Form enthält nun allerdings eine Dunkelheit, und Hr Cousin tadelt die bisherigen Bearbeiter der Geschichte der Philosophie, namentlich Tennemann, daß er über die Dunkelheit hinaus gegangen sey, als ob sich dabey Alles völlig klar verhielte; nur Baumgarten, Crusius in seinem Programme über die Nominalisten und Realisten habe freylich das Richtige getroffen, indem er jene Variante indifferenter aufnimmt, doch aber dabey den völligen Sinn nicht ins Klare stellt.

Der Hr Herausgeber vermag nun nicht allein

aus seinen neu eröffneten Quellen die Richtigkeit dieser Variante zu erhärten, sondern sucht auch dafür den eigentlichen Sinn heraus zu bringen. So gern wir nun auch mit seinen Resultaten uns einverstanden erklären, müssen wir ihm doch zuvörderst einen hermeneutischen Mißgriff in der Auffassung der Abälardschen Angaben nachweisen. Die Worte Abälards in der *historia calamitatum suarum* p. 5. 6 lauten: *Erat autem (Wilhelmus) in ea sententia de communitate universalium, ut eandem essentialiter rem totam simul singulis suis inesse adstrueret individuis*; sic autem istam suam correxit sententiã; ut deinceps rem eandem non essentialiter, sed individualiter (indifferent), diceret. Ein Mißverständnis unsers Herausgebers liegt nun offenbar darin, daß er das Aphoristische und Elliptische des letztern Satzes nicht anerkennt, und deshalb die vulgäre Lesart für absurd ausgibt. Zu dem letztern *rem eandem essentialiter* muß doch gewiß eben dieselbe Verbindung suppliert werden, worin die Worte zu Anfang des Satzes vorkommen; und dann wird auch gewiß das *individualiter* oder *indifferent* nur so verstanden werden dürfen, eandem *individualiter rem totam simul singulis suis inesse individuis*. Nach dieser unserer Auffassung bezieht sich der vielfach besprochene Ausdruck wiederum auf die Art, wie das Univerfale in den Einzeldingen vorhanden ist; nach des Herausgebers Meinung, die das *eandem rem* aus jener Verbindung los reißt, und von der Identität zweyer Dinge mit einander versteht, bezieht der Ausdruck sich nur auf die Einzeldinge, und da würde allerdings folgendes Urtheil nicht zu hart seyn: *cette nouvelle théorie*

est en elle-même absurde et intolérable ; car il est trop évident, qu'une chose ne peut pas être identique à une autre par son individualité, l'individualité d'une chose étant précisément ce qui la sépare d'une autre. Die Absurdität verschwindet aber gänzlich, wenn man nach unserer Auffassung das eandem nicht etwa auf eine Identität der Einzeldinge zu einander bezieht, sondern darin nach der zu Anfang des Satzes gegebenen vollständigen Formel das Seyn der Universalien in den Einzeldingen erblickt : dann ist nach der zweyten oder modificierten Manier Wilhelms jedes Universale in seinen Einzeldingen individualiter enthalten ; d. h. die Eigenthümlichkeiten, worin der Gattungsbegriff besteht, das Individuelle oder Characteristische davon findet sich in jedem Einzeldinge der Art wieder ; das Characteristische von dem genus Mensch ist so wohl in Socrates als in Platon enthalten. Dennoch gestehen wir, daß sich dazu die Variante indifferenter noch besser schickt : das Universale ist in den Einzeldingen völlig ohne Unterschied vorhanden. Der Herausgeber selbst kommt im Folgenden gewissermaßen zu dieser Auffassung zurück : l'identité des individus d'un même genre ne vient pas de leur essence même, car cette essence est différente en chacun deux, mais de certains éléments qui se retrouvent dans tous ces individus sans aucune différence, indifferenter. Der Umstand, daß er hier ebenfalls noch von der identité des individus redet, beweist, daß er seinen hermeneutischen Fehler (rem eandem) nicht einsieht, aber durch den Sinn selbst gezwungen wird, das indifferenter richtig auf das Seyn des Universalien in den Einzeldingen zu beziehen

(certains éléments, qui se retrouvent dans tous ces individus). Wollte er das indifferenter, eben wie dicht vorher das individualiter auf dies Verhältniß der Einzeldinge unter einander beziehen, so wäre der Sinn noch viel absurder; denn nun käme heraus, Dinge sind identisch durch ihre Indifferenz, was die hohlfte Tautologie wäre. Ungeachtet also wir der Lesart indifferenter gern den Vorzug geben, darf doch Hr Cousin die vulgäre, individualiter nicht für völlig absurd ausgeben, und ein gleiches Urtheil also über die bisherigen deutschen Bearbeiter der Geschichte der Philosophie fällen, die sich bey der Lesart beruhigt hatten. Das Verdienst des Herausgebers besteht aber auch hier darin, die critische Frage durch seine Mittheilungen erledigt, und die eigentliche Bedeutung des späteren oder modificierten Realismus Wilhelms entwickelt zu haben. Abälard bestreitet in der jetzt mitgetheilten Abhandlung de generibus et speciebus eine realistische Ansicht, als deren Merkmal er den Begriff der Indifferentia angibt: ipsi tamen ad indifferentiam currentes cet.: das Universale besteht hiernach in denjenigen Merkmalen, die in den verschiedenen Individuen indifferenter vorhanden sind. Z. B. in Socrates zugleich der Begriff Mensch, wenn ich von seiner socratas abstrahiere, der Begriff lebendiges Wesen, wenn ich auch von seiner nationalitas absehe ic. Die zweyte Theorie Wilhelms, wozu er durch Abälards Angriffe getrieben war, würde also ziemlich auf die spätere Form des Realismus hinaus kommen, die ein Seyn der Universalien nicht ante rem, sondern in re annimmt.

Im weitem Verfolge der Geschichte des Nominalismus und Realismus kommt der Heraus-

geber auf einige minder bedeutende Namen, Odo von Cambrai, Bernhard von Chartres; wir übergehen sie, um endlich auf Abälard selbst zu kommen: nur hat es uns gewundert, daß Hr Cousin den Realismus des Odo nur aus einer alten Chronik des Klosters vom heil. Martin zu Tournay abnimmt, und nicht vielmehr an dessen Schrift selbst sich wendet. Da er nur von verloren gegangenen Schriften Odos redet, so möchten wir bey nahe zu der Vermuthung geneigt seyn, er habe dessen tractatus de peccato originali in der bibliotheca Patr. Colon. Tom. XV. entweder nicht gekannt, oder doch nicht beachtet; und doch findet sich der Realismus vielleicht nirgends schärfer ausgesprochen, und sofort für ein theologisches Problem benutzt, als in diesem Versuche, vermittelst des bloßen Gattungsbegriffes Mensch, sogar die Erbsünde, das Hasten des Bösen an der Menschenseele zu erklären: als Adam sündigte, war er nach Odo nicht bloßes Individuum, sondern zugleich das ganze Genus Mensch selbst, so daß es seitdem zum Begriffe der Menschheit gehört, sündig zu seyn. Es liegt in dieser Behandlung etwas dem so genannten Ontologischen Argumente Anselms für die Existenz Gottes Verwandtes, indem ohne alle andere Hülfe, als allein durch den bloß logischen Hebel des Begriffes der Beweis geführt wird. Schwerlich hätte deshalb eine so kühne Benutzung des Realismus vom Verfasser bey Behandlung dieses Mannes übersehen werden dürfen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

, unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften,

124. Stück.

Den 3. August 1839.

P a r i s .

Beschluß der Anzeige: *Ouvrages inédits d'Abélard, publiés par M. Vict. Cousin.*

Wenden wir uns nun endlich zu dem Gewinne, der für die Geschichte der eigenen Denkart Abälards aus den neuen Mittheilungen entlehnt werden kann, so muß man voraus beachten, daß wir bisher von der speculativen Stellung des großen Dialectikers eigentlich so viel wie gar nichts wußten, sondern nur von seinen mehr theologischen Bestrebungen, namentlich von seiner Behandlung des Trinitätsbegriffs; denn darum drehen sich seine beiden dogmatischen Schriften fast ganz allein. Unbekannt war bisher die Art, wie er den Nominalismus des Roscellin widerlegte, außer den wenigen Andeutungen, wodurch er sich selbst über dessen Einseitigkeit belustigt, unbekannt ferner die Beweise, wodurch er in seinem Fechtergange mit Wilhelm von Champeaur demselben die bedeutendsten Modificationen abzwang, außerdem, daß er selbst von *potentissimis argumentorum disputationibus* redet, uns

bekannt war, und dies erschien noch bey weitem bedauerlicher, die ganze positive Seite hierbey, die ganze Lehrart, die Abälard selbst an die Stelle der bekämpften Schulen setzte; höchstens aus Anekdotalen Späterer konnte man annehmen, daß er ein System des so genannten Conceptualismus aufstellte; doch an den eigenen Ausführungen, daran fehlte es durchaus. Diese sämmtlichen für die Geschichte der Philosophie so erheblichen Lücken sind jetzt durch diese Mittheilungen, besonders durch die Abhandlung de generibus et speciebus, die sich fast allein mit jenen echt scholastischen Fragen beschäftigt, glücklich ausgefüllt.

Abälard führte den dialectischen Kampf so wohl gegen den Nominalismus als gegen den Realismus, indem er jedes System mit den von dem andern entlehnten Waffen befehdete, und auf den Ruinen beider ein neues System zu gründert suchte. Am bedeutendsten war sein Kampf gegen den Realismus, der nicht allein als das damals und noch längere Zeit siegreiche System galt, sondern auch wegen seiner orthodoxen Fügbarkeit die ganze Autorität der kirchlichen Wortführer für sich hatte. Seine Gründe dagegen sind so sorgsam ausgeführt, daß man sieht, er hatte es mit einer mächtigen und zahlreichen Schule zu thun. Der Herausgeber weist nach, daß er seine Polemik gegen zwey Fractionen des Realismus zu richten hatte, wie sie etwa durch den doppelten Standpunct Wilhelms von Champeaux, früher als ein streng platonischer, später als ein bloß aristotelischer Realismus bezeichnet werden können. Während die strengere Schule den Universalien eine durchaus selbständige Existenz zuschrieb, deren Essenz in den Einzeldingen so vorhanden seyn ließ, daß an diesen das Individuelle als bloß accidentelle Modification erschien, oder um nach

der später eingeführten, vom Herausgeber aber ganz übersehenen, Terminologie zu reden, während sie die *universalia ante rem* setzte, suchte Abälard eben diese Theorie zu persiflieren und mit den Waffen des so genannten gesunden Menschenverstandes zu widerlegen. Sein Argument dagegen ist unter den verschiedenen Modificationen dasselbe: wenn das *genus* die *essentia* des Individuums ausmacht, so ist es in einem Individuo schon ganz verschieden, und kann nicht eben so ganz in einem andern seyn: *Quod si ita est, quis potest solvere, quin Socrates eodem tempore Romae sit et Athenis? Ubi enim Socrates est, et homo universalis ibi est, secundum totam suam quantitatem informatus socratitate. Quicquid enim res universalis suscipit, tota sua quantitate retinet. Si ergo res universalis tota, socratitate affecta, eodem tempore et Romae est in Platone tota, impossibile est, quin ibi etiam eodem tempore sit socratitas, quae totam illam essentiam continebat. Ubicunque autem socratitas est in homine, ibi Socrates est; Socrates enim homo socraticus est. Denselben Beweis führt er auch durch Benützung des Begriffs von Krankheit und Gesundheit: ist der *homo universalis* in Socrates krank, so ist er es seiner ganzen Essenz nach, und muß auch zugleich in Platon krank seyn; oder der *homo universalis* erscheint in derselben Zeit als krank und gesund. So wenig nun auch diese Argumentation wohl für völlig schlagend erachtet werden darf, so war es doch Abälard gelungen, den strengen Realismus lächerlich zu machen, wenigstens zeigt dies der Rücktritt seines Lehrers selbst von seiner strengen Behauptung.*

Gegen die zweite Fraction des Realismus,

oder die mehr aristotelische Form desselben, die zwar eine Existenz nur den Einzeldingen zuschreibt, aber in diesen die verschiedenen Gattungsbegriffe doch als realisiert anerkennt, also in Socrates zugleich den Begriff Mensch, lebendiges Wesen, Substanz, führt Abälard den Beweis theils durch Autoritäten, theils durch Râsonnement. Die erste Art des Beweises ist so eingerichtet, daß er aus jener Annahme Widersprüche gegen Aussprüche des Porphyrs, des Boethius ableitet, gemäß jenem scholastischen Probabilismus, daß, was ein so berühmter Mann irgendwo gesagt hat, sofort als Wahrheit anerkannt werden müsse: die Widerlegung jener realistischen Ansicht selbst würde uns hier zu weit führen.

Den Kampf gegen den Nominalismus macht Abälard weit kürzer ab, offenbar deshalb, weil er es hier nicht mit einer mächtigen, von der kirchlichen Autorität unterstützten Schule, sondern meist wohl nur mit dem längst geächteten Roscelin zu thun hat. Zwar deutet er auch hier seine Gegner als eine ganze Schule an, exponunt, dicunt, ipsi qui hanc sententiam tenent — aber doch wird Roscelin stets als der Mittelpunkt dieser Partey zu betrachten seyn. Gegen diese Lehrart, welche die Gattungsbegriffe nicht für Dinge, sondern für bloße Worte ausgibt, ist die Widerlegung dieselbe, theils durch Autoritäten, daß ein Aristoteles, Porphyre und Boethius bey diesen Begriffen unmöglich an bloße Worte gedacht haben könne, theils noch schlagender durch eigene Gründe, wobey namentlich die obige Behauptung Roscelins von der Nichtrealität der Theile an dem Beyspiele des Hauses und seiner Theile bekämpft wird: die Mauer kann wirklich ein Theil von sich selbst und den übrigen heißen, so fern sie zusammen gefaßt den Begriff des

Hauseß ergeben: denn erst vereint, und nicht einzeln bilden sie das Haus.

Gehen wir endlich zu Abälards eigener Lehrart von dem Verhältnisse der Gattungsbegriffe zu ihren Individuen über: so hat man dieselbe schon als Conceptualismus bezeichnet, d. h. die Universalien erhalten ihre Realität erst durch unsere Auffassung, durch das menschliche Abstractionvermögen. Jener Ausdruck bezeichnet zwar die Sache, aber ist wenigstens von Abälard selbst nicht gebraucht: daß unser Conceptionsvermögen erst die Einzelheiten durch Abstrahieren vereinigen müsse, ist eine bloße Folgerung aus dem, was er behauptet; denn seine eigenen Angaben begnügen sich damit, die Gattungen als Collection der Einzelheiten aufzufassen, ohne dabey zu fordern, daß die Zusammenfassung durch unsere Abstraction geschehe, so daß wir vorschlagen möchten, sein System einen Collectionalismus zu nennen. Nach Abälard ist nichts real als das Individuum, und in demselben wiederum nur das Individuelle, nicht das Allgemeine. Zwar ist an dem Individuum Materie und Form zu unterscheiden; jenes ist das Substrat, welches die näheren Bestimmungen aufnimmt, also in Socrates ist die Materie Mensch, und die Form Socratität; nun mache man aber ja nicht jene Materie Mensch realistisch zu einem Universale, so daß dieselbe Menschheit auch in Platon vorhanden wäre: *sicut Socratitas quae formaliter constituit Socratem, nusquam est extra Socratem, sic illa hominis essentia, quae Socratitatem sustinet in Socrate, nusquam est nisi in Socrate*: die Materie ist also eben so individuell als die Form, und real nur in diesem Einzelwesen vorhanden. Dagegen durch Zusammenfassung des Einzelnen ergibt sich dann die species, und

in weitem Umfange das genus. Speciem igitur dico esse non illam essentiam hominis solum quae est in Socrate, vel quae est in aliquo alio individuorum, sed totam illam collectionem ex singulis aliis hujus naturae, conjunctam. Diesen Satz gegen die Einwürfe der beiden von ihm bekämpften Schulen zu erhärten, ist dann das weitere Bestreben Abälards; und er versucht es wiederum auf die doppelte Weise durch Autoritäten und *Raisonnement*.

Ueber Abälards eigenes System ist hiernach das Urtheil leicht; schwerlich darf man darin etwas anderes, als einen im Ausdrucke modificirten Nominalismus erblicken. Haben genera und species ihre Existenz erst durch uniere Zusammenfassung, so ist damit sofort jeder Anknüpfung von Realismus geleugnet; ein so völliges Seyn, wie den Individuen wird ihnen durchaus abgesprochen, und es kommt dann in der That auf Eins hinaus, ob man jene Abstractionen für Collectivbegriffe ausgibt, nach Abälard, oder sie, im Gegensatz zu real existierenden Dingen, bloße Worte nennt, die doch den nothwendigen Ausdruck für jene Begriffe herleihen. Trotz aller Persiflage, die Abälard gegen seinen Lehrer Roscelin vorbrachte, hat also von dessen Nominalismus mehr an ihm gehaftet, als er selbst zugeben geneigt ist. Höchstens im Ausdrucke ist Roscelin strenger, um seine Ansicht dem vulgären Realismus schroffer entgegen zu setzen; denn hat er Universalien wirklich bloße *status vocis* genannt, so konnte er damit nur das Inhaltleere, Nichtigte daran bezeichnen wollen; aber der Sache nach nähert sich Abälard dem Realismus schwerlich nur das Geringste, da er das eigentlich reale Seyn eben so bestimmt nur für das Individuum, und in demselben auch nur für das Individuelle

zugibt, davon also die Existenz der Universalien, als bloß im Sammelbegriffe vorhanden, deutlich genug unterscheidet; in der Form, die Universalien post rem zu setzen, stimmt er durchaus mit dem strengsten Nominalismus überein. Höchstens wer nach Hegelscher Anschauung die wahre Realität nur im Begriffe findet, wird Abälard einen Realisten nennen können.

Die bisherigen Mittheilungen bezogen sich sämmtlich auf Abälards philosophische Stellung, und lehrten den Werth der neu aufgefundenen dialectischen Schriften des Meisters kennen. Es bleibt uns demnach nur noch übrig, Einiges über die theologische Stellung des Mannes beizufügen, wie es sich aus der Schrift *Sic et Non* ergibt. Im Ganzen muß Ref. gestehen, daß seine Erwartung von derselben nicht befriedigt ist; wir vermutheten darunter nach den Eröffnungen der *histoire littéraire de la France* doch irgendwie ein wirkliches *Raisonnement* nach pro und contra über die theologischen Dogmen, finden aber statt dessen nur eine Zusammenstellung der Autoritäten für oder gegen die einzelnen Sätze. Es ist hier dieselbe Manier zum ersten Male benutzt, die in der zweyten Periode der Scholastik seit Alexander von Hales sich so unerträglich breit machte, daß für und gegen jedes Dogma eine Anzahl Autoritäten aufgeführt wird; der einzige Unterschied besteht darin, daß Abälard nichts gibt, als die Aufstellung der Autoritäten, und dabey nicht einmahl markiert, welche von ihnen dafür, und welche dagegen sprechen; daß dagegen jene späteren Scholastiker systematischer verfahren, deutlich das *videtur quod sic* von dem *videtur quod non* unterscheiden, und dann jedesmahl eine Widerlegung derjenigen Argumentenreihe hinzu fügen, gegen welche sie sich erklärt haben. Bey

Abfard ist nichts als eine Tafel von Citaten gegeben, und die Entscheidung Jedem selbst überlassen. Kaum begreift man deshalb, wie von jeher vor dieser Schrift so gewaltige Furcht hat verbreitet seyn können, da die gewöhnlichen Summen eines Halesius, Thomas u. ganz dasselbe Gift enthalten. Wahrscheinlich hat allein der Titel jene Furcht erweckt, denn selbst sein Ankläger, Bernhard von Clairvaux, kennt diese Schrift nur dem Namen nach: *timeo, ne sicut monstruosi sunt nominis, sic etiam monstruosi sint dogmatis.* Höchstens der Prolog möchte das Bedenken der gelehrten Benedictiner, die Schrift zu veröffentlichen, einigermaßen rechtfertigen; er stellt hierin die Schwierigkeiten zusammen, denen schon aus sprachlicher Hinsicht das Verständniß des Schrifttextes unterliege, was er natürlich so wohl auf die heiligen Schriften, als auf die Väter und übrigen hergebrachten Auctoritäten bezieht. Die mehrfachen von ihm aufgestellten Gründe, woraus jene Schwierigkeiten erhellen, verdienen hier ausgehoben zu werden, als Beweis einer Abnung von Critik zu einer Zeit, wo die Exegese mit der größten Willkür nach dem vierfachen Sinne mishandelt wurde.

1) Die Aussprüche der Schrift und der Väter erscheinen deshalb öfter als nicht mit einander harmonierend, weil wir dafür das richtige Verständniß nicht besitzen: uns fehlt derselbe Geist, worin sie geschrieben und eingegeben sind; schwer ist es, über den Sinn eines Andern zu urtheilen, da Gott allein Herzen und Gedanken durchschaut.

2) Die Schriften so wohl der Bibel als der Väter sind vielfachen Corruptionen des Textes ausgesetzt, daher fehlen in den Ueberschriften, worüber Hieronymus schon klagt, einzelne Ab-

weichungen in den Angaben der Evangelisten. Wie hoch hier Abälard über seiner Zeit steht, beweißt das Eingeständniß, daß Vieles von den heiligen Schriften selbst apocryphisch und den Verfassern untergeschoben sey.

3) Bey der Benutzung der Schriften ist wohl darauf zu achten, ob der Autor selbst seine Meinung nicht später geändert habe, wofür die retractiones des Augustin den Beweis liefern.

4) Die catholischen Lehrer haben häufig in ihren Schriften die Meinungen der Häretiker aufgeführt; so finden sich bey Hieronymus und Hilarius manche Irrthümer des Origenes aufgezählt, und oft bleibt es dem Leser überlassen, das Wahre vom Häretischen zu unterscheiden.

5) Häufig wird nur nach der vulgären Meinung und nicht nach strenger Wahrheit gesprochen; z. B. wenn in der Schrift Joseph der Vater Jesu heißt.

6) Manches hat nur eine temporelle und locale Bedeutung; für die eine Zeit wird wohl gestattet, was der andern verboten bleibt; man unterscheide deshalb wohl, ob eine Vorschrift allgemeine oder nur particulare Geltung haben soll.

7) Sogar dieselben Worte werden zuweilen in verschiedenem Sinne gebraucht, und ist dies bey Auflösung der Controversen wohl zu beachten.

8) Selbst die Propheten entbehrten zuweilen der Gabe der Prophetie, und trugen so Falsches vor, während sie selbst meinten, es vom heiligen Geiste zu haben; selbst Petrus versiel ja über die Beschneidung und das Ceremonialgesetz in Irrthum, und mußte von Paulus zurecht gewiesen werden. Dies ist dann nicht Lüge, sondern Irrthum zu nennen, die Schriften sind deshalb nicht cum credendi necessitate, sed cum judicandi libertate zu lesen.

9) Dabey ist bestimmt zwischen der Schrift Alten und Neuen Testaments und zwischen den Schriften der späteren Väter zu unterscheiden. Wenn in jenen etwas Absurdes vorkommt, muß man nicht dem Autor eine Unwahrheit aufbürden; sondern sagen, der Codex ist fehlerhaft, oder der Ausleger hat geirrt, oder du verstehst es nicht; bey den patristischen Schriften steht dagegen dem Leser das Urtheil völlig frey, was er billigen oder verwerfen will.

Wir haben diese critischen Canones Abälards vollständig ausgezogen, weil man schwerlich im christlichen Alterthume und Mittelalter etwas gleich Kühnes von Exegese auffinden wird: und wenn der Grund, weshalb Dom Dachery diesen Aufsatz nicht veröffentlichen wollte, in der Abhandlung selbst nicht gefunden werden kann, so möchte er wohl in diesem Prolog liegen. Gewiß mußte Abälard dadurch nicht allein gegen die kirchliche Praxis verstoßen, die jede noch so unhaltbare allegorische oder typische Auslegung eher gestattete, als solch kecke critische Operationen mit dem Text, sondern er setzte sich dadurch auch der scholastischen blinden Verehrung gegen die Autoritäten in Opposition, deren ganze Kunst besonders seit Peter dem Lombarden ja gerade darin bestand, nachzuweisen, daß alle jene Autoritäten Recht haben: man argumentierte ja damahls nicht bloß mit Stellen der Schrift, sondern wer nur einmahl Etwas behauptet hat, gleichviel ob Kirchenvater, heidnischer Philosoph, ob Dichter oder Prosaisst, er hat Autorität, und es ist Aufgabe des Scholastikers, Alles in Einklang zu bringen; so berühmte Männer haben sämtlich Recht, und der Ruhm des Dialectikers besteht darin, ihnen Recht zu verschaffen, ihre Sätze so lange zu wenden, bis Alles stimmt. Als Repräsentanten dieses Aus-

gleichungsprocesses möchte Ref. eben den Alexander von Hales hinstellen, mit welchem man in der Regel die zweyte Periode der Scholastik beginnt: er kennt 10 verschiedene Definitionen vom Gebete, nach den einzelnen Vätern, aber er vermittelt daran so lange, bis sie Alle überein stimmen; die Sendung des heil. Geistes versteht Augustin essentialiter, Beda rationaliter aber der doctor irrefragabilis beweist ihre Uebereinstimmung. Gerade dieser blinden Unterwerfung unter die Autorität erklärte Abälard durch jene critischen Canones den Krieg, und gründete dadurch eine Selbständigkeit des eigenen Urtheils, einen Rationalismus, der sich mit der ganzen Tendenz der Zeit in Opposition setzte. Selbst in der Darstellung seiner critischen Regeln möchte man noch einen versteckten Hohn über die Leichtgläubigkeit der Zeit erblicken; denn die nächste Absicht scheint sich ja geradezu für Unterwerfung unter die Autorität auszusprechen: er will ja nur erklären, weshalb manche Einzelheiten sich schwerer in den Glauben aufnehmen lassen, will also nur den Gehorsam gegen die Autoritäten erleichtern, will zum Frieden reden, das Gesetz der Liebe einschärfen. Aber gerade mit diesem friedlichen Vorhaben stehen nun seine Mittheilungen selbst im schärffsten Contrast, er deckt dabey echt rabulistisch die Blößen der hergebrachten Autoritäten so schonungslos auf, belegt seine bitteren Wahrheiten so nachdrücklich, daß bey der angeblichen Fügsamkeit doch der satirische Zug kaum verbannt werden kann. Ueber sein endliches Schicksal darf man sich deshalb nicht mehr wundern; denn die Hierarchie ertrug von jeher alles Andere eber, als Spott und Ironie: so erklärt sich Bernhards verdammende Sentenz gegen ihn: *cum de trinitate loquitur sapit Arium, cum*

de gratia sapit Pelagium; cum de persona Christi sapit Nestorium.

Die von Abälard in dem Sic et Non behandelten quaestiones umfassen ziemlich das ganze System der Dogmatik und Moral, wie es bald darauf von Peter dem Lombarden angeordnet wurde, so daß man wenigstens in der äußern Systematisirung den Einfluß des Lehrers auf die Schüler anerkennt, wenn auch sonst der Lombarde von Abälards Genialität sich wenig angeeignet hatte. Die Kühnheit der Sätze ist allerdings groß: z. B. quod non sit Deus singularis et contra; quod sit Deus tripartitus et contra; quod in trinitate non sunt dicendi plures aeterni, et contra; quod peccata etiam placeant Deo, et contra; quod Deus quaeque malorum causa vel auctor sit, et contra; doch kommt dasselbe bekanntlich bey den spätern systematisirenden Scholastikern eben so keck vor, nur fügen sie sich dann der kirchlichen Autorität, während in Abälards Hand solche Sätze sofort zu einer viel gefährlichern Waffe werden. Sehr zu bedauern ist bey der jetzigen Veröffentlichung dieser Schrift, daß der Herausgeber sie nicht völlig mittheilt, von manchen Fragen nur die Ueberschriften gibt, ohne doch dabey ein festes Princip der Auswahl zu befolgen; die wenige Raumersparniß dabey hätte ihn doch bey der Mittheilung einer so lange ersehnten Schrift nicht bestimmen sollen. Das Bedürfniß einer endlich einmahl vollständigen Ausgabe der Werke Abälards möchten wir dem Herausgeber dringend ans Herz legen; rühmt sich Frankreich dieses seines größten Philosophen neben Des Cartes, so möge es demselben durch eine würdige Ausgabe ein Gedächtniß setzen.

In einem Appendix theilt der Herausgeber

noch andere inedita von Scholastikern aus derselben Periode mit, die jedem Bearbeiter der Geschichte der Philosophie äußerst erwünscht sind.

Fassen wir unser Urtheil über Abälard zusammen, wie es sich aus den früher zugänglichen Schriften fest stellte, und durch diese neuen Mittheilungen nur bestätigt ist: so erscheint als hervor stechender Zug in Abälards sittlichem wie wissenschaftlichem Character eine echt französische Eitelkeit, welche die Wissenschaft nicht ihrer selbst, sondern des Ruhmes wegen betrieb. Das kecke Auftreten gegen seine Lehrer, die Dreistigkeit, ja Frivolität, womit er ohne alle Vorstudien sich an die Schrifterklärung machte, das unbegrenzte Vertrauen auf sein dialectisches Talent gewannen ihm den großen Haufen, entfernten aber alle tiefern Gemüther von ihm. Obgleich er sich überall mit dem Kirchenglauben einverstanden erklärt, stät Augustin und Hieronymus im Munde führt, dem Symbol so ergeben ist, daß er Sätze daraus annimmt, auch wenn sie die Schrift nicht hat (introd. ad theol. p. 1091), so ist ihm derselbe doch nicht die absolute Wahrheit selbst, wovon z. B. ein Anselm so völlig durchdrungen ist, sondern nur das Problem der Beweisführung; eben so gut würde er für jede andere Behauptung den Beweis liefern, wenn es verlangt wäre. Er will z. B. nicht beweisen, daß die Personen der Trinität nur so und nicht anders aufgestellt werden können, sondern nur, daß wie sie aufgestellt sind, dafür auch die Vertheidigung möglich sey (Theol. christ. p. 1288). Glaube und Wissenschaft gehen nicht in völlige Harmonie auf, sondern er läßt den ersten das Uebergewicht der zweyten dadurch fühlen, daß er ihn gutwillig beweist, aber mit dem schlecht verhehlten Bewußtseyn, eben so gut auch das Gegentheil davon beweisen zu könn-

nen. Nicht volle Evidenz will er durch seine Dialectik erreichen, sondern nur die Gegner, Ketzer und Heiden zum Schweigen bringen; mit denselben Waffen würde er sicher auch jedes andere System verfochten haben, wenn er es als recipierten Kirchenglauben angetroffen hätte; einen völligen Rationalismus bildete er in so fern aus, als die Kirchenlehre erst vor dem Tribunale der Vernunft ihre Legitimation finden soll, damit nicht Uberglauben für Wahrheit, und jedes Idol für Gott ausgegeben werde (Introd. p. 1055). Eine christliche Stellung gewann er nicht durch die Wissenschaft, sondern erst durch die Unfälle des Lebens; erst im Asyle zu Clugny unter Anleitung Peters des Ehrwürdigen erwarb sich der geniale Mann, in allen seinen Bestrebungen gebeugt und gebrochen, eine religiöse Tiefe, die gegen die frühere Reckheit merklich abstach, und auf die Träume der Jugend mit schmerzlicher Resignation zurück sah; *nolo sic esse philosophus, ut recalcitrem Paulo, non sic esse Aristoteles, ut secludar a Christo!* (Epist. ad Helois. Oper. p. 308).

Retzberg.

H a m b u r g.

Hey Verthes, Besser u. Maudt, 1837. Historische Uebersicht des Studiums der lateinischen Grammatik nebst einer Einleitung über das allgemeine Wesen der Sprache. Ein grammatischer Versuch von Conrad. Michelsen, Candidat. VI u. 137 Seiten in 8.

Wir können nicht umhin auf diese Schrift aufmerksam zu machen, da sie einem oft gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen sucht. So lange eine Geschichte der classischen Literatur seit ihrem Wie-

berausleben noch zu den frommen Wünschen gehört, ist jeder dazu gelieferte Beytrag verdienstlich. Die Geschichte der Grammatik könnte als die Grundlage dazu angesehen werden, da sie nothwendig einen Theil davon ausmachen müßte. Nachdem der Verfasser in der Einleitung von den einzelnen Redetheilen in ihrem Verhältniß zu der Sprache gehandelt hat, reiht er die Geschichte der lateinischen Grammatik an die Reihe der Männer, die sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts bis in das neunzehnte, von Laurentius Vallä und Julius Cäsar Scaliger, bis auf August Grotefend und seine Zeitgenossen im jetzigen Jahrhundert um dieselbe verdient gemacht haben. Er beschränkt sich dabey nicht bloß auf die Deutschen, sondern auch auf die Ausländer nach den Nationen, über dreßsig an der Zahl. Wir können sie nicht einzeln durchgehen, aber wir können die Versicherung hinzu fügen, daß auch die jüngeren Humanisten von Profession reichen Stoff zu ihrer Belehrung hier finden werden. Wir bitten sie nur das Namensverzeichnis durchzugehen, um sich zu überzeugen, wie viel hier für sie zu lernen ist. Nicht bloß die Titel der Schriften sind angeführt, sondern auch die Methode der Behandlung, und das Verdienstliche derselben ist dargelegt. Uebrigens erklärt der Verfasser selber seine Schrift für einen ersten Versuch, der bey einer wiederholten Ausgabe allerdings noch manche Zusätze erfordern wird.

Wenn wir diese Anzeige nicht schließen können ohne den oben geäußerten Wunsch einer Geschichte des Studiums der classischen Literatur zu wiederholen, so veranlaßt uns der Verfasser selber dazu, indem er bey der Erwähnung der Arbeit des Referenten der Geschichte der classischen Literatur im Mittelalter, denselben Wunsch aus-

spricht. Es ist freylich eine Arbeit für das Leben, da sie ein lange fortgesetztes Studium voraussetzt; denn nicht eine Literatur, wie sie Fabricius und seine Nachfolger geliefert haben, sondern eine pragmatische Geschichte verstehen wir darunter, die den ganzen Gang der Wissenschaft darzulegen sich zum Ziele macht; daß dieser Wunsch nicht vergeblich seyn werde, dürfen wir bey den jetzigen Verhältnissen wohl erwarten!

Hn.

L e i p z i g.

Catalog einer ausgewählten Sammlung von Büchern, zu haben bey E. D. Weigel. 1839. 448 Seiten in 8.

Wir glauben manchen Literatoren einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir sie auf diesen mit Eleganz gedruckten Catalog aufmerksam machen. Er enthält ein Verzeichniß von nahe an 10000 älteren wissenschaftlichen Werken, die im Buchhandel nicht mehr zu haben sind, mit den beygesetzten mäßigen Preisen unter denen sie feil geboten werden. Sie sind wissenschaftlich geordnet, und kein Fach ist ganz leer ausgegangen. Die Titel sind vollständig angegeben, und manches zu früh vergessene Buch wird dadurch in die Erinnerung zurück gerufen. Ein Index auctorum erleichtert das Auffinden. Auch ein Verzeichniß von Handschriften, 250 an der Zahl, ist dem Verzeichniß der gedruckten Bücher vorgesezt. Die Liebhaber der Literatur finden hier ein reiches Feld für sich eröffnet.

Hn.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 5. August 1839.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck u. Ruprecht, 1839. Disputationis de Lysia Epitaphii Auctore Caput Alterum. Dissertatio Inauguralis quam — scripsit Gustavus Gevers, Hannoveranus, Seminarii Reg. Phil. et societatt. Philologg. sodalis. 64 Seiten in gr. Octav.

Der Epitaphios des Lysias scheidet von den gerichtlichen Reden desselben in Ton und Haltung bedeutend ab. Balckenaer, Wolf und andere Gelehrte behaupteten deshalb, daß jener Panegyrikos den Lysias nicht zum Verfasser haben könne. Der Verfasser obiger Schrift, ein Zögling unserö philologischen Seminars, kämpft für das Gegentheil. Er sucht zu beweisen, daß der Unterschied in der Färbung der in Frage stehenden und der übrigen Reden sich genügend erkläre aus der Differenz der epideiktischen und dikastischen Beredsamkeit. Von den Punkten, die hier zur Sprache kommen, behandelt Hr Dr Gevers vorläufig nur die Frage, num Epitaphius Lysiæ indoli

conveniat. Eine sehr genaue Erörterung des rhetorischen Bildungsganges des Lysias und eine von sehr erfreulichen Studien der alten Redner und Techniker zeugende Zergliederung der Periodologie des Lysias, wie sie sich in denjenigen Reden desselben zeigt, welche der Pl. XCIV, 2. geschrieben und für Lysias Schreibart Epoche machenden Rede gegen Cratosthenes voraus liegen, führen zu dem oben ausgesprochenen Ergebnisse. Dabey wird besonders die angebliche Rede des Lysias im Platonischen Phädrus genauer untersucht. Der ungleich gründlicher von Hr G. für Lysias, als von Hölcher gegen denselben geführte Beweis wird freylich erst dann eine vollständige Ueberzeugung herbey führen, wenn Hr G. die übrigen Streitpuncte mit gleicher Sorgfalt wird erörtert haben. Dazu wünschen wir ihm Muße und Lust.

F. W. G.

P a r i s.

Von Arthur Bertrand. Voyage autour du monde, principalement à la Californie et aux îles Sandwich, pendant les années 1826, 1827, 1828 et 1829, par A. Duhaut-Cilly. Tome I. VII u. 409 Seiten. Tome II. 438 Seiten. 1835. Octav.

Als 1824 Rio-Rio, König der Sandwichinseln, nach London kam, befand sich in seinem Gefolge ein die Stelle eines Dolmetschers versetzender Franzose, der, als der König und dessen Gemahlin den Einwirkungen des europäischen Klimas erlagen, die Leichen derselben nicht nach der Heimath begleitete, sondern in England zurück blieb, und unter dem Vorwande, daß der König ihm Vollmacht ertheilt habe, im Namen seines

Nachfolgers Handelstractate jeder Art abzuschließen, den unternehmenden Geist englischer Speculanten zu benutzen versuchte. Doch trogen ihn seine Erwartungen und unmuthig begab er sich nach Paris, um hier die in London fehl geschlagenen Versuche zu erneuern. Die Beschreibung des Vortheils, der durch Handelsverbindungen mit den Sandwichinseln und der Küste Californiens nicht entgehen könne, lockte die rascheren Franzosen, und drey unternehmende Männer, unter ihnen der bekannte Jacques Caffitte, schlossen 1825 mit dem gewandten Landsmanne einen Vertrag ab, der ihnen die Erwerbung großer Ländereyen und den Monopol mit Sandelholz zusicherte. Unlängst darnach sah man ein, daß man, gelinde gesagt, vorschnell gehandelt habe, indem man sich mit einem Manne eingelassen, dessen Unzuverlässigkeit und Unkunde der Verhältnisse täglich mehr hervor trat. Um gleichwohl die getroffene Uebereinkunft nicht völlig zu zerreißen, kauften sie in Bourdeaux ein leichtes Fahrzeug (le Héros), übertrugen dem Verf. die Führung desselben, gaben ihm die obere Leitung der abzuschließenden Tractate und befahlen ihm die genaueste Aufsicht über den Unterhändler an.

Am 10. April 1826 verließ das Schiff die Rhede von Havre, fuhr an den canarischen Inseln und dem grünen Vorgebirge vorüber und erreichte ohne Unfall den Hafen der Hauptstadt Brasiliens, mit welchem Frankreich so eben einen vortheilhaften Handelsvertrag eingegangen war. Obwohl man mit Vergnügen der Schilderung der unter dem Namen Pamperos den Bewohnern von Brasilien so bekannten Orcane und der bezaubernden Lage von Rio Janeiro folgt, so steht doch letztere weit der Beschreibung nach, welche uns der geistreiche, tief auffassende Barrow

in dem Berichte seiner 1792 nach Cochinchina unternommenen Reise gibt. Während dieser Engländer sich in die Eigenthümlichkeit einer Landschaft wie eines Volkes zu versenken versteht, erzählt Duhaut-Gilly im leichten pariser Conversationstone, dem man mit Bequemlichkeit folgt, ohne sich zum längeren Verweilen bey seinen Mittheilungen gezwungen zu fühlen. Nachdem der Verf. sich bey Gelegenheit der Umschiffung des Cap Horn über das Gefährliche dieser Schifffahrt ausgelassen hat, folgen wir ihm in den Hafen von Valparaiso, welches damahls, gleich allen Städten Chilis, durch Abbezahlung der für den Freyheitskampf von England geborgten Geldsummen und durch lästige mit diesem Staate geschlossene Handelsverbindungen gedrückt wurde. Ueber das dortige öffentliche und Privatleben erhalten wir nur kurze Bemerkungen, die mit den Zeichnungen des humoristischen Basil Hall in keiner Beziehung wetteifern können; auch hier finden wir den Ausspruch wiederholt, daß von allen am stillen Meere gelegenen Republiken keine sich so bedeutender Elemente für Nationalreichtum rühmen kann, wie Chili. Höchst anziehend sind die Schilderungen von Ober-Peru (le Haut-Pérou) und seinen Bewohnern.

Im October 1826 erreichte man beym Cap San Lucas die Küste von Californien und landete bey San John, einer der vielen zwischen riesigen Cactus versteckten Missionen, mit denen die Halbinsel bedeckt ist. In einer alles äußeren Zierraths ermangelnden Kirche ministrierten Indianer beym Hochamte und Frauen gaben im näselnden Tone die Responsorien. Die vom Commandanten von Nieder-Californien, der in der Stadt Real-San-Antonio residirt, eingeholte Erlaubniß zum Handel konnte wegen der Armuth der Missionen von

keinem Belange seyn. Die Umgegend von San John ist reich an Reptilien, namentlich an Klapperschlangen; nicht minder an Scorpionen, Hundertfüßen und Taranteln. Weder bey Gelegenheit von San Jose, noch von San Francisco und Santa Cruz läßt sich der Vf. genauer über das Wesen dieser Missionen aus, über den Geist, der die auch weltlich regierenden padres beseelt, über den Zustand der Sittigung der Indianer und das Verhältniß der Erstgenannten, die nur mit Schmerz von dem Sturze der spanischen Verwaltung reden zu der Central-Regierung in Mexico. Erst nachdem wir (Th. II. S. 35) den Reisenden nach der Mission von San Diego begleitet haben, erhalten wir einige, wenn schon ungenügende, Bemerkungen über das Leben der in kleinen Hütten um die Prachtgebäude der Geistlichen angesiedelten Indianer, so wie über ihre im Innern der Halbinsel frey lebenden Brüder, gegen welche die Statthalter zu gewissen Zeiten ihre Raubzüge zu unternehmen pflegen, theils um sich der aus den Missionen entsprungenen Individuen wieder zu bemächtigen, theils um wegen voran gegangener Befehdungen Rache zu nehmen. In Nieder-Californien, welches an Fruchtbarkeit des Bodens mit dem obern Lande nie wetteifern kann, und in seinem Innern keine freyen Indianer zählt, wurden die Missionen vor etwa 120 Jahren durch Dominicaner gegründet; die von Ober-Californien hingegen gehen nicht über das Jahr 1769 hinaus und verdanken den Franciscanern ihren Ursprung. Die Creolen, schön, hoch gewachsen, gewandte Reiter, gastfrey, stolz, in rascher Vermehrung begriffen, seit keine obere Behörde, wie solches unter der spanischen Regierung der Fall war, die Verbindung mit indianischen Frauen erschwert, lassen ihr Feld durch In-

dianer bestellen, die ihnen gegen eine kleine, an die Geistlichkeit zu entrichtende Vergütung von den Missionen überwiesen werden. Ihre Bedürfnisse sind gering; der Tisch zeigt sich spärlich besetzt und nur die geistlichen Herren zeigen sich auch hier nicht völlig unempänglich für die Genüsse der Tafel, während sie sich in Betreff der Belehrung ihrer Untergebenen mit der Unterweisung in dem Ceremoniendienste der römischen Kirche begnügen. Die heidnischen Indianer (los Gentiles) von Ober-Californien wohnen in gruppenweise zusammen gebauten Hütten, die, um vor den veriterten Creolen gesichert zu seyn, größtentheils von Morästen umgeben sind. Sie sind klein, von dunkelbraun rother Farbe, mit langen, schlichten, glänzend schwarzen Haaren und schwachem Barte; ihrer vergifteten Pfeile wissen sie sich mit großer Geschicklichkeit zu bedienen. Den Werth der gesammten Ausfuhr beider Californien (Häute, Getraide, edle Metalle, Perlen) gibt der Verf. auf etwa 1,800,000 Fr. an.

Im September 1828 gelangte Dubaut-Gilly zu den Sandwichinseln. Die Erzählungen über den Hof zu Anarapura bieten in einer Zeit, in welcher über diese Inselgruppe und deren Bewohner durch Missionschriften und die Berichte von Seefahrern so vielfache Erörterungen gegeben sind, durchaus nichts Neues. Die bitteren Klagen des Reisenden über die Härte und Engherzigkeit, mit welcher nordamericanische Methodisten-Prediger hier das Evangelium verbreiten, mögen theilweise begründet seyn, theilweise ihren Grund darin haben, daß die katholischen Missionäre Frankreichs hinsichtlich des Erfolgs ihrer Bemühungen den Americanern nachstehen. Jedenfalls fließen sie nicht aus einer so unsaubern Quelle, wie die ärgerlichen Berichte, durch welche Moritz von Kot-

zebue, voll Hohn über die Verbreitung des Evangelii auf diesen Inseln, sich selbst auf die unvortheilhafteste Weise darstellt.

Von den Sandwichinseln begab sich der Verf. über Canton und St. Helena nach Europa zurück und lief am 19. Julius 1829 in den Hafen von Havre ein.

Hav.

P r a g.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse, herausgegeben von Johann Gottfried Sommer für 1839, der siebenzehnte Jahrgang, mit 6 Stahlstichen. 1839. 8. 320 Seiten. (Calvesche Buchhandlung.)

Wir haben schon bey mehreren Jahrgängen auf dieses Taschenbuch aufmerksam gemacht, und freuen uns des Fortganges den dieses nützliche Unternehmen hat. Es erfüllt den auf dem Titel angegebenen Zweck, eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde zu geben, und zwar mit der Ausführlichkeit, welche hier erwartet werden kann. Auch dieser Theil beginnt mit einer allgemeinen Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen in dem verflossenen Jahre, als Fortsetzung der früheren Jahrgänge. Sie sind nach den Welttheilen geordnet, und geben einen Beweis, mit welchem Eifer die Erforschung unserer Erde jetzt betrieben wird, indem besonders nicht bloß die Küsten und Inseln, sondern auch das Innere der Continente behandelt wird. Mit Nordamerica wird angefangen, und wir finden hier, daß durch die von der Hudsonsbay-Company angestellten Reisen von Ross, Franklin, Back und zuletzt Simpson, der die Ba-

romspitze erreichte, bis zu welcher 1826 der Capitän Beechey von der Behrings Straße herkommend auf seiner Schiffahrt vorgedrungen war, so daß also das Resultat dargethan ist, daß die Polarländer, durch den Ocean von dem Continente von America getrennt sind, und zusammen daher als ein eigener Welttheil betrachtet werden können, dessen Umfang freylich noch unbestimmt ist, da man die Nordgrenzen noch nicht hat erforschen können. Auf diese folgen die Entdeckungen in Südamerica und Westindien. Das darauf folgende Africa liefert nicht nur jetzt schon eine reiche Ausbeute, sondern verspricht noch mehr für die Zukunft. In Asien wird die weitere Erforschung von Nova Zembla durch die russischen Unternehmungen berichtet, so wie in Australien, Neu-Seeland.

Auf diesen allgemeinen Abschnitt folgen die Auszüge aus einzelnen Reisen, sechs an der Zahl. I. Wanderungen durch Irland, zu der genauern Kunde des Innern dieses unglücklichen Landes, und der weniger bekannten Theile desselben. II. Erinnerungen aus Palästina nach Buckingham, Geramb, Marmont u. A., besonders über den jetzigen Zustand von Jerusalem. III. Die Kaffern und ihr Land, nach Steedman und einem Artikel des quarterly Review. IV. Moorcrafts Reise nach Ladack. Es ist dies der Auszug aus der erst im vorigen Jahre erschienenen Reise, durch welche über Klein-Tibet und dessen Grenzländer ein helleres Licht verbreitet wird. V. Zur Kenntniß von Ceylon, nach Ruschenberger. VI. Cochinchina, nach Crawfurd. Die 6 Stahlstiche geben den Beweis, daß der Herausgeber auch Kosten nicht spart, wo sie erforderlich sind.

Hn..

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. S t ü c k .

Den 8. August 1839.

G ö t t i n g e n .

Dieterichsche Buchhandlung. Die Lehre vom Versuche der Verbrechen. Von Dr. H. A. Zacharia, Prof. der Rechte zu Göttingen. Zweiter Theil. 1839. XII u. 322 S. in 8.

Der erste Theil dieser criminalistischen Monographie, von welchem zur Zeit seines Erscheinens im J. 1836 schon eine Inhaltsanzeige in diesen Blättern geliefert worden ist, behandelte in vier Kapiteln: 1) den Unterschied zwischen Versuch und Vollendung des Verbrechens im Allgemeinen und den Begriff des Versuches, 2) die Erfordernisse desselben, 3) die Bedingungen der absoluten Strafbarkeit und 4) die verschiedenen Concurrencyfälle von versuchten und vollendeten Verbrechen.

Der vorliegende zweyte Theil gibt zunächst in der Einleitung, welche als Fortsetzung der literarischen Uebersicht des ersten Theils zu betrachten ist, eine Aufzählung dessen, was seit dem Erscheinen des ersten Theils in dieser wichtigen Lehre des Criminalrechts auf dem Gebiete

der wissenschaftlichen Behandlung geleistet, oder dem Verf. wenigstens erst seitdem bekannt geworden ist, und beschäftigt sich dann im fünften Kapitel mit den Eintheilungen, Graden oder Stufen des Versuches, im sechsten mit der relativen Strafbarkeit desselben und im siebenten mit der Aufhebung der Strafbarkeit des Versuches.

Betrachten wir den Inhalt dieser Kapitel etwas näher, so beginnt das fünfte, von den Stufen des Versuches (§. 150—169. S. 1—49) mit einer Erörterung der Möglichkeit und Relevanz einer Unterscheidung von Stufen des Versuches im Allgemeinen und einer Darstellung der bisher in der Theorie gewöhnlich aufgestellten Grade (§. 150. 151.) und untersucht dann I. die Frage, ob eine derartige Unterscheidung schon im römischen Rechte begründet sey? welche verneinend beantwortet wird (§. 152.). Es wird dann II. gezeigt, daß auch im älteren germanischen Rechte eine Unterscheidung von Stufen des Versuches nicht begründet sey (§. 153.), und daß dieselbe vielmehr III. erst durch die Theorie der italiänischen Juristen aufgestellt worden ist, wobey die verschiedenen Ansichten von Balduß, Angelus, Clarus, Menochius und Farinacius über den Begriff und die Grenze der gewöhnlich aufgestellten Unterscheidung zwischen *actus remoti* und *proximi* vom Verf. dargestellt werden (§. 154—157.). Hiernächst wird IV. gezeigt, wie die peinliche Gerichtsordnung Karls V. zwar formell die Unterscheidung solcher Stufen des Versuches nicht recipiert; jedoch sie stillschweigend gebilligt und für relevant erklärt (§. 158.), wie auch die deutsche Theorie und Praxis sie fortwährend beybehalten und nicht etwa auf die Folgen der Versuchshandlung, wie Luden meint, son-

bern, wie schon die italiänischen Juristen, auf das Fortschreiten der verbrecherischen Thätigkeit bezogen hat (§. 158 — 162.). Hieran schließt sich V. die nähere Betrachtung der möglichen Grade oder Stufen des Versuches und zwar a) des s. g. beendigten Versuches, dessen Begriff und Anwendbarkeit in Erwägung gezogen wird (§. 163.) und wobey folgende Fragen eine besondere Erörterung finden: 1) Ist es überhaupt rathsam, diesen Begriff bezubehalten? 2) Kann von einem beendigten Versuche die Rede seyn, wenn zur Hervorbringung des beabsichtigten Erfolges außer der Thätigkeit des Verbrechers, noch die Handlung eines Andern erforderlich ist? (§. 164.) Auch die Anwendbarkeit des Unterschiedes zwischen beendigtem und nicht beendigtem Versuche auf die Anstiftung wird betrachtet (§. 165.) und dann b) gezeigt, daß eine weitere Unterscheidung zwischen nächstem und entferntem Versuche nicht haltbar sey (§. 166). Den Schluß des Kapitels bildet VI. die Betrachtung der neuern Gesetzgebungen und Entwürfe (§. 167 — 169.).

Das sechste Kapitel, von der relativen Strafbarkeit des Versuches, handelt zunächst im ersten Titel (S. 50 — 87) von dem Maße der Strafbarkeit für das versuchte Verbrechen nach allgemeinen Gründen des Strafrechts und der Strafrechtspolitik. Aus diesen wird I. der Beweis geführt, daß der Versuch stets weniger strafbar erscheine, als die Vollendung, und daß er um so strafbarer sey, je näher der Verbrecher der Vollendung des Verbrechens gekommen ist (§. 170 — 175.). Insbesondere wird gezeigt, daß auch der beendigte Versuch, oder das s. g. delictum perfectum, stets auf einer niedrigern Stufe der Strafbarkeit stehe, als das vollendete Verbrechen (§. 176 — 179). Es folgt hiernächst II. die Be-

Frachtung des Maßstabes der Strafbarkeit für das versuchte Verbrechen, wobey A. hinsichtlich des beendigten Versuches die Frage erörtert wird, ob derselbe mit dem, der ordentlichen Strafe am nächsten kommenden Strafübel zu belegen sey, und ob überhaupt eine bestimmte Strafdrohung gegen denselben erlassen werden dürfe? Der Vf. verneint diese Fragen, sucht aber auch zu zeigen, daß die gewöhnliche Androhung eines Maximums, in so weit dieß nicht schon in der allgemeinen Regel enthalten ist, daß der Versuch nie so hart, wie die Vollendung zu ahnden sey, nicht als zweckmäßig erscheine (§. 180.). Hieran schließt sich dann B. die Betrachtung der beym nicht beendigten Versuche vom Gesetzgeber und Richter zu beachtenden Strafzumessungsgründe, hinsichtlich dessen die Aufstellung eines Maximums der Strafe ebenfalls als unzulässig dargestellt wird (§. 181. 182.). Die hierauf folgenden besonderen Erörterungen betreffen 1) die Strafbarkeit des Versuches der Unterlassungsverbrechen (§. 183.), und 2) die relative Strafbarkeit der Unstiftung (§. 184.). Zuletzt wird der Frage gedacht, ob es ausnahmsweise Verbrechen gebe, hinsichtlich welcher der Versuch der Vollendung an Strafbarkeit gleich gestellt werden müsse, und was insbesondere den Hochverrath betrifft, auf die ausführliche Abhandlung des Verfs im Archive des Criminalrechts Jahrg. 1838. S. 221 ff. Bezug genommen.

Der zweyte Titel des sechsten Kapitels handelt auf S. 88—229 von der relativen Strafbarkeit des Versuches nach positivem Rechte. Die erste Abtheilung desselben (S. 88—129) ist dem römischen Rechte gewidmet. Hier sucht der Verf. zunächst I. die bisher herrschend gewesene Ansicht über die ausschließliche Berücksichti-

gung des s. g. subjectiven Maßstabes im römischen Rechte zu widerlegen, wobey die bekannte Stelle von Saturninus in L. 16 D. de poenis, und vorzüglich der viel besprochene §. Eventus spectatur, näher betrachtet und erklärt wird (§. 186 — 189). Auch werden noch einige andere Stellen des römischen Rechts benutzt, um insbesondere die von Cropp aufgestellte Ansicht zu bekämpfen (§. 190). Zugegeben wird dagegen II. daß mehrere *Leges publicorum judiciorum*, durchaus aber nicht alle, in sofern eine Abweichung von dem objectiven Maßstabe enthalten, als sie Handlungen, die wir als Versuche betrachten würden, mit denjenigen, welche wir als vollendete Verbrechen anzusehen pflegen, ein und derselben Strafe unterwerfen. Besonders ist dies in den Gesetzen des Dictators Sulla zum Theil der Fall, wovon die Gründe näher entwickelt, zugleich aber auch die Ursachen angegeben werden, weshalb diese Maxime in der Anwendung nicht eine solche Härte enthielt, als wenn sie auf unsere Strafgesetze zur Anwendung gebracht würde (§. 191.). Erst durch die spätere Praxis und kaiserliche Gesetzgebung, welche die *legitima poena* häufig in die Todesstrafe verwandelte, die nun auch *de jure* z. B. gegen alle Mordversuche begründet war, was Meister mit Unrecht bestritten hat, kam, wie der Verf. zeigt, eine vom frühern Gesetzgeber nicht beabsichtigte Strenge in die Strafrechtspflege der Römer (§. 192. 193.). Hierbey führte der Fortgang der Untersuchung über die Grundsätze des römischen Rechts den Verf. auch auf eine genauere Erörterung der Ansichten des römischen Rechts über die Strafbarkeit der Anstiftung und des Complots, wobey ebenfalls ein von den heutigen Grundsätzen abweichendes Resultat gewonnen wird. Insa-

befondere sucht der Verf. den Beweis zu führen, daß Anstiftung und Complot nach römischem Rechte in der Regel nur unter der Voraussetzung strafbar war, daß der Thäter schon eine in den Gesetzen bedrohte Handlung vorgenommen hatte, daß aber dann zwischen intellectuellem Urheber und Gehülfen nicht unterschieden wurde, in welcher Hinsicht die L. 11. §. 6. D. de injur. bisher ganz unrichtig erklärt worden sey. Dabey werden die einzelnen Bestimmungen der Leges über Anstiftung und Complot genau durchgegangen (§. 194 — 202.). — Die zweyte Abtheilung (§. 129 — 152) beschäftigt sich I. mit den Bestimmungen der älteren germanischen Rechte über die relative Strafbarkeit der darin bedrohten Versuchshandlungen, und weist darin das auch in dem spätern gemeinen Rechte als Regel fest gehaltene Princip nach, daß die nicht vollzogene Verletzung, in so weit sie überhaupt strafbar ist, auf einer bedeutend niedrigern Stufe der Strafbarkeit stehe, als das vollendete Verbrechen. Hierdurch wurde, wie der Verf. weiter entwickelt, die generalis consuetudo begründet, welche die Juristen des Mittelalters der vermeintlich allgemeinen härtern Bestimmung des jus civile mit derogatorischer Kraft gegenüber stellen, und auch die Statute italiänischer Städte, auf welche sich die italiänischen Juristen vorzugsweise oder nebenbey, zum Zweck des Beweises einer erfolgten Abänderung des jus civile, zu berufen pflegen, nahmen jenes Princip des germanischen Rechts in sich auf, obwohl es nicht an Ausnahmen fehlt, vermöge welcher die Strenge des römischen Rechts in einzelnen Fällen ausdrücklich bestätigt, oder gar überboten worden ist, wie namentlich aus den mailändischen Statuten nachgewiesen wird. (§. 203 — 205.). Es folgt hier:

auf II. eine ausführliche Darstellung der Theorie der Glossatoren und der italienischen Practiker über die relative Strafbarkeit des Versuches, welche im römischen Rechte die Regel zu finden glaubten, daß der Versuch der *delicta atrociora* eben so hart wie die Vollendung zu strafen sey, indeß diese Regel, vermöge der entgegen stehenden *generalis consuetudo*, mit mehreren willkürlich aufgestellten Ausnahmen, für unpractisch erklärten und die Strafe des Versuches theils im Verhältniß zur fortgeschrittenen verbrecherischen Thätigkeit (deshalb die Unterscheidung zwischen *conatus proximus* und *remotus*), theils nach der größern oder geringern Schädlichkeit und Gefährlichkeit der Handlung bestimmt wissen wollten. Als Beleg dazu werden Auszüge aus den Schriften von Aegid. Bossius, Jul. Clarus, Jac. Menochius und Prosr. Farinacius geliefert (§. 206—212.). — Die dritte Abtheilung (S. 152—186) beginnt mit der Betrachtung des Art. 178. der P. G. D. und anderer die Strafbarkeit des Versuches einzelner Verbrechen betreffender Verfügungen derselben und erörtert den wahren Sinn und die Bedeutung dieses den gemeinrechtlichen Richter noch jetzt verbindenden Gesetzes. Widerlegt wird dabey insbesondere die Behauptung Ludens, daß eine verschiedene Strafbarkeit des Versuches nach Verhältniß des Grades der Annäherung zur Vollendung nicht im Sinne der P. G. D. liege (§. 212—217.). Die folgenden §. 218—226. enthalten eine genaue Darstellung der Fortbildung dieser Lehre in der deutschen Theorie und Praxis bis auf die neueste Zeit. — Die vierte Abtheilung (S. 187—204) enthält eine Relation der Bestimmungen der ältern deutschen Particularrechte über die Strafbarkeit des Versuches. Nach einer Einleitung über das Verhältniß

der Landesordnungen zur P. G. D. im Allgemeinen (§. 227. 228.) werden besonders hervor gehoben: das ältere sächsische Recht (§. 229.), das Landrecht des Herzogthums Preußen (§. 230.), die tyroler Landesordnung (§. 231.), das habsburgische Landrecht und der bayerische Malefizproceß (§. 232.), die pfälzischen Landrechte und die P. G. Ordnung in Oesterreich unter der Enns (§. 233.), und die Land- und peinl. G. D. des Fürstenthums Steyer (§. 234.). — Die fünfte Abtheilung (S. 204 — 229) endlich ist der Betrachtung der neueren Gesetzgebungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gewidmet. Auf einige einleitende Bemerkungen über den verschiedenen Character dieser Legislationen folgt eine Recension der Bestimmungen der österreichischen, bairischen und preussischen Gesetzbücher, des neuen sächsischen Criminal-Gesetzbuchs und der Entwürfe für Hannover, Würtemberg, Baden und Norwegen (§. 235 — 245.). Endlich ist auch noch vom französischen Rechte und einigen andern ausländischen Legislationen die Rede (§. 246 — 248.).

Das siebente und letzte Kapitel handelt von der Aufhebung der Strafbarkeit des Versuches.

Erster Titel. Allgemeine Betrachtungen (S. 230 — 269). Der Verf. erörtert hier, nach einer den Gegenstand der Betrachtung näher bezeichnenden Einleitung, I. die verschiedenen Gründe der unterbliebenen Vollendung des Verbrechens, welche sich in Beziehung auf den Verbrecher sämmtlich auf zwey Classen reducieren lassen: a) Fälle des Nichtkönnens und b) Fälle des Nichtwollens (§. 249. 250.). Dabey wird der Unterschied zwischen dem Aufgeben des verbrecherischen Willens und dem Aufschieben der Ausführung hervor gehoben (§. 251.) und eine nähere Be-

trachtung und Zergliederung der Fälle des Nichtkönnens angestellt (§. 252—254.). — Hierauf folgt II. der Beweis, daß nach allgemeinen Gründen des Strafrechts und der Politik die Strafbarkeit des Versuches gänzlich aufgehoben werden müsse, wenn der Thäter die Vollendung aus freyer Willensänderung unterließ (§. 255—259.). — III. Einzelne Fragen, welche hiernächst erörtert werden, sind: 1) Ob etwas auf das Motiv der unterlassenen Vollendung ankomme? und was von dem Falle zu halten sey, wenn die Vollendung wegen einer, durch ein zufälliges Ereigniß bey dem Thäter entstandenen (unbegründeten) Furcht augenblicklicher Entdeckung unterblieb? (§. 260—262.) — 2) Ob die Strafflosigkeit aus dem bezeichneten Grunde bey allen Arten des Versuches, insbesondere auch dem s. g. *conatus perfectus*, eintreten, so wie auch welchen Einfluß die Reue bey consummierten Verbrechen haben könne? (§. 263. 264.) — 3) Ob für das freywillige Abstehen die Vermuthung streite, und wie sich die Willensänderung gezeigt haben müsse? (§. 265. 266.) — 4) Folgt die Anwendung der Grundsätze auf die Aufhebung der Strafbarkeit der Anstiftung und des Complots (§. 267—269.).

Der zweyte Titel (S. 270—305) betrachtet das gemeine positive Recht, und zwar I. das römische Recht. Der Verf. sucht hier die Ansicht zu widerlegen, daß das römische Recht die Regel aufstelle, der Thäter werde straflos, wenn er freywillig die Vollendung unterließ, versucht eine Erklärung der L. 19. pr. D. ad L. Corn. de fals. erörtert noch andere, für jene Regel angeführte Stellen (§. 269—271.), und entwickelt die Grundsätze des römischen Rechts über den Einfluß der Willensänderung auf die Strafbarkeit (§. 272. 273.). Gezeigt wird hierauf II.

daß allerdings schon die Glosse jene Regel aus dem römischen Rechte abzuleiten gesucht habe, daß ihr die italiänischen Juristen, z. B. Gandinus, Bartolus, Baldus, Clarus, Menochius und Farinacius gefolgt seyen (§. 274. 275.), und daß auch italiänische Statute sie für einzelne Fälle approbierten (§. 276.). So habe denn, erörtert der Verf. weiter, auch III. die peinliche Gerichtsordnung im Art. 178. die Strafbarkeit des Versuches davon abhängig gemacht, daß der Thäter wider seinen Willen an der Vollbringung der Missethat gehindert worden sey, eine Bestimmung, die dann zur Ableitung verschiedener Folgerungen benutzt wird (§. 277. 278.). Hierauf folgt eine Darstellung der Ansichten der gemeinrechtlichen Theoretiker seit der P. G. D. bis auf die neueste Zeit (§. 279 — 282.).

Im dritten Titel (S. 305 — 322) werden die älteren deutschen Particularrechte, die deutschen Gesetzgebungen des vorigen Jahrhunderts und die neuesten deutschen und ausländischen Legislationen recensiert (§. 283 — 289.).

N I t o n a.

Bey Hammerich, 1839. Der ehemalige Oberhof zu Lübeck und seine Rechtsprüche. Von U. C. J. Michelsen, Prof. an der Universität zu Kiel. XXIX u. 374 Seiten in 8.

Außer einer Erörterung über die altlübische Kriegsbefestigung, die Beantwortung, gibt der gelehrte Verfasser einen Beytrag zur Begründung der deutschen Oberhöfe, insonderheit des Lübschen, handelt dann von dem Verfahren bey Berufungen nach Lübeck und von dem Aufhören der Wirksamkeit des dortigen Oberhofes, liefert ein Verzeichniß der mit Lübschem Rechte bewidmeten

Städte und Orte, nebst urkundlichen Angaben über die Zeit und Art der Bewidmung, und theilt 260 Urtheile mit, welche von dem Rathe zu Lübeck als Oberhof vom J. 1401 bis zum Jahre 1598 gesprochen sind. Beygefügt ist eine Nachweisung der Orte, nach welchen die mitgetheilten Urtheile ergangen sind, und ein Register dieser Urtheile.

Durch das vorliegende Werk liefert der Verf., Professor der Geschichte, aber zugleich Lehrer der Rechtswissenschaft, besonders des Staats- und Völker-Rechts, einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der deutschen Gerichtsverfassung und des deutschen Processes, so wie zur Aufklärung der Art und Weise, wie im Mittelalter in den Gerichten die rechtlichen Verhältnisse, insonderheit auf die Grundlage des Lübischen Stadtrechts, aufgefaßt und beurtheilt worden sind. Dem Vf. sind zu seinem Zwecke die Archive zu Lübeck geöffnet gewesen, welches er durch die Zueignung des Werkes an den Senat dieser freyen Hansestadt dankbar anerkennt. Die Urtheile sind meistens aus einem Codex entnommen, der in Lübeck unter dem Titel Codex Ordaliorum Lubecensium aufbewahrt wird, und durch den Protonotarius Johann Rode von Stadthagen, Canonicus und später Dechant des Hochstifts Lübeck, zusammen getragen ist; jedoch hat sich der Verf. auf eine Auswahl beschränken zu müssen geglaubt. Auch bedauert derselbe, daß es ihm wegen seiner Berufsgeschäfte nicht möglich gewesen ist, die alten Stadtbücher, die Memorienbücher des Stadtgerichts und andere handschriftliche Quellen, die sich in Lübeck finden, zu benutzen, und daß er selbst die in reicher Menge vorgefundenen Schreiben, durch welche dem Lübischen Rathe die Urtheilssprechung übermittelt wurde, nur zum Theil

hat einsehen und für seine Arbeit zu Rathe ziehen können. Es wäre überdies wünschenswerth gewesen, daß der Verf. einen Commentar, wenn auch in beschränkter Ausdehnung, zu den mitgetheilten Urtheilen geliefert und auf die Weise das Verständniß, so wohl im Rechtspuncte, als in der Sprache, erleichtert hätte, statt daß er den Inhalt der Urtheile nur kurz angegeben, und bloß einige verweisende und erläuternde Noten hier und da hinzu gefügt, den niedersächsischen Text aber mit keiner Uebersetzung ins Hochdeutsche versehen hat. (Nur in den letzten beiden Urtheilen vom J. 1554 und 1598 hat sich der Lübsche Rath der hochdeutschen Sprache bedient). Aber auch in der vorliegenden Gestalt gibt das Werk dem gelehrten Verfasser Anspruch auf die Dankbarkeit der Freunde historisch-juridischer Studien, da es diese in einem erheblichen Grade zu fördern geeignet ist.

Der Lübsche Oberhof war keine andere Behörde, als Bürgermeister und Rath der Stadt Lübeck. In keinem der vorliegenden Urtheile gibt sich eine andere Behörde als der Rath dieser Stadt zu erkennen. Der Sache nach aber war der Rath ein Oberhof für die meisten, mit Lübschem Rechte bewidmeten Städte in den Ostseeländern, nicht ein Schöppenstuhl, bey welchem man sich Belehrung vor gefälltem Urtheile einholte, vielmehr ein Obergericht, an welches nach entschiedener Sache appelliert wurde. So wie schon in den alten Codices des Lübschen Rechtes aus der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts die Berufung an den Rath zu Lübeck in den Fällen, da in anderen mit Lübschem Rechte versehenen Städten oder Weichbildern ein Urtheil gesprochen war, als stattnahmig anerkannt wurde, so ist auch bisweilen in den Urkunden, welche die Be-

widmung mit Lübischem Rechte enthalten, das Zugrecht nach Lübeck ausdrücklich ertheilt. Bloße Rechtsbelehrungen pflegte der Rath in Lübeck zu verweigern; hingegen über gescholtene Urtheile anderer Städte gab er bereitwillig sein Erkenntniß ab. Lübeck's richterliche Oberherrschaft ging zunächst aus dem Vertrauen hervor, daß man dort, was Rechtens sey, am besten wissen müsse, da Lübeck die Mutterstadt des Lübischen, so weit verbreiteten Rechtes war. Auch mochte das Haupt der mächtigen Hanse sehr natürlich zugleich als das Haupt der Städte, welche gleiches Recht hatten, in Absicht auf Rechtsstreitigkeiten angesehen werden, wenn gleich eine Oberherrlichkeit und eine damit verknüpfte, vollziehende Gewalt über die mit Lübischem Rechte bewidmeten Städte dem Lübischen Rathe nicht zustand.

Das Verfahren vor dem Oberhose war mündlich; aber seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts, mithin lange vor Errichtung des Reichskammergerichts, kam auch das schriftliche Verfahren auf, ohne jedoch die mündliche Verhandlung, wenn die Parteyen diese vorzogen, auszuschließen. Bey der mündlichen Verhandlung mußten nicht bloß die Parteyen oder deren Anwälde erscheinen, sondern in älteren Zeiten ein Mitglied des Gerichtes, dessen Urtheil gescholten war. Später erst kamen die Schreiben auf, worin dieses Gericht eine kurze Darstellung der Sache gab. Das schriftliche Verfahren trat besonders in den Fällen ein, wo von weit entlegenen Städten die Berufung nach Lübeck ging; z. B. von Elbing und Reval. Dann wurde auf die Voracten, oder nur auf eine gedrängte Darstellung der bisherigen Verhandlungen durch das Gericht, gegen dessen Urtheil die Berufung ergriffen war, ein Erkenntniß von dem Lübischen Rathe abgegeben. Be-

sondere Ausführungen der scheltenden Partey und ihres Gegners fanden in diesem schriftlichen Prozesse nicht statt. Erst im 16. Jahrhunderte kam allmählich ein Verfahren auf, welches sich auf des kaiserlichen Rechtes Grundsätze in Betreff der Apellationen stützte. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte das Zugrecht nach Lübeck fast schon aufgehört, weil in den verschiedenen Territorien Einrichtungen dagegen getroffen waren. Doch ist dieses Zugrecht länger in Holstein ausgeübt, als man bisher angenommen hat; denn es kommt noch nach Errichtung des Bierstädte-Gerichts vor. Von Rostock wurde sogar noch 1721 nach Lübeck appelliert.

Aus der reichen Sammlung der mitgetheilten Erkenntnisse eine Auswahl zu treffen, welche dem Leser in jeder Beziehung eine Probe von dem Inhalte geben könnte, gestattet der Raum dieser Anzeigen nicht. Jedoch wird es uns erlaubt seyn, Einiges anzuführen. Schon 1426 lautete in dem Schreiben des Rathes zu Reval an den zu Lübeck die Begrüßung fast eben so, wie wir sie im Kanzleystile unsers Jahrhunderts noch antreffen: 'Erwerdige grot myt alle deme das wy gudes vermoghen to Tumer behagelicheit alle tyd to vorn. Erzame leuen Heren besunderge gude vründe.' Der auf dieses Schreiben abgesandte 'Ordelbref' des Rathes in Lübeck enthält die Anrede an den Rath zu Reval: 'Ersamen Heren, besunderen leuen vründe'. Der Schluß eines Schreibens lautet: 'Gode deme Hern zyt beualen', bisweilen mit dem Zusätze: 'in seliger wolfart to langgen tyden', oder in ähnlicher Weise. Die Bestätigung eines Urtheils geschah mit den Worten: 'Darup wy nach besprake vnde ripen rade ordelen delen vnde vor recht spreken, . . . dat sodanne erscreuene juwe uthsproke, des rechten twis-

schen den vorbenometen partien bescheen, by craft vnde macht zy, vnde delen den züluen of craftig vnde machtig mit dessem vnsem breue in maten zo vorscreuen steit'. Oder häufiger: 'Welk erscreuen juwer delinge vnde ordel wy na ripem rade vnde besprake na vnsem lubeschem rechte approberet beuestiget vnde bestetiget hebben, so wy dat of beuestigen vnde bestetigen jegenwardich in krafft dessen vnser breues', oder: '. . . . approberet beuestiget vnde confirmeret hebben, approberen beuestigen vnde confirmeren dat' Das bekannte 'von Rechts wegen' findet sich erst in einem in hochdeutscher Sprache geschriebenen Urtheile vom J. 1554. Eine gewöhnliche Schlußclausel, im Falle noch ein weiteres Verfahren bevorstand, war die: 'Id ga dar furder vmmе alse recht is.' In Beweiserkennnissen liest man schon die bekannte Schlußclausel: 'des mach he genezen'. In den Urtheilen, von welchen die Berufung nach Lübeck statt fand, wird die Parthey von dem Gerichte öfters angeredet: z. B. 'Hans Detmers, wille gy Corde tor Helle beschuldigen, so solle gy ene beschuldigen mit der suluen cedulen vnde clage de gy tho vorne vorden, vnde dar gy ene to mede besculdigende, vnde dar gy ya to gesecht hebben'. Ferner: 'Gerdt Witte, na deme gy juwe Handschryft tostaen, so sole gy ene betalen, was se begrapen heft, wille gy dan Goldschalke beschuldigen, dat he nye dage vnde termynen gemaket hebbe, dat moге gy doen'. Die Partheyen haben keine andere Proceßprädicate als Ankläger und Antwortsmann, d. h. Beklagter. Von Appellanten, Appellaten, Producenten, Producten u. dgl. ist keine Rede. Öfters trifft man Entscheidungsgründe an, z. B. in dem Lübischen Urtheile vom J. 1478: 'Na deme male dat de munden binnen Rostofe gewracht waren, vnde de

heren arste barsulues to Kostoke, mit twen anderen gesworenen meistern des amptes, van deme rade dar to geuoget, de wunden vnde lemede bezaen, vnde demesuluen rade to Kostoke by eren eden ingebracht hedden, dat id nicht meer dan ene lemede were, so moeste id dar by bliuen, id genge dar furder vmmē alse recht were'. Ferner in einem Lübischen Urtheile vom J. 1478: 'Na deme twe heren des rades dat testament gehalet vnde heren Hinrike van deme Broke by redeliker vernunft vnde synnen gefunden hebben, vnde he sin testament en ouergeantwortet vnde bekant heft, wes dat testament inneholde, dat dat were sin yterste vnde leste wille, dat de heren also ingebracht hebben, so delet de rad to Lubeke sodane testamente by macht craft vnde werde'. Desgleichen in einem abändernden Urtheile vom J. 1479: 'Na deme te tuge to ener tyd vor deme rade nicht tohope sin gewesen vnde of de ene nicht geschworen heft, so is de tuchnisse machtloes.' Der Beweissatz pflegte sehr genau gefaßt zu werden, z. B. 'Konde Cordes Slubeken part dat, so hoge he syt vörmeten hadde, betugen so recht were, dat de eyne tuch by nachslapener tyd myt syneme gude wykafftych geworden, vnde byme Rendensborch mit des rades deyneren weddergehalet war, so mochte he to den saken neyn tuch wesen, id genge dar vorder vmmē so recht wer'. In vielen Fällen wurde bedinat erkannt, ohne daß die Auflage eines Beweises förmlich erfolgte. Bisweilen wurde im Urtheile ein Rechtsatz ausgesprochen, ohne die Folgen anzugeben, z. B. 'Mober is neger wan vaderfuster'. Ferner: 'Wo wol eyn man eyn hufes hadde, stunde eme dat hufes in dar stadt Boke nicht togeschreuen, so mochte he vor eynen besetenen borger na lubeschen rechte nicht tugen höger den öree pundt.'

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der gelehrte Verf. seine Zeit und seine Kräfte den Forschungen auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft, wo derselbe vorzugsweise zu wirken Beruf zu haben scheint, ferner widmen möge.

R. B.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 10. August 1839.

B r a u n s c h w e i g.

Typis Meyerianis: De causis non receptae in terris Brunsvicensibus Formulae Concordiae. Commentatio theologica quam pro summis in theologia honoribus inter sacra saecularia Academ. Georgiae Augustae — consequendis summe venerando theologorum in Acad. Georgia Augusta ordini obtulit Carol. Georg. Henric. Lentz, Phil. Doct. et apud Halchterenses Lindensesque in ducatu Brunsvicensi pastor. 1837. 48 Seiten in 4.

Der schon durch mehrere Schriften dem theologischen Publicum rühmlich bekannte Herr Verf. behandelt in vorliegender einen Gegenstand, der allerdings noch eine genauere Betrachtung verdiente. Es ist durchaus nicht gleichgültig, schon vom rein wissenschaftlichen Standpuncte aus, genau zu wissen, ob und wie weit die Symbole einer Kirche in den zu ihr gehörigen Ländern und Gebieten wirkliche symbolische Auctorität erlangt haben, noch weit weniger aber ist es dies vom kirchlich = practischen Standpuncte aus, und na-

mentlich bey der Concordienformel. Zwar ist im Laufe der Zeit, wie das Ansehen der Symbole überhaupt, so auch die Verpflichtung auf sie sehr lax geworden, aber bey der Crisis, in welcher gegenwärtig die theologischen und kirchlichen Interessen sich befinden, könnte wohl die Zeit kommen, daß eine strengere Verpflichtung der Diener der Kirche auf bestimmte Lehrnormen nicht mit Unrecht gewünscht und auch wieder eingeführt würde. Ob dies mit den bisherigen Symbolen, ob es mit allen geschehen werde und könne, lassen wir hier dahin gestellt seyn. Jedenfalls dürfte die Concordienformel die größte Schwierigkeit darbieten, und allerdings nach der Wendung, die einmahl die theologische Ansicht genommen hat, der Theil der Lutheraner einer bedeutenden Verlegenheit überhoben seyn, bey welcher jenes Symbol — hier gleichgültig, ob mit Recht oder nicht, ob consequent oder inconsequent nach dem Verhältnisse dieses Symbols zu den übrigen — keine normierende Auctorität erhalten hat. Ist aber die genauere Bestimmung der Auctorität eines Symbols in den verschiedenen Ländern aus den ange deuteten Rücksichten nicht gleichgültig, so auch hinwiederum nicht die Kenntniß der Gründe, aus denen sie angenommen oder verweigert ist, und wir heißen darum vorliegende genauere historische Behandlung eines allerdings sehr speciellen Gegenstandes willkommen, so überflüssig sie auch vielleicht einem oder dem anderen unberufenen Critiker historischer Arbeiten über die Symbole erscheinen mag. In der Geschichte der Concordienformel bildet das Verhältniß derselben zu den Braunschweigischen Landen eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Obgleich von dort aus besonders das Concordienwerk zuerst, von dem Herzoge Julius, wie von seinen Theologen, mit dem größten Gl-

fer und unermüdblicher Ausdauer betrieben worden war, ja nachdem der Herzog Julius zehn Jahre lang sehr große Kosten, Mühe und Zeit auf die Herstellung und Annahme der Eintrachtsformel verwendet hatte, wendet er sich plötzlich ganz davon ab, und die Formel hat gerade in jenen Ländern nie symbolische Auctorität erlangt. Zwar waren nun die Ursachen dieser Erscheinung allerdings schon mehrfach von den Kirchenhistorikern, besonders der Braunschweigischen Lande, dargelegt — auch Ref. hat eine gedrängte Darstellung in der Symbolik der lutherischen Kirche gegeben —, gleichwohl muß Ref. der vorliegenden Schrift nach allen früheren Bearbeitungen desselben Gegenstandes einen eigenthümlichen Werth zuerkennen. Während derselbe sonst bey mehr umfassenden Werken nur in untergeordneter Beziehung berücksichtigt und behandelt ist und dort nur so behandelt werden konnte, hat der Verf. seinem Zwecke gemäß ihn zum Hauptpunkte der ganzen Untersuchung gemacht, und alle Verhältnisse der Zeit nur in so weit berührt, aber auch in so weit erschöpft, daß eben der vorgesezte Zweck ganz erreicht wird. Zudem hat der Verf. in der Aufsuchung und Aufhellung der Nebenumstände, durch deren Zusammenwirken das endliche Resultat hervor gegangen ist, manchen an sich interessanten Punct mit berührt und beleuchtet; hat für die ganze Frage die wichtigern schon bekannten Quellen zusammen gestellt, aber auch einige neue nachgewiesen, so wie auch manche nicht unbedeutende Documente abdrucken lassen, und namentlich über den Character und das gegenseitige Verhältniß der handelnden Personen nicht uninteressante Bemerkungen gemacht. Der Verfasser beginnt mit Recht mit Schilderung der edlen und standhaften Gesinnung des Herzogs Julius für das große

Werk der Kirchenverbesserung, wie sie dieser Fürst noch bey Lebzeiten seines der Reformation so abholden Vaters aussprach, und alsbald nach seinem Regierungsantritte bethätigte. Gerade für unsere Zeit ist es doppelt interessant, einige Züge aus dem Leben dieser beiden Fürsten hervor zu heben, die einerseits einen schrecklichen Beleg geben, wie catholische Intoleranz zur Verleugnung aller natürlichen Gefühle so oft schon geführt habe (und leider noch immer führe), andererseits aber den edlen Character eines evangelischen Fürsten der Reformation herrlich schildern. Wie catholische Priester den alten Fürsten Heinrich bearbeiteten und irre leiteten, bezeichnet unter ander ein Lebensbeschreiber des Herzogs Julius so: 'Ja man hat auch den guten alten Fürsten dahin zu überreden sich unterstanden, den jungen Herrn als einen Apostatam einmauern zu lassen, wessen denn auch dazu das Gewölbe allbereit fertig gewesen, welches ohne Betrieb des leidigen Teufels, der wohl gemerkt, was endlich darauf erfolgen würde, nicht muß geschehen seyn'. Zu dieser nicht allein ganz unchristlichen, sondern unnatürlichen Handlungsweise des Vaters und seiner catholischen Rathgeber steht die Aeußerung des jungen evangelischen Fürsten im grellsten Widerspruche, der, als er endlich zu seinem Vater zurück kehrte, sich so aussprach: 'Nun wohlan, mein lieber Diederich von Quikow, ich traue nicht allein euren, sondern auch meines Herrn Vaters Worten, und zuvörderst Gott im Himmel und meiner gerechten Sache; ich will im Namen der heiligen und hochgelobten Dreyeinigkeit mit Euch nach Wolfenbüttel ziehen, und meines Herrn Vaters Gebot und Befehl, als ein gehorsames Kind, auf Gottes Gebot gehorsamen und befolgen. Gott gebe! Es gehe

mir darüber wie es wolle, ich bin hier, mein Leben und Tod stehen in seinen Händen, er kann mich erhalten und hinunter werfen und kann meines Herrn Vatern Herze lenken, wie er will, und mir nütze und gut ist. Denn bey Gott und seinem reinen Evangelio und Worte will ich, trotz Teufel und Welt, bis zu meinem Tode bleiben, darauf leben und sterben'. Dieser Gesinnung gemäß führte nun auch der Herzog Julius gleich nach seinem Regierungsantritte nicht nur die Reformation in seinen Landen durch, sondern er that auch alsbald alles Mögliche um die im Innern der evangelischen Kirche selbst entstandenen Irrungen und Spaltungen bezulegen. Der Vf. erzählt zuerst sehr passend, wie der Herzog nicht nur überhaupt mit den tüchtigsten Theologen in Verbindung getreten sey, und sie für seine Lande gewonnen, sondern auch die Universität Helmstädt gestiftet und so sehr geliebt und begünstigt habe, daß er öfter sagte: cum Academia sua cubitum ire et surgere. Dann folgt die genauere Darstellung alles dessen, was dieser Fürst zehn Jahre lang mit dem unverdrossensten Aufwande von Mühe, Zeit und Geld für das Concordienwerk gethan hat. Man hat catholischer Seits den Fürsten der Reformation so oft den Vorwurf gemacht, daß nur die Lust nach den Gütern der Kirche sie geleitet, und in ähnlicher Weise leider auch protestantischer Seits den Schöpfern des Concordienwerks keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sogar der ehrwürdige Pland hat in seinem berühmten Werke über die Bildung des protestantischen Lehrbegriffs darin manigfach gefehlt, wie Ref. in seiner Symbolik sich weiter darüber ausgesprochen. Aber es ist nur der nächst vergangenen, so glaubensarmen Zeit unmöglich gewesen, sich ganz in die Stimmung der Reli-

glosigkeit des Reformationszeitalters zu versehen, und mag auch jetzt noch manchem unmöglich seyn, das innere edlere Glaubensleben jener Zeit gehörig zu würdigen. Darum verdienen aber auch Aeußerungen, wie folgende von Herzog Julius, als der Eifer einiger Fürsten für das Concordienwerk zu erhalten schien, volle Beachtung, weil sie bezeugen, wie das Streben jener Helden auf dem edelsten Grunde der Ueberzeugung und des Gewissens ruhte. 'Es byge oder breche — schreibt er an Chemnitz —, es wanke, falle oder erkalte von Chur und Fürsten, wy es wolle, wegen der Form. Concordiae, so kann ich mich nichts dafür grausen lassen, denn Gott ist mächtig genug, sein ganz selbst Werk handzuhaben, das beständiglich fortzusehen, bey denen er solches gönnen will zu behalten'. Darum kann Ref. es nicht billigen, daß der Verf. auch die Ruhmsucht des Fürsten urgiert, so wie seine Verbindung und Verwandtschaft mit anderen Reichsfürsten. Daß der Kaiser Maximilian II. das Streben des Herzogs Julius billigte, war diesem gewiß erfreulich, ein Motiv konnte es nach seiner ganzen edlern Gesinnung, die von innen heraus bestimmt war, nicht seyn. Der Wendepunct in dem Streben des Herzogs für das Concordienwerk tritt nun 1578 ein, durch die bekannten Vorgänge bey der feyerlichen Installation des Sohnes des Herzogs Julius, Heinrich Julius, zum Bischof von Halberstadt. Der Hergang der Sache ist von dem Verf. mit lobenswerther Genauigkeit und Gründlichkeit erzählt, und die beachtungswerthesten Documente beygedruckt. Es ist und bleibt freylich eine sonderbare Erscheinung, daß ein so streng evangelischer Fürst seinen Sohn zum catholischen Bischof wählen und mit allen catholischen Ceremonien inauguriert läßt, und dürfte es aller-

dingß sehr schwer seyn, den sonst so streng evangelischen Fürsten anders, als mit der Sorge für sein Haus, zu entschuldigen. Ref. vermißt hier eine Betrachtung von Seiten des Verfs, wie sich wohl der sonst so klar sehende und so denkende Fürst den Widerspruch, in den er augenscheinlich mit seinen eigenen Grundsätzen trat, und so auch angesehen wurde, gelöst, wenigstens sich seine Rechtfertigung versucht habe. Was der Verfasser angibt: *Commodorum, quae inde ad se reditura expectabat, multitudo et utilitas ipsum sane commoverunt, ut faciliorem, quam par erat, in indulgendo sese praeberet*, wie auch die freimüthige Aeußerung von Satler in der Leichenrede: 'S. F. S. Gn. Person belangend, seyen sie zwar ein großer Sünder gewesen, und haben, wie wir alle, wie auch die löblichen Könige in Juda, ihre sonderlichen Mängel gehabt, wie wir denn dieselben alle Zeit an anderen wohl, an uns selbst aber übel sehen: als daß sie dem zeitlichen Gute und dem Borne unterweilen etwas zu sehr nachgehangen', — trifft wohl den letzten Grund in der Seele des Fürsten, hebt aber jene Forderung der Rechtfertigung vor sich selbst nicht auf. Auch Ref. ist weit entfernt, den Herzog Julius rechtfertigen zu wollen, aber er meint, daß der Fürst in dem ganzen noch unentwickelten Zustande der evangelischen Kirche, ja grade in ihrer weiteren Ausbreitung die Möglichkeit gesehen habe, die ihm catholischer Seits freywillig angetragenen Besizthümer später in evangelischer Weise zu besizzen und zu verwalten. Freylich hätte er so schon vielleicht etwas von den damahlß noch jungen Söhnen Lojola's gelernt. Die Entrüstung von Seiten der Evangelischen war so allgemein, als billig, — nicht vielleicht so die Art, wie die eigenen Theologen des Fürsten ihn nun behan-

delten, indem sie doch die ihm schuldige Achtung und Ehrfurcht ganz aus den Augen setzten. Aber auch ihr Benehmen kann nur aus der ganzen Zeit begriffen, und es darf nicht vergessen werden, wie sehr die anderen evangelischen Fürsten sich darüber kümmerten, und sich sehr hart äußerten, so daß z. B. der Herzog Wilhelm von Celle offen aussprach: 'Ehe ich wolte meine Kinder also lassen scheeren und schmieren, wolte ich denselbigen lieber zum Kirchhof und Grabe folgen'. Wie dem aber auch sey, weil gerade die Theologen, die den Herzog Julius am härtesten tadelten, den meisten Antheil an dem Concordienwerke hatten, so wurde er ihnen unvermeidlich und damit dem Werke selbst entfremdet. Zwar sagte der Herzog sich nicht förmlich davon los, aber er that nichts mehr dafür. Ein Hauptpunct liegt aber nun hier in dem gegenseitigen Verhältnisse der Braunschweigischen Theologen unter einander selbst, in ihrer eigenen abweichenden Ansicht, und besonders in der Stellung, welche die Helmstädter Facultät aus rein doctrinellen Gründen, in der Abwehr der *Communicatio idiomatum* und der Ubiquität zuerst gegen die Apologie der Concordienformel, aber da man diese als untrennbar davon ansah, bald gegen die Formel selbst einnahm. Der Verf. hat nun zwar diese Verhältnisse berührt, aber genügt hat er Ref. darin nicht. Auch sind einige Puncte, von welchen die Braunschweigischen Theologen zuerst einen äußeren Grund hernahmen, mit ihrer vollen Beystimmung zu der Concordienformel zu zögern, bis sie es später wagten, mit dem doctrinellen Gegensatze offen hervor zu treten, gar nicht berührt, obwohl Rehtemeyer sie genau angibt. Es gelang den Helmstädtischen Theologen, den Herzog Julius ganz zu gewinnen, so

daß er offen ihre Partey nahm und sogar harte Schreiben an die Churfürsten von Sachsen und Pfalz über die nunmehr aufgefundenen vermeinten Irrlehren in der Concordienformel erließ. Dabey ist nun zweyerley bemerkenswerth, einmahl, daß die Theologen den Herzog Julius allerdings zugleich auf die factischen Zustände hinwiesen, daß so viele evangelische Fürsten der Formel heftig widerstrebten, und daß sie keinen Frieden, vielmehr eine Scheidewand aufrichten werde — dies ist sehr wichtig, weil man darnach der Bedeutung der Formel für die Zustände der Kirche sich allerdings sehr bewußt war —, und dann zweytens, wie die Helmstädter Theologen und darnach Herzog Julius selbst das Widerstreben gegen die Apologie der Concordienformel und das gegen die eigentliche Formel selbst unterschieden und von einander getrennt angesehen wissen wollten. Es ist dies Verhältniß schon oben berührt, und der Vf. hat ihm auch p. 40 eine besondere Betrachtung gewidmet. Es ist die Meinung die gewöhnliche gewesen, daß die Helmstädter Theologen den Herzog förmlich bewogen hätten, sich von der Concordienformel los zu sagen, und ist diese Meinung gerade in neuerer Zeit öfter ausgesprochen. Gleichwohl ist diese Meinung ganz falsch, und die Sache vielmehr die. In der Concordienformel war die Fassung der in Frage stehenden Dogmen allgemeiner gehalten, so daß die Helmstädter, wie die andere Partey ihre Ansicht darin wieder finden konnte. In der Apologie war dagegen die *communicatio idiomatum*, wie die *ubiquitas* nicht allein scharf und bestimmt vorgetragen, sondern sie sollte gerade dadurch vertheidigt werden. Darum wollten die Helmstädter die Dogmen der Concordienformel nur in ihrem Sinne verstanden haben, und wollten in dies

fem Falle an der Formel halten, und ermahnten dazu auch den Herzog. Weil man aber auf der anderen Seite eben nur den Sinn der Apologie gelten lassen wollte und diese selbst als untrennbar von der Formel ansah, so erfolgte die Nichtannahme der Concordienformel von Seiten der Braunschweiger gleichsam von selbst. Interessant und wichtig sind darüber die Urtheile und Erklärungen der Helmstädter Facultät, die bisher nicht bekannt waren, sechs an der Zahl, welche der Hr Verf. sehr passend hat abdrucken lassen, und durch welche namentlich Heshusius in seinem ganzen Benehmen gegen die Concordienformel viel consequenter und mehr gerechtfertigt dasteht, als man sonst gemeint hat. Wunderbar aber erscheint Ref. wiederum die durchgehende Ansicht des Verfassers, daß die Rücksicht auf den Ungehorsam der Stadt Braunschweig dem Herzoge Julius ein so wichtiges Motiv für die Aufstellung der Concordienformel gewesen seyn solle. Ref. hat keinen gegenseitigen Einfluß nach allem, was der Verf. darüber sagt, sich klar machen können, so auch nicht, daß der Herzog, als er endlich eingesehen, daß es ihm doch nicht gelinge, die Braunschweiger zu willigem Gehorsam und wahrer Anhänglichkeit zu führen, auch darum das Werk um so mehr habe fallen lassen. Sonst ist das Verhältniß der Concordienformel zu den Braunschweigischen Länden allerdings entschieden, und auch vom Verf. richtig dargestellt. Zwar willigte der Herzog Julius auch später noch ein, daß seine Theologen mit den Württembergern Colloquia halten könnten, aber nun zeigte sich schon auf der anderen Seite Furcht, daß neuer Streit und größere Spaltung entstehen möchte, und darum kam es zu keiner Aenderung. Daß nun aber die Concordienformel wirklich keine symbolische Auctorität in den Braun-

schweigischen Landen erhalten hat, und daß dies allerdings der endliche Wille des Herzogs Julius selbst war, erhellt nicht nur daraus, daß gar kein Act der weltlichen oder kirchlichen Behörden nachweisbar ist, der der Formel eine Sanction als Lehrnorm erteilt hätte, sondern aus einem gerade entgegen gesetzten und in mehrfacher Beziehung merkwürdigem Acte. 1588 ließ der Herzog Julius seinen Sohn Heinrich Julius in feyerlicher Versammlung der höchsten Staatsämter beschwören, daß er nie die Partey der Evangelischen verlassen und die kirchlichen Einrichtungen seines Vaters heilig erhalten wolle. In dem Revers werden nun nach der Kirchenordnung des Herzogs Julius und dem Corpus doctrinae Julium alle anderen lutherischen Symbole namentlich aufgeführt, der Concordienformel geschieht aber gar keine Erwähnung. Sonst bezeugt jener Act das unverrückte Festhalten des Herzogs Julius am evangelisch-lutherischen Glauben, ja noch seinen großen Eifer dafür kurz vor seinem Tode; er bezeugt ferner, daß die Braunschweigischen Lande auch ohne Annahme der Concordienformel der streng lutherischen Partey, die sich auf der andern Seite gerade durch die Concordienformel und das Concordienbuch fester constituieren wollte und wirklich fester constituirt hat, eng angehören; er ist endlich ein wichtiges Zeugniß, wie hoch man die Symbole als solche um die Zeit der Aufrichtung der Concordia hielt, und wie streng man es mit der Verpflichtung auf sie nahm. Referat glaubt, daß factisch die Concordienformel später doch in den Braunschweigischen Landen in Gebrauch gekommen sey: allein nach den von dem Verf., freylich meist aus der neuesten Zeit, beygebrachten Aeußerungen Braunschweigischer Theologen scheint sich die alte Abneigung gegen

dieselbe noch ganz frisch erhalten zu haben. Ref. ist weit entfernt, das Gegentheil eifrig zu wünschen, wenn er auch in der Würdigung der Bedeutung der Concordienformel für ihre Zeit ganz vom Verf. abweicht, wie er sich in der Symbolik ausführlich darüber erklärt hat. Nur dürfte der Verf. zu großes Gewicht auf die Weisheit derer legen, die Braunschweig von dem Joche der Concordienformel frey erhielten, da er ja selbst die sehr äußerlichen und zwar wichtigsten Ursachen erzählt, und eben so auf die wirkliche Freyheit davon. Ref. kann nicht einräumen, daß die Fürsten, welche die Concordienformel schufen und einführten, so ganz unweise handelten, und glaubt, daß der Unterschied der symbolischen Lehre, wie er in der Concordienformel und in den übrigen Symbolen vorliegt, wohl kaum ein Punct weder der Vereinigung, noch der Trennung werden werde, da es sich jetzt allerdings in der Aufstellung einer Glaubensnorm um ganz andere Fragen handeln würde, wenn auch jene Bedeutung immer möglich ist. Sonst ruhen die Grundsätze, nach welchen der Verf. die Freyheit der Braunschweigischen Landeskirche preist (*Nulli unquam fuere in limitibus nostris collocati speculatores, nullus hic haereticae pravitatis inquisitor; at hic, quo ad salutem perfererent, habuere, qui ob doctrinam palam prolatam angustiis alibi oppressi sunt; hic aliorum in rebus divinis opiniones ferendi pergrata facilitas, nec, quae γυνώσκων singulorum certis finibus circumscriberent, unquam leges latae, aut praescripta data sunt, S. scripturas ad dogmatices legem explicandi*), noch auf evangelischem Boden, obwohl es gewiß hier eine Grenze gibt, und es stehen allerdings die vom Verf. mit angeführten Aeußerungen Braunschweigischer Theologen als

eine erfreuliche, und in unserer Zeit wohlthuende Erscheinung da, ein Zeugniß, daß man, der Väter würdig, fest halte an dem evangelischen Glauben, mit der Freyheit des Geistes. In dem Vormorte hat der Verf. durch die Hinsicht auf die Verbindung von Helmstädt mit Göttingen und die würdigste Pietät gegen die von dort stammenden Sierden unserer Universität seine ganze Schrift in eine sehr treffliche Beziehung zu dem Jubiläum unserer Hochschule zu setzen gewußt, und wirklich nicht nur eine schöne Blume, sondern zugleich eine solche, mit welcher die Frucht verbunden ist, in den Kranz der Schriften gewunden, welche die denkwürdige Feyer begleitet haben.

Köllner.

B r e s l a u.

De Panyasidis Halicarnassei epici poetae vita et carminibus. Pars Prior. Dissertatio philologica, quam scripsit — Pistotheus Tzschirner. 1836. 37 Seiten in Octav.

Drey Kapitel. Im ersten sucht der Verf. zu zeigen, daß der Name Πανύσιος antispastisch zu messen sey, indem eine wohl Wenigen einleuchtende Ableitung von πᾶν und ἰᾶσθαι angenommen, für die Messung der dritten Sylbe die in Handschriften nicht seltene Schreibart Πανύσσιος beigebracht und die vom Avienus Arat. Phaen. 175. beliebte, von Neueren überall befolgte Messung (— v v v), durch die Bemerkung beseitigt wird, derselbe Avienus habe auch die übliche Quantität des Namens Hellenikos gefälscht. Das zweyte Kapitel verhandelt den Streit über den Namen des Vaters des Panyasis, den Pausanias und Suidas Polyarchos von Halikarnassos, der zuverlässige Duris von Sa-

mos Diokles und Samier nennt. Duris Glaubwürdigkeit wird durch die Annahme gerettet, Suidas habe fälschlich auf den Dichter der Heraklea bezogen, was Duris von einem jüngern Panyasis behauptet, der über Träume geschrieben; zumahl demselben Panyasis mit Entschiedenheit die Benennung eines *τερασκόπος* zurück gegeben werden muß, die sich bey Suidas unter den Artikel vom epischen Dichter verirrt hat. Freylich nennt Artemidoros diesen jüngern Panyasis ebenfalls Halikarnasser und aus der dadurch erwachsenden Verlegenheit hilft nur die Unterstellung, daß dieser Samische Panyasis des Duris von Geburt Halikarnasser seyn mochte. Möglich ist diese Lösung allerdings, um so eher, da es dem Samischen Historiker sicherlich nicht an Patriotismus gebrach, lieber einen Gelehrten nach seinem Aufenthaltsorte als nach seiner Geburtsstadt zu benennen, um ihn in die Reihe berühmter Landsleute stellen zu dürfen. Gänzlich verunglückt ist aber die S. 19. den Worten des Suidas: *ὁμοίως δὲ καὶ Ἡρόδοτος Θούριον* zugemuthete Umwandlung in: *ὁμοίως καὶ Ἡρόδοτος, Θούριον δὲ*, so daß Herodoros, etwa im Buche über Orpheus und Musaios, den Träumer Panyasis Thurier genannt habe. Das Einfachste ist auch allemahl das Wahrste. Es ist bey literarhistorischen Untersuchungen immer besser, zerrissene und verstümmelte Nachrichten in ihrem trümmerhaften Zustande liegen zu lassen, als durch erkünstelte Deuteleyen und völlig grundlose Aenderungen einen Sinn zu erzwingen, erkünstelten Zusammenhang zu schaffen und durch scheinbares Wissen Wirren zu erregen. Voraus gehen die Worte: *Δούρις δὲ Διοκλέους τε παῖδα ἀνεγραψε καὶ Σάμιον. ὁμοίως κτλ.* Das Einfachste ist nun hier zu glauben, in dem *ὁμοίως δὲ* sqq. liege, wie Duris den Panyasis Samier

nenne, so heiße man den Herodotos auch Thurier, nach seinem Wohnorte, nicht nach der Heimath. So sehen wir darin einen Versuch des Suidas oder eines sonstigen Grammatikers, die Differenz in den Angaben von Panyasis, des Dichters, Heimath als nur scheinbar darzustellen. Und darnach wäre die Aenderung *Θούριος* oder *Ἡρόδοτος* noth: jenes mit Hinzudenkung von *καλεῖται*, dieses von *ἀναγράφουσιν*.

Das über Panyasis Verwandtschaft mit Herodotos Ausgesonnene zeigt nur, wie Herrn Tz. noch eine Hauptkunst des Philologen abgeht, die Hauptkunst zu wissen, wie weit er in einer Forschung vorzudringen wagen darf. Im dritten Kapitel über die Lebenszeit des Dichters gewinnt Hr Tz. das Resultat, Panyasis sey *Ol.* 65, 3. geboren, 72, 4. als Dichter in Ruf gekommen und 82, 3. vom Tyrannen Lygdamis umgebracht worden.

Unter den angehängten Thesen zeichnen wir die auch sonst aufgestellte Behauptung aus, der bekannte Brief des Plinius an Tacitus IX, 10. scheine dem Corn. Tacitus vindiciert werden zu müssen. Die räthselhafte Stelle im Homeridenhymnos auf Hermes B. 125 ff., wo Herr Tz. τὰ μετὰζε verbessern will, ist von Müller im ersten Bande der Hyperboreisch-Römischen Studien für Archäologie aufgehehlt.

Die Latinität des Verfs wird die Zeit läutern. Ist das Ergebnis der Nachforschungen Hr Tzschirner's über seinen Dichter nicht bedeutend ausgefallen, so würde nur Tadelsucht vergessen in Anrechnung zu bringen, wie dem dürftigen, lückenhaften Stoff vornehmlich die Schuld davon bezumessen ist. Das S. 31 ff. über das Zeitalter des Antimachos Gesagte, den Hr Tz. *Ol.* 79, 1. geboren werden läßt, ist sehr beachtenswerth.

F. W. G.

E i s e n a c h.

Aug. Witzschelii, Phil. Doct. Gymnasii Praecept. Ordin., Vindiciae Euripideae. Schulprogramm von 1839. 12 S. Quart.

Diese gut geschriebene Abhandlung bespricht eine Reihe von Euripideischen Stellen, über welche J. A. Hartung in seiner überaus leichtfertigen Abhandlung über die angeblichen Interpolationen der Euripideischen Tragödien das Verdammungsurtheil ausgesprochen hatte. Hr W. bestreitet seinen Gegner mit großer Umsicht, und auf genauem Studium des Euripides beruhender Einsicht in das Wesen der Euripideischen Tragödie. In den meisten Fällen wird man die hier aufgestellten Ansichten theilen können. So sind, um nur ein Beispiel hervorzuheben, die V. 744 ff. der Helena, die Hartung wunderbarlich als aus einer Menandrischen Komödie herüber genommen ansah, überzeugend richtig gefaßt, indem Hr W. darauf hinweist, wie diese Tirade gegen die Wahrsager in engster Beziehung steht zu der politischen Lage Athens in dem Jahre, als die Helena zur Aufführung kam, Pl. XCI, 4. Sehr schlagend bezieht er hierauf die Stelle des Thukydides VIII, 1. Es wird dem Verfasser erfreulich seyn zu vernehmen, daß Hofr. Müller in dem Proömium zu dem Catalog des laufenden Sommersemesters durchaus dieselbe Ansicht ausgesprochen und genau begründet hat ohne freylich auf Hartungs Dinge einzugehen. — Die meisten übrigen Stellen betreffen die Medea und den Hippolytos. Möge der gelehrte Vf. auch ferner fortfahren die Euripideischen Tragödien zu seinem Hauptstudium zu machen. Wir verdanken ihm schon manchen schönen Beytrag zur Erklärung und Kritik seines Dichters.

J. W. S.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 12. August 1839.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck u. Ruprecht, 1839. Strafrechtssfälle, bearbeitet von Dr Anton Bauer. Viertes und letzter Band. VI u. 633 Seiten in gr. Octav.

Die in diesem Bande enthaltenen 29 Strafrechtssfälle betreffen zunächst und hauptsächlich Verbrechen wider die Vermögensrechte, insbesondere Raub, Diebstahl, Unterschlagung, Fälschung und Betrug; dann Dienstverbrechen und Ehrenverletzungen. Bey Auswahl der mitzutheilenden Fälle bestand auch dies Mal eine Hauptrücksicht in Vorlegung von Proben eines vollständigen Anzeigenbeweises. Nachdem nämlich der Herausgeber in seiner Abhandlung: 'Ueber die Verurtheilung auf Anzeigenbeweis' (in den von Demme fortgesetzten Hübigschen Annalen der Strafrechtspflege, Jahrg. 1836. Bd I. S. 1—44) die Richtigkeit des Satzes, daß auch ein durch künstlichen oder gemischten, jedoch vollen Beweis überführter Angeschuldigter für schuldig zu erkennen sey, theoretisch dargethan hat, schien es ihm be-

lehrend, denselben durch Vermehrung der bereits in den ersten drey Bänden enthaltenen, sprechenden Beyspiele eines vollständigen Indicienbeweises, auch practisch noch weiter zu erläutern und zu bewähren.

Am Schlusse der Vorrede zum zweyten Bande hatte der Herausgeber die Hoffnung geäußert, daß das nicht nur für die practische, sondern auch für die theoretische Bildung der Lehrer des Strafrechts so sehr nachtheilige Verbot der Actenversendung, welches selbst durch die politischen Ereignisse der damaligen Periode nicht in seiner unbedingten Allgemeinheit gerechtfertigt werden dürfte, bald sein Ende finden werde. Gegenwärtig beklagt derselbe nun, daß diese Hoffnung immer noch ganz unerfüllt geblieben; und daß auch seither noch in keiner deutschen Ständerversammlung irgend ein auf Beschränkung oder Aufhebung jenes Verbotes gerichteter Antrag gemacht worden ist.

E b e n d a s e l b s t.

1839. Beyträge zum deutschen Privatfürstenrechte, in Darstellungen merkwürdiger Rechtsfachen. VI u. 322 Seiten gr. Octav.

Unter der großen Zahl merkwürdiger Rechtsfachen, welche der Verf., während eines Zeitraums von mehr als vierzig Jahren, theils in Privatgutachten, theils in Deductionen zu bearbeiten hatte, finden sich viele in das deutsche Privatfürstenrecht einschlagende. Da nun dergleichen, als einzelne Denkschriften gedruckte Ausarbeitungen nicht in den Buchhandel kommen und daher nicht zur Kenntniß des größern juristischen Publicums gelangen, so schien es angemessen, eine Auswahl derselben, welche Erörterungen interes-

santer Rechtsfragen enthalten, in einer Sammlung heraus zu geben. Während die Absicht des Herausgebers zunächst dahin gerichtet ist, die einschlagenden Lehren des Privatsfürstenrechts durch deren Anwendung auf wirkliche Fälle zu erläutern, überläßt er es der Beurtheilung sachverständiger Richter, ob die mitgetheilten Ausarbeitungen auch als belehrende Beispiele geordneter klarer Darstellungen und bündiger Rechtsausführungen betrachtet werden, und als solche Nutzen gewähren können.

B e r l i n .

Bey Ferd. Dümmler, 1839. Umriffe zur Geschichte der Philosophie. Entworfen von Dr. Eduard Schmidt, außerord. Prof. der Philosophie zu Rostock. 334 S. in 8.

In der neueren Zeit, hauptsächlich seit Fichte, hat man angefangen die Geschichte und besonders die Geschichte der Philosophie nach einer neuen Methode zu behandeln, welche Construction der Geschichte, apriorische oder speculative Construction, genannt worden ist. Dies Verfahren ist als ein ungeschichtliches von Andern bestritten worden, auch von dem Ref. Der Verf. bestrittet nun wieder diese Andern, indem er ihnen vorwirft, daß sie einen falschen Begriff von der Construction der Geschichte hätten; er bestrittet sie, indem er einen neuen Begriff von der Construction der Geschichte aufstellt, etwas ganz anderes Construction der Geschichte nennt, als das, was die Früheren so nannten, und nur diese neue Art die Geschichte zu construieren als die richtige Methode der Geschichte der Philosophie empfiehlt. Hatten nun seiner Ansicht nach die nicht Recht, welche das bestritten, was man bisher Construction der Geschichte der Philosophie genannt hat?

Der Verf., sage ich, nennt etwas ganz Anderes Construction der Geschichte, als das, was man sonst unter diesem Namen verstanden hat. Doch ist dies richtig zu verstehen: in der Theorie nennt er etwas anderes so, in der Praxis dagegen nähert sich allerdings seine Weise zu construiren dem, was früher unter diesem Namen verstanden wurde. Daher mag sein Eifer gegen die Gegner der Geschichte a priori stammen. Das ist denn freylich ein Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, welcher kein günstiges Vorurtheil für das vorliegende Werk erregt.

Der Ref. darf die hier vorgetragenen Vorwürfe nicht ohne Beweis lassen. Wir wollen zuerst die Theorie untersuchen. Der Verf. will keinesweges, wie die früheren Versuche die Geschichte zu construiren, aus allgemeinen Begriffen die Nothwendigkeit des Geschehenen nachweisen, sondern er erklärt S. 4 f., daß aus allgemeinen Begriffen immer nur die Möglichkeit des unter ihnen enthaltenen Besonderen folge, und daß die Nothwendigkeit der philosophischen Eintheilung doch nur für unsere Gedanken gelte, aber nicht für die Gegenstände, für die Wirklichkeit außer unseren Gedanken. Wir müßten so eintheilen, aber daß etwas in der Natur der Dinge unseren Eintheilungen entspräche, sey damit keinesweges entschieden. Dies stimmt mit seinem Begriffe von der Philosophie vollkommen überein, wie wir später sehen werden.

Die Geschichte ist nun aber doch etwas Wirkliches, und wenn man von den allgemeinen philosophischen Begriffen nicht auf das Wirkliche, sondern nur auf das im Gedanken Nothwendige, in der Realität der Dinge aber nur Mögliche kommen kann, wie kann man alsdann von der Philosophie aus die Geschichte construiren? Der

Wf. will sie auch wirklich nicht construieren, sondern er meint nur, man müßte doch in der Geschichte der Philosophie von dem Begriffe der Philosophie ausgehen, damit man wisse, was unter den vielen Gedanken, Meinungen und Ansichten der Vergangenheit und der Gegenwart der Philosophie zuzuzählen sey, und daher in die Geschichte der Philosophie gezogen werden müsse, und was dagegen nicht, sondern auszuschließen sey von dieser Geschichte. Er will alsdann auch, daß von dem Begriffe der Philosophie aus die Eintheilungen gewonnen werden sollen für die Arten und Erscheinungsweisen der Philosophie, damit wir auf diese Weise die ganze Geschichte der Philosophie als Einheit in einer gewissen nothwendigen Gliederung auffassen können. Aber auch für diese Eintheilung der Geschichte in ihre Perioden bewahrt sich der Wf. vor der Misdeutung, als könnte sie a priori darüber etwas bestimmen, daß diese Perioden nun wirklich so hätten eintreten müssen, wie ihre Eintheilung aus dem Begriffe der Philosophie sich ergebe. Man sehe darüber besonders S. 46, wo es von den verschiedenen Arten die Philosophie aufzufassen heißt: 'daß aber alle diese Arten der Auffassung auch wirklich in der Geschichte vorkommen, und wann, und wo, und wie, davon wissen wir a priori nichts, sondern nur dadurch, daß wir die empirische Geschichte mit unserer Eintheilung vergleichen. Auch nicht einmahl das wissen wir a priori, ob die objective oder die subjective Auffassung die frühere ist; nur durch Herbeziehung noch anderer Principien würden wir wissen können (und zwar in Beziehung auf unsern Gegenstand a priori), theils daß überhaupt die alte Geschichte und die neue sich wie Objectivität und Subjectivität unterscheiden, theils daß es allge-

mein dem Menschen natürlicher ist, eher an die Welt der Objecte, als an sich selbst zu denken'.

Ist in allen diesen Sätzen nicht ein offenes Bekenntniß enthalten, daß der Vf. die Geschichte der Philosophie, wie sie wirklich geschehen ist, aus dem Begriffe der Philosophie nicht construiren könne? Er will den Begriff der Philosophie und die Kenntniß ihrer Eintheilungen für seine Geschichte nur benutzen, um zu wissen, was in dieselbe gehört, und um die Perioden derselben charakterisiren zu können. Das haben Andere auch gewollt, ohne darum auf das Verdienst die Geschichte der Philosophie construirt zu haben Anspruch zu machen. Und es ist wohl niemand gewesen, welcher die Geschichte der Philosophie hätte schreiben wollen, ohne sich auch zuzutrauen, aus ihrem Begriffe zu wissen, was zu ihr gehört, und die Eintheilungen der Philosophie zu kennen, durch welche die verschiedenen Erscheinungen derselben sich characterisiren lassen. Der Vf. kämpft also gegen einen Schatten, wenn er die Meinung bestreitet, als sollte man die Geschichte der Philosophie ohne eine solche Bekanntschaft mit der Philosophie schreiben oder lehren.

Aber in der ausgeschriebenen Stelle findet sich noch eine Hinweisung auf andere Principien a priori, aus welchen über die wirkliche Geschichte etwas erschlossen werden könne. Es ist zu bedauern, daß der Verf. darüber nicht genauer sich erklärt hat. Doch kann man aus unserer Stelle wohl schließen, daß sie aus dem Begriffe des Menschen und seiner Geschichte entnommen werden sollen. Wenn aber dieß ist, möchte schwerlich erklärt werden können, warum der Verf. den Ref. S. 22 tadelt, daß er in seiner Geschichte der alten Philosophie nicht, wie die Logik verlange, von dem 'wesentlich specifischen Merkmale

der Philosophie' ausgegangen sey, um seine Eintheilungen zu begründen, sondern von allgemeinen Betrachtungen über das menschliche Leben und mehr im Besondern von Betrachtungen über das griechische Volk und seine Geschichte, mit der Bemerkung, daß dies doch auch ein Construieren a priori sey. In der That, der Verf. scheint mir etwas zu schnell zu schließen. Sein Begriff von a priori weicht wohl etwas von dem meinigen ab. Denn daß die Begriffe des griechischen Volks und seiner Geschichte Begriffe a priori wären, werde ich ihm bey'm besten Willen nicht zugeben können, nicht einmahl, daß dies vom Begriffe des Menschen gelte. Wird nicht der Verf. selbst eingestehen müssen, daß der Begriff des Menschen wenigstens kein philosophischer Begriff sey, da nach seiner Ansicht die Philosophie nichts mit der Wirklichkeit zu thun hat, der Mensch aber doch zur Wirklichkeit zu gehören scheint? Zieht nun aber dennoch der Verf. aus dem Begriffe des Menschen die 'anderen Principien', aus welchen die Folge seiner Perioden erhellen soll, so gibt dies auf jeden Fall eine Construction der Geschichte a priori, welche einen Begriff einmischt, der nicht a priori ist.

Wie wenig nun auch hierüber der Verf. zur Genüge sich erklärt, so hat der Gedanke an jene anderen Principien offenbar auf die Weise sehr stark eingewirkt, wie er practisch seine Geschichte der Philosophie durchgeführt hat. Zuerst geht er freylich von dem Begriffe der Philosophie aus; aber wir werden sehen, wie bald er von demselben abspringen muß. Die Philosophie nämlich ist ihm die Wissenschaft des Absoluten oder des absoluten Begriffs, aus welchem alles übrige Wissen abgeleitet werden soll. Nun kann aber dieser Begriff in einer dreyfachen Weise gedacht werden,

entweder als ein Objectives darstellend, oder als ein schlechthin Subjectives, nur in unserm Ich Gesehtes und mit demselben Identisches, oder auch als ein beide Seiten, die subjective und die objective Umfassendes. Diese Verschiedenheit der Auffassung gibt die drey Hauptperioden der Geschichte der Philosophie ab, die griechische Philosophie, die neuere Philosophie vor Kant und die neueste seit Kant. Die beiden ersten Auffassungsweisen sind aber einseitig und eine jede von ihnen mit einem ihr eigenthümlichen Irrthume gemischt; die objective Auffassungsweise mit dem Irrthume, daß die absolute Wahrheit, welche die Philosophie erkennen will, die wirkliche, reale Welt oder das Seyn außer dem denkenden Ich sey, die subjective Auffassungsweise mit dem Irrthume, daß unter dem Absoluten nicht der allgemeine, unendliche Gedanke unseres Ich, sondern das endliche, besondere Ich selbst verstanden werden müsse. Daher ist nur die dritte Auffassungsweise die richtige und die wahre Philosophie. Sie wird geltend machen, daß die Erkenntniß der realen Welt und ein aus dem Subjecte und nach dessen Formen a priori entwickeltes Wissen durchaus unvereinbare Dinge seyen, daß also die Philosophie, wenn sie letzteres seyn will, auf erstere Verzicht leisten müsse, und daß mithin die Gebiete beider Arten von Wahrheit durchaus gesondert werden müssen, und es wird ihr daher auch die Erkenntniß aufgehen, daß Object und Inhalt der Philosophie von ihr selbst nicht verschieden sind, sondern das Absolute auch nach seiner objectiven Seite nichts anders als der Gedanke selbst ist und die Objecte von der Philosophie nicht als reale, sondern nur als gedachte dargestellt werden können. S. S. 45 ff.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. 131. Stück.

Den 15. August 1839.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Umriss zur Geschichte der Philosophie. Von Dr. Ed. Schmidt.

Nach dieser Begriffsbestimmung ist es nun klar, daß allein die letzte Auffassungsweise der Philosophie aus ihrem Begriffe abgeleitet werden kann, die unvollkommenen und sogar Irrthümer in sich schließenden Formen können nicht aus dem Begriffe der Philosophie selbst gezogen werden, nicht einmahl als Theile, viel weniger als Entwicklungsweisen derselben, sondern nur aus Dingen, welche der Philosophie selbst unwesentlich sind, kann es fließen, daß der Mensch unglücklicher Weise solchen Irrthümern über die Philosophie sich hingegeben hat, wie in den beiden ersten Perioden ihrer Geschichte sich ihm ergeben haben. Soll nun dies nicht etwa ein reiner Zufall seyn, sondern die Nothwendigkeit dieser Perioden fest gehalten werden, so lassen sie nur aus dem Wesen des Menschen sich ableiten, welcher nun einmahl auf eine so beklagenswerthe Weise organisiert ist, daß er früher den Irrthum als die Wahrheit über die Philosophie hat finden müssen.

Hiermit kommen wir nun allerdings zu einer Art von Construction der Philosophie und zwar, was das Schlimmste ist, aus ganz unbekanntem Principien. Denn weßwegen der Verf. annehme, daß der Mensch zuerst in den objectiven Irrthum, nachher in den subjectiven fallen müsse, darüber finden wir in der verhältnißmäßig ziemlich weitläufigen Einleitung keine Belehrung. Auch scheint er über die anthropologischen Principien seiner Construction nicht ganz sicher zu seyn, wenn wir aus einer gelegentlichen Bemerkung S. 93 schließen sollen, in welcher er sagt, die Atomistik pflege dem Pantheismus zu folgen, indem das Streben nach Einheit zu sehr das vorwiegende zu seyn 'scheine', wogegen das nach Vielheit erst dann sich geltend zu machen pflege, wenn jenes zu unleidlichen Consequenzen geführt habe. Daher mag es denn auch kommen, daß im weitern Verlaufe seiner Constructionsmethode, wie er sie angibt, die anthropologischen Principien wieder fallen gelassen werden. Denn das Absolute, lehrt er S. 48 ff., könne in objectiver Weise entweder als Grund des Seyns (physisch), oder als Grund des Handelns (ethisch), oder als Grund des Fürwahrhaltens (dialectisch) gedacht werden, woraus die drey Perioden der griechischen Philosophie, der Physik vor Sokrates, der Ethik seit Sokrates und der Dialectik seit Platon, hervor gingen. In der subjectiven Richtung der Philosophie löste sich diese Freyheit der philosophischen Wissenschaften wieder auf, in welcher Folge wird nicht angegeben, eben so wenig als woher ein Grund nachgewiesen oder auch nur angedeutet worden war, warum jene drey Perioden der griechischen Philosophie in der angegebenen Ordnung sich folgen mußten. Weiter wird denn auch das Schema für die Construction der Geschichte der Philosophie nicht fortge-

setzt, sondern es heißt nur S. 52 die weitere Eintheilung und Gliederung der einzelnen Perioden hängen von den Fortschritten ab, welche die Philosophie in der richtigen Auffassung ihres Absoluten mache, in welcher Folge aber diese Fortschritte sich ergeben müßten, darüber wird weiter keine Belehrung gegeben.

Man sieht, der Verf. beschränkt sich in seiner Construction der Geschichte und darin, denke ich, thut er weise. Er thut es, glaube ich, um so mehr, je weniger er streng an seine Principien sich haltend, von einer Geschichte der Philosophie sprechen könnte. Hören wir nur, wie er selbst S. 41 hierüber sich erklärt. 'Wollten wir', sagt er, 'die hier gegebene Norm in der strengsten Weise anwenden, so möchte sich sehr wenig finden, was Gegenstand unserer Geschichte werden könnte: denn wie viele Systeme würden wohl sich finden, wo mit bewußter und ausschließlicher Absicht nur die Form des eigenen Gedankens, nur ein idealistisches System der Begriffe, ohne Absicht auf Erkenntniß des Wirklichen, gesucht worden wäre? Wir müssen daher schon eine weniger strenge Anwendung unserer Norm gelten lassen und können es auch, denn auch die Anfänge und ersten Entwicklungen eines Dinges dürfen oft mit dem Namen des Dinges selbst benannt werden; und so können wir auch schon Philosophie nennen, wo wir nur lebendige, wenn auch unbewußte und noch so sehr mißverständene Regungen des von uns philosophisch genannten Erlebens erblicken'. Ja hierin hat er wohl noch zu viel zugegeben. Denn nach S. 327 soll die Philosophie, oder, wenn es erlaubt ist den Ausdruck des Verfs zu corrigieren, die Vor-Philosophie noch einen Schritt thun, um erst zur Philosophie zu werden. 'Wenn die Philosophie erst diesen

Schritt gethan haben wird, dann wird sie bis zu ihrem Anfange gekommen seyn'. Oder, wie es S. 332 heißt, die Philosophie in unserer Zeit 'sieht sich gerade erst am Anfange stehen', d. h. die Philosophie, so wie sie im Verf. sich vorfindet; alle die übrigen Männer, welche die Welt bisher für Philosophen gehalten hat, sind keine Philosophen gewesen; der Verf. ist der erste Philosoph.

Bei diesen Ansichten finde ich es nun aber ganz besonders bedenklich, aus dem Begriffe der Philosophie, auch mit Hinzunahme des Begriffs des Menschen den Gang der bisherigen Vorbereitungen auf die Philosophie ableiten zu wollen. Denn aus den Eintheilungen der Philosophie kann doch unmöglich das hergenommen werden, was vor und außerhalb der Philosophie vorgegangen seyn mag. Auch sind in der Th. Eintheilungen, wie die des Verfs., nicht Eintheilungen der Philosophie, sondern Eintheilungen eines Ganges, in welchem zur Philosophie gelangt werden kann, wenn man voraus setzt, daß man durch Irrthümer zur Philosophie gelangen kann. Denn was wäre das für ein Ungeheuer der Eintheilung, in welcher der einzutheilende Begriff ganz und ungetheilt das eine Glied der Eintheilung bildete, dann aber Vieles, was den einzutheilenden Begriff gar nichts angeht, in die beiden anderen Glieder der Eintheilung zu stehen käme? So aber ist es mit den drey Perioden des Verfassers; die dritte Periode enthält die ganze Philosophie, die beiden anderen enthalten Irrthümer, welche die Philosophie gar nichts angehen.

Soll der Ref. nun noch sein Urtheil abgeben über die Weise, wie die Anwendung der Construction auf den geschichtlichen Stoff gerathen ist, so kann er nicht bergen, daß er in derselben

nur alles das von neuem bestätigt gefunden hat, was früher über die Gefahren des construierenden Verfahrens von ihm gesagt worden ist. Wer erkennt nicht sogleich, daß die Bezeichnungen der Philosophie der Griechen, der neuern Philosophie vor Kant und nach Kant, wenn die erste die objective, die andere die subjective Richtung der Philosophie, die letzte aber die Identität beider genannt wird, viel zu allgemein und viel zu ausschließend sind, als daß dadurch der wahre Character dieser Perioden ausgedrückt werden könnte. Auch muß der Verf., um nur einigermaßen damit zurecht zu kommen, sogleich wieder einlenken; anfangs S. 45 hieß es, die griechische Philosophie fasse das Absolute bloß von seiner objectiven, die neuere Philosophie vor Kant bloß von seiner subjectiven Seite auf, denn so verlangt es die Eintheilung a priori; bald aber S. 55 hören wir, der Character der griechischen Philosophie bestehe in der vorherrschenden Objectivität, und S. 191 der Character der neuen Philosophie, so wie der neuern Zeit überhaupt, beruhe darin, daß in ihr das Bewußtseyn von dem Subjecte und seinem Thun das vorherrschende sey; diese Beschränkung zwingt die Vergleichung mit den Thatfachen der Geschichte ab. Nun will ich nicht leugnen, daß in dieser Zusammenstellung der alten und neuern Philosophie ein Quentlein Wahrheit liege; dieses aber in einen zweydeutigen Ausdruck gefaßt und zum alleinigen Standpuncte der Beurtheilung erhoben, wüthet alsbald wie ein wahres Gift durch die Adern der Geschichte.

Nur auf einige Hauptzüge kann ich aufmerksam machen, um dies zu beweisen. Gleich von vorn herein muß es jedem Unbefangenen auffallen, wie seltsam die Perioden der Geschichte der Philosophie nach der Ansicht des Verfs sich dar-

stellen. Die alte Philosophie führt er nicht weiter herunter als bis auf die Zeiten des Epikur und der ersten Stoiker; nach diesen Zeiten finde sich nichts mehr bey den Griechen, was nach dem richtigen Maßstabe als ein thätiges Leben und Fortschreiten der Speculation anzusehen wäre, weder bey den Neu-Platonikern, noch bey den Kirchenvätern (S. 187), von den Römern ist gar nicht die Rede. Alsdann werden auch eben so die Scholastiker übersprungen, als welche wohl schon einige Anfänge des neuern Geistes zeigten, aber doch nur 'fast unbewußt', wenigstens ohne speculatives Bewußtseyn, ohne 'hohen' philosophischen Sinn, nur in einem sklavischen Widerkauen und Nachsprechen überlieferter philosophischer Formen (S. 211 f.), und nachdem in ähnlicher Weise auch die Männer der Wiederherstellung der Wissenschaften, selbst Baco abgefertigt worden sind, wird der Anfang der neueren Philosophie mit Descartes gemacht (S. 212 ff). Man muß wohl voraus sehen, daß der Verf. die Lehren der hier mit einem großen Schritte übersprungenen Zeiten hinlänglich kennt um sie beurtheilen zu können, wenn auch nicht aus den Quellen, doch wenigstens aus der leicht zugänglichen Ueberlieferung vollständigerer Geschichten der Philosophie; aber unter dieser Voraussetzung wird es dem Ref. schwer nicht anzunehmen, daß seine Construction der Geschichte dem Verf. einen bösen Streich gespielt habe. Zwar hat er sich gehütet, uns darüber etwas ausdrücklich zu verrathen; aber man hört doch einige Gedanken oder Meinungen anklingen, welche bey der sonstigen Unbegreiflichkeit eines so weiten Sprunges einiges Licht über seinen Ideengang zu verbreiten können.

Es ist sehr folgerichtig vom Verf. geschlossen worden, daß wenn Objectivität der Character der

alten Philosophie ist, der Skepticismus aus ihr verbannt seyn muß. Er kann daher nur am Ende der alten Philosophie auftreten, gleichsam den Verfall der alten Philosophie bezeichnend. Absichtlich sage ich gleichsam den Verfall, denn der Verf. hat mich S. 189 darüber zurecht gewiesen, daß man in die Geschichte der Philosophie nicht aufnehmen dürfe, was ihr geschehen ist, was sie gelitten hat, sondern nur, was sie gethan hat. Also der Skepticismus muß der Ausgang der alten Philosophie seyn und der Anfang der neueren Philosophie. Daher heißt es S. 192: 'So geht die neue Philosophie von da aus, wo die alte aufgehört hatte, nämlich vom Skepticismus'. Wenn man nun aber die Neu-Platoniker als die letzten alten Philosophen betrachten wollte, und die Kirchenväter, oder die Scholastiker, oder die Männer der Wiederherstellung der Wissenschaften als die ersten neueren Philosophen, so würde man jene richtige Folgerung aufgeben und ihre Principien, die Principien der Construction der Philosophie, verleugnen müssen und weder zu Ende der alten, noch zu Anfang der neueren Philosophie den Skepticismus finden. Zwar könnte man ja wohl die alte Philosophie noch etwas weiter herunter führen, etwa bis zum Sextus Empiricus, und die neuere Philosophie etwas weiter hinauf, etwa bis zum Agrippa von Nettesheim; aber auch das ist unbequem, weil in beiden Puncten keine recht entschiedene Abschnitte in der Entwicklung der philosophischen Denkweise sich ergeben wollen; also man thut besser, auch die Zweifel des Aenesidemos und der methodischen Skeptiker nach ihm ganz zu beseitigen und eben so die Skeptiker um die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften, bey welchen sich 'wenig von dem Geiste der neuern Zeit' findet,

und so die alte Philosophie mit den neuern Academikern oder Pyrrhoniern, zwischen welchen kein 'bedeutender Unterschied' vorhanden ist, abzuschließen und die neuere Philosophie mit den Zweifeln des Cartesius zu beginnen.

Noch andere Voraussetzungen oder Principien der Construction mögen dabey mitgewirkt haben. Der Verf. erklärt S. 207, dem Principe nach müßte die ganze neuere Philosophie Spiritualismus seyn; aber wir sind schon gewohnt, daß er von seinen Principien etwas nachläßt, und so gestattet er denn auch, daß bey 'den weniger philosophischen Geistern' unter den neuern Philosophen Materialismus sich vorfinde. Dieser Gegensatz sey nun den Alten freylich nicht unbekannt, aber durchaus nicht in der Schärfe und selbst Schroffheit, wie der neuern Zeit. Wenn man dies gelten lassen will, so muß man wenigstens die Neu-Platoniker aus der Reihe der alten Philosophen austreichen; denn daß diese einem reinen Spiritualismus ergeben sind, läßt sich nicht leugnen und scheint auch der Verf. S. 189 nicht geradezu leugnen zu wollen; aber er hilft sich hier gegen Hegel's Ansicht, welche in dieser spiritualistischen Richtung der neuplatonischen Philosophie einen wesentlichen Fortschritt findet, dadurch, daß er dieselbe Lehre auch schon bey Platon, ja selbst bey Sokrates und bey Anaxagoras gefunden zu haben behauptet. Beym Anaxagoras, dessen Dualismus der Verf. S. 101 anerkennt? Den Sokrates müssen wir auch wohl dahin gestellt seyn lassen, da bey ihm wenig auf den Gegensatz zwischen Geist und Materie deutet und in dem §. 46., auf welchen der Verf. uns verweist, gar nichts von diesem Gegensatze vorkommt, den bekanntlich die Neu-Platoniker weitläufig behandelten. Es bleibt also nur Platon

übrig, von dem ja wohl seine Verehrer ihren Spiritualismus entnommen haben werden. Allein sollte nun dieser Hauptpfeller der alten Philosophie ein reiner Spiritualist gewesen seyn, so würde dadurch den Verf. der Uebelstand treffen, daß er dem Principe der neuern Philosophie mitten in der alten begegnete. Daher habe ich mich auch darüber nicht wundern können, daß er S. 151 meine 'wiederholten Versuche den Dualismus aus Platon weg zu demonstrieren' für vergeblich erklärt und die Lehre des Platon in Rücksicht auf den Gegensatz zwischen Geist und Materie, eben so wie die Lehre des Aristoteles über diesen Punct (S. 170), für ganz gleichbedeutend mit dem Anaxagorischen Dualismus anzusehen scheint. Etwas schwerer möchte es ihm nun doch wohl gewesen seyn, auch den Neu-Platonikern den Dualismus an zu demonstrieren und deswegen, meine ich, war es ihm eine große Erleichterung, die Neu-Platoniker aus der Geschichte der Philosophie weglassen zu können.

Solche Auslassungen erleichtern ausnehmend die Mühe die Geschichte der Philosophie zu construieren. Daher hat auch der Verf. 'die wenig philosophischen Geister' der neuern Zeit, welche dem Materialismus sich zuwendeten, wie den Hobbes und die Franzosen der sensualistischen Schule ganz aus seiner Geschichte der Philosophie weglassen.

Eine Voraussetzung seiner Construction ist es auch, daß die vorherrschende Subjectivität der neuern Zeit nicht aus dem Christenthume, sondern aus dem germanischen Geiste stamme S. 196. Dabey ist es dem Ref. nun allerdings auffallend gewesen, daß dieser germanische Geist nicht schon bey den Scholastikern sich geregt haben soll. Er hat sich gewundert, daß der Verf. die spiritualis-

flische Tendenz fast aller Scholastiker nicht mehr zur Bestätigung seiner Voraussetzung benutzt hat, besonders aber, daß auch die Lehren der Nominalisten, eines Wilhelm von Occam und eines Durandus a Sto Porciano, welche so manche Aehnlichkeit mit seiner eigenen Ansicht von der Philosophie haben, von ihm keiner größern Aufmerksamkeit gewürdigt worden sind. Doch es mochte gefährlich scheinen Lehren, welche erst später sich entwickeln sollten, schon früher aufzuführen, und die Zeiten des Scholasticismus sind ja 'zu betrachten als die Schuljahre der neuern Philosophie, wo diese durch Nachsprechen, Auswendiglernen und Aneignen des vorher fertigen, erst das Philosophieren lernen und sich darin üben mußte' S. 212. Weit leichter konnte es der Ref. sich erklären, warum der Verf. S. 188 in der 'so genannten Philosophie der Kirchenväter' nichts weiter erkennen konnte, 'als eine Anwendung fertiger griechischer Philosophie auf die Lehren des Christenthums, d. h. ein Aussprechen dessen, was der Glaube lehrte, in Kategorien des Platon und Aristoteles'. Es war ja allerdings wohl zu besorgen, daß in der so genannten Philosophie der Kirchenväter etwas von der subjectiven und spiritualistischen Richtung der Denkart sich blicken ließ, welche allein dem germanischen Geiste vorbehalten werden muß, und das durfte nicht seyn. Es war dies um so mehr zu besorgen, als ja wohl öfter schon bemerkt worden ist, daß die Scholastiker bey weitem mehr vom Augustinus, als vom Aristoteles abhängig sind.

Dem Ref. kommen nur allerdings alle diese Auslassungen, welche aus der Construction der Geschichte hervor gehen, ungefähr so vor, als wenn ein Feldherr Schiffe und Brücken verbrennt, durch welche er in Verbindung mit entfernteren

Segenden bleiben und dahin seinen Rückzug nehmen könnte. Es sind das verzweifelte Mittel; es kommt darauf an, ob er in seiner abgeschnittenen Lage sich wird behaupten, ob er weiter wird vordringen können. Auch der Verf. scheidet seine neuere Philosophie durch einen breiten Strom der Vergessenheit von der alten Philosophie ab. Wird er nun die neuere Philosophie aus ihr selbst erklären können? Er denkt zuweilen an die alte Philosophie zurück, aber nicht um aus ihr Lehren der neuern Philosophie herzuleiten, sondern nur um beide mit einander in einen recht lebhaften Contrast zu setzen. Beispiele erläutern die Sache. Nach S. 205 ist der ontologische Beweis für das Daseyn Gottes ein unterscheidender Characterzug der neuern Philosophie. Dieser wird nun S. 224 bey dem Cartesius gefunden. Aber der Verf. weiß ja wohl, daß derselbe schon bey dem Anselmus sich finde. Warum erwähnt er dies nicht? Etwa, weil in Erfindung desselben Anselmus sich doch nicht so gänzlich als ein Schüler gezeigt hat, wie es sonst die Scholastiker überhaupt seyn sollen? Wenn er aber darauf eingegangen wäre, so würde es vielleicht nicht ohne Frucht für seine geschichtliche Einsicht in die Lehre des Cartesius gewesen seyn. Auf den Anselmus einmahl zurück gegangen, würde er in seiner Lehre wohl noch andere Keime der Lehre des Cartesius gefunden und sich auch wohl daran erinnern haben, daß Anselmus ein entschiedener Verehrer des Augustinus ist, und hätte er darauf auch in den Schriften des Augustinus gesucht, so dürfte es ihm kaum haben entgehen können, daß die deutliche Anlage nicht allein des ontologischen Beweises, sondern auch des cogito, ergo sum, auf welches er so großes Gewicht legt, bey dem Augustinus sich findet. Und wie vieles andere noch.

Solche Fäden, an welchen man geschichtlich durch die Geschichte sich hindurch findet, hat er bey seiner Construction sich entschlüpfen lassen. Hätte er sie zu finden gewußt, ihm würde eher Cartesius, in seiner Philosophie nämlich, als ein Schüler der Scholastiker und der Kirchenväter, als diese als Schüler des Platon und des Aristoteles erschienen seyn. Wir wollen weiter sehen, wie er die Fortschritte der Cartesianischen Philosophie gegen die Alten charakterisirt. Dahin wird S. 223 zuerst gezählt, 'daß er in seinem obersten Principe mit sehr bestimmtem Bewußtseyn einen letzten gewissen und nothwendigen Anfangspunct für die Philosophie und ihren Inhalt sucht, nicht bloß, wie die Alten, ein allgemeinstes Criterium welches doch immer bloß im äußerlichen Maßstabe für einen anders woher möglichen, aber zufälligen Inhalt ist'. Dabey hat der Verf. vergessen, was er §. 56. vom Platon rühmt und was er auch vom Aristoteles hätte rühmen können, ja von allen echten Sokratikern, die im Begriffe der *νοοία* einen solchen Ausgangspunct suchen. Aber zweytens: 'bedeutender noch ist die Einsicht, daß dieser absolute Anfang in dem Ich selbst und zwar in dem reinen Denken desselben, mit Abstraction von allem Besondern zu suchen sey'. Dieser Fortschritt, wenn er einer ist und so weit er dem Cartesius wirklich zugeeignet werden kann, war schon früher vom Augustinus gethan worden. Nun noch drittens: 'Am wichtigsten aber sind endlich die Anfänge der Idee von einer bloß formalen, bloß am Subjecte ihr Maß habenden Wahrheit, wie wir sie bey Descartes finden, wenn er das Maß der Wahrheit bestimmt: wahr müsse alles und jedes seyn, was wir nur wirklich (klar und bestimmt) erkennen'. Auch dies ist nichts Neues. Wesentlich ist es dasselbe, was die Stoi-

ker in ihrem Begriffe der *φαντασία καταληπτική* ausdrückten, den man freylich anders auffassen muß, als der Verf. S. 175 es thut.

Es würde weit über die gemessenen Grenzen dieser Anzeige hinaus gehen, wenn ich den Verf. durch alle die Mißgriffe hindurch begleiten wollte, zu welchen er durch seine Construction der Geschichte sich hat verleiten lassen, besonders auch noch durch seine Eintheilung der Geschichte der griechischen Philosophie, welche eben so wenig genügt, wie seine Eintheilung der Philosophie überhaupt. Nur kurz will ich sagen, daß diese Eintheilung mir die unglücklichste zu seyn scheint von allen, welche bisher versucht worden sind. Schon äußerlich stellt sie sich in einer völligen Mißgestalt dar. In einer Geschichte, welche doch wenigstens 5 Jahrhunderte umfaßt, nimmt sie unter drey Perioden eine an, welche ungefähr ein Menschenalter ausfüllt; denn Platon war ungefähr ein Menschenalter jünger als Sokrates. Der Verf. behauptet zwar, schon die Alten hätten diese Periodeneintheilung angenommen und beruft sich dafür auf Diog. L. III, 56; Euseb. praep. evang. XI, 2; 3; Cic. acad. I, 5; aber er hat diese Stellen wohl nicht genau genug angesehen, sonst würde er gefunden haben, daß sie etwas ganz anderes aussagen.

So findet der Ref. auch in dieser Construction der Geschichte keine Veranlassung, seine Meinung von dieser Manier der Geschichtschreibung zu ändern. Der Verf. hat zwar einen andern Begriff von der Construction der Geschichte aufgestellt, welcher erträglicher ist, als der sonst gewöhnliche, er hat ihn aber selbst in der Anwendung nicht fest halten können, weil er wirklich nicht eine Construction der Geschichte darstellt, sondern nur einen Begriff und eine Eintheilung, also ein

System der Philosophie. Es ist nicht dieses Orts in die Prüfung dieses Systems einzugehen; aber wenn es auch das beste System wäre, so würde ich dennoch Bedenken tragen, es an die Spitze einer Geschichte der Philosophie zu stellen. Denn ein jedes System, so wie es als abgeschlossen, in einer fertigen Gliederung der Eintheilungen sich darstellt, beschränkt den Geist für die geschichtliche Auffassung. Dafür finden sich zahlreiche Beweise auch in den Theilen der vorliegenden Geschichte, welche von dem ursprünglichen Gedanken des Verf. am wenigsten sich entfernt haben. Was ich nämlich für den ursprünglichen Gedanken des Verf. halte, ist dies, daß man ohne den Begriff und das System der Philosophie inne zu haben, weder die Grenzen der Geschichte der Philosophie finden, noch ein Urtheil über die Geschichte der Philosophie in ihren Leistungen, Fortschritten oder auch Rückschritten gewinnen könne, und daß man daher vor allen Dingen zuerst darauf ausgehen müsse, sein System der Philosophie fertig zu haben, um dann erst an ihre Geschichte zu gehen. Dieser Gedanke enthält etwas Scheinbares und daher auch etwas Wahres, ist aber dennoch einseitig und in seiner ausschließenden Form gedacht falsch. Wahr ist an diesem Gedanken, daß man ohne Einsicht in die Philosophie keinen Schritt in der Geschichte der Philosophie thun kann; falsch aber, daß diese Einsicht fertig seyn müsse, ehe man die Geschichte der Wissenschaft geben könne. Der Verf. selbst sieht freylich seine Philosophie noch nicht für fertig an; denn wenn er von der Geschichte der Philosophie fordert, daß sie als Wissenschaft Einheit und nothwendige Einheit, Einheit in einer nothwendigen Gliederung haben müsse (S. 1), so wird er durch diese Forderung in der That zu dem getrieben, was er selbst nicht

will. Denn eine solche Einheit würde man nur unter der Bedingung geben können, daß auch die Geschichte abgeschlossen wäre mit sammt unserm Systeme, welches selbst ein geschichtlich gebildetes ist. Nun hat freylich auch die Forderung des Verß einigen Schein, aber nur für den, welcher von den menschlichen Wissenschaften nicht weiß, daß sie Stückwerk sind, und allem Anscheine nach noch lange bleiben werden. Dies halten wir uns im Gedächtniß, welche wir die Construction der Geschichte verwerfen. Wir gehen nicht weniger als unsere Gegner darauf aus, die Geschichte der Philosophie zu begreifen und von unserer philosophischen Einsicht, von unserm philosophischen Systeme aus zu begreifen; aber dieses System sehen wir als eine dehnbare Sache, als ein weiter sich entwickelndes Leben an. Wir sind entfernt von der Anmaßung, alles in der Geschichte schon begriffen zu haben, weil wir noch täglich zu unseren Systemen zulernen wollen auch in dem Begreifen und durch das Begreifen anderer Systeme. Dies ist die geistige Jugend, welche wir uns bewahren möchten. Unsere Gegner möchten sich vorspiegeln, als hätten sie die ganze gegenwärtige Bildung vollkommen begriffen, als hätten sie damit auch das begriffen, was die frühere Zeit geleistet. Aber das halten wir für das erste Erforderniß dessen, welcher die Geschichte der Philosophie lehren und lernen will, daß er mit Ehrfurcht zu den Helden der frühern Philosophie trete, überzeugt, daß er von ihnen noch lernen könne, daß er und seine Zeit nicht schon alles wissen, was jene Früheren gedacht und gewußt haben. Wer nicht in solcher Gesinnung zu ihnen kommt, der wird nicht mit wahren Interesse, mit dem Interesse zu lernen, zu ihren Schriften treten, son-

bern das Alterthum für etwas Abgemachtes ansehen. Hiervon finden wir auch in vorliegender Construction der Geschichte reichliche Spuren. Aus einem nur einigermaßen erschöpfenden Studium der Quellen ist sie nicht hervor gegangen.

Es thut dem Refer. leid, dies von vorliegender Arbeit sagen zu müssen, da er sonst das Streben des Verfs achtet und die Beweggründe wohl zu würdigen weiß, welche ihn dazu antreiben eine Philosophie zu suchen und zu vertheidigen, die weder der Erfahrung überhaupt, noch im Besonderen der religiösen Erfahrung Abbruch thut. Aber er möge von der einen Seite bedenken, ob es bey dieser Richtung seiner Philosophie nicht ein Misgriff ist, wenn er darnach die Geschichte der Philosophie, einen Theil unserer Erfahrung, zu construieren unternimmt vom philosophischen Begriffe aus; und von der anderen Seite, ob er seinen Begriff der Philosophie nicht in einen zu schroffen Gegensatz gegen die Wirklichkeit stellt, wenn er zwar behauptet, jene habe mit dieser durchaus nichts zu thun, aber dennoch zu Ende seines Werkes, welches von philosophischen Begriffen ausgeht, den Wunsch ausspricht, daß er nicht gänzlich verfehlt haben möge, die Winke der Geschichte und des göttlichen Geistes in ihr zu deuten.

H. R.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 17. August 1839.

R e g e n s b u r g.

Verlag von G. J. Manz, 1839. Die deutschen Päpste. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen verfaßt von Constantin Höfler. Erste Abtheilung. Mit einem Plane des mittelalterlichen Roms. 340 Seiten in 8.

Indem ich mir es vorbehalte, nach dem Erscheinen der zweyten Abtheilung, diese offenbar in mancher Hinsicht sehr beachtungswerthe Geschichte der deutschen Päpste in diesen Blättern zu beurtheilen, mache ich es mir dies Mal zur Aufgabe, die Beylagen dieses Bandes (sie füllen S. 275 — 338) etwas näher zu beleuchten. Sie sind geeignet, die Theilnahme der Forscher deutscher Geschichte zu erregen, und verdienen daher auch für sich in Betracht gezogen zu werden, zumahl da sie mit dem eigentlichen Inhalte des Buches zum Theil wenig zu thun haben, und vielleicht nur aufgenommen worden sind, um den Reichthum des Verfs an historischem Material zu zeigen.

Das Erste was uns hier geboten wird, sind

zwey Exemplare kurzer Annalen aus Münchener Handschriften, die hier, für eine Geschichte der deutschen Päpste wunderlich genug, mit den Worten eingeführt werden: 'In Bezug auf Karl d. Gr. mögen folgende kleine Chroniken aus Münchener Handschriften nachgesehen werden'. Gelegentlich in den Noten wird bemerkt, daß eins derselben schon von Mabillon ediert sey; daß es aber vollständig in den Monum. Germ. hist. I. p. 92. (Ann. S. Emmerammi maiores) steht, scheint der Herausgeber nicht gewußt zu haben; er sagt wenigstens kein Wort davon. Dagegen ist das zweyte Exemplar allerdings in dieser Gestalt früher nicht gedruckt, und Hr. H. verdient unsern Dank, es zugänglich gemacht zu haben. Es sind kurze Annalen aus cod. S. Emmerammi G XXV. aus dem 8. Jahrhundert, und trotz der Kürze ihrer Nachrichten von nicht unbedeutendem literarischen Werthe. Eine Vergleichung mit den ältesten Ann. Fuldenses der Wiener (Mon. I. p. 95) und Casseler Handschriften (Mon. II. p. 251) zeigt nämlich, daß sie eine dritte Abschrift dieser alten historischen Aufzeichnungen sind. Aber nicht allein dies ist von dem Herausgeber unbemerkt geblieben; eine Vergleichung der Abdrücke in den Monumentis läßt uns noch ein weit größeres Versehen in seinem Buche erkennen. Ich will es ihm nicht anrechnen, daß schon S. 278 die Columnen — denn die beiden Annalen werden, obschon sie unter sich gar nicht verwandt sind, sich gegenüber abgedruckt — die Ueberschrift haben: E. LXXIX und Cod. E. LXXIX, ein Fehler, der auf den folgenden Seiten wiederkehrt, muß es aber nachdrücklich rügen, wenn durch eine arge Fahrlässigkeit, von S. 5 der S. 279 an, die beiden Annalen ihre Stelle vertauschen und die Fortsetzung der S. Emmerammer seit 800 als

Theil der Fuldenser gegeben, und umgekehrt der Schluß dieser den ersteren angehängt ist; was, wenn es übersehen wird, eine richtige Beurtheilung dieser Quellen ganz unmöglich macht.

Ueber die Art und Weise, wie Herr H. die Regensburger Annalen abschrieb, macht die Vergleichung mit der Ausgabe der Monumenta schon einigermaßen ein Urtheil möglich, obschon ich wohl weiß, daß Docen, dessen Abschrift hier zu Grunde gelegt ist, nicht immer als untriegliche Autorität angeführt werden darf. Allein er ist, wie seine Arbeit zeigt, hier mit besonderer Sorgfalt zu Werke gegangen, und nach dem was unten über die Lesefertigkeit des Hn H. beygebracht wird, dürfen wir gewiß nicht zweifeln, daß Docen zum Jahr 753 richtig las Stephanus papa in Frantiam venit, wo hier nur Stephanus gegeben wird. Ueber kleinere Verschiedenheiten, obschon sie keineswegs unwichtig sind, will ich nicht aburtheilen; aber Formen wie *conquesivit*, *contra Felice*, *Caralus* (vergl. Docens Note), *Pascualis*, *comis*, *hoste* (821) hat Docen sicherlich nicht erfunden, *Hludovicum* st. *Hliudwitungum* im Jahre 820 bey Herrn H. ist ganz sinnlos, und schon Mabillon las richtiger. — In den Fuldischen Annalen können wir ohne Furcht zu irren bey dem Jahre 816 *Baugolfus* statt *Bangolfus*, 822 *Hraban* statt des sinnlosen *Straban* als Lesart der Handschrift vermuthen.

Wir erhalten diese alten Jahrbücher des Klosters Fulda aus einer sehr alten Abschrift, ohne die Lücken der Wiener und an einigen Stellen vollständiger als die in der Casseler Handschrift erhalten sind. — Der Anfang steht in der nächsten Verwandtschaft mit den Corveyschen Annalen, von deren ältestem schon im 8. Jahrhunderte mit Unzialen geschriebenen Theile nur einzelne Fragmente

übrig sind, die bestimmt auf England als die ursprüngliche Heimath weisen. Diese Stellen finden wir hier fast buchstäblich wieder:

Ann. Corb.

Ann. Fuld.

658. Finan moritur

Finan moritur.

664. — Colman abiit.

Colman obiit.

670. Ecgfrid regnare coepit.

Ecfrid regnare
coepit.

In den Corveyer Annalen ist die hier erhaltene Stelle zum Jahre 651 Aidam episcopus obiit verloren, und überhaupt nichts vor dem J. 809 erhalten; um diese Zeit sind die kurzen Notizen der Fuldenser schon hier im Kloster Fulda geschrieben, und eine Verwandtschaft beider findet nicht weiter statt. Es liefert dies einen neuen Beweis, daß beide Stifter aus einer alten angelsächsischen Quelle diese Aufzeichnungen überkamen, die sie bey sich fortsetzten und erweiterten.

Aus den Bemerkungen der folgenden Jahre läßt sich eine von mir früher ausgesprochene Vermuthung, diese alten Ann. Fuldenses seyen eine Quelle der Hersfeldenses (s. Arch. VI, 679.) jetzt weiter verfolgen und zur Gewißheit erheben. Gleich die Jahre 735. 742 (s. Lambert von Aschaffenburg) 744 finden sich in den Hersfelder Annalen wieder, später sind hier freylich ausführlichere Quellen benutzt, aber Stellen wie der Tod des Sturm 779 (bey Lambert) müssen noch auf jene zurück geführt werden, eben so wie ich es schon früher von den Jahren 816 und 819 vermuthet hatte.

Unter den folgenden Beylagen, von denen einige zur Erläuterung und weitem Ausführung des Textes dienen, enthält nur N^o IV. Ungedrucktes, zwey Litaneyen aus Münchener Handschriften, die von keiner besondern Bedeutung sind. — Ich wende mich zu N^o VII und VIIa,

in denen einige Abschnitte aus der früher ungedruckten Geschichte des Richer von Rheims gegeben werden. Hr. H. hat schon früher in einer Anzeige von Hod's Gerbert von jenem Buche Gebrauch gemacht, und eine längere damals mitgetheilte Stelle hier wiederholt, außerdem jetzt den Schluß des Werkes abdrucken lassen, obschon beide Abschnitte seinen Zwecken ziemlich fern lagen, und er wußte, daß die Ausgabe des ganzen Werks in kurzer Zeit erfolgen werde. Da diese jetzt vollendet ist (Monum. V. d. i. Scriptores III. p. 561—657; auch besonders in Octavo abgedruckt), so wird freylich nicht leicht jemand sich zu diesen Bruchstücken wenden, allein dennoch ist es vielleicht nicht überflüssig gegen den Gebrauch dieser Stellen zu warnen, und um allem Irrthume vorzubeugen, scheint es nöthig, hier an einigen Beyspielen zu zeigen, wie wenig der Herausgeber seine Handschrift zu lesen im Stande war, und wie dadurch der Text des Schriftstellers, dessen Original sich hier erhalten hat, verunstaltet worden ist. Ich bemerke noch, daß die Handschrift selbst mir vorliegt und jede Anführung sich auf unmittelbare Einsicht derselben gründet, daß aber Hr. H. schon durch sein in den Münchener Gel. Anz. B. 5. S. 138 ausgesprochenes Urtheil, der Codex sey aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, eine nur geringe Vertrautheit mit diesen Studien verrathen hat. Was die Bemerkung betrifft, das Fehlen von Reden in dem Codex zeige, er sey nur eine spätere Abschrift, so muß ich dagegen bemerken, daß, wo Lücken sich finden, jedesmahl das Ausfallen einzelner Blätter nachgewiesen werden kann. Es finden sich aber nur zwey Fälle der Art. — Ich wähle, um dem Vorwurfe absichtlicher Mäkeley zu entgehen, den Anfang beider hier mitgetheilten Stel-

len, kann aber versichern, daß überall, wo ich verglichen habe, das Verhältniß völlig dasselbe ist.

Der Abschnitt über Gerbert (Beilage VIIa) steht in der Handschrift Fol 35. Der Anfang 292 ist richtig; zu dem *et jam* statt *etiam* ist freylich in der Handschrift kein Grund. Schon Z. 8 hat statt *ac miri eloquii vir Hr H.* nur *ac eloquii*, gleich darauf *primo dum* für *postmodum*, zwey Zeilen weiter *alitus* statt *altus*, *in* statt *et*, Z. 12 *incertus* für *intentus*, Z. 13 *advenisse* für *devenisse*, Z. 15 für das von Richer an die Stelle des getilgten *mutuos* gesetzte *quotlibet* mit Beybehaltung des ersteren *querebatur*, gleich darauf *profecti* statt *perfecti*. Die jedem Anfänger bekannte Unterscheidung der Abbrüviaturen des *per*, *prae* und *pro* ist fast immer verkannt. Ich übergehe anderes auf dieser Seite, wie *suumque* für *secumque*, und bemerke von der folgenden (S. 293) nur die ärgsten und sinnentstellendsten Sachen: Z. 8 *ullum* für *ullo modo*, Z. 14 *iterum* für *iter*, Z. 16 *nunc rogatus* für *interrogatus*, Z. 17 *et* für *quia*, Z. 18 *nam* für *non*; Z. 20 fehlt *etiam* nach *Qui*, eben daselbst hat der Codex nicht *eo tempore*, sondern *eadem tempestate*; Z. 23 steht für *Et cum eo* hier *E g*, d. h. *E Gerberto*. Ganz so schlimm wie hier ist die Sache in der andern Stelle (Beilage VII. S. 288). Der Anfangsbuchstabe *B* des *papa Romanus* ist ganz ausgelassen. Der Bischof *Siguinus* heißt im Richer *Senonensis* nicht wie in diesem Abdruck *Senensis*; auch *Bituricensis* wird dort richtig, nicht *Bituriensis* wie hier, gelesen. Die Abkürzung für *est* ist auf dieser Seite mehrmahl, so Z. 15 und 21 nach *scriptum*, übersehen und wahrscheinlich dem Herausgeber gar nicht bekannt

gewesen. An mehreren Stellen ist die von Richer selbst corrigierte Lesart erster Hand beybehalten, *jugulanda* für *ferienda*, *sint* für *forent*; *ut* vor *si* Z. 22 ist in der Handschrift getilgt, Z. 26 hat diese *prout* für *quod*, Z. 28 *sinodo provinciali*.— Am ärgsten fast sieht es im zwenten Absage dieser Seite aus. Z. 3 *zemorum* für *remorum* mag Druckfehler seyn; gleich in der folgenden Reihe steht *protinus factam* und hinter dem letzten Worte ein (*sic*). Daß *factam* ist freylich richtig, aber vorher geht *praeter ius*. Z. 5 fehlt vor *directus* ein *tunc*, Z. 8 nach *iudicium* gar *diligens*. Daß gleich folgende *inde proferret* ist Lesart zweyter Hand, wofür Richer erst promulgaret setzte. Allein wenn jenes aufgenommen wurde, mußten auch die folgenden Correcturen beachtet werden, also Z. 9 *germaniae* fehlen, daß *legati* Z. 11 erst Z. 12 hinter *rotberto* stehen; endlich mußten jedenfalls die ganz sinnlosen Worte *Qui postquam impetrarunt et* weg bleiben, mit denen ein ganz anderer Satz anfangen sollte, die aber weggestrichen wurden, um einer andern Wendung Platz zu machen.

Ich glaube, diese Beyspiele genügen, um darzuthun, daß Hr H. zur Herausgabe ungedruckter Quellen des Mittelalters, um es gerade heraus zu sagen, eigentlich gar nicht der Mann ist, und daß seine paläographischen Kenntnisse kaum für die eines ersten Anfängers gelten können. Ich weiß wohl, daß vor und noch zu unserer Zeit ähnliche Arbeiten nicht zu den Seltenheiten gehören, allein endlich sollte man doch dahin kommen, einzusehen, daß wer mit solchen Dingen sich abgeben will, die Mühe nicht scheuen darf, wenigstens lesen zu lernen, ehe er mit seinen Publicationen hervor tritt und sich ein Urtheil über hierher gehörige Dinge erlaubt. Daß Hr H. die

schwierige Stelle auf dem letzten Blatte des Rischer, in der dieser den Entwurf zu einer Fortsetzung seines Werks mitzutheilen scheint, nicht entziffern konnte (S. 309), darf nicht Wunder nehmen, da dies wirklich zu den schwierigeren Aufgaben gehört. Was hier steht, wird man in der Ausgabe der Monumenta (p. 657) finden.

Die in Beilage X. gegebene Notiz über eine Handschrift der vita Adelberti ist unbedeutend. In XI. ist der Brief Gregors V. über die Synode von Pavia, den neulich Wassersleben aus einer Wolfenbüttler Handschrift hat abdrucken lassen, wiederholt. Hr H. hat aber sehr Unrecht, mit Bezug auf den vierten Band der Monumenta zu behaupten, erst hiermit seyen die echten und vollständigen Beschlüsse gegeben, da trotz der beygefügteten Bischofsunterschriften dies eigentlich nichts als ein Bericht des Papstes an den Erzbischof Willegis von Mainz ist. Obschon er seit mehr als 10 Jahren abgeschrieben war, schien es bey der Herausgabe der Monum. passender, ihn nicht in den zweyten Band der Leges, sondern mit den übrigen Schriften zur Geschichte Arnulfs und Gerberts zusammen in den jetzt erscheinenden dritten Band der Scriptorum aufzunehmen.

Der Regionar der Stadt Rom aus der Einsiedler Handschrift in Beilage XII. ist aus Hanel's Abdruck entlehnt; was jedenfalls eine bessere Bürgschaft gibt, als wenn Hr H. ihn abgeschrieben hätte. Was sich von seiner Hand findet ist nur geeignet das obige Urtheil zu bestätigen. Die Randbemerkungen zu dem interessanten aus einer römischen Handschrift abgezeichneten Plane der Stadt Rom sehe ich mich außer Stande zu kontrollieren. Dagegen das Verzeichniß langobardischer Wörter, von dem man schwer begreift, wie

eß hierher gekommen ist, hat auß cod. Vatican. 5001. auch Perz abgeschrieben (eß ist angeführt Archiv V. 132.), und eine Vergleichung zeigt bald, wie auch hier bey Hn H. Alles irrig und unsicher ist. Viele Abkürzungen sind gar nicht aufgelöst und in der Gestalt, wie sie hier stehen, ganz unverständlich: so quod adux' d' paren. für quod ad uxorem de parente, Ros. für Romanos; oft sind die Worte falsch verbunden, noch mehrere irrig gelesen, manu für matre (unter Aldia), in quo für iniquo (Actogilt), viante für in ante (Guecurion), el für CL (Guidrigilt); manche Wörter fehlen ganz, nach Marrioth allein acht, bey anderen die Erklärung wie zu Guareganc (so zu lesen), Langelongam, oder sie steht zum falschen Worte, wie die bey Thingare zu dem fehlenden Thereus gehört. Kurz wir finden Alles, wie die obigen Beispiele eß erwarten ließen.

Beilage XV. ist wieder auß der Handschrift des Richer, aber da diese Stücke auf einem besondern Blatte von sehr deutlicher Hand geschrieben sind, sollte man hier wenigstens eine richtige Abschrift erwarten. Allein gleich in der dritten Zeile des Textes steht solempnia pervenerunt für sollempnia provenerunt, 3. 4 hi für Ii, 3. 5 liest der Codex nichil, 3. 7 offerebant. Nachher in dem zweyten Absatze finden wir bey Hn H. quum für quoniam. sint für sunt, omissa für emissa in zwey Zeilen zusammen.

Beilage XVI. enthält den rhytmus de obitu Ottonis III. früher bey Denis gedruckt und abschriftlich in den Sammlungen der Monumenta. Doch halte ich mich bey einer Vergleichung nicht auf. Aber XIX. ein Abschnitt angeblich auß des Bonizo kurzer Geschichte der Päpste auß einer römischen Handschrift fordert wenigstens einige

Beachtung. Der unverständige Druck mit Beybehaltung aller Abbreviaturen zeigt nur zu sehr, daß der Herausgeber hier noch weniger durchzufinden vermochte. Ein solcher Abdruck ist immer als verfehlt zu betrachten, und alle von der englischen Recordcommission vorgebrachten Gründe, dieß auch von ihr gewählte Verfahren zu rechtfertigen, werden nicht leicht jemanden von der Zweckmäßigkeit überzeugen. Will man aber einmal so verfahren, so ist es wenigstens nöthig, auch die Abkürzungszeichen der Handschrift wieder zu geben, da die Buchstaben ohne diese unmöglich ausreichen können. Dieß hat in der Regel bey dem Drucke große Schwierigkeit und ist wahrscheinlich deshalb hier ganz unterblieben. So steht nun tpbs für temporibus, qualrq. für qualiterque, succorem für successorem, ein bloßes p soll prae, anderswo per bedeuten, was in der Handschrift natürlich wohl zu unterscheiden ist. — Uebrigens können die beiden Fragmente, die ebenfalls von Perz schon früher abgeschrieben und im Archive der Gesellschaft erwähnt sind, kaum beide einem Werke des Bonizo angehören; indem in dem ersteren er von sich in erster Person spricht, im folgenden aber sein Werk ad amicum als das eines verschiedenen Schriftstellers angeführt wird. Die benutzte Handschrift der Bibliothek Vallicelliana ist sicher nichts anders, als der Arch. V, 90. erwähnte Codex des Cencius, der die verschiedensten Stücke in seiner Compilation zusammen stellte, und hier theils Worte des Bonizo beybehalten, theils seine Werke excerpiert zu haben scheint.

Man darf überzeugt seyn, daß die Leistungen des Verfassers auf anderen Gebieten der historischen Wissenschaft fruchtbringender sind, und ich

werde mich freuen, dieses bald mit gebührender Anerkennung hervor heben zu können.

Georg Waiz.

P a r i s.

Société encyclographique des Sciences médicales. Monographie des Irritations intermittentes ou Traité théorique et pratique des maladies périodiques, des fièvres larvées, locales ou topiques, des fièvres pernicieuses, des fièvres rémittentes et intermittentes bénignes des Auteurs et en général de tout ce qui offre de l'intermittence ou de la périodicité en Pathologie. Nouvelle édition entièrement refondue, très augmentée et contenant près de 600 observations, dont un grand nombre suivies d'autopsie. Par P. J. Mongellaz. T. I. XIV u. 710 Seiten. T. II. 440 Seiten. 1839. 8.

Den Inhalt und die Absicht dieses Buches zeigt der ausführliche Titel hinlänglich an. Es ist eine Fieberlehre ganz nach den Ideen von Broussais, dem sie auch gewidmet ist, durchgearbeitet.

Was der Verfasser unter 'Irritation' versteht, vermag er nicht genau anzugeben. Er sagt, dieses Wort umfasse mehr als das der 'Entzündung' und schließe dieses ein; es bezeichne überhaupt den Zustand eines organischen Gewebes, wenn seine Thätigkeit über das, was ihre freye und regelmäßige Aeußerung ist, hinaus kommt. Die intermittierende Irritation sey eine krankhafte Zunahme der organischen Thätigkeit, die mehr oder minder regelmäßig an irgend einem Theile des Körpers zu gewissen Perioden unter gewissen Einflüssen (sous l'influence de certains modi-

ficateurs hygiéniques) auftrate, verschwinde, wiederkehre.

In dieser Art werden nun alle bisher in der Fieberlehre angenommenen Begriffe und Benennungen erklärt und verknüpft. Da der Verf. nicht bloß didactisch zu Werke geht, sondern auch polemisch (indem er mit einem Anscheine von Gelehrsamkeit die bisherigen Bemühungen in diesem Gebiete beleuchtet und bekämpft), dann auch historisch (indem er alle ihm zugänglichen Krankengeschichten, aus älteren und neueren Schriften, die nur irgend hierher gehören, gegen 600 an der Zahl, im Auszuge einschaltet), und auch mit einer gewissen Eloquenz sich in Worten ergeht, so ist leicht einzusehen, wie eine so umfangreiche Schrift zu Stande kommen konnte, deren wesentlicher Inhalt in einem weit geringeren Raume Platz gefunden hätte.

Um einen Begriff von der Art der Behandlung zu geben, wählen wir aus dem zweiten Theile den Abschnitt, der Analyse des Symptomes überschrieben ist (II. 208). Nach dieser Theorie wird nämlich kein Fieberstoff, keine Verarbeitung, Verkochung, Ausscheidung einer specifischen Materie angenommen, sondern alle hier vorkommenden Erscheinungen auf ganz einfache, gesteigerte organische Verrichtungen zurück geführt. Auch die Fieber erregenden Potenzen, wie die Sumpf=Esfluvien, wirken ähnlich andern in den Körper gebrachten Schädlichkeiten (Il en résulte une irritation plus ou moins vive, plus ou moins funeste, quelque fois un véritable empoisonnement miasmatique qui fait promptement succomber les malades. p. 190). Meistens aber sind die raschen Wechsel des Temperatur= und Feuchtigkeits= Zustandes die Haupterregere. Sehen wir zum Beyspiel (S. 192), was

sich bey einem Bewohner unserer gemäßigten Climate begibt, der die Monate August oder Julius in Rom zubringt. Die absondernden und aushauchenden Functionen der Haut sind sogleich sehr vermehrt; daher der fast ununterbrochene Schweiß; die Respiration ist beschleunigt, die Inspirationen sind kurz und häufig; die Herzschläge vermehrt; die Circulation geschieht activer; das Blut, mit Kraft und Schnelligkeit gegen den Kopf getrieben, disponiert zu Kopfweg, zum Schläfe und zur Verhinderung der intellectuellen Thätigkeiten. Die Natur reagiert mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln; daher eine auffallende Abnahme der Kräfte. Es bedürfte einer guten und rascher vor sich gehenden Verdauung, um die Ausgleichung des Verlorenen wieder herzustellen; aber der Magen nimmt mehr als die übrigen Eingeweide an der krankhaft gesteigerten allgemeinen Reizbarkeit Theil; sein inniges Verhältniß mit dem Hautsysteme setzt ihn in die Unmöglichkeit, seine Berrichtung mit erforderlicher Energie zu erfüllen; der Appetit ist fast null, immerfort Abneigung gegen Nahrungsmittel, Durst, Gefühl der Ermattung, Aufgeregtseyn mit Unlust sich zu bewegen. Dazu nun die Excesse der Tafel, um die Appetitlosigkeit und die so peinliche moralische Trägheit zu bewältigen; die auffallenden Gegensätze zwischen der Hitze des Tages und der Kühle der Nacht, welche die Hautfunction zu unterbrechen und dafür die gastrische Reizbarkeit zu erhöhen streben; die Einflüsse der feuchten Dünste und der verderblichen Aushauchungen, welche unter der Form von reichlichem Thau von 6 Uhr Abends nieder steigen, — und man begreift leicht die Anfälle der bössartigen intermittierenden Fieber, denen der Reisende unterworfen wird.'

Alle Fieber-Symptome nun stellen sich als Folgen der Reizung der Digestiv-Organen heraus (Ne représentent-ils pas, par leur ensemble et la spécialité du trouble des fonctions digestives, une nuance très marquée d'irritation gastrique ou gastro-entérique? p. 209). Der Durst, das Uebelfeyn, Borborygmen, sind an sich schon deutlich. Das Kopfsweh, Eingenommenseyn, die Mattigkeit, Gliederschmerzen, Kleinheit des Pulses, Athem-Beengung hängen von der bekannten sympathischen Wirkung ab, welche die gereizte, entzündete, digestive Schleimhaut auf das Gehirn und Rückenmark, das Herz und die Lungen ausübt. — Der Schauer, das Kältegefühl, Gliederzittern rührt von dem Rückflusse des Blutes von Außen nach Innen her. — Die Symptome, welche den letzten Zeitraum des Anfalls charakterisieren, als die Röthe und Feuchtigkeit der Haut, die Größe und Häufigkeit des Pulses, der ziegelartige Urin u. sind weder außerordentlich noch schwer zu erklären. In der Hitze, dem Schweiße u. gibt sich nicht so wohl ein Krankheitsstoff kund, der gekocht, verarbeitet und ausgetrieben werden muß, als vielmehr die Reactionsthätigkeit in Folge des Rückflusses des Blutes und der übrigen Säfte vom Innern nach der Oberfläche des Körpers, wie dies oft bey voller Gesundheit gleichfalls statt findet, z. B. nach einer anstrengenden Arbeit, nach einem schnellen Marsche. Sieht man nicht nach einer erregenden, moralischen Einwirkung das Außere des Körpers lebendiger, die Haut wärmer, röther werden? Begibt man sich aus einem kalten Bade in ein durchwärmtes Bett, so fühlt man bald hervorbrechende Feuchtigkeit. Was man kritischen U-in nenne, das sey so zu verstehen, daß der gereizte Zustand des Capillarsystems oder der

Digestiv = Schleimhaut auf die absondernden Organe der Harnwerkzeuge übertragen werde (c'est une irritation physiologique qui succède à une irritation pathologique, p. 219). Auf diese Weise entstehe gewissermaßen transitorisch die vermehrte Hülfsthätigkeit, um das Gleichgewicht der gestörten Verrichtungen allmählich wieder herzustellen. — Das Periodische in der Wiederkehr der Anfälle beruhe in dem periodisch sich wiederholenden, krankhaft gereizten Verhalten der Digestionsorgane.

So viele Einwürfe sich auch gegen diese Ansicht vorbringen lassen, so kann man ihr doch eine gewisse Consequenz nicht absprechen.

B o n n.

De Panyasidis Halicarnassensis Vita ac Poesi. Scripsit Franciscus Philippus Funcke, Essendiensis Rhenuanus, Semin. Reg. Philol. sodalis ordinarius. Bonnae 1837. IV u. 72 S. in Octav.

Diese uns später zugegangene Schrift berührt Panyasis Lebensumstände kurz, verbreitet sich aber mit desto größerer Sorgfalt über die hier zuerst ziemlich vollständig zusammen gestellten, geordneten und in allen Beziehungen recht wohl erläuterten Bruchstücke der Heraklea. Da vor Panyasis der Herakleemythos so wohl benläufig, als auch in besondern Herakleen vielfach episch behandelt war von Homer herab, so lag schon in der abermahligen Wahl dieses Stoffes die Aufforderung zu Neuerungen im Mythos und der epischen Kunst. Panyasis verstand es, dem Gegenstande ein neues Interesse zu verleihen durch die Aufnahme von Elementen des Phönikischen und Aegyptischen Herakleemythos: dafür zeugen

die vom Panyasis behandelten Sagen von Adonis, Tremilos, Busiris, der Omphale. Daher begreift man das Urtheil alter Kunstrichter von unserm Dichter: *οβροδεῖσαν τὴν ποιητικὴν ἐπανήγαγεν*. Panyasis tritt auch darin den früheren Epikern gegenüber, daß er die Thaten und Schicksale seines Helden vom Anbeginne bis zu Ende umfaßte in einem enklytischen Gedichte, wie die gewaltige Thebais seines Schülers — Nachahmers seiner Weise — Antimachos von Kolophon, dem Vorbilde Alexandrinischer Epik. In der Wahl des Stoffes stellte man den Panyasis über Hesiodos, in der Deconomie gab man ihm den Vorzug vor Antimachos. Ueberhaupt erklärt ihn das Alterthum ehrenvoll genug für den *γνωριμώτατος μετὰ Ὀμηρον*, man sehe noch Grazer's Ann. Oxx. III, p. 189, 22.

Hr Funcke sucht die Bruchstücke der 14 Bücher der Heraklea in ihre muthmaßlichen Fugen zu rücken, worin er von Müller in den Doriern II, S. 472 ff. zum Destern abweicht. Die ganze Weise der Behandlung erinnert lebhaft auch in der Darstellung an Nakes Schrift über Kallimachos Hekale, die Lust an mythologischen Erörterungen an den Einfluß Welckers. Einzelne Verssehen, wie S. 45 in Bezug auf Stesichoros Kynnos, wo an die Geryoneis zu denken war; oder Paradoxien, wie S. 27 ff. über die Lage der Insel Erytheia gen Morgen; oder Fehlgriffe in Erklärung und Verbesserung schwieriger Stellen thun dem Werthe des Schriftchens keinen Abbruch. Hr Funcke's in dieser Erstlingschrift bewiesenes Talent berechtigt zu schönen Erwartungen.

F. W. G.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 19. August 1839.

L e i p z i g.

Bey Weidmanns, 1838. Ovidii Halieutica, Gratii et Nemesiani Cynegetica ex recensione Mauricii Hauptii. Accedunt Inedita Latina et Tabula Lithographica. XXIX u. 138 Seiten in 8.

Dieses Werk gehört zu den erfreulichsten Leistungen der neuesten Zeit auf dem Gebiete der lateinischen Literatur. Es ist aus verschiedenartigen Bestandtheilen zusammen gesetzt, die ihre Einheit nur darin haben, daß sie aus den reichen Schätzen der mit bekannter Humanität geöffneten kaiserlichen Bibliothek zu Wien stammen. Man erkennt in Hn Prof. Haupt's Behandlung der näher anzugebenden Schriften dieselbe Sauberkeit und Nettigkeit, denselben sichern Tact, die Behutsamkeit und den Scharffinn, den man an den früheren gründlichen Schriften Hn H's über classische und altdeutsche Philologie zu schätzen gelernt hat.

Ovidius Halieutica, in den letzten Lebensjahren im Pontus geschrieben, auf traurigen dort gesammelten Erfahrungen beruhend, wurden

zuerst nach einem Codex des Sannazaro, Venedig 1534, von dem Schlesiſchen Ritter Georg von Logau ediert. Denselben Codex fand Hr. H. in Wien wieder. Er gehört ins IX. Jahrhundert und enthält auch den Gratius und von einer ebenfalls sehr alten Hand einige Epigramme des Martialis, s. Borr. S. VIII ff., aus dem Liber Spectaculorum. Aus den mitgetheilten Varianten geht hervor, daß die Wiener Handschrift mit dem berühmten codex Thuaneus meistens übereinstimmt, wie denn z. B. in dem S. VIII berührten Epigramme der Thuaneus nicht, wie Gronov angibt, dimisit, sondern, wie aus der von Boissonade für meine Ausgabe des Martialis besorgten überaus genauen Collation hervor geht, das Richtige emisit bietet. Derselbe codex Thuaneus enthält auch das Gedicht des Ovidius und Gratius, ohne mit gleicher Sorgfalt geschrieben zu seyn wie der Wiener Codex, mit dem er einer gemeinschaftlichen Quelle entfloffen ist. Hr. H. erhielt eine Collation von Hn Dübner. Aus diesen beiden Handschriften ist der Text des Ovidius und des Gratius auf eine urkundlichere Gestalt zurück geführt, hier und da mit leiser Nachhülfe der glücklichen Hand des Herausgebers, wie z. B. Grat. B. 416. statt der vielfach versuchten Worte Imponasque pices aus der handschriftlichen Lesart Iponiasque das richtige Hipponiasque hergestellt worden ist. Nicht selten sind Vermuthungen der Critiker durch die Wiener Handschrift bestätigt worden. Im 21sten Verse des Ovidischen Gedichts vermute ich illa cruorem. An illa stoße ich nicht an, obwohl es im Verse vorher auch steht. Uebrigens an der Echtheit des Ovidischen Gedichts zweifeln zu wollen, gestatten die genauen Bezüge des Plinius darauf durchaus nicht, welche Hr Prof. Haupt

am Ende des Gedichts nach Handschriften verbessert hat abdrucken lassen.

Auf Gratius hat Herr Prof. Haupt das Gedicht des Nemesianus folgen lassen, aus einer Abschrift des Codex des Sannazaro aus dem XVI. Jahrhundert, welche sich in Wien (cod. philol. 335.) findet. Sie hat geringen Nutzen gewährt. S. 56—59 folgen versus de aucupio, angeblich aus einem Bologneser Codex von Hieronymus Boragineus von Lübeck abgeschrieben, bekannt gemacht von Sybertus Longolius in seinem Dialogus de Avibus. Darauf der vorgebliche Anfang der verstümmelten Halieutica des Ovidius, der vom Sertorius Quadrimanus in einer sehr alten Handschrift entdeckt zuerst von Hieronymus Columna ad Enn. p. 246 mitgetheilt ward.

S. 63 ff. beginnt der zweyte Theil des Buches Inedita, sämmtlich Wiener Handschriften entnommen. Zuerst ein eleganter Hymnus aus einer Handschrift des XIII. Jahrhunderts, der in der ehemals dem Wolfgang Lazius angehörigen Handschrift die Ueberschrift führt: VERSUS PLATONIS ad quendam Tyberianum de greco in latinum translate. Der Stoff ist allerdings Platons Timäus entlehnt und Hn H. entging die Aehnlichkeit nicht, welche Boëthius Gedicht Cons. Phil. 3. metr. 9. hat. — Zweitens eine Schrift de Septem Miraculis Mundi aus dem berühmten Codex 16., ehemals in Bobio, jetzt in Wien, aus dem IX. oder gar VIII. Jahrhundert. Das Latein ist halb barbarisch: der Verfasser ein Mönch, der die sieben Wunderwerke — quae nulla aetate senescunt, nullo occasu occidunt, nulla labe minuuntur, nisi cum dominus mundum dissolvi praeceperit — in Ebbe und Fluth des Meeres, im Aufblühen und Absterben

des Pflanzenreiches — worin er ein Bild der resurrectio findet —, in dem Wundervogel Phönix — quod miraculum nostrae resurrectionis fidem adfirmat et manifeste ostendit qualiter homo luteus in pulveremque redactus iterum de ipsis favillis tuba canente resuscitandus sit —, dem Berge Aetna, den Wasser und Feuer zugleich empor sprudelnden Quellen von Gratianopolis, endlich in Sonne, Mond und Sternen, findet. Uebrigens muß besonders hervor gehoben werden, daß auch in diesem Schriftchen, welches wahrscheinlich Theil eines größern Ganzen ist, Lactantius als Verfasser des Phoenix angegeben wird, am merkwürdigsten aber ist folgende Stelle des Livius, die hier zum ersten Male zum Vorscheine kommt, S. 70 ff. Meminit etiam hujus montis Titus Livius his verbis: ‘Montes maximi in Sicilia III, Erycus Nebrodes Neptunius et Aetna. quem vident saepius a summo flammam vertice evolvere, idque Centuriporum urbis propinqua fide credendum, quamquam id, cum primum Romae nuntiatum est arsisse Aetnam, in monstris procuratum. Diese von G. Hermann sehr schön verbesserte Stelle, die nach Hn H's Vermuthung im XIV. Buche des Livius ihren Platz fand, ist im Steindruck dem Buche beigegeben.

Den Schluß bildet ein grammatischer Tractat über das Genus mancher Substantiva, aus einer Zeit, wo die Flexionsformen sich abstumpften und namentlich durch Vermischung des Nominativus und Accusativus das Geschlecht verdunkelt wurde. Diese Entstellung der sprachlichen Formen erreichte ihren Gipfel in den aus dem Latein sich hervor bildenden romanischen Sprachen. Unser Grammatiker belehrte seine Zeitgenossen durch loci probantes, daß z. B. caseus männlichen, cingula

weiblichen und carmen sächlichen Geschlechts seyen. Trotz dieser Armseligkeit hat das Schriftchen ein Interesse — abgesehen von dem historischen Gesichtspuncte — dadurch, daß es auf alten guten Grammatikern beruht, deren Stellen oftmahls freylich durch flüchtiges Excerptieren heillos entstellt sind, vgl. S. 93, 14. 99, 12 u. 17. Namentlich entdeckte der Herausgeber, daß die Schrift öfter mit dem unschätzbaren Grammatiker Sosipater Charisius stimme. Wie aus Charisius unserm Grammatiker Hülfe gewährt wird, so können auch einzelne Stellen des nur in einer von Niebuhr sehr sorgfältig excerptierten Neapolitaner Handschrift, die Hr Haupt durch Lindemann zum Gebrauch erhielt, auf uns gekommenen Charisius verbessert werden, vgl. S. 74 u. 94. Selbst einzelne sonst her nicht bekannte Bruchstücke tauchen hier auf, wie S. 98 u. 78. Verse des Naberius, wovon der eine besonders echt klingt: *Ac veluti Numidis elephas circumdatur altus*; ferner des Lucilius, Varro, Petronius, Aufonius, Claudianus u. A. Ob ihnen aber gerade die ihnen jedesmahl beygelegten Worte gehören, sind wir zu bezweifeln berechtigt, da wir noch oft nachweisen können, daß die dem oder dem Dichter beygelegte Stelle nur durch Zusammenziehung der ursprünglichen Artikel dem und dem zugefallen ist. So mag es auch mit manchen Stellen stehen, die Hr Haupt in den citierten Schriftstellern vergeblich gesucht hat.

F. W. G.

P a r i s.

Bey J. B. Baillière, 1839: Notice historique sur la vie, les travaux, les opinions médicales et philosophiques de F. J. V. Broussais. Précédée de sa profession de foi et suivie des discours prononcés sur sa tombe, par H. de Montègre, D. M. P. Secrétaire de

M. Broussais pendant plusieurs années. 156
Seiten in Octav.

Es ist gewiß Manchem erwünscht, über die Lebensverhältnisse Broussais's Nachricht zu erhalten, dessen Name in der medicinischen Welt eine ansehnliche Celebrität erreicht hat, über dessen Privatleben jedoch im Allgemeinen sehr wenig bekannt geworden ist. Der Verf. ist ein Schüler, ein Anhänger und Freund des Verstorbenen, und scheint freylich sich mehr bemüht zu haben, dem Andenken des verewigten Freundes ein glänzendes Denkmal zu setzen, als durch eine streng unparteyische, wissenschaftliche Darstellung eine für die Geschichte der Medicin nützliche Arbeit zu liefern. Damit soll aber dem Verf. nicht etwa eine absichtliche Entstellung der Thatsachen, oder eine vorsätzliche Ausschmückung derselben zum Vorwurfe gemacht werden; sondern augenscheinlich ist derselbe, erfüllt von dem vortheilhaften Eindruck der einnehmenden Persönlichkeit, der überzeugenden Beredsamkeit und des dreist energischen Auftretens Broussais's, und hingerissen von den Gefühlen dankbarer Verehrung gegen seinen Lehrer, selbst in seinem Urtheile befangen. Die medicinischen Lehren Broussais's sind jedoch aus dessen eigenen Schriften hinlänglich bekannt und in Deutschland wenigstens von einer so gründlichen und vorurtheilsfreyen Critik beleuchtet, daß selbst das uneingeschränkte Lob des Vfs in dieser Hinsicht keinen störenden Eindruck hervor bringen dürfte, während doch Vielen eine Einsicht in die Geschichte der Erziehung und Ausbildung des vielbesprochenen Mannes willkommen seyn mag. Im Ganzen ist aber diese Auskunft zu dürftig ausgefallen. Von der ersten Erziehung Broussais's, der im J. 1772 in der Bretagne zu Pleur-tuit, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Saint-Malo, geboren wurde, ist nichts Besonderes aufgezeichnet,

außer daß derselbe sich schon als Knabe durch Unerfroffenheit und Geistesgegenwart auszeichnete, und von seinem Vater, der auch Arzt war, häufig gebraucht wurde, die Arzneyen zu den Kranken über Land zu bringen. Bis zum J. 1792 besuchte er die Schule, und trat dann als Freywilliger in die Armee, welche er aber Krankheits halber bald wieder verlassen mußte. Nun bestimmte er sich für die Chirurgie und begann seine ersten Studien, unter der Leitung von Billard und Duret, in dem Marinehospitale zu Brest, wo er den Grad eines Chirurgen 2ter Classe erlangte. In dieser Zeit trafen auch ihn die Schrecken der Revolution, denn während seiner Abwesenheit vom elterlichen Hause wurden sein Vater und seine Mutter in ihrer Behausung von einem Haufen Royalisten überfallen, beide grausam ermordet und ihre Wohnung durch Feuer vernichtet. Brouffais übernahm nun die Stelle eines Chirurgs auf einem von den Patrioten zu Saint-Malo ausgerüsteten Kreuzer. Doch scheint ihm dieses Geschäft so wenig, als das ihm später in dem Hospitale zu Saint-Malo übertragene, zugefagt zu haben, denn im J. 1798 begab er sich nach Paris um die Medicin gründlich zu studieren. Als seine Lehrer sind Pinel, Bichat, Cabanis und Chaussier genannt. Im Jahre XI. gab er zu seiner Doctor-Promotion seine erste Schrift: 'über die Entstehung des heftischen Fiebers durch allgemeine Störungen ohne organische Leiden', heraus, worin er einer Ansicht das Wort redet, welche er später aufs heftigste verfolgte.

Brouffais beabsichtigte nun sich in Paris der Praxis zu widmen, doch wurde sein Beystand nicht häufig verlangt, und nach 2jährigem Aufenthalte daselbst fand er sich bewogen, auf den Vorschlag von Desgenettes, abermahls in den Dienst der Armee zu treten. Mit der Armee be-

suchte er Deutschland und Italien, wo er reichliche Gelegenheit zu Beobachtungen und Erfahrungen erhielt, welche, nach seinem eigenen Zeugniß, die Grundlagen seiner *Medécine physiologique* wurden. Im J. 1808 nöthigte ihn eine Krankheit die Armee zu verlassen, und er benutzte die ihm zu seiner Wiederherstellung vergönnte Muße seine *Histoire des phlegmasies chroniques* auszuarbeiten und heraus zu geben, worauf er noch in demselben Jahre als erster Arzt der Armee nach Spanien geschickt wurde, welches Amt er bis zum J. 1814 bekleidete. Im J. 1815 wurde er auf Desgenettes Empfehlung, Professor am Hospital Val-de-Grâce, und von diesem Ereigniß an datirt sich eigentlich sein Name und seine Lehre. Broussais lehrte mit Beyfall, sein Vortrag war lebhaft und hatte den Ausdruck innerer Ueberzeugung, und mittelst desselben, so wie durch seine verschiedenen Schriften, gelang es ihm, sich den Ruf eines Stifters eines neuen und bessern medicinischen Systems, wenigstens auf eine Zeitlang, zu erwerben. In den letzten Jahren seines Lebens zog er auch die Psychologie und Phrenologie in das Bereich seiner Untersuchungen. Ueber die letztere hielt er im J. 1836 öffentliche Vorträge, welche so zahlreich besucht wurden, daß das geräumige Local in dem Gebäude der Ecole de Medécine nicht ausreichend war, indem die Zahl der Subscribenten sich auf 1000 belief. Schon damals war seine Gesundheit wankend, die große Anstrengung bey den Vorarbeiten zu diesem Vortrage schwächte ihn noch mehr, und seit der Zeit gelangte er nie wieder zu seiner frühern Kraft. Broussais starb nach mehrjährigen Leiden an einer chronischen Entzündung und Vereiterung des Mastdarms am 16. November 1838.

H . . . st.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. S t ü c k .

Den 22. August 1839.

G ö t t i n g e n .

Aus einer der Königl. Societät der Wissenschaften unter dem 10. d. M. übergebenen Abhandlung vom Prof. Wöhler, über die Zusammensetzung des Pyrochlors, theilen wir im Folgenden den Hauptinhalt mit.

Der Verf. hat schon früher eine Analyse des Pyrochlors von Fredrikswärn in Norwegen bekannt gemacht *). Das Resultat derselben war für eine Berechnung der Atom-Zusammensetzung zu unvollständig; die Seltenheit des Minerals gestattete aber keine Wiederholung der Analyse. Später wurde er durch die Freigiebigkeit des Prof. Gust. Rose in den Stand gesetzt, den Pyrochlor aus dem Ilmengebirge bey Miassk in Sibirien einer vorläufigen Untersuchung zu unterwerfen **); er fand Thorerde darin, die bis dahin nur in dem Thorit gefunden war, was dem Mineral ein neues Interesse verlieh. Erst jetzt hat der Verf., erinnert durch Rose's Be-

*) Poggendorff's Annalen, VII, S. 417.

***) U. a. D. XXVII. S. 80.

Schreibung der bey Miassk vorkommenden merkwürdigen Mineralien *), diese Analyse wieder aufgenommen und vollendet, und glaubt nun für die Zusammensetzung dieses Minerals eine wahrscheinliche Formel geben zu können. Er hatte dabey Gelegenheit einen früher von ihm begangenen Irrthum zu berichtigen, den nämlich, daß er für Titansäure gehalten hatte, was in der That titansäurehaltige Tantalssäure ist. Aus den weiter unten anzugebenden Eigenschaften der letzteren ist zu ersehen, daß dieser Irrthum sehr verzeihlich war. Außerdem hat er noch einen dritten Pyrochlor untersucht, den von Brevig in Norwegen.

1. Pyrochlor von Miassk in Sibirien.

In Betreff der mineralogischen Charactere wird auf G. Rose's Beschreibung in dem nächstens erscheinenden 2ten Bande seiner Reise nach dem Ural verwiesen. Es wird nur bemerkt, daß dieser Pyrochlor in wohl ausgebildeten, regulären Octaedern von dunkelbrauner Farbe krystallisiert ist, daß er ein höheres spec. Gewicht als der norwegische hat, nämlich 4,320 nach Rose, und daß er vor dem Löthrohre keine Uran-Reaction gibt.

Beym Erhitzen decrepitiert er zuerst und zeigt dann, noch vor der Glühhitze, durch seine ganze Masse hindurch ein ähnliches Verglimmungssphänomen wie gewisse Gadolinite. 2,833 Grm. ausgesetzter Krystallstückchen verloren dabey 0,033 Wasser. Bey einem zweyten Versuche verloren 1,462 Mineral 0,017; nach beiden Versuchen also übereinstimmend 1,16 Procent Wasser, welches schwach ammoniakalisch ist und keine Flußsäure enthält.

Im fein geriebenen Zustande wird der Pyro-

*) U. a. D. XLVII. S. 373.

chlor durch concentrirte Schwefelsäure vollständig zerlegt. Erwärmt man das Gemische, so tritt plötzlich, bey einer gewissen Temperatur, unter Entwicklung von Flußsäure-Dämpfen, eine sehr heftige Reaction ein und es erstarrt zu einer aufgequollenen, fast trocknen, weißen Masse. Diese Zerlegungsweise wurde bey der Analyse angewendet. Die noch saure Masse wurde mehrere Stunden lang gekocht und dadurch die Tantal-säure von den Basen getrennt. Nach dem Auswaschen wurde sie mit Ammonium-Sulfhydrat und nachher im Kochen mit Salzsäure behandelt, wodurch sich ein geringer Gehalt an Zinnoryd und Eisenoryd zu erkennen gab. Außerdem enthielt sie noch etwas Titansäure, wie sich aus der Reaction vor dem Löthrobre und ihrem Verhalten bey dem Glühen mit Kohle in Chlorgas ergab, wie weiter unten näher angegeben ist. Sie wurde nach dem Glühen gewogen.

Die abfiltrirte Auflösung wurde durch Ammoniak, und die von dem Niederschlage abfiltrirte Flüssigkeit durch Oxalsäure gefällt. Aus dieser letzten, vom oxalsauren Kalk abfiltrirten Flüssigkeit fällte Ammonium-Sulfhydrat, nach dem Concentriren durch Abdampfen, noch eine geringe Menge Mangan. Alsdann wurde sie zur Trockne verdunstet, die Ammoniaksalze durch Erhitzen zerstört und die Salzmasse zuletzt im Gas von kohlensaurem Ammoniak geglüht. Sie bestand aus schwefelsaurem Natron, mit einem geringen Gehalt von Talkerde. Es konnte in ansehnlichen Krystallen erhalten werden und enthielt weder Kali noch Lithion.

Der durch Ammoniak gebildete Niederschlag war gallertartig, wie Thonerdehydrat, und anfangs farblos, färbte sich aber bräunlich bey dem Auswaschen. Er enthielt keine Thonerde, auch

kein Uranoryd, sondern bestand hauptsächlich aus Thorerde und Ceroryd, mit geringen Mengen von Yttererde, Eisenoryd und Manganoryd.

Dieser Niederschlag wurde in verdünnter Schwefelsäure aufgelöst und die Auflösung mit einem Ueberschuß einer im Sieden gesättigten Auflösung von schwefelsaurem Kali vermischt. Es entstand sogleich ein gelblicher, pulveriger Niederschlag, der erst nach zwey Tagen abfiltrirt und mit einer gesättigten Lösung von schwefelsaurem Kali gewaschen wurde. Er bestand aus schwefelsaurem Thorerde- und schwefelsaurem Ceroryd-Kali. Er wurde in siedendem Wasser aufgelöst, wobey eine geringe Menge titanhaltiger Tantalsäure zurück blieb. Die Auflösung wurde durch einen Ueberschuß von kaustischem Kali gefällt. Das gefällte Gemenge von Ceroryd und Thorerde wurde nach dem Glühen gewogen; es hatte eine braune Farbe. Auf verschiedenen Wegen wurde vergebens versucht, beide Dryde quantitativ von einander zu trennen. Die Vermuthung, Salzsäure werde das Ceroryd allein ausziehen, bestätigte sich nicht; denn es geschah entweder nur unvollständig, oder es löste sich, bey fortgesetzter Digestion mit concentrirter Säure, auch die ganze Thorerde auf. Eben so wenig gelang es dadurch, daß die gemengten Dryde in oxalsaure Salze verwandelt, und nach gelindem Glühen mit Säure behandelt wurden. Indessen konnte der größte Theil der Thorerde auf folgende Weise in reinem Zustande erhalten werden: das geglühte Gemenge wurde durch Digestion mit concentrirter Schwefelsäure in Salz verwandelt, in Wasser aufgelöst, wobey wieder eine geringe Menge Tantalsäure zurück blieb, und die saure, concentrirte Lösung zum Sieden erhitzt. Da bildete sich das für die Thorerde so charakteristische, schneeweiße, wollige, ge-

fältem Gyps nicht unähnliche Coagulum von schwefelsaurer Thorerde, die abfiltrirt und mit siedend heißem, schwefelsäurehaltigem Wasser ausgewaschen wurde. In kaltem Wasser war sie vollständig löslich. Die daraus durch Kali gefällte Erde war nach dem Glühen vollkommen weiß und besaß alle übrigen Eigenschaften, die Berzelius von der Thorerde angegeben hat. Nach approximativen Wägungsversuchen zu schließen, scheinen Ceroryd und Thorerde in dem Mineral in dem relativen Verhältniß ihrer Atomgewichte enthalten zu seyn.

Die Flüssigkeit, woraus durch schwefelsaures Kali Thorerde und Ceroryd abgeschieden waren, wurde durch kaustisches Kali gefällt und der Niederschlag, der hauptsächlich aus Eisen- und Manganoryd bestand, mit kohlsaurem Ammoniak behandelt, welches nachher bey dem Kochen eine gelbliche Erde fallen ließ, die entschieden für etwas cerhältige Yttererde erkannt wurde. Dies wurde noch ferner constatirt durch Versuche mit einer größern Menge jenes letzten Niederschlags, der aus 7 Grammen Mineral, bey den Versuchen über die Thorerde, erhalten war. Durch Oxalsäure wurde das Eisen ausgezogen, die oxalsäure Yttererde dann an der Luft gelinde geglüht und in verdünnter Salpetersäure aufgelöst, wobey das Manganoryd zurück blieb.

Was endlich den Fluorgehalt betrifft, so war seine quantitative Bestimmung am schwierigsten, und die gefundene Zahl kann nur für eine Approximation gehalten werden. Durch Schmelzen mit kohlsaurem Natron scheint das Mineral weniger vollständig als durch Schwefelsäure zersetzt zu werden. Behandelt man nachher die Masse mit Wasser, so löst sich viel Tantalssäure mit auf, so daß diese Methode zur Bestimmung

des Fluorgehalts nicht anwendbar schien. Die Zersetzung mit Schwefelsäure wurde daher in einer Platinretorte vorgenommen und die Flußsäuredämpfe in verdünntes kauftisches Ammoniak geleitet. Es dauert sehr lange bis alle Flußsäure ausgetrieben ist. Die Temperatur wurde zuletzt so erhöht, daß Schwefelsäure überzugehen anfangt. Das Ammoniak wurde dann in einem verschlossenen Gefäß mit aufgelöstem Chlorcalcium vermischt, und der Niederschlag von Fluorcalcium, nach dem Auswaschen mit heißem Wasser, gegläht und gewogen. Bey einem Versuche, welcher am besten gelang, gaben 2,722 Grm. Mineralpulver 0,185 Fluorcalcium = 0,088 Fluor.

Zur Bestimmung des Fluorgehalts in manchen Mineralien schlägt der Verf. folgende Methode vor, die er aus Mangel an Material nicht mehr auf den Pyrochlor anwenden konnte, die ihm aber bey der Prüfung mit Flußspath den Fluorgehalt dieses letzteren bis auf die erste Decimalstelle richtig gab. Man vermischt das abgewogene Mineral sehr innig mit reiner Kieselerde, füllt das Gemenge in einen kleinen, auf die Wage passenden Kolben, mischt gekochte, höchst concentrirte Schwefelsäure hinzu und verschließt nun das Gefäß rasch mit einem Kork, durch welchen ein kleines, mit geschmolzenen Chlorcalcium gefülltes, und zu einer feinen Spitze ausgezogenes Rohr luftdicht gesteckt ist. Der ganze Apparat wird nun gewogen und dann so lange einer geeigneten Temperatur ausgesetzt, als noch Fluorkieselgas weggeht. Zur Entfernung der letzten Antheile bringt man ihn zuletzt unter die Glocke der Luftpumpe. Der Gewichtsverlust, den er zeigt, ist Fluorkiesel, woraus der Fluorgehalt berechnet wird. Für jeden Gewichtstheil Fluor wer-

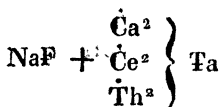
den 1,395 Fluorkiesel gebildet, entsteht also ein Gewichtsverlust von dieser Größe:

2,722 Grm. Pyrochlor von Niassl gaben:

| | | In 100 Theilen. |
|--------------|---------------|-----------------|
| Tantalsäure | 1,834 | 67,376 |
| Thorerde | 0,358 | 13,152 |
| Ceroryd | 0,299 | 10,984 |
| Kalkerde | 0,022 | 0,808 |
| Yttererde | 0,035 | 1,285 |
| Eisenoxydul | 0,004 | 0,146 |
| Manganoxydul | 0,107 | 3,930 |
| Natrium | 0,088 | 3,233 |
| Fluor | 0,031 | 1,160 |
| Wasser | | |
| Titansäure | in nicht be- | |
| Kalkerde | stimmter ge- | |
| Sinnoxyd | ringer Menge. | |

2,778. 102,074.

Der Gewichtsüberschuß rührt wenigstens zum Theil daher, daß das Ceroryd als Dryd gewogen und berechnet worden ist, während es ohne Zweifel als Drydul im Minerale enthalten war. Die Yttererde war nicht ganz frey von Ceroryd und Manganoxyd. In der Zahl für die Tantalsäure ist die Titansäure mit inbegriffen, deren Quantität jedoch höchstens ein Paar Procent betragen kann. Der Sauerstoff der Tantalsäure ist ziemlich nahe $1\frac{1}{2}$ Mal so groß als der Sauerstoff der Basen. Natrium und Fluor werden als am wahrscheinlichsten zu Fluornatrium verbunden angenommen, wiewohl der Fluorgehalt etwas größer gefunden ist, als dieser Annahme entspricht. Indessen ist der Natriumgehalt ohne Zweifel zu klein gefunden worden. Nach diesem Resultate scheint die Formel:



worin ein kleiner Theil der Basen durch Manganoxydul, Eisenoxydul und Yttererde ersetzt ist, der wahrscheinlichste Ausdruck für die Zusammensetzung dieses Minerals zu seyn. Ceroxydul und Thorerde in dem Verhältniß ihrer Atomgewichte angenommen, würde einen Gehalt von ungefähr 6 Procent Ceroxydul und 7 Proc. Thorerde geben. Wovon die Farbe des Minerals abhängt, ist nicht zu entscheiden; vielleicht von einer kleinen Menge von Ceroxyd. Daß aber der größere Theil des Ceriums als Oxydul darin enthalten sey, geht aus dem Umstande hervor, daß die bey der Zersetzung mit Schwefelsäure erhaltene Masse nicht gelb, sondern weiß ist, ferner, daß das durch Ammoniak gefällte Hydratgemenge anfangs ebenfalls ganz farblos ist und erst an der Luft bräunlich wird, daher auch Eisen und Mangan als Oxydule vorhanden seyn müssen.

2. Pyrochlor von Brevig in Norwegen.

Ueber das Vorkommen dieses Pyrochlores, welchen der Vf. von Berzelius erhielt, konnte weiter nichts angegeben werden, als daß er mit dem Thorit auf Lövön bey Brevig in Norwegen gefunden worden ist. Die Krystalle sind kleiner als die des sibirischen, aber sehr wohl ausgebildet. Wie dieser sind sie öfters mit Zirkonkrystallen verwachsen. Die Farbe ist dunkelbraun, fast schwarz, an dünnen Kanten braun durchscheinend. Das Pulver ist hellbraun. Das spec. Gewicht wurde = 3,802 gefunden; indessen bedarf diese Zahl der Bestätigung, da die Wägung mit einer

nur sehr kleinen Menge geschah. Beim Erhitzen bis zum Glühen verliert er über 7 Proc. Wasser, ohne Aenderung der Farbe und ohne Berglimmungsphänomen. Vor dem Löthrohr verhält er sich im Uebrigen wie der von Fredrikswärn. Wie dieser enthält er Uranoxyd.

Durch Schwefelsäure ist er schwerer zersetzbar als der von Miask. Die beiden Analysen, die davon gemacht wurden, können nicht auf große Genauigkeit Anspruch machen, da nur sehr kleine Mengen Minerals zu Gebote standen. Namentlich bleibt eine Ungewißheit hinsichtlich des Natriumgehaltes. Der Fluorgehalt ist jedenfalls zu gering ausgefallen. Auch hier ist in der Tantalssäure die Titansäure mit unbegriffen, die indessen nur ein Paar Procent betragen kann. Die Analyse II. geschah durch Schmelzen des Minerals mit saurem, schwefelsaurem Kali:

| | I. | II. |
|--------------|----------------|------------|
| Tantalssäure | 67,021 | 67,770 |
| Ceroryd | 5,159 | |
| Thorerde | | |
| Uranoryd | 4,601 | 5,709 |
| Kalkerde | 9,877 | 10,129 |
| Eisenorydul | 1,329 | |
| Manganorydul | 1,063 | |
| Fluor | 1,688 | |
| Wasser | 7,059 | 7,418 |
| Titansäure | } in nicht be- | } stimmter |
| Zinnoryd | | |
| Kalkerde | | |
| Natron? | | |
| | 97,797. | |

Diese Species ist also von der von Miask besonders durch den größeren, ohne Zweifel wesentlichen Wassergehalt und durch den Gehalt an

Uranoxyd bestimmt verschieden. Genauere Analysen müssen entscheiden, ob sie mit der von Friedrichswärn identisch, oder ob sie eine dritte, besondere Varietät ist. Jedenfalls scheint die Analyse, in Uebereinstimmung mit der Krystallform, für alle drey Arten dieselbe allgemeine Zusammensetzungsweise anzudeuten.

3. Bemerkungen über die Tantalssäure.

Diese Untersuchung gab Gelegenheit einige Eigenschaften der Tantalssäure zu beobachten, die man bis jetzt nicht angegeben findet, und die, in Verbindung mit dem Umstände, daß diese Mineralien, außer der Tantalssäure, wirklich auch Titansäure enthalten, früher zu dem Irrthume Betriffung gegeben hatten, die Tantalssäure darin für Titansäure zu halten. Er würde noch nicht so bald erkannt worden seyn, wenn nicht der Verf. den Versuch gemacht hätte, die vermeintliche Titansäure, zur Prüfung auf einen Gehalt an Zirkonerde, mit Kohle in Chlorgas zu glühen. Statt liquides Titanchlorid wurde in dem Ende des Rohrs ein dickes, festes, an der Luft schwach rauchendes Sublimat erhalten, welches Tantalchlorid war, in der abgekühlten Vorlage aber nur wenige Tropfen von wirklichem Titanchlorid, welches schon durch den starken weißen Dampf, den es verbreitete, als solches characterisirt war, und aus dessen Auflösung in Wasser durch Ammoniak eine Substanz gefällt wurde, die alle Eigenschaften der Titansäure besaß. Wiewohl ihre Menge im Verhältniß zur Tantalssäure nur sehr gering ist, so war sie doch hinreichend, der letzteren mehrere ihrer Reactionen, wie z. B. die Färbung der Flüsse vor dem Löthrohr, mitzutheilen. Dazu ergab es sich, daß beide Dryde mehrere Eigenschaften gemein haben, wie z. B. die

gelbe Farbe in höherer Temperatur. Aus diesen Versuchen, die weiter verfolgt zu werden verdienen, scheint ferner hervor zu gehen, daß die Tantal säure, ähnlich dem Zinnoryd, zweyerley Zustände habe, so daß man diese Modificationen bey flüchtiger Betrachtung für zwey verschiedene Metalloxyde halten könnte. Mit Uebergang der bekannten Eigenschaften, gibt der Verf. darüber folgende Beobachtungen, die so wohl mit Tantal säure aus Pyrochlor, als auch mit Tantal säure aus bayerschem Tantalit gemacht wurden.

Beym Erhitzen bis zum anfangenden Glühen wird die Tantal säure schön citrongelb, bey dem Erkalten wieder weiß, ganz so wie Titansäure oder Zinkoryd.

In Wasserstoffgas geglüht, wird sie blaulichschwarz, bey dem Erhitzen an der Luft wieder weiß. Nach der dabey statt findenden geringen Gewichtsveränderung zu schließen, ist diese schwarze Substanz nicht reines Tantaloryd, sondern eine Verbindung desselben mit Tantal säure, analog dem blauen Wolframoryd.

Tantal säure, die in der Glühhitze in zweyfach schwefelsaurem Kali aufgelöst gewesen, und nach Auflösung der Masse in Wasser zurück geblieben ist, enthält Schwefelsäure chemisch gebunden, die erst bey dem Glühen, besonders in Gas von kohlensaurem Ammoniak, weggeht. Berzelius erwähnt nicht dieses Schwefelsäuregehaltes, offenbar weil er die so dargestellte Tantal säure, zur ferneren Reinigung, vor dem Glühen stäts mit Ammonium-Sulphhydrat behandelte, wodurch die Schwefelsäure ausgezogen wurde.

Diese schwefelsäurehaltige Tantal säure löst sich, so lange sie noch naß ist, ziemlich leicht und in Menge in concentrirter Chlornwasserstoffsäure auf, besonders wenn man sie, damit übergossen, eine

Zeitlang stehen läßt und dann Wasser zugießt. Beym Kochen trübt sich diese Auflösung und bildet nach und nach einen weißen Niederschlag.

Aus dieser salzsauren Auflösung wird die Tantal säure so wohl durch freye Schwefel säure, als durch schwefel saure Salze als ein milchweißer, schwerer Niederschlag fast vollständig ausgefällt, aus einer concentrirten Auflösung sogleich, aus einer verdünnten erst nach und nach, beym Erhitzen aber sogleich. Der Niederschlag ist dieselbe Schwefel säure - Verbindung wie die durch Schmelzen mit saurem schwefel saurem Kali erhaltene Tantal säure. Diese Fällbarkeit durch Schwefel säure ist für die Tantal säure ganz besonders characteristisch.

Die schwefel säurehaltige Tantal säure ist in noch feuchtem Zustande in großer Menge und sehr leicht in kauftischem Kali löslich. Sie wird daraus so wohl durch Säuren, als auch durch Salmiak gefällt, durch letzteren jedoch nicht vollständig. Dieser letztere Niederschlag ist tantal saures Ammoniak. Beym Glühen ohne Luftzutritt verhält er sich ähnlich wie das wolfram saure Ammoniak, er hinterläßt, unter Wasser- und Ammoniak - Entwicklung, blaulich schwarze Tantal säure.

Wird schwefel säurehaltige Tantal säure mit Salzsäure übergossen und Zink hinein gestellt, so löst sie sich zu einer schön blauen Flüssigkeit auf, die später dunkelbraun wird und woraus Ammoniak, im Ueberschuß hinzu gesetzt, eine rein dunkelbraune Substanz in Flocken fällt, die ohne Zweifel Tantal oxydhydrat ist. In Berührung mit der Luft, bey dem Abfiltrieren, Waschen und Trocknen, wird es wieder vollkommen weiß. War die Tantal säure getrocknet, so löst sie sich bey dieser Behandlung mit Zink nicht auf, wird aber blau;

war sie geglüht, so bleibt sie unverändert, farblos. Diese Reaction mit Zink gab auch Tantal säure, die durch Fällung mit Schwefelsäure aus der Auflösung von sublimierten Tantalchlorid erhalten und mit Ammoniak behandelt worden war, die also weder Titansäure noch Wolframsäure enthalten konnte, auf diese auch nicht vor dem Löhrohr reagierte.

Außer dem flüchtigen Tantalchlorid, welches durch Erhitzen von metallischem Tantal in Chlor erhalten wird, scheint auch eine ebenfalls flüchtige Verbindung von Tantalsäure mit Tantalchlorid zu bestehen, analog den entsprechenden Verbindungen des Chroms, Wolframs und Molybdäns. Diese Verbindung scheint stets beim Glühen eines Gemenges von Tantalsäure und Kohle in Chlor zu entstehen; denn das auf diese Weise erhaltene Sublimat hat etwas andere Eigenschaften als das direct gebildete Chlorid *). Es ist vollkommen weiß, raucht schwach an der Luft, und läßt sich ohne zu schmelzen verflüchtigen. Sein Gas ist farblos und condensirt sich zu einer concentrisch krystallinischen, fein strahligen,

*) Es ist um so wahrscheinlicher, daß dieses Sublimat Tantalsäure in Verbindung enthält, da man das analoge wolframsäurehaltige Chlorwolfram sehr leicht auf demselben Wege erhalten kann, nämlich durch Glühen eines Gemenges von Lungsteinpulver und Kohle in Chlorgas. Auch das Zirkonium scheint eine ähnliche Verbindung zu bilden; denn glüht man Zirkonerde oder gepulverten Zirkon (kieselsaure Zirkonerde) mit Kohle in Chlorgas, so bekommt man ein dickes, flüchtiges, weißes Sublimat, welches sich nicht klar in Wasser, aber vollständig in Salzsäure auflöst, während doch das direct aus Zirkonium und Chlor gebildete Chlorzirkonium nicht flüchtig ist. — Diese Bereitungsweise des Zirkons scheint selbst für die Darstellung der Zirkonerde ganz anwendbar zu seyn.

selbeglänzenden Masse. Bisweilen indessen ist es gelb und partiell schmelzbar, und bildet dann ein gelbes Gas, wie wenn ihm reines Chlorid beigemengt wäre, was vielleicht von dem angewandten Verhältniß der Kohle abhängen kann. In Wasser löst es sich unter starker Erhitzung auf, nicht klar, sondern unter Abscheidung von gallertartiger Tantalssäure. Beim Glühen entwickelt diese letztere viel salzsaures Gas. In Salzsäure löst sich das Sublimat klar auf. Diese Auflösung scheint sich von der eben erwähnten Auflösung der Tantalssäure in Salzsäure auf ähnliche Weise verschieden zu verhalten, wie sich die Auflösung des Zinnoxyds in Salzsäure anders verhält als die Auflösung des flüchtigen Zinnchlorids in Wasser. Kocht man z. B. die Auflösung des sublimierten Tantalchlorids, so entsteht erst, wenn sie concentrirt zu werden anfängt, ein weißer Niederschlag, der sich aber durch Zusatz von Wasser wieder vollkommen klar auflöst. Durch Schwefelsäure wird daraus die Tantalssäure, auch ohne Wärme, fast vollständig gefällt.

Wenn in Mineralien Tantalssäure und Titansäure zusammen vorkommen, wie es in den Pyrochloren der Fall ist, so kann man sie dadurch trennen und wenigstens approximativ der Quantität nach bestimmen, daß man das Gemenge sehr innig mit Zuckerkohle und mit Zucker mengt, glüht, sehr fein reibt, in einem Strome von trockenem Chlorgas glüht, das Sublimat in Salzsäure löst und die Auflösung durch Schwefelsäure fällt, wodurch allein die Tantalssäure gefällt wird. Denn eine Auflösung von Titanchlorid in Wasser wird nicht durch Schwefelsäure gefällt. Aus der abfiltrirten Flüssigkeit kann dann die Titansäure, freylich nicht ganz frey von Tantalssäure, durch Ammoniak gefällt werden.

L ü b e c k.

Commentationes de locis quibusdam veterum scriptorum aut difficilioribus aut aliqua de causa memorabilibus; Particula prima, in qua de Sophoclis Oedipo Coloneo disputare instituit H. Kuhnhardt, scholae Catharinae Lubecensis Professor emeritus. 1838. 84 Seiten in 8.

Die vorliegende Schrift, veranlaßt als Glückwunsch bey der Säcularfeyer des Altonaer Gymnasiums, gibt einen erfreulichen Beweis, wie auch im höheren Alter die Liebe für die classische Literatur nicht erstirbt. Sie ist dem Meisterwerke von Sophocles, dem Oedipus auf Colonus gewidmet; indem sie einzelne dunkle oder auch verdorbene Stellen, gegen 70 an der Zahl, behandelt. Wir müssen uns begnügen, da wir nach dem Plane dieser Blätter von ihnen nicht im Einzelnen sprechen können, den Character der Behandlung im Ganzen anzugeben. Sie ist zugleich der Critik und der Interpretation gewidmet, doch fast mehr noch der letztern als der erstern. Der Verfasser ist frey von der Sucht emendieren zu wollen, sein Bestreben geht vielmehr dahin, die angenommenen Lesarten zu vertheidigen, wo sie sich vertheidigen lassen, wenn er auch, wo dieses nicht angeht, Verbesserungen nicht scheuet. Diese sind gewöhnlich von der leichtern Art, indem sie in geringen Veränderungen bestehen, und eben dadurch sich desto mehr empfehlen. Oft sind es nur Veränderungen der Endigungen, und besonders der Interpunction, wodurch die Dunkelheiten verschwinden, und der Sinn klar gemacht wird. So werden mehrere Stellen gereinigt, an denen bereits berühmte Critiker, von denen der Verf. dennoch mit großer Bescheidenheit spricht,

ihr kritisches Messer versucht hatten. Wir ziehen dieß den gewagteren Versuchen vor, selbst wenn durch diese auch eine Verschönerung gewonnen werden sollte, die nicht aus der Feder des Dichters kam. Die Methode des Verfassers gibt zugleich den sichersten Beweis von den sorgfältigsten Studien des Werks, ohne welche sie nicht hätte statt finden können. Wir können daher die Schrift auch besonders für den Gebrauch in Schulen empfehlen, da die Erklärung dadurch, in so manchen Stellen erleichtert wird. Der Verf. verspricht mehrere ähnliche Beiträge, da der vorliegende nur als der erste auf dem Titel angekündigt wird. Möge es ihm dazu nicht an Kraft und Gesundheit fehlen! Hn.

P f o r z h e i m.

Geschichte des Gil-Blas von Santilana, illustriert mit sechshundert ganz feinen Holzstichen. Erstes Heft, Bogen 1—20. Zweites Heft, Bogen 21—40, 1839. 4. (Bey Weunig und Fink.)

Diese Ausgabe in deutscher Uebersetzung gehört in die Classe der Prachtwerke, so wohl durch die Schönheit des Drucks und Papiers, als die Menge der Bilder, die dem Texte eingereiht sind, und wir können sie den Liebhabern solcher Werke um so mehr empfehlen, da die Abbildungen mit vieler Laune gemacht sind, und die Erzählung versinnlichen. Der Uebersetzer hat sich nicht genannt, die Beurtheilung derselben gehört nicht für unsere Blätter. Das Ganze wird in sechs Heften, das Heft zu 1 Gulden 30 Kreuzer geliefert werden. Hn.

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 24. August 1839.

B r ü s s e l.

Der dortigen Academie verdankt unsere Bibliothek zwey Bände ihrer neuesten Abhandlungen:

Nouveaux Mémoires de l'Académie Royale des Sciences et belles lettres. T. X. 1837.

Mémoires couronnés de l'Académie Royale des Sciences et belles lettres. T. XII. 1837.

Indem wir den Empfang derselben melden, begleiten wir ihn vorläufig mit unserm verbindlichsten Danke für die werthvollen Geschenke.

Ohne Angabe des Druckortes und Verlegers, aber höchst wahrscheinlich:

L e i p z i g.

Bey Brockhaus: Grî Sômadêva bhata virak'itê kathâsuritsâgarê kathâpîtham nâma prathamô lambakah: (Somadevas Meer der Ströme der Erzählungen: erster Stromfall: Stuhl der Erzählung genannt). 93 Seiten in 8.

Die hohe Wichtigkeit der indischen Märchen-
 sammlungen, welche, nach allem bis jetzt daraus
 bekannt gewordenen, die Quellen fast aller orien-
 talischen und eines großen Theils der occidentali-
 schen zu seyn scheinen, ist längst anerkannt, und
 Herr Hermann Brockhaus, welcher uns schon
 mit einer kleinen Abhandlung über dieselben (in
 den Blättern für litterarische Unterhaltung 1834.
 № 152 — 154.) und einer Probe der wichtigsten
 und angesehensten beschenkt hat (Gründung der
 Stadt Pataliputra und Geschichte der
 Upakosa. Fragmente aus dem Katha Sarit
 Sagara des Somadeva. Sanskrit und
 Deutsch von Hermann Brockhaus. Leipzig,
 F. A. Brockhaus 1835. 8. 16 und XV), er-
 wirbt sich kein geringes Verdienst, indem er mit
 dem hier zur Anzeige vorliegenden Hefte den An-
 fang zu einer vollständigen Herausgabe dieser letz-
 teren macht. Der indische Titel dieser Samm-
 lung ist der oben rubricierte; gewöhnlich aber
 wird sie *vrihatkathā* die große Erzählung,
κατ' ἐξοχήν genannt; sie selbst gibt sich jedoch
 nur für einen Auszug von dieser. Dies ist aber
 schwerlich wörtlich zu nehmen. Wenigstens scheint
 keine größere Sammlung der Art existiert zu ha-
 ben. Ob jedoch schon vor dieser Sammlung ein-
 zelne Märchen aufgezeichnet waren und hier erst
 zu einem gewissen Zusammenhange verarbeitet
 worden, oder ob diese Sammlung aus mündli-
 chen Erzählungen entstand, läßt sich natürlich noch
 nicht entscheiden. Eben so wenig läßt sich des
 Bearbeiters Zuthat von dem Ueberlieferten genau
 scheiden, obgleich man beide Elemente vielfach
 erkennen kann. Diese und ähnliche Untersuchun-
 gen, so wie Vergleichen der indischen Dar-
 stellung der Märchen mit den Formen, in wel-
 chen sie uns insbesondere durch die Araber be-

kannt geworden sind, werden am sichersten erst dann begonnen werden, wenn uns die indische Sammlung ganz vorliegt, wofür wir dem Eifer des Herrn Herausgebers hoffentlich recht bald zu danken haben werden.

Der Verfasser dieser Sammlung, Somadeva, schrieb sie, wie er am Ende selbst sagt, zum Vergnügen der Großmutter des Harscha-Deva. Letzterer war König von Kaschmir und regierte nach der kaschmirschen Chronik von 1113 — 1125 n. Chr. und in diese Zeit ungefähr haben wir also auch die Abfassung dieser Sammlung zu setzen. Nach den Mittheilungen derer, welchen das Werk schon ganz zur Hand war, zerfällt es in drey Abtheilungen; die erste erzählt die Entstehung und den göttlichen Ursprung des Werks; die zweyte die Geschichte des Königs Vatsa und seiner Gemahlin Vāsavadatta; die dritte die des eigentlichen Helden Naravāhanadatta. Jeder Theil enthält außer der eigentlichen Geschichte eine Menge eingeflochtener Märchen; insbesondere aber der letzte. Nach der im Werke selbst angegebenen Eintheilung I, 1, 4 — 9, zerfällt es in 18 lambakāh': Stromfälle und jeder von diesen in eine Anzahl Tarangāh': Wellen. Der erste dieser lambakāh' liegt hier vor uns und enthält 8 Wellen.

Ueber die Hülfsmittel, deren sich Hr Brockhaus bey der Herausgabe bediente, findet sich in diesem Hefte keine Auskunft, so wie es überhaupt nichts, als den indischen Text enthält. Ohne Zweifel wird uns eins der nächsten Hefte nähere Auskunft so wohl hierüber, als über des Hn Herausgebers ganzes Verfahren bringen. Einiges läßt sich jedoch schon aus der Vergleichung mit der schon bemerkten Probe entnehmen, deren beide Fragmente eben aus diesem ersten Abschnitt entlehnt waren. Aus der Vorrede erfahren wir

dort, daß Hn Brochhaus als critische Hülfsmittel nur zwey vollständige Handschriften zu Gebote standen — deren eine jedoch gegen das Ende sehr durch Würmer gelitten hatte — und eine sehr fragmentarische. Glossen und Commentare fehlen ganz. In wie fern diese critischen Hülfsmittel mit einander übereinstimmen oder abweichen, wird der Herr Verf. später ohne Zweifel mittheilen, um so mehr, da die Gestalt, welche die beiden in der Probe mitgetheilten Fragmente dort haben, von der in der vollständigen Ausgabe nicht wenig abweicht und man sonst nicht recht weiß, ob die in der zweyten Ausgabe gegebenen Leseweisen sich auf eine Handschrift oder Conjectur gründen. So findet sich z. B. in I, 3, 48 in der vorliegenden Ausgabe tannimittam, wo die Probe (Pātāliputr. 3.) étannimittam hat, wodurch das Metrum richtig wird, welches bey der jetzigen Lesart gestört ist; I, 3, 49 hat die neue Ausgabe tau, die a. (Pat. 4.) tam; I, 3, 51 die n. putrakō 'vadīt, wo die a. vāk'am, was in der That keinen Sinn gab; I, 3, 63 ist in der n. rahas gewiß nur zufällig ausgelassen; I, 3, 65 hat die n. étad upōdghātam, wo die alte entschieden richtiger étam upōdgh.; I, 3, 71 hat die n. prasuptasja, wo die a. prajuktasja; I, 3, 72 hat in der n. prātas tu für das a. prāptas tu; und abhig'nānāt für abhig'nānais; I, 3, 76 hat die n. tatra sa für das a. satatra, wodurch das Metrum richtig geworden ist. In I, 4, 12 hat die n. g'ātāsthō, wo die a. (upak. 10) g'ātō 'smi, und das neue entschieden vorzuziehen; I, 4, 19 hat die n. avagam, wo die a. richtig avasam. I, 4, 26a dhanam für das a. ghanam und 26b nig'am für das a. dhanam, beidesmahl gut; I, 4, 40 kartavjāsanvidam, wo a. kartavjām sanvidam; I, 4, 41 richtig

âpâta, für das a. pâta; I, 4, 46 atra sankê-tam für das a. anja sank.; I, 3, 65 majâ, wo alt aham; I, 4, 70 sanmùkhê für a. sanmùkha; I, 3, 83 gîlaguptânâm, wo a. guptagî-lânâm; I, 3, 84 nirvasitâ für das a. vivasitâ. Es ist keine Frage, daß größtentheils die Lesarten der neuen Ausgabe denen der alten vorzuziehen sind; allein mehrfach scheinen sie Conjecturen, worüber wir für diese und andere Fälle, wo der Hr Herausgeber sich genöthigt gesehen hat, Conjecturen in den Text zu nehmen, um Aufklärung bitten. Setzt, wo keine Auskunft der Art vorliegt, nehmen wir noch keine Veranlassung über die Critik des Textes genauer zu sprechen. Dagegen können wir es nicht umgehen, einige Worte in Bezug auf die Neuerung fallen zu lassen, welche der Herr Herausgeber in der Wortabtheilung eingeführt hat. Im Uebrigen hat er nämlich die Bopp'sche Wortabtheilung angewendet, und weicht darin nur von ihm ab, daß, während Bopp, wo die schließenden und beginnenden Reinlaute coalescieren, diese Lautverbindung bestehen läßt und am Schlusse des ersten Wortes graphisch ausdrückt, dagegen zu Anfang des zweyten den Mangel des ihm etymologisch gebührenden Reinlauts nur durch einen oder zwey Apostrophe bezeichnet, z. B. hasatî 'va für das indische hasa tî va das Schlegelsche hasatîva und das etymologisch richtige hasati iva — Hr Brockhaus die Lautverbindung gar nicht durch die dadurch entstandenen Laute ausdrückt, sondern die getrennten Wörter ihrer etymologischen Schreibart gemäß drucken läßt und nur durch einen zu Anfang des zweyten Wortes gesetzten Apostroph anzeigt, daß die Lautverbindung bey dem Lesen bewerkstelligt werden soll, also z. B. hasati 'iva schreibt, oder statt des indischen bu ddhjai va,

des Schlegelschen buddhajaiva, des Bopp'schen buddhjai 'va: buddhjä 'eva. Es sieht ein jeder, daß in diesen Fällen die selbst bey der Bopp'schen Schreibweise für den Anfänger bestehende Schwierigkeit, die etymologisch richtigen Laute zu erkennen wegfällt; allein es wird hiermit zugleich ein ganz neues Princip in die Schreibweise des Sanskrits eingeführt, was bey der Bopp'schen gar nicht der Fall ist. Die in den Sanskrit-Schriften überlieferte Schreibweise schließt sich nämlich eng an die Aussprache; sie ist gewissermaßen eine orthoëpische; von ihr weicht dem Wesen nach weder die Schlegelsche, noch auch die Bopp'sche ab; die Verschiedenheiten dieser drey Schreibweisen bestehen nur in unwesentlichen Aeusserlichkeiten; in allen ist im Allgemeinen derselbe Vers z. B. mit denselben Buchstaben und derselben Anzahl davon geschrieben; nur sind sie auf verschiedene Weise von einander getrennt. Herr Brockhaus dagegen schreibt in dem einzelnen Falle, wo Wörter, welche mit Reinclauten schließen und beginnen, zusammen treffen, sie in ihrer vollen etymologischen Gestalt, ohne Rücksicht auf die euphonischen Veränderungen; er hat daher andere und mehr Buchstaben. Dieses Princip ist aber wiederum nur in diesem einzelnen Falle geltend gemacht; eben so viel Gründe und dasselbe Recht spräche dafür, es auch auf das Zusammenreffen von Consonanten auszudehnen. So halb angewendet, wie von dem Hn Herausgeber geschehen ist, könnten wir es auf keinen Fall billigen; lieber fast würden wir es mit Consequenz ganz durchgeführt sehen, obgleich wir für unsere Person uns dazu am meisten neigen, die Eigenthümlichkeiten einer Sprache auch in ihrer graphischen Darstellung so weit als irgend möglich zu bewahren und nur das absolut nachtheilige

aufzugeben. Wir würden uns so nahe als irgend thunlich an die indische Schreibweise halten, und außer in Büchern, welche für den Gebrauch von Anfängern bestimmt sind, nicht weiter, als Lassen gehen. Wenn zu große Schwierigkeiten entstehen, muß sie die Interpretation heben.

Was den Inhalt dieses ersten Abschnitts der Märchensammlung betrifft, so ist es in der Kürze folgendes.

Siva, von seiner Gemahlin aufgefordert, ihr eine Geschichte zu erzählen, theilt ihr, nachdem er befohlen hat, niemand herein zu lassen, die Geschichte der 7 Genien, die große Erzählung vrihatakathā mit. Ein Genius (gan'as) Puschpadanta schleicht sich dennoch, durch die Macht des Joga ungesehen, ein und hört alles; er erzählt es seiner Frau; diese verbreitet es weiter. Darüber erbittert, verflucht Sivas Gemahlin den Puschpadanta und den für ihn Fürbitte thuernden Mäljavān, als Menschen geboren zu werden; das Ende des Fluches solle für Puschpadanta eintreten so bald er einem gewissen Kanabhūti, der in einen Visatscha verwandelt ist, begegne, sich seines Ursprung erinnere und ihm die göttliche Erzählung mittheile; so bald Mäljavān dem Kanabhūti begegne und von ihm die Erzählung höre, soll Kanabhūtis Fluch zu Ende seyn, und so bald Mäljavān diese Geschichte den Menschen bekannt gemacht habe, ist auch er erlöst. Puschpadanta wird als Mensch der berühmte Grammatiker Vararuk'i oder Katjājana; Mäljavān wird als Gunādhja geboren. Schon in der zweyten Welle begegnet Vararuk'i dem Kanabhūti und erfüllt die Bedingungen, unter denen er wieder befreyt werden soll. Nachdem er dem Kanabhūti die Geschichte der 7 Genien erzählt, bittet ihn dieser auch um Mittheilung dessen, was ihm im

Menschenleben begegnet ist; er erzählt ihm nun wie er sich zum Gelehrten gebildet, wobey manche kleinere und größere Märchen eingeflochten sind, wie er die Upakosa geheirathet, auf welche Weise einer seiner Mitschüler sich zum König gemacht habe, und er sein Rath geworden, später in Ungnade gefallen sey, habe getödtet werden sollen, von seinem Collegem verborgen worden sey, endlich, da sich der König voll Reue seiner erinnerte, wieder zu ihm geführt sey, aber, da er hörte, daß sich seine Frau auf die Nachricht von seinem Tode habe verbrennen lassen, in die Einsamkeit habe gehen wollen, wo er denn den Kanabhuti antraf. Diese Geschichte ist reich an Facten und untermischt mit mehr oder minder interessanten Episoden. Am Ende derselben geht er und kehrt zu seiner Urgestalt in den Himmel zurück (Tarāṅga 2—5.). In der sechsten Welle tritt Maljavan unter dem Namen Gunadhja auf; so bald er Kanabhuti erblickt, erinnert er sich seiner Abstammung und bittet ihn um Mittheilung der göttlichen Geschichte, um von seinem Fluche erlöst zu werden. Kanabhuti will jedoch erst seine Begebenheiten hören. Gunadhja erzählt nun, wie er Rath bey dem König Sātavāhana geworden, und wie er in Unglück gerathen sey. Sein Unglück ist auf eine überaus sonderbare Weise mit den Regeln der Vokalverbindungen im Indischen und mit der Abfassung einer kurzen Sanskrit-Grammatik verbunden, so wie ja auch der Grammatiker Vararuk'is die eine Hauptperson dieses ersten Abschnitts ist und selbst der berühmteste indische Grammatiker Pānini eine bedeutende Rolle in ihm spielt. Der König Sātavāhana, erzählt Gunadhja, spielte einst im Wasser mit seinen Frauen und besprühete sie. Da sagte ihm eine mōdakais schlage mich; mōda-

kais steht hier durch Zusammenziehung für mā udakais, das heißt: nicht mit Wassern; nun gibt es aber auch ein einfaches mōdakais, das heißt: mit Beckerbissen. Die Königin meinte jenes; der König aber nahm es in diesem Sinne und ließ Beckerbissen bringen; nun lachte ihn die Königin aus und nannte ihn einen Ignoranten, weil er die Contractionregeln nicht kenne. Der König nimmt sich dies sehr zu Herzen; enthält sich fortan aller Vergnügungen, spricht nicht und sitzt stät in Gedanken; endlich bringt der Colleague des Gunadhja, Sarvavarma, den König zum Reden und nun fragt er jenen, in wie viel Zeit jemand, wenn er angestregten Fleiß zeige, Pandit werden könne; er antwortet: zwölf Jahre bedürfe man zur Grammatik; er aber wolle sie den König in sechs lehren. Voll Meid verspricht Sarvavarma dasselbe in sechs Monaten zu leisten; darüber erzürnt sich Gunadhja und schwört, wenn Sarvavarma dies vermöge, wolle er alle drey Sprachen, Sanskrit, Prakrit und die Volkssprache aufgeben. Durch ungeheure Büßungen erlangt es Sarvavarma, daß er sein Versprechen halten kann, und so entsteht die kurze Grammatik von Sarvavarma, kalāpa genannt. Gunadhja muß nun schweigend in den Wald gehen; zwey Schüler begleiteten ihn. Nach einigen Episoden wird nun bemerkt, daß Kanabhuti dem Maljavan die göttliche Geschichte mittheilte und dann von seiner Erlösung Gebrauch macht. Maljavan macht sich nun an die Erfüllung seiner Pflicht. In der Pisatscha-Sprache schreibt er mit seinem Blute in sieben Jahren die sieben Geschichten auf und sendet seine Schüler mit dem Manuscripte an den König Satavahana. Der König verschmäht es. Nun liest und verbrennt es Maljavan Blatt für Blatt; bloß ein Buch,

die Geschichte des Naravâhanadatta, läßt er übrig. Unterdeß bilden alle Thiere des Waldes, unbeweglich, der Nahrung vergessend, einen Kreis um ihn und hören ihm mit Thränen in den Augen zu. Da wird der König krank; die Aerzte geben dem Genuß von trockenem Fleische die Schuld; die Köche sagen sie erhielten von den Jägern kein anderes. Diese theilen nun mit, was im Walde vorgehe, daß die Thiere lieber hungerten als ein Wort von dem verlören, was ihnen ein Brahmane dort vorlese; daher sey das Fleisch so trocken. Der König eilt nun in den Wald und empfängt das noch erhaltene Buch. Auch Masjavan hat nun seine Pflicht erfüllt; und kehrt zu seinem höheren Leben zurück.

Dieses ist ungefähr der Inhalt dieses ersten Abschnitts; auffallend ist hier, daß das Werk zuerst in der Visatscha Sprache abgefaßt seyn soll. Sollte darin eine Andeutung liegen, daß diese Märchen entweder bey dem niedern Volke gang und gäbe waren, oder bey den Bergstämmen, denen man die Visatscha Sprache zuschrieb? (vgl. Lassen Institutiones linguae Prascriticae p. 15).

— Die Sprache, in welcher sie uns bald vorliegen werden, scheint dem ersten Abschnitte nach zu urtheilen im Ganzen sehr einfach zu seyn.

Druckfehler haben wir nicht sehr viele bemerkt; I, 2, 44 lese man: tēna f. nēna; 3, 72 taih' f. tai; 5, 58 kh'uddhis f. kh'udis; 6, 134 Carvavarmâ f. Carvavarvâ; 7, 37 jântj f. jântaj; 7, 111 b ist ein Fehler im Metrum, welcher sich leicht durch Conjectur verbessern ließe, wenn er nicht durch die Handschriften zu heben wäre.

P a r i s.

Traitement du Cancer, Exposé complet de la méthode du Dr. Canquoin, excluant tou-

te opération par l'instrument tranchant, suivi des modifications qu'il a apportées dans le traitement ordinaire des ulcères de l'utérus et d'un très grand nombre d'observations. 3. édition. 1838. 449 Seiten in 8.

Der lange Titel mit den drey Auflagen, die das Buch erlebt haben soll, so wie der saubere Druck und Papier ziehen unwiderstehlich an. Um so unangenehmer fühlt man sich aber geteuschet, wenn man auf den 449 Seiten kaum etwas findet, was man nicht gelesen zu haben bedauern müßte. Nichts als eine flache Darstellung des Bekannten, und unter 126 vom Verf. beobachteten Fällen von Carcinom kaum einer der von pathologischem Interesse wäre. Kurz das Buch scheint eine der vielen jährlich in Paris erscheinenden, ephemeren Productionen zu seyn, die nur geschrieben werden, um an den Straßenecken mit riesenhaften Lettern affigiert, die Aufmerksamkeit des großen Publicums auf die unfehlbare Methode des Verfassers zu richten.

Diese Methode, die der Verfasser sich als die seinige vindiciert, besteht bekanntlich in der äußeren Anwendung von salzsaurem Zink, welches er in Form einer Aetzpaste auf den Cancer legt. In der Vorrede schon versichert er auf diese Weise seiner Patienten geheilt zu haben. Diese Behauptung hat nichts Auffälliges, so bald man, nach der S. 5 gegebenen Definition, sieht, was der Verfasser alles unter Krebsübel versteht. Sehr naiv erklärt er nämlich jede genauere Unterscheidung von Krebs und nicht krebshaftem Uebel für unwichtig und minutiös: 'jede Degeneration der Gewebe, welche entschiedene Neigung zu wachsen und zu ulcerieren zeigt, ganz abgesehen vom Aussehen und Consistenz, so wie von Suppuration und cancinierenden Schmerzen, welche beide vor:

handen seyn oder fehlen können' ist dem Verf. Krebs, und die stäte Ursache desselben ist fehlerhafte Innervation des afficierten Theiles!

Nach dieser umfassenden Definition dürfen wir uns nicht wundern, wenn, wie der Verf. behauptet, $\frac{7}{10}$ der Einwohner von Paris mit Krebs behaftet sind — eine Behauptung, die nach unsern Begriffen von Krebs durchaus übertrieben und unrichtig erscheint. Es hat Ref. durchaus nicht scheinen wollen als kämen Krebsübel in Paris häufiger vor, wie bey uns zu Lande. Freylich findet man in den einzelnen Spitälern, wie z. B. in der Salpetrière, eine beträchtliche Anzahl von Individuen mit diesem Uebel behaftet; es erscheint dieselbe aber verhältnißmäßig nicht zu groß, wenn man sie mit der Bevölkerung der Anstalt vergleicht, und nicht vergißt, daß diese einer Menschenklasse angehört, welche fast ohne Ausnahme ein von Debauchen oder Entbehrungen aller Art bezeichnetes Leben führte.

Die Behandlung des Cancer betreffend will der Verfasser, wie schon der Titel zeigt, die blutige Operation durch Cauteria potentialia ersetzt wissen. Nach vieljähriger Anwendung der verschiedenen Caustica, von denen S. 27 eine Zusammenstellung gegeben wird, gelangte er zu dem Resultate, daß salzsaures Zink von allen am heilsamsten wirke. Salzsaures Zink und Roggenmehl zu gleichen Theilen mit so viel Wasser angefeuchtet, daß 30 — 40 Tropfen auf die Unze des angewandten Zinks kommen, wird zu 1 bis 4 Linien Dicke auf den krebssigen Theil gelegt, und so oft wiederholt bis alles Krebsige zerstört ist. Vielfache Modificationen dieser Formel und Behandlungsweise werden S. 66 mitgetheilt; dann folgt die Aufzählung der Fälle, in welchen durch diese Behandlung der Krebs geheilt wurde.

Bei der Behandlung der Ulcerationen des Collum uteri (S. 321) verfällt der Verf. wieder in den schon oben gerügten Fehler. Er betrachtet jedes am Collum uteri vorkommende Geschwür als mit Krebs identisch. Die so wichtige symptomatologisch-ätiologische Unterscheidung dieser Ulcerationen wird hier gänzlich vermisst.

Den bei Therapeutik der Uteringschwüre so beliebten Sitzbädern zieht der Verfasser wohl mit Recht die allgemeinen Bäder vor, weil die ersteren die Congestion zum leidenden Theile nur vermehren. Vollkommene Ruhe des Körpers bei horizontaler Lage ist zur Heilung dieser Geschwüre eben so unerlässlich, wie zur Heilung der Ulcera cruris. Eben so richtig ist die Rüge des Verfs., daß in Frankreich die Uteringschwüre zu häufig ohne alle Berücksichtigung ihres jedesmaligen Characters durch Aetzen mit salpetersaurem Silber und Quecksilberoxydul behandelt werden. Allein der Verf. bezeichnet nicht die Fälle, welche für diese Behandlungsweise nicht geeignet, und verwirft beide Cauteria nur um ein anderes, die PASTE von salzsaurem Zink an ihre Stelle zu setzen. Er führt ein Speculum ein, bringt durch dieses das Aetzmittel, von einem Heftpflasterstreifen zusammen gehalten, ein, erhält es durch einen hinterher eingebrachten feuchten Schwamm in der Lage, und läßt es 5—6 Stunden in Berührung mit dem kranken Theile. Je weniger anhaltende Schmerzen das Cauterium erregt, desto wirksamer ist es; gegen sehr schmerzhaftes Uteringschwüre darf es daher nicht angewandt werden. Die aufgeführten Krankheitsfälle sind von keinem besondern Interesse. B. L—f.

L e y d e n.

Bei S. und J. Luchtmans, 1838: Historia

Jemanae sub Hasano Pascha, quam e Codice Ms: Arabico Bibliothecae Academiae Lugduno - Batavae edidit atque annotatione et indice geographico instruxit Antonius Rutgers, Theol. Doct. et L. L. O. O. Prof. in Acad. Lugdano - Batava. XII u. 219 Seiten gr. Quart.

Das arabische Werk, aus welchem diese Geschichte von Jeman genommen ist, führt den Titel *الروض الحسن* Hortus pulcher, de historia rerum gestarum Paschae Hasani und ist verfaßt von Amir Ben Muhammed el-Ro'ami, welcher in den Diensten des Izz ed-Din und Schems ed-Din, Fürsten von Kaukeban, stand und auch eine Geschichte des Izz ed-Din geschrieben hat, betitelt Hortus floridus. Der Verf. nahm an den von ihm erzählten Ereignissen selbst den thätigsten Antheil, war also genau davon unterrichtet, und daß er sie der Wahrheit gemäß berichtet, ist aus der ganzen Darstellung nicht zu bezweifeln. Nithin ist das Werk für die Geschichte von Arabien von großer Wichtigkeit, da es für die neuere Zeit fast das einzige ist, und Hr R. hat sich durch die Herausgabe desselben ein um so größeres Verdienst erworben, als der diesen Abschnitt betreffende Theil von Hammers großem Geschichtswerke gewiß nur aus Mangel ergiebiger Quellen sehr kurz behandelt ist. — Die oft etwas weitläufige und zur Vulgärsprache stark hinneigende Diction, so wie die in der Erzählung mehrmahls nicht genau befolgte Zeitfolge veranlaßte Hr R. statt einer vollständigen Herausgabe eine eigene Bearbeitung zu liefern, wobey jedoch an mehreren Stellen das Original genau wiedergegeben ist, wie es manche in den Anmerkungen im arabischen Texte mitgetheil-

te Stücke zeigen, welche zugleich als Proben des Styls des Verfs dienen. Hiernach zerfällt das Werk jetzt in eine Einleitung, worin der Zustand Arabiens im X. Jahrhundert d. H. im Allgemeinen geschildert wird, und in sieben Capitel, worin die Unternehmungen des von dem Sultan Morad III. über Jemen eingesetzten Pascha Hasan in den Jahren 988 — 93 d. H. (1580 — 85) beschrieben werden. Wegen der Menge der hier handelnden Personen ist es schwer, eine gedrängte Uebersicht des Ganzen zu geben, wir müssen deshalb unsere Leser auf das Werk selbst verweisen. Der Werth der vorliegenden Bearbeitung wird noch erhöht durch den Index geographicus, worin etwa 80 in dem Buche vorkommende geographische Namen, über die man größtentheils sonst nicht leicht etwas findet, ausführlich erklärt werden, zu dessen Anfertigung dem Herausgeber einige arabische Geographien der Leydener Bibliothek zu Gebote standen, aus denen er in den betreffenden Artikeln immer auch den arabischen Text mittheilt.

F. W.

L e i p z i g.

Bey F. Wunder, 1838 — 39. The modern english comic Theatre. With notes in german, for the study of english conversation in its present state.

Der zu London lebende Herausgeber bezweckt, zwölf der neuesten englischen Lustspiele und Possen als ein Hülfsmittel zur Kenntniß der Umgangssprache der mittlern und niedern Classen des englischen Volks mitzutheilen, begleitet mit erleichternden und die Eigenthümlichkeiten der Sprache erklärenden Noten. Bis jetzt sind bereits 7 Heftchen, eben so viele einactige Stückchen von 25 — 32 S. in Taschenformat enthaltend, und sehr zier-

lich gedruckt, erschienen. Die Absicht des Herausg. so wie die geschmackvolle Auswahl ist nur zu loben. Wir haben uns an diesen 7 dramatischen Kleinigkeiten vergnügt, und sind überzeugt, daß so wohl ältere als jüngere Leser die Bekanntschaft mit ihnen nicht bereuen werden. Der kleine Raum, in welchem die Verfasser solcher Farcen sich bewegen müssen, läßt allerdings nichts Vollendetes, auch keine stark verknüpfte Intriguen, und nur Umrisse und einfache Handlung erwarten; und in dieser Hinsicht zeigen die Verfasser der vor uns liegenden Bühnenspiele, nämlich: Wilks, Drenford, Banly und Dance nicht gewöhnliche Gewandtheit in kleinen, recht gut und umsichtig nach dem Leben gefertigten Bildern. Die Noten sind nicht durchgängig zweckgemäß: sie sind zu sparsam gegeben, wenn sie Anfänger belehren sollen, was wir in dem Plane des Sammlers liegend glauben: er würde sonst nicht Wörter als: why, won't, odd, beau, a bit, to make haste, description, china, ground-floor, about, finery u. s. w. verdeutscht haben; während andere, seltner vorkommende und nur dem Geübtern bekannte Wörter und Redensarten übersehen sind. Im 4. Hefte ist ferner № 82. bolt, feck, irrthümlich angegeben, es muß hier heißen: bolt (upright) pfeil-kerzengerade [upright as an arrow. Johnson]. Die Bemerkung № 19., daß Sixpence bis vor 2 Jahren die kleinste Silbermünze war, ist eben so wenig richtig. Freunde der edlen Münzlust, wie sie Madal nennt, wissen, daß vom 13ten (höchst wahrscheinlich schon früher) bis zu Anfang des 19ten Jahrh., jedoch in geringer Zahl, 1 — 4 P. Stücke in Silber geprägt wurden, und wir selbst besitzen mehrere von Heinrich IV., Elisabeth, Jacob II., Georg III. und IV.

Mifed.

S t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 26. August 1839.

H a m b u r g.

Bey Fr. Verthes, 1839. Geschichte von Rügen und Pommern. Verfaßt durch F. A. Bartschold. Erster Theil. Von den ältesten Zeiten bis auf den Untergang des Heidenthums. XII u. 585 Seiten in 8.

Der Verf. hat für die Abfassung dieses Werkes, welches Er Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Preußen gewidmet ist, nicht bloß Pommern, sondern auch dessen Nachbarländer zwischen Elbe und Weichsel, auf seinen Wanderungen gründlich kennen zu lernen sich bemüht. Er ist im Stande, dadurch, daß er aus eigener Anschauung über alle die Stätten, welche von besonderer historischer Wichtigkeit sind, berichten kann, seiner Darstellung ein gewisses Leben zu verleihen, welches man bey Schilderungen ähnlicher Art so ungern vermißt. Nur möchten wir uns hinsichtlich der Zweckmäßigkeit der befolgten Deconomie dieses Werkes einige Zweifel erlauben. Der vorliegende Theil reicht, wie oben bemerkt ist, nur bis zum Untergange des Heidenthums, also bis zu

einer Zeit, wo zuerst der Historiker anfängt, festen Grund und Boden für seine Arbeit zu gewinnen. Sollten die nachfolgenden Begebenheiten, an denen das Interesse in eben dem Grade wächst, als gleichzeitige und heimische Quellen immer reichlicher fließen, in drey Theile gezwängt werden können, wie der Verf. solches beabsichtigt, ohne mit diesem ersten hinsichtlich der Behandlung des Stoffes in einem auffallenden Misverhältnisse zu stehen? Referent glaubt sich um so mehr berechtigt, dieses zu bezweifeln, als ihm die in Raumers historischem Taschenbuche, Jahrgang 1839, abgedruckte Abhandlung des Verfassers über 'deutsches Bürgerthum in Pommern um die Mitte des 15. Jahrhunderts' zeigt, bis zu welchem Grade derselbe den Entwicklungen deutschen Lebens in Stadt und Land zu folgen weiß und er bedauert im voraus, daß sich der Verfasser über Zeiten, deren Gestaltungen ihm durch frühere Studien vorzugsweise bekannt sind und für die durch die einzigen Ranzow und Cassow so reiche Quellen ihm fließen, kürzer wird fassen müssen, als einem seiner Leser lieb seyn dürfte.

Der vorliegende Theil zerfällt in zwey Bücher, deren erstem eine Einleitung voran geschickt ist (S. 1 — 86), in welcher der Verfasser eine umfassende Schilderung der Verhältnisse Pommerns, der Eigenthümlichkeiten seiner Fluren, ja merkwürdiger Weise sogar eine Uebersicht der Flora dieses Landes bietet. Wir sehen uns dadurch mit der Formation und den Kräften desselben befreundet, ehe wir auf das Volk stoßen, welches seiner Durchbildung entgegen geführt werden soll. 'Aber hier, heißt es S. 86, tritt uns zu Anfang eine chaotische Nacht entgegen; denn wie die Gestaltungsarbeit der Erdoberfläche' ohne Zeugen war,

und die Wissenschaft nur schüchtern wagt, ihre Schlüsse aus einzelnen Spuren des Schöpfungs-dramas zu ziehen, so hat kein Ohr die ersten Tritte menschlicher Wesen in dem unwirthlichen, noch wald- und sumpfbedecktem Lande, beläuscht und ist von dem ersten vorüber gehenden oder heimatlichen Verweilen der Ankömmlinge keine sichere Andeutung geblieben.' Der Verfasser bemüht sich, aus den spärlichen Mittheilungen, welche uns das classische Alterthum über die Bewohner der Dniepropvinzen bietet, ein zusammenhängendes Bild zu schaffen, dessen Lücken oder aus kühnen Combinationen erwachsenen Ausführungen in der Aufgabe selbst ihre genügenden Entschuldigungen finden. Bey Gelegenheit des ältesten germanischen Lebens erklärt sich der Verfasser entschieden und aus den gewichtigsten Gründen dahin, daß nicht auf Rügen der Sitz des Nerthus-Dienstes zu suchen sey; schon deshalb nicht, weil diese noch jetzt nur durch ein schmales Fahrwasser vom festen Lande getrennte unstreitig erst im 14. Jahrhundert gebildete Insel unmöglich jene insula in oceano des Tacitus abgeben kann. Sodann erörtert der Verfasser die Auswanderungen der germanischen Stämme von den Gestadeländern des baltischen Meeres und führt uns in die Zeit, in welcher wir in den einst germanischen Landen nur slavische Bevölkerung finden. Es sey uns vergönnt, bey dieser Gelegenheit noch ein Mahl auf die früher besprochene Vertheilung des historischen Stoffes für dieses Werk zurück zu kommen. Der Verfasser hat mit großem Fleiße die Angaben der verschiedensten Zeiten über Wanderung der Slaven und die durch sie erfolgte Besitznahme germanischer Districte zusammen gestellt; er fügt, wie billig,

seine eigene Ansicht hinzu; er versucht es, aus diesen abgerissenen, bunten Fädchen ein Gewebe zu bilden, in Betreff dessen im günstigsten Falle des Meisters Scharfsinn und kunstfertige Hände gelobt zu werden verdienen. Aber gewonnen kann damit wenig werden, da bey Ermangelung historischer Grundlage nur auf dem Wege der Combination verfahren werden kann und ein dem Anscheine nach mit kühner, fester Hand aufgeführtes Gebäude immer nur dazu dient, um jedem nachfolgenden Bauherrn das Material zu neuen Versuchen zu bieten. Deshalb bedauert Referent den Aufwand an Raum, welcher in vorliegendem Werke Untersuchungen angewiesen ist, die einer auf diesen Gegenstand sich beschränkenden Arbeit angehören mögen, und die den Verfasser zwingen, sich über spätere Zeiten, in deren Verständniß er so glücklich eingedrungen ist, und deren hohe Bedeutung für die Geschichte des deutschen Lebens so unverkennbar hervor tritt, weniger umständlich auszulassen. Daß der Verf. die in älteren polnischen Chroniken enthaltenen Sagen slavischer Völker in den Kreis seiner Forschungen hineinzieht, verdient Dank. Die allgemeine Charakteristik der alten Slaven findet Ref., wenn gleich kürzer, doch ungleich treffender, anschaulicher von Stenzel gegeben. Dann geht die Erzählung zu den in Sage und Dichtung verschwimmenden Kämpfen der Slaven mit den Dänen über und erörtert die Kriege mit den Franken Karls des Großen, bey welcher Gelegenheit (S. 210) auch der Selzer Friede wieder auflebt. Das achte Kapitel ist der Erzählung über die erste Verbreitung des Christenthums unter den Ostseeslaven gewidmet.

Das zweyte Buch umfaßt den Zeitraum

der Herrschaft der sächsischen und fränkischen Kaiser. Bey der (S. 276. Note 1) aus von Leutsch (Markgraf Gero) genommenen Erklärung von Suithleiscranne hätten billig die Erläuterungen Bedekinds (Noten, Heft I. S. 20 f.) nicht übersehen werden sollen; es würde alsdann der Verf. die civis Cocarescemiorum selbst nicht mit geringer Wahrscheinlichkeit in Garz an der Oder gesucht haben und ihm wäre über den Fluß Raxa, 'über welchen wir wieder in Ungewißheit sind', die Auskunft geboten. Für die Geschichte Pommerns finden wir in den auf 20 Seiten geschilderten Kämpfen Heinrichs I. und Ottos I. mit den Slaven direct keinerlei Erläuterung. Ergiebiger ist dagegen das zweyte Kapitel, welches, mit Benutzung der isländischen Sagas, den Einfluß der Dänen auf die pommerschen Küsten beschreibt. Harald von Jütland gelang es, in dem durch keine deutsche Markgrafen geschützten Lande an den Odermündungen (Jom, Jumne) seine Herrschaft geltend zu machen, zu einer Zeit, als bereits im Süden der Insel Wollin gewerbfleißige Slaven die gleichnamige Stadt gegründet hatten, deren Benennung die dänische Zunge in Sulin umwandelte. Von hier aus erstreckte sich damahls ein blühender Handel nach den Staaten der Moslim am caspischen Meere, wie die am Strande der Ostsee häufig gefundenen Dirhems beweisen, welche, ihrem Gepräge nach, nicht über die Zeit des 11. Jahrhunderts herauf reichen. Ueber die Art und Weise dieses Verkehrs, über die für denselben benutzten Land- und Wasserstraßen, die der allerdings wenig zuverlässige Fischer in seiner Geschichte des Handels so umständlich anzugeben weiß, hat Ref. bey dieser Gelegenheit vergebens einigen Aufschluß erwartet.

Den Besitz dieser Gegenden seiner Herrschaft zu sichern, legte Harald — nach der Ansicht des Verfassers an der Mündung der Swine — gegen Ende der siebenziger Jahre des zehnten Jahrhunderts die Somsburg an. Für die Zeit des Abfalls der Slaven unter Otto II. und III. sind begreiflich zunächst die Erzählungen von Adam, Helmold, Ditmar und Saxo Grammaticus hier beachtet. Die Geschichte dieser slavischen Stämme, die wir seitdem mitunter in einem großen Bunde, von den Polen bis zu den westlichen Obotriten, gegen die christlich germanische Herrschaft, dann wieder unter einander kämpfen sehen, gestaltet sich in diesem Zeitraume immer verworrener. Um das prächtig geschilderte Rethra (am rechten Ufer der Tollense) rangen die nächstwohnenden Stämme mit einander; Somsburg und Julin, die sich der Herrschaft der Dänen zu entziehen trachteten, löst 1042 durch ihre von Magnus herbeigeführte Vernichtung. Wenn der Verf. bey Gelegenheit des Todes von Gottschalk den Tod Herzog Bernhards II. von Sachsen in das Jahr 1062 setzt, so muß diese Angabe, die sich wahrscheinlich auf die etwas gezwungene Rechnung von Lambecius stützt, dahin berichtigt werden, daß Bernhard II. nach den gründlichen Erörterungen von Wedekind (Hermann, Herzog von Sachsen. S. 63) am 29. Junius 1059 starb. Im sechsten Kapitel wird die viel bekannte Stelle des Chorberrn Adam (lib. II. cap. 69.) über das wieder aufblühende Julin erörtert. Somsburg und Julin werden durch den genannten Chronisten zu einem Bilde verschmolzen, für dessen Glanz keine Uebertreibung gespart wird. Dieses Bild gewinnt durch den sonst über slavische Verhältnisse wohl unterrichteten Helmold an

Bedeutung. Der Pfartherr von Bosow schuf die prächtige Zauneta (durch Abschreiber später in Veneta verwandelt) und bot, dadurch dem viel gelesenen Kranz Gelegenheit, seinen Schilderungen über diese Stadt, die er von Julia unterscheidet, Eingang zu verschaffen. Im siebenten Kapitel finden wir die Kämpfe der Pommern gegen die Polen und der ersteren endliche Unterwerfung (1107) durch Boleslav III., im achten Kapitel den 1121 unternommenen Kreuzzug der christlichen Nachbarn gegen die Pommern. Die beiden nachfolgenden Kapitel verbreiten sich über die innern Verhältnisse des Landes, und besprechen die Stellung des Fürsten und die Abstufung der Stände, Handel, Städterwesen, Rechtsverhältnisse, Kriegsverfassung, Religion, geistige und sittliche Cultur.

Hinsichtlich der Sprache dieses durchaus dankenswerthen Werkes sey die Bemerkung vergönnt, daß sich dieselbe, wie sich schon aus einer oben angezogenen Stelle des Verfassers ergibt, mitunter gezwungen, überschwänglich zeigt, wenn schon nicht in dem Maße, wie in dem Leben Georgen von Frundsberg. Hab.

D a r m s t a d t.

Bey C. Dingeldei, 1839., Instruction für die Betriebs-Regulierung und Holzertragschätzung der Forste. Von G. W. Freiherrn v. Wedekind. Durch Beispiele erläutert, nebst einem Hefte mit Mustern und Ertragstafeln. 239 Seiten in Octav.

Als im Jahre 1834 die 'Anleitung zur Betriebs-Regulierung und Holzertrags-

schätzung der Forste' des Hn Verfs dieser Instruction erschien, ward sie in Stück 134 u. 135: des Jahrganges 1834 dieser Blätter angezeigt und beurtheilt. — Anstatt einer bald nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe gewünschten neuen Auflage jener Anleitung etc. läßt der Herr Vf. nunmehr diese Instruction folgen. Dem Rec. jener Anleitung ist die Pflicht auferlegt auch diese Instruction in das Publicum einzuführen; — eine Pflicht, die er um so lieber übernimmt, als er sich dabey auf die frühere Empfehlung eines alten, längst mit allen Männern von Sache vertraut gewordenen Bekannten beziehen darf.

Allerdings ist ein wesentlicher Unterschied vorhanden zwischen Theorie und Praxis oder zwischen Aufstellung von Lehren und ihrer Anwendung. Mit jener will und muß man eine Begründung verbinden und bey ihr muß man eine Beurtheilung erwarten und zulassen; bey dieser ist man über das Begründen schon hinaus; man hat eine Ansicht gewonnen, einen Beschluß gefaßt und man geht damit um die für richtig erkannten Lehren ins Leben treten zu lassen. — Dazu sind Vorschriften erforderlich; — das Uebertragen wissenschaftlicher Lehren auf die Wirklichkeit — Verkörperung von Ideen — läßt sich nicht ohne ein gewisses Verfahren — ohne Kunstgriffe und Hülfsmittel, die gleichsam als Brücken dienen — ausführen.

Das soll nun diese 'Instruction', in Bezug auf die oberwähnte Anleitung, leisten.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. 139. S t ü c k.

Den 29. August 1839.

D a r i n s t a. d. t.

Beschluß der Anzeige: Instruktion für die Betriebs-Regulierung und Holzertragschätzung der Forste. Von G. W. Freih. v. Wedekind.

Es soll aber nicht eine Instruktion seyn in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, wodurch den Instruirteten die Hände gebunden werden, sondern vielmehr eine ideale — eine wissenschaftliche — Instruktion — eine Instruktion, worin aus der Natur der vorgetragenen Lehren das Verfahren abgeleitet wird, wornach sie selbst am leichtesten und vollständigsten überhaupt, ohne Bezug auf einen gegebenen, concreten Fall, verwirklicht werden könnten.

Dies ist das Ziel gewesen, was der Hr Verf. sich gesteckt hat, und was er, nach der Meinung des Rec., auch erreicht hat.

Hiernach wird Niemand eine Erweiterung der Wissenschaft an und für sich erwarten; — der Hr Verf. sagt selber, daß er bey der Ausarbeitung dieser Instruktion nicht Ursache gefunden

habe, von seinen früheren Ansichten zurück zu treten —; nur die Anwendung hat gewonnen, indem Jeder, der in die Lage geräth irgend einer von dem Hr Verf. in seiner 'Anleitung' vortragenen Methoden zur Betriebs-Regulierung und Abschätzung der Forsten, ausführen zu müssen, nunmehr einen Leitfaden in die Hände bekommt, wornach er seine Aufgabe wissenschaftlich — das Concrete muß die Dienstinstruction hinzu fügen — lösen kann. Diese Lösung ist ihm durch die dankenswerthe Zugabe von Formularen (Mustern), Hülfes- und Holzertrags-Tafeln für jede Operation, in einem besondern Hefte, noch ungemein erleichtert: — Erfahrungen insbesondere über den Holzertrag gegebener Flächen unter gegebenen Umständen können der Wissenschaft — und dem Taxator — nicht geliefert werden!

Die Beurtheilung der Instruction, hinsichtlich der ihr zum Grunde liegenden forstwissenschaftlichen Lehren, wird dem Rec. erlassen werden können; er darf sich deshalb auf seine Anzeige von der Anleitung zc. beziehen. — Hinsichtlich ihrer Vollständigkeit, d. h. hinsichtlich der Frage: ob irgend ein Fall uninstruirt geblieben wäre? hat Rec. sich bereits oben verneinend geäußert.

Nur einige wenige Bemerkungen, die theils das Wissenschaftliche, theils das Practische, theils aber auch die Form des Buchs selber betreffen, will Rec. — dem Geiste dieser Blätter gemäß — sich erlauben:

1) der Hr Verf. nennt seine Methode eine 'organische' und beschreibt sie in der Vorrede folgendermaßen:

'Die organische Methode behandelt den Wald, der regulirt und abgeschätzt werden soll,

als ein organisches Ganze; sie erforscht und ordnet die Bedingungen dieser organischen Bildung und macht demnach die 'Einrichtung' (Betriebsordnung und Regulierung) zur hauptsächlichsten Aufgabe; sie bemißt auch im Hochwalde die Antheile der verschiedenen Zeiträume vorzugsweise nach den für sie geeigneten Bestandes-Flächen. So weit sie auch den Materialertrag während des Ueberganges zum Normalzustande berücksichtigt, macht sie sich gleichwohl immer die periodische Vertheilung der Flächen-Fonds und den Einfluß der Berücksichtigung des Materialertrags klar; — sie verschafft eine deutliche Anschauung des Ueberganges zum Normalzustande und einen Ueberblick der Zeit, wann dieser in Vereinbarung aller dabey zu nehmenden Rücksichten, am geeignetsten eintreten könne. Sie unterwirft sich nicht einer allgemeinen, für alle Fälle gleichen Etatsformel, sondern läßt die Combination der Ertragsberechnung aus dem wirklichen, dem Thatbestande und der Aufgabe jedesmahl besonders angepaßten Einrichtung, hervor gehen, gründet also die Ertragsberechnung auf die Einrichtung, versichert sich hierdurch einer größern Wahrscheinlichkeit der Verwirklichung ihrer Voraussetzungen, einer fortschreitenden Verhältnißmäßigkeit der Einrichtung und des Abgabefalles nach Maßgabe eintretender Veränderungen und einer critischen Wahl der Mittel der Abkürzung.'

Soll nach dieser ausführlichen Beschreibung, die durch Abkürzung auch nur gewonnen haben würde, das eigentlich Characteristische der organischen Methode der Betriebs- und Abgabens-Regulierung der Forsten, darin belegen seyn, daß dabey alle bedingenden äußern und innern Verhältnisse des vorliegenden Waldes gehörig berücksichtigt werden; — so scheint es dem

Rec., als wenn diese Berücksichtigung auch bey jeder andern Methode, gleichviel welcher, unerläßliche Pflicht des Waldordners sey.

Soll sie aber darin belegen seyn, daß sie die Einrichtung Betriebsordnung und Regulierung — zur Hauptsache macht und der Ertragsberechnung voran stellt; — so ist jenes Emporheben der Einrichtung zur Hauptsache — nicht dieses Voranstellen — (denn das muß immer geschehen) allerdings etwas Eigenthümliches und dem Rec. ganz aus der Seele gegriffen.

Er hat, der Mißdeutungen unerachtet, denen man bey solchen Lehren ausgesetzt seyn kann, es nie verhehlen mögen, daß ihm die schroffen und starren Waldabschätzungen zu administrativen Zwecken, die, gebieterisch, Forstwirthschaft und Holzabgabe, innerhalb unwandelbarer (mathematischer) Grenzen einschließen wollen, ein unhaltbares Gebäude scheinen, was der nächste Andrang unabweislicher Bedürfnisse oder unaufhaltbarer Naturereignisse oder unvorher gesehener Begebenheiten u. über den Haufen wirft und wobey man nicht weiß, was mehr zu bedauern ist, als auf der einen Seite die kostbare Zeit und die herrlichen Kenntnisse des Waldordners, der nicht selten sogar einem zukünftigen Walde den Gang vorschreibt, den er bey seiner Entwicklung nehmen soll und auf der andern Seite — die bedeutenden Geldmittel, die die Willfährigkeit wohlwollender Verwaltungen zur Errichtung solcher unhaltbaren Gebäude liberal verwilligt.

Steht dem Rec. bey diesen Aeußerungen vielleicht auch nicht die Schule zur Seite; so thut es doch die Erfahrung; — unwiderleglich führt diese den Umsturz jener schroffen und starren Forsthaushalts-Gebäude — Eins nach dem An-

bern — den Directionen vor Augen; — und wenn Gesetzgebung des Waldordners und Natur und Verhältnisse Einmahl gleichen Schritt halten; so ist dies wahrlich mehr dem glücklichen Zufalle, als der Rechenkunst des Taxators zuzuschreiben. Weswegen sind denn immer wieder neue Taxationen erforderlich??

Dagegen können und müssen Forstbetriebs-Einrichtungen, wozu dem Rec. auch Flächeneintheilungen gehören, dauernd seyn; sie sind auf der ewigen Natur des Waldes und seiner äußern Verhältnisse zc. nicht aber allein auf mathematischen Formeln — wofür übrigens Niemand mehr Achtung hegen kann, als Rec., in welche aber nun einmahl die Natur und die Bedürfnisse der Menschen zc. sich nicht zwingen lassen — gegründet! — Lasse man die Waldtaxationen, wohin sie gehören — zur Abscheidung des Mein und Dein zc. zc. — Dazu ist die Mensel sehr gut geeignet — nur verschone man damit, so viel wie möglich, die Waldadministrationen; — sie können sicherer und wohlfeiler zum Zwecke kommen.

2) In dem zweyten Hefte des fünften Bandes der 'Neuen Schriften der patriotischen Gesellschaft im Königreiche Böhmen zc.' befindet sich ein Aufsatz des Wirthschaftsraths H. Seide: Ueber den Holzzuwachs im Hochwalde und über Ertragstafeln.

Dieser vortreffliche Aufsatz behandelt den Zuwachs der Bäume zwar nicht nach einer unbekanntem, aber bisher wenig in Anwendung gebrachten Ansicht; er zeigt, daß der Zuwachs eine krumme — anfangs steigende, dann schwebende, und zuletzt fallende — Linie sey, bey welcher eigentlich, kein Zustand dauernd sey; daß also alle Berechnungen des Zuwachses, die auf einem

erforschten, vorher gehenden, feststehenden Zuwachse begründet seynen, falsch sind und nothwendig falsch seyn müssen und zeigt zuletzt, mit großer Ausführlichkeit und vielen Formeln, wie dergleichen Berechnungen angelegt werden müssen, wenn sie naturgemäß und richtig seyn sollen. Rec. weiß nicht, ob dem Hn Verf. dieser Aufsatz schon bekannt geworden ist.

3) Der Hr Verf. will, daß in der Regel die Betriebs-Beamten auch die Betriebs- und Abgabe-Regulatoren seyn sollen.

Auch dieser Ansicht, die hin und wieder noch vielen Widerspruch erfährt, tritt Rec. in vollem Maße bey. — Niemand ist von Natur und Verhältnissen mehr zu einer solchen Anordnung berufen, als gerade der zur Verwaltung des betreffenden Waldes angestellte Beamte. — Dieser ist mit seinen Pfliegbefohlenen am besten vertraut; — er kennt am genauesten alle seine innern und äußern Verhältnisse — seine Stärken und seine Schwächen — er muß daher auch am besten wissen, wie ihm am gründlichsten zu helfen und wie er am sichersten, zum dereinstigen Vortheile seines Eigenthümers und aller seiner Dependenzcn zc. erzogen und benützt werden könne zc. — Was er durch tagtäglichen Umgang mit denselben schon Alles weiß, muß ein Anderer erst mühsam — entweder durch ähnlichen, fortgesetzten Umgang, also durch Autopsie, oder durch Mittheilung — also historisch erlernen; — wozu nun also diese Wiederholungen, bey denen man zu Zeiten die treue Wiedergabe oder die treue Auffassung vermissen möchte; — es sey denn, daß es dem Betriebsbeamten an den nöthigen Kenntnissen ermangele zc.

4) Der Verf. hat seine Instruction auch auf den Fall ausgedehnt, daß mehrere Wälder zu-

gleich oder ein ganzes Land, in forstlicher Hinsicht reguliert werden sollen, wo also ein förmlicher, allgemeiner Taxationsplan von der dirigierenden Behörde vorgeschrieben werden muß.

Die zweyte Abtheilung der Instruction handelt hiervon, und liefert Vorschriften für eine solche allgemeine Walddtaxation im Sinne der einzelnen.

Allerdings wird ein solcher Plan von der betreffenden Verwaltung in dem angenommenen Falle (so wie mehr oder weniger auch in den vorher gehenden) ausgearbeitet und vorgeschrieben werden müssen. — Allein dieser Plan hängt nicht so wohl von rein forstwissenschaftlichen Lehren, als vielmehr von der innern staatswirthschaftlichen Einrichtung und Verwaltung des Landes ab; — er ist gleichsam nur ein Ausspruch des Staats, nicht ein Ausspruch der Wissenschaft; hat jener gesprochen, so hat diese die Ausführung; — diese Ausführung aber ist nun schon (vom Hn Verf. auf die angeführte Weise) geordnet; wozu also nun noch, mehr oder weniger, dieselben wissenschaftlichen Vorschriften für die dirigierende Behörde; die formellen werden dennoch nach eines jeden Landes Eigenthümlichkeit moduliert werden müssen.

Rec. ist daher zweifelhaft: ob dieser zweyte Theil der Instruction, consequent wie der erste, aus der 'Anleitung' zc. folge; — es will ihn bedünken, er wäre, als das reine Feld der Wissenschaft verlassend und in die Staaten- zc. Verhältnisse eingehend, entbehrlich gewesen. Doch ist er auch nur kurz ausgefallen.

Jedenfalls aber ist diese Instruction überhaupt dem forstlichen Publicum gewiß ein angenehmes und nütliches Geschenk.

H a m b u r g.

Verlag von Fried. Perthes. Der Staatsdienst in Preußen(,) ein Beitrag zum Deutschen Staatsrecht von Clemens Theod. Perthes. 1838. VI u. 173 Seiten in 8.

Es ist eine gewiß betrübende, aber durchaus nicht wegzuleugnende Erfahrung, die ein Jeder dem Studium des öffentlichen Rechts sich Hingebende zu machen genöthigt wird, daß das deutsche Staatsrecht, seit der neuern Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse, nicht mit dem Eifer bearbeitet worden ist, dessen sich daselbe zur Zeit des deutschen Reichs zu erfreuen hatte. Worin eigentlich der Grund für diese Vernachlässigung eines der wichtigsten Zweige der Rechtswissenschaft zu suchen sey, — ob in der unverkennbaren Vorliebe für civilistische Studien, welchen sich die eminentesten juristischen Talente der neueren Zeit zugewendet haben, — ob in der, leider nicht ganz unbegründeten, Furcht, hier oder da zu viel zu sagen und an dem einen oder anderen Orte Anstoß zu erregen, — ob in der fast gesetzlich sanctionierten Verachtung wissenschaftlicher Theorien von Seiten practischer Staatsmänner, welche in auffallendem Widerspruche mit der einem Pütter zu Theil gewordenen Autorität stehen dürfte, — ob darin, daß man die öffentlichen Verhältnisse Deutschlands und der deutschen Staaten als in einem Entwicklungsproceße begriffen betrachtete und abwarten wollte, bis sich die hier und da trüben, aus alten und neuen Stoffen gemachten Mixturen zu einer klaren und durchsichtigen Masse zerlegt hätten, — ob in allen diesen Gründen zusammen genommen, oder in dem Einen mehr als in dem Andern, ist schwer zu bestimmen und eine nähere Untersuchung hier nicht

am rechten Orte. Fragen wir aber, indem wir uns der Hoffnung hingeben, daß die Cultur des deutschen Staatsrechts zu einem regeren Leben erwake, wie hier zu helfen sey, so kann dies begreiflicher Weise nicht bloß durch Compendien, oder Handbücher geschehen, die auch das deutsche Staatsrecht aus neuerer Zeit aufzuweisen hat, welche aber gewöhnlich nur die Wissenschaft auf der von ihr schon erreichten Stufe darstellen, sondern nur 1) durch gründliche historisch-dogmatische und practische Bearbeitung einzelner Lehren des gemeinen Staatsrechts, welche immer auch ein ersprießliches Licht auf allgemeine Begriffe des Staatsrechts reflectieren und verwandte Materien erläutern wird, und 2) durch wissenschaftliche Cultur der particulären Staatsrechte und einzelner Zweige eines bestimmten Landes-Staatsrechts. Dabey ist auch nicht mehr zu befürchten, daß fernerhin von dem so gen. natürlichen Staatsrechte ein ganz unrichtiger Gebrauch werde gemacht werden. Denn nur Wenige dürften noch den Irrthum einer verfloffenen Periode theilen, welche die Philosophie zur Quelle und Meisterin des positiven Rechtes erheben wollte, und man hat vielmehr erkannt, daß man nicht aus einem selbstgeschaffenen, oder einer politischen Theorie abgeborgten Begriffe des Staats und seiner wesentlichen Institute zur practischen Anwendung berechtigte Folgerungen ableiten dürfe, sondern den Staat und seine Einrichtungen in ihrer eigenthümlichen historisch begründeten Gestaltung aufzufassen und auf dieser Grundlage die einzelnen Institute zu entwickeln habe, wobey freylich die vielleicht auch in Folge der Cultur des natürlichen Staatsrechtes in neuerer Zeit erfolgten Umbildungen eines Staats in seinem innersten Wesen, und die damit nothwendig verbundene

Umgestaltung seiner Institute dasselbe Recht auf positive Anerkennung haben, wie sie die antiquierten Verhältnisse zur Zeit ihres Bestehens in Anspruch nehmen konnten. Denn zwischen der unüberlegten und gewaltsamen Umgestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse nach selbst gebildeten politischen Theorien und der gewaltsamen Erneuerung alter Formen und Zustände ist kein wahrer Unterschied. Sie sind beide gleich revolutionär und führen beide zu gleich traurigen Folgen. Gewiß war es ein freylich scharfes, aber richtiges Urtheil, welches in den Beyträgen zum deutschen Staats- und Fürstenrechte (Berlin 1829) von Aug. Wilh. Hefster, damahls Professor zu Bonn, ausgesprochen wurde, wenn er (S. 110) sagt: 'Man könnte versucht seyn, — den größten Theil des v. Haller'schen Systems — abgesehen von der beziehungsweise wahren Deduction der historischen Entstehung der Staaten — nur für eine gewisse Borniertheit zu erklären, die das Mächtige und Große der Zeit nicht zu fassen vermochte und sich daher furchtsam wie die Nachtule unter die Trümmer der Vergangenheit zurück zog. Vielleicht meinte dies schon Joh. Müller als er an Heyne schrieb, von Haller habe die Mitte, d. h. den Uebergang aus dem 18ten ins 19te Jahrhundert, nicht gefunden'; und nicht minder wahr sagt der Verf. der Schrift, deren Anzeige in diesen Blättern wir mit Vergnügen übernommen haben, nachdem er trefflich an der Hand der Geschichte und aus positiv rechtlichen Quellen gezeigt, wie sich in Preußen, neben der unumschränkten königlichen Gewalt, die Idee des Staats siegreich in dem Bewußtseyn von Regenten und Volk wirklichte (auf S. 21): 'Der Versuch den Staat, wie ihn die Macht der unter Gottes Leitung ge-

schehenen Begebenheiten in das Bewußtseyn unferer Zeit gebracht hat, zu vernichten und statt seiner eine Masse Einzelner hinzustellen, die in verschiedenartigen Abhängigkeitsverhältnissen von dem Könige, als einem reichen Privatmanne stehen, dieser Versuch kann nur aus einer durch und durch revolutionären Gesinnung hervor gehen, deren Character recht eigentlich in der Absicht liegt, an die Stelle dessen, was die Geschichte gebildet hat, ein Hirngespinnst zu setzen. So wenig wie die Natur des gegenwärtigen Staats zertrümmert werden kann, eben so wenig kann sie unberücksichtigt bleiben; ihre geistige Gewalt spottet der ohnmächtigen Versuche, sie zu übersehen. Es bleibt Nichts übrig, als den Staat so anzuerkennen, wie ihn der Gang der Begebenheiten unwiderstehlich gebildet hat. Aber dieses Anerkenntniß genügt nicht. Den Staat in dem Bestehenden festhalten, ihm Stillstand gebieten wollen, wäre sein Tod. Wollte man seine bisherige Entwicklung zwar anerkennen, aber die künftige in eine andere Bahn werfen, so wäre der Zwiespalt in seinem Wesen gesetzlich eingerichtet und die Auflösung würde nicht fern seyn. Es kann die künftige Fortbildung des Staates nur geschehen, wenn festgehalten wird, daß er als Ganzes, als Staat ein Daseyn habe.'

Wir haben diese Aeußerung des Verfs wörtlich mitgetheilt, weil sie einen Jeden sogleich erkennen läßt, von welchem Geiste diese Schrift über den preußischen Staatsdienst (welche wegen der großen Bedeutung des preußischen Staates für ganz Deutschland und 'weil hier der Staatsdienst am großartigsten ausgebildet erscheint', mit Recht vom Vf. als ein Beytrag zum Deutschen Staatsrechte bezeichnet worden ist), durchdrungen sey, und von welchem Gesichtspunkte

puncte aus der Verf. den Staatsdienst betrachtet. Seine Darstellung zerfällt passend, nach einer Einleitung, in vier Abschnitte: I. Von der Natur des Staatsdienstes; II. Von seiner Entstehung; III. Von dem rechtlichen Verhältnisse während seines Bestehens und IV. Von seiner Beendigung.

In der Einleitung (S. 1—21) entwickelt der Verf. seine Ansichten über die Begründung des Staats und die verschiedenen Entstehungsarten desselben, und zeigt insbesondere an dem brandenburgischen Churstaate wie die den Unterthanen feindselig gegenüber tretende Ansicht von der privatrechtlichen Natur der Rechte des Fürsten, sich zu der Idee eines von Gott verliehenen Amtes und einer zum Wohle der Unterthanen auszuübenden Pflicht gestaltete und wie sich daran die Idee einer Gemeinschaft, eines Staates knüpfte, um dessen willen (und nicht um ihres Inhabers willen) die fürstliche Gewalt gegründet sey, womit denn nothwendig auch eine Unterscheidung zwischen bloßen landesherrlichen Dienern und solchen, die zugleich Diener der Gemeinschaft, oder des Staates, seyen, hervorgerufen werden mußte.

Unter Zugrundelegung der §. 1—3. des A. E. R. Th. II. Tit. 10. entwickelt dann der erste Abschnitt die Natur des preussischen Staatsdienstes, und weist als Bedingungen, oder Erfordernisse desselben nach: 1) Arbeit dem Staate geleistet; 2) Arbeit durch Treue und Gehorsam gegen den König geregelt, und 3) Arbeit durch eine besondere Verpflichtung begründet, welche aber, da die Gesetzgebung ausschließlich vom Könige ausgeübt wird, sich nur regierend oder richtend äußern kann. Hierdurch wird zugleich

die Scheidung von richterlichen und Regierungsbeamten begründet (S. 25).

Nachdem hierauf der Verf. den Kriegsdienst, wegen seiner vom Staatsdienste überhaupt abweichenden und eigenthümlichen Stellung vom Gebiete seiner Untersuchung ausgeschlossen hat, verneint er mit Recht die wohl bestrittene Frage, ob Hofdiener und Aerzte als Staatsdiener zu betrachten seyen, und zwar nicht bloß wegen des allgemeinen Grundes, weil sie dem Staate keine Dienste leisten, sondern auch nach ausdrücklichen Bestimmungen der preussischen Gesetzgebung. Er zeigt aber auch ferner, daß Letztere gegen ein wesentliches Merkmal des Staatsdienstes verstoße, wenn sie die s. g. Justizcommissäre (S. 40) und selbst Geistliche (S. 36 ff.) zu den Staatsdienern zähle, und entwickelt die Gegenstände in Beziehung auf die Geistlichen (wobey natürlich nicht an Diejenigen zu denken ist, welche mit Wahrung der zum s. g. jus circa sacra gehörigen Befugnisse des Staats beauftragt sind) aus der Allgemeinheit der Religion und Kirche, welche sich auf das, von der (nothwendigen) Sonderung der Menschen in Völker und Staaten unabhängige, Verhältniß des Menschen zu Gott bezieht. Denselben Character hat die Wissenschaft; die Männer also, welche der Pflege und Förderung derselben sich widmen, sind keine Staatsdiener, in sofern sie nicht an den vom Staate für seine Zwecke gegründeten Anstalten und dadurch auch für den Staat thätig sind. So wie aber bey dem Kriegsdienste die nothwendige unbedingte Subordination eine eigenthümliche vom übrigen Staatsdienste verschiedene Stellung hervorruft, so muß die Stellung der Geistlichen und der Lehrer an Schulen und Universitäten wieder freyer als die der übrigen Beamten seyn.

Die preußische Gesetzgebung betrachtet daher Geistliche und Lehrer als eine eigene Classe von Beamten, und ordnet ihr rechtliches Verhältniß so verschieden von dem der Staatsdiener überhaupt, daß der Verf. dasselbe ebenfalls von seiner Untersuchung glaubte ausschließen zu müssen (S. 39). Als ein Ueberbleibsel der Regierungs-Maximen des vorigen Jahrhunderts, das selbständige, individuelle Daseyn der Glieder des Staats möglichst zu beschränken, tadelt der Verf. mit Recht, daß die preußische Gesetzgebung auch Gemeindeangelegenheiten, wie wenn sie Staatsfachen wären, durch seine Beamte verwalten läßt, und entwickelt gut die daraus entspringenden Nachtheile. Nur für die städtischen Gemeinden sey durch den Erlaß der Städteordnung die Möglichkeit gewährt, 'das erstorbene Leben wieder anzufachen', allein als mittelbare Staatsdiener (im Gegensatz zu den unmittelbaren königlichen Behörden) betrachte auch die revidierte Städteordnung, in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Landrechte, die städtischen Beamten (S. 43). Zu wünschen wäre indeß, daß der Verf. hierbey die doppelte Eigenschaft derselben, in sofern sie bloß Communal-Angelegenheiten oder zugleich Interessen des Staats, wie Justiz, Policey, Militär- und Steuersachen zu verwalten haben, nicht unbeachtet gelassen hätte. Denn in letzterer Hinsicht sind die städtischen Beamten gewiß als wirkliche, nicht bloß mittelbare Staatsdiener zu betrachten.

'Die Arbeit, zu welcher der Staatsdienst verbindet, kann eine vorüber gehende seyn, aber sie ist, wie sich die Verhältnisse gegenwärtig gestaltet haben, regelmäßig eine dauernde und nimmt die gesammte Thätigkeit des Beamten in Anspruch.' Hieraus entwickelt der Verf. als Folge-

rungen, daß der Staatsdienst, wie er in Preußen erscheint, den Lebensberuf dessen bildet, den er verpflichtet und zwar als ein öffentlicher, des Staats, nicht des Dieners wegen, vorhandener, welcher jedoch dem Letztern als Entschädigung für die Aufwendung der Lebensthätigkeit, Unterhalt und äußere Ehre gewährt. Der Verf. zeigt ferner, wie sich dadurch ein besonderer Stand der Staatsdiener mit einer auf die Handlungsweise der Einzelnen sehr einflußreichen Standesgesinnung entwickelt hat, wie aber auch zugleich dadurch, daß sich sehr Viele zur Gewinnung des Lebensunterhaltes zu diesem Stande hinzu drängen, die Befriedigung des Privatinteresses dabey in den Vordergrund tritt, und die, dem öffentlichen Character des Staatsdienstes widersprechende Tendenz der Beamten, eine geschlossene Genossenschaft zu bilden, sich Bahn zu brechen droht. Wie dadurch zugleich die Masse des Volks immer mehr in der Theilnahme an öffentlichen Verhältnissen beschränkt und einer Seits die Unkenntniß des öffentlichen Rechts bey den übrigen Ständen dadurch hervor gerufen, andern Theils dem Beamtenstande ein überwiegender Einfluß auf die Gesetzgebung des Staats zu Theil geworden sey, wird vom Verf. noch am Schlusse des ersten Abschnittes (S. 46 ff.) gut entwickelt.

Zweyter Abschnitt. Entstehung des Staatsdienstes. Dieser Abschnitt beginnt mit der Erörterung der streitigen Frage, ob jeder Unterthan die Verpflichtung habe, wenn er vom Herrscher dazu auserwählt werde, dem Staate als Beamter seine Thätigkeit zu widmen? — Der Verf. bejahet diese Frage, ohne zu verkennen, daß die Ausübung eines Zwangsrechtes in dieser Beziehung bey dem großen Zubrange zum Staatsdienste, unter den jetzigen Verhältnissen, unnöthig

und überhaupt auch unzweckmäßig sey. Allein es folge doch daraus, daß die Uebertragung eines Staatsamtes nicht als Act der Gnade für den Erwählten zu betrachten sey, daß aber auch die Uebernahme desselben nicht auf einem Vertrage beruhe, 'denn die Pflicht hört nicht auf Pflicht zu seyn, wenn der, welchem sie obliegt, sie mit Freuden erfüllt' (S. 52 — 55). Der Verf. weist nach, daß diese Grundsätze auch dem Preussischen Rechte als Basis dienen, und erörtert dann aus diesem die beiden Fragen: 1) Welche Eigenschaften werden zur Fähigkeit für den Staatsdienst voraus gesetzt? (S. 56 — 69) und 2) in welcher Weise werden die Fähigen vom Könige ausgewählt und in das Amt eingewiesen? (S. 69 ff.). In ersterer Hinsicht fordert der Verfasser 'Unbescholtenheit als Mensch und Unterthan, Kenntnisse nebst practischer Bildung und einen festen und selbständigen Character', welches weiter entwickelt und wobey mancher interessante Punct zur Sprache gebracht wird, z. B. über die Nachtheile und den Nutzen der Prüfungen der Candidaten (S. 63 ff.). Bey der zweyten Frage wird die vorzügliche Berücksichtigung von Militärpersonen bey Besetzung von Civilämtern bis zu einer gewissen Stufe, und die früher gesetzlich, aber auch noch factisch fortbestehende Bevorzugung des Adels in den Kreis der Erörterung gezogen und mit anständigem Freymuthe in den preussischen Maximen dasjenige gerügt, was dem Verf. als nachtheilig für das Wohl des Staates erschien.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 31. August 1839.

H a m b u r g.

Beschluß der Anzeige: Der Staatsdienst in Preußen, von Clemens Theodor Perthes.

Beachtungswert ist die S. 78 angeführte Erklärung der vortrefflichen Instruction vom 26. September 1808. §. 44., welche eine, das Verhältniß des Staatsdieners herabwürdigende Ansicht mit den Worten verwirft: 'Es müssen die Regierungen das Dienstverhältniß aber auch gegen ihre Untergebenen nicht zu einem Miethcontracte und öffentliche Beamte nicht zu Mietlingen herabwürdigen, indem ein jeder von ihnen nach dem Verhältnisse des ihm angewiesenen Berufs zur Erhaltung und Beförderung des allgemeinen Wohls beytragen soll.' — Am Schlusse dieses Abschnitts ist endlich noch von der Bedeutung des Dienstes die Rede, wobey gezeigt wird, daß derselbe auch nach Preuß. Rechte nur die Verantwortlichkeit des Beamten verstärkt, nicht aber den Character des öffentlichen Beamten bedingt. Hiervon müßten freylich die Richter nach ihrer eigenthümlichen Stellung und ihrer Unabhängig-

keit von den Vorschriften der Staatsgewalt bey die Rechtsprechung ausgenommen werden; allein die Cabinetsordre vom 11. Aug. 1832. scheint auch auf sie bezogen werden zu müssen. (S. 80 — 83.)

Der dritte Abschnitt, 'von dem rechtlichen Verhältnisse während des Staatsdienstes' beschäftigt sich zunächst mit der bürgerlichen Stellung der Beamten, mit der rechtlichen Bedeutung von Titel, Uniform, privilegirtem Gerichtsstande und Ranglassen, deren elf in Preußen nach der Verordnung vom Jahre 1817. unterschieden werden. Auch von der s. g. Courfähigkeit und der unbilligen Vertheilung derselben, so daß sie z. B. jeder Secondelieutenant, aber kein bürgerlicher Regierungsrath besitzt, ist die Rede. Ferner von der 'aus öffentlichen Gründen' sich ergebenden Nothwendigkeit einer Besoldung, ohne Rücksicht, ob der Staatsdiener arm oder reich ist. Doch ist sie zugleich auch privatrechtlicher Anspruch, welcher dasselbe Fundament hat, wie alle Entschädigungsforderungen von Privaten für ein zum Besten des Staats entzogenes Vermögensrecht (S. 94), 'den Ersatz für den aufgegebenen Nahrungsstand, den Ersatz für die Kosten, welche behufs der Vorbereitung zum Amte verwendet wurden, und den Ersatz für die Amtsausgaben, in sofern sie nicht unter einem besondern Namen vergütet werden' (S. 96). Die Größe der Besoldung bestimmt sich aber auch nach der die unabhängige Stellung der Beamten fordernden öffentlichen Rücksicht. Die Nachtheile der in früherer Zeit auch in Preußen entrichteten Natural-Besoldungen sind nicht unerkannt geblieben, und mit wenigen aus besondern Gründen sich von selbst rechtfertigenden Ausnahmen

werden die Besoldungen schon längst in Gelde bezahlt (S. 97. 98).

Die Entziehung des privatrechtlichen Besoldungstheiles kann der Natur der Sache nach nur im Wege Rechts geschehen. Aber die Cabinetsordre vom 7. Julius 1830 weicht hiervon ab. 'Nach derselben sollen die Gerichte jede Klage, welche wegen Verkürzung von Dienstfeinkünften zc. angestellt wird, sofort zurückweisen.' Die Nachtheile dieser gesetzlichen Bestimmung, wodurch der Beamte schlechter gestellt wird, als 'der der Rechtsicherheit für seine Lebenseristenz' sich erfreuende Bauer und Handwerker, werden vom Verfasser freymüthig ans Licht gestellt (S. 100 — 102).

Das Interesse des öffentlichen Dienstes macht Beschränkungen theils der Rechte Dritter, z. B. der Gläubiger auf Personalarrest des Beamten und auf die Besoldung als Executionsubject, oder der Gemeinden, hinsichtlich der Verpflichtung der Beamten zur Theilnahme an den Gemeindefasten, — theils des Beamten selbst, hinsichtlich seiner persönlichen Freyheit, Handel, Verkehr, Schließung einer Ehe zc. nothwendig. Die Bestimmungen des preussischen Rechts darüber erörtert der Verf. S. 103 — 107, wobey auch der etwas weit gehenden Verordnung der allgemeinen Gerichtsordn. III. 3. §. 11. gedacht wird, nach welcher die Räte an Justizcollegien von Justizcommissarien weder Visiten annehmen, noch solche bey ihnen abstaten sollen. Ausführlicher bespricht dann der Verfasser die Anordnungen der preussischen Gesetzgebung über Injurien, Widersetzlichkeit gegen die Beamten von Seiten der zum Gehorsam verpflichteten Unterthanen, ferner über die den Beamten gestatteten Zwangsmittel und die Grenzen eines erlaubten Widerstandes

gegen die ihre Amtsbefugnisse überschreitenden öffentlichen Diener (S. 108 — 116), so wie über die den Lehrern zukommende publica fides (S. 116 — 119).

Die Untersuchung wendet sich dann weiter zu der besondern Pflicht des Gehorsams der untergeordneten Beamten gegen ihre Vorgesetzte, zu der den Lehrern gestattet, zum Theil über die Maßen in Preußen ausgedehnten Disciplinarstrafgewalt, ferner zu den angeordneten geheimen s. g. Conduitenlisten, die den Subaltern ganz in die Gewalt des Vorgesetzten geben, und durch einen einzigen Vermerk in der Liste jenen für Zeit seines Lebens verdächtig machen können, ohne daß Vertheidigung dagegen möglich wäre (S. 119 — 125). Der Verf. erkennt es übrigens an, daß der Gehorsam des Beamten kein unbedingter seyn könne. 'Sittlichkeit und Recht ziehen ihm seine Grenzen.' In jener Hinsicht gilt der allgemeine Spruch, 'daß man Gott mehr gehorchen müsse als dem Menschen', in dieser ist zu unterscheiden zwischen den Beamten der Regierung und den Richtern. Letztere sollen bloß das aussprechen, was für den einzelnen Fall den schon bestehenden Gesetzen nach Rechtens ist. 'Diese Bestimmung würde aber vernichtet, wenn der König oder vorgesezte Behörden Einfluß auf die richterliche Thätigkeit üben wollten, denn dann würde nicht das Recht, sondern mehr oder weniger die Ansicht des Königs oder der Vorgesetzten ausgesprochen.' Von diesem Standpuncte aus konnte der Verf. die schon mehrfach besprochene Beeinträchtigung der Unabhängigkeit des Richteramtes durch die Verordnung vom 25. Januar 1823 (über die Interpretation der auf die Entscheidung eines Processus Einfluß ausübenden Staatsver-

träge durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten) nicht billigen. Was aber die Regierungsbeamte betrifft, so ist für sie in Preußen der Wille des Königs Recht, so bald er, in der Absicht es zu seyn, ausgesprochen wird. Schwer zu beseitigende Verwickelungen zwischen dem Willen des Königs und dem bestehenden Rechte werden also für diese Classe der Beamten in Preußen, wo 'der Knoten auf jene Weise zerhauen ist', gar nicht vorkommen können. Dagegen ist der untergeordnete Beamte eine rechtswidrige Verfügung eines Vorgesetzten, da nicht Letzterer, sondern nur der König Gesetze zu geben die Macht hat, zu befolgen, weder verpflichtet noch berechtigt (S. 125 — 129).

Den Schluß der Untersuchung in diesem Abschnitte bildet die Betrachtung der Bestimmungen über den Mißbrauch der Amtsgewalt. Zu loben ist hier die Verfügung der allgem. Gerichtsordn., wonach die s. g. garantie des fonctionnaires publics nur bey Dienstvergehen im engern Sinne eintritt, also nur bey diesen die Gerichte zur Verhängung einer Untersuchung an einen Antrag der vorgesezten Behörde gebunden sind, also bey Verbrechen der Beamten gegen Leib und Leben der Unterthanen nicht gehemmt sind. Die für eine weitere Ausdehnung jener Garantie vorgebrachten Gründe werden vom Verf. gut widerlegt. Keine Billigung verdient dagegen das Preuß. Recht, wenn es den Schutz der Ehre der Unterthanen gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt den Gerichten zunächst entzogen und die Zulässigkeit einer Klage wegen Mißbrauch der Amtsgewalt von einer Entscheidung der vorgesezten Dienstbehörde abhängig gemacht hat, so daß also der Bekränkte seine Genugthuung, wenn er sie erhält, 'nur der wohlwollenden und billigen

Gefinnung der Regierung verbanft.' Die Klagen auf Entschädigung wegen Verletzung der Vermögensrechte durch Mißbrauch der Amtsgewalt (positive Handlung oder Unterlassung) sind jener Beschränkung nicht unterworfen. Hinsichtlich der Frage in wie weit der Staat die Handlungen seiner Beamten zu vertreten und Entschädigung zu leisten habe, gewinnt der Verf. vermöge einer richtigen Unterscheidung, auch für Preußen, folgendes Resultat: 1. Handlungen, welche die Beamten kraft ihrer Amtsgewalt durchzusetzen die Macht hatten, vertritt der Staat unbedingt. 2. Handlungen, welche die Beamten bey Benutzung und Verwaltung der Domänen und Regalien vornehmen, vertritt der Staat nach den Regeln des Privatrechts (S. 129 — 141).

Der vierte und letzte Abschnitt hat die Beendigung des Staatsdienstes durch Tod und bey Lebzeiten des Beamten zu seinem Gegenstande. Vermöge der Grundsätze über die Entstehung des Staatsdienstes leugnet der Verf. S. 143 ganz consequent, daß der Beamte ein Recht habe, die Entlassung zu fordern und will dies als Regel auch im U. Landr. Th. II. Tit. 10. §. 95 begründet finden, obgleich dieses Gesetz die Verweigerung offenbar nur als Ausnahme hinstellt. Auch können wir es nicht billigen, wenn der Verf. den Fall der Collision des Gewissens des Beamten mit der von ihm verlangten Fortsetzung des Dienstes durch die Bemerkung zu erledigen sucht: 'Da indessen der Staat gefährdet würde, wenn man den Beamten in ihrem persönlichen Interesse das Recht zugestehen wollte, beliebig aus dem Staatsdienste zu treten, so muß hier wie in allen andern Fällen das Interesse der Einzelnen dem Interesse des Staats weichen.' Ist denn das Gewissen des Beamten ein bloßes

Capital, dessen Interesse bey einer solchen Collision verloren zu gehen drohte? Und kann der Staat je ein Recht haben, von dem Einzelnen zu fordern, daß er die Ruhe seines Gewissens dem Interesse des Staats unterordne? — Auf diese Weise wird der Knoten nicht gelöst.

Der Verfasser bekämpft hiernächst die Ansicht, wornach die Entlassung aus dem Staatsdienste gegen den Willen des Beamten (mit Ausnahme der Richter) von einem richterlichen Urtheile abhängig gemacht werden soll, und will nur die Entziehung des privatrechtlichen Theiles der Besoldung durch Urtheil und Recht bedingen (S. 142 — 148). Doch soll die Entlassung keine rein willkürliche, sondern durch Gesetz und ordentliches (eine Vertheidigung des Beamten zulassendes) Verfahren geregelte seyn. Die hiermit zum Theil noch in Widerspruch stehenden Bestimmungen des preussischen Rechts über Cassation und Pensionierung, als die beiden Arten der Entlassung, werden näher erörtert (S. 148 ff.). Daß der Staat, wie der Verf. meint, den alt und schwach gewordenen Staatsdiener eben so wenig zu verpflegen verpflichtet sey, 'als ihm die Pflicht obliege, für den arbeitsunfähigen Handwerker oder Kaufmann zu sorgen' (S. 153) ist ein, auf unpassendem Vergleiche beruhender, höchst unbilliger Satz. Noch härter ist es aber, wenn die preuß. Gesetzgebung dem Beamten auch hinsichtlich der durch jährliche Beyträge aus seinem Vermögen begründeten Anspruchs auf eine Pension den Weg Rechtens verschließt (S. 160). Auch die Bestimmungen über den Anspruch des während einer gerichtlichen Untersuchung suspendierten, aber frey gesprochenen, Beamten sind nicht der Gerechtigkeit entsprechend. Dem Rechte nach kann der Verlust der Besoldung erst mit dem

richterlichen Urtheile, und bis dahin also auch keine Verkürzung eintreten. — Nur hinsichtlich der richterlichen Beamten erkennt es auch das preußische Recht an, daß sie weder wegen Vergehen in oder außerhalb des Amtes ohne Urtheil und Recht ihres Amtes entsetzt, noch auch wegen mangelhafter Dienstführung ohne Urtheil und Recht unfreywillig pensioniert werden können. Dagegen können sie in gleicher Weise wie die Regierungsbeamten wegen geistiger oder körperlicher Untauglichkeit unfreywillig pensioniert werden.

Zacharia.

P a r i s.

Bey Tschener. Histoire de l'état de France, tant de la république que de la religion, sous le regne de François II., par Regnier de la Planché. Publiée par M. Ed. Menechet. Tome I. XVI u. 404 Seiten. T. II. 353 Seiten. 1836. 8.

So reich die Literatur über die Unruhen, von welchen Frankreich nach dem Tode Heinrichs II. ergriffen wurde, auf den ersten Blick erscheinen mag, so muß doch jeder Beytrag zur Aufklärung dieser Bewegungen und zur richtigen Bezeichnung der hervor ragendsten Männer jener Zeit, der Ansichten des Volkes, des tollen Getreibes am Hofe mit Dank entgegen genommen werden. Die Franzosen besitzen einen Schatz trefflicher Memoiren, die uns von den Zeiten eines Willehardouin bis zu dem Untergange Napoleonischer Herrschaft durch die französische Geschichte geleiten. Aber in den meisten derselben erkennen wir vornehmlich nur den Verfasser und seine nächste Umgebung; man gewinnt ein artiges, aber isolirtes Bild, das nur zu leicht zu falschen Ansichten

hinsichtlich des Gesammtlebens jenes Volkes verleitet. Seltner sind die mit Treue und Einsicht von einem Zeitgenossen durchgeführten Darstellungen der Landesgeschichte während eines gewissen Zeitraums. Diese Aufgabe wird im vorliegenden Werke gelöst, das man, auch nach der Bekanntschaft mit de Thou, nicht ohne viel gewonnen zu haben aus der Hand legen wird. Wir möchten Régnier von mehr als einer Seite mit Sleidanus vergleichen, nur daß letzterer, wegen seines umfangreicheren Themas, sich weniger auf Schilderung der Einzelheiten einlassen kann. Während, der Behandlung eines Theiles dieser Begebenheiten von Anquetil nicht zu gedenken, Davila sich fast ausschließlich mit der äußern Geschichte Frankreichs beschäftigt und de Thou, in seinem Ringen nach Universalität, zu häufig den Leser über die Grenzen Frankreichs hinaus führt und dadurch die Einheit des Eindrucks stört, erörtert Régnier de la Planche eben so fein die Intriguen des Hofes und die Stellung der Guisen, wie die Gründe, welche einen Condé und Coligny auf offene Gewalt sinnen ließen, und setzt mit besonderer Liebe und Klarheit das Verhältniß aus einander, in welchem sich seit dem Tode Heinrichs II. die Bekenner der neuen Lehre zu den Anhängern des römischen Stuhles befanden. Die Erzählung ist frisch und lebendig; die Schilderungen von Männern, wie Olivier und l'Hospital, der Cardinal von Lothringen, Condé und manche begeisterte Anhänger Calvins, führen ein verständliches Gemälde an uns vorüber, aus dessen Anschauen wir den Gang der Begebenheiten mit Sicherheit erkennen. Der Verf. gehört zu der unterdrückten Kirche, der er sich, wie im Leben, als er vor der Königin-Mutter stand, so in seiner Schrift mit edler Wärme annimmt.

Referent glaubt nicht, daß denselben der von dem Herausgeber in verschiedenen Notizen gemachte Vorwurf der Ungerechtigkeit treffe. In seinen grellsten Schilderungen, wie bey der Untersuchung wegen der s. g. Verschwörung von Amboise und der gräßlichen Ketzerverfolgung, welche Maurigon auf Geheiß von Franz Guise in Valence, dann in der ganzen Dauphinee begann, weicht er wenig von den Mittheilungen des de Thou ab. Gerade daß es ein Protestant ist, der über die Ereignisse seiner Zeit zu uns spricht, muß von doppeltem Werthe seyn. Man hat sich zu sehr daran gewöhnt, den eigentlichen Grund jener Unruhen in den Intriguen von Hofparteyen und den Umtrieben der Prinzen von Geblüt zu suchen. Er ist vielmehr, wenigstens unter der Regierung von Franz II., weniger in dem Mismuthe von Condé und dessen Brüdern über die erlittene Zurücksetzung am Hofe, als in der sich mehrenden Zahl der Hugenotten, die, im gleichen Grade als ihre Kräfte wuchsen, auf Freyheit der Religionsübung drangen, und in der zu Chateaus Combresis getroffenen Verabredung hinsichtlich der Ketzer zu suchen. Streng geschichtlich seine Aufgabe verfolgend, führt Régnier sich selbst handelnd ein, ohne jedoch bey der Gelegenheit zu verrathen, daß er der Verf. des vorliegenden Werkes sey. Un certain Louys Régnier, sieur de la Planche (S. 283) nennt er sich, als er seine Unterredung mit der Königin-Mutter erzählt, während welcher der Cardinal von Lothringen, hinter einer Tapete versteckt, horchte. Die Freymüthigkeit, mit welcher sich der edle Mann bey dieser Gelegenheit über seine Glaubensbrüder äußerte, die Offenheit, mit welcher er der schlaunen Frau die politische Lage Frankreichs vor Augen

legte, erkennen wir in allen vorher gegangenen und nachfolgenden Erzählungen wieder.

Der erste Band beginnt mit einer Schilderung der beiden großen Factionen am Hofe, als Heinrich II. starb; es waren die Guisen und Connetablisten. Die Herrschsucht Katherina's, die Mittel, deren sie sich bediente, um derselben zu genügen, die Gewandtheit, mit welcher sie die Parteyen beherrschte, ist eben so treffend geschildert, als die Cabalen der lothringischen Brüder gegen die Prinzen von Gébüt und der letzteren unziemliche Stellung, und die von Paris ausgehenden Verfolgungen der Hugenotten. Man wird selbst in de Thou diese geordnete Darstellung hinsichtlich der Verschwörung von Amboise, der kecken Unternehmung eines Godefroy de Barry, seigneur de Renaudie, der Art und Weise, wie die Lothringer dem Verderb entgingen, wie ihre Rache die Gegner zu treffen wußte und sie den thatkräftigen Condé zu umgarnen suchten, vermissen. Es ist eine entsetzliche Zeit, die Régner an uns vorüber führt! Auch die Guisen haben ihre Bertheidiger gefunden, ähnlich wie Alba und Philipp II. Ref. kann sich nicht enthalten, zur Characteristik des Herzogs Franz die nachfolgende Anekdote mitzutheilen, die der Verfasser, wie immer fern von Declamation, uns wie eine einfache Begebenheit erzählt.

L'on recite (heißt es S. 153) une chose estrange et admirable du duc de Guise; c'est que le duc de Longueville estant malade à Chasteaudun, envoya un sien gentil homme savoir nouvelles de ceux de Guise et leur dire des siennes, surquoy le duc de Guise disant, usa de ces propos: 'Dites à vostre maistre, qu'il se resjouisse et guérissse. Quant à moy je me porte bien; de-

meurez ici et vous verrez de quelle viande je me repais'. Puis ayant donné un clin d'oeil à l'un de ses gens, on fit incontinent sortir d'une chambre un homme de belle et grande apparence, lequel il fit attacher par le col à la fenestre de sa chambre, et jeter du haut en bas, où il demeura pendu. Surquoy il demanda à boire, en jurant qu'il en galeroit bien d'autres.

Der erste Band enthält die Begebenheiten bis zur Mitte August des Jahrs 1560. Der zweyte Band erstreckt sich bis auf den Tod von König Franz II. Während in einzelnen Theilen des Königreichs die lothringische Parthey sich mit Erfolg der Waffen gegen die Hugonotten bedient, folgen wir den Mittheilungen des Brfs über die Lügen und Ränke, welche die Guisen anwenden, um die Prinzen in ihre Gewalt zu bringen. Navarra und Condé, von einer der katholischen Parthey verkauften Umgebung umgarnt, weisen alle Bitten des reformierten Adels, sich an ihre Spitze zu stellen, entschieden zurück und schlagen den Weg nach Orleans ein. Wir glauben kaum, daß diese Begebenheiten, die Vorstellungen der treuen Männer von Bearn, der Empfang der Prinzen in Orleans, Condé's Gefangenschaft, so schlicht und bis in diese Einzelheiten bisher erzählt waren. Man sieht die Guisen immer sicherer dem vorgesteckten Ziele entgegen eilen, stark durch das Mitwirken Roms und durch die Verheißungen Philipps II., der ein spanisches Heer auf Bayonne ziehen läßt, um die Königin von Navarra sammt ihren Kindern und allen ihren Glauben theilenden Edelleuten von Bearn dem Tode zu übergeben. In gesteigerter Spannung folgt man dem Berichte über die Verurtheilung Condé's, die dem Könige von Navarra gelegten Fallstricke, den

gewaltigen Plan, mit einem Schlage die Prinzen und Hugenotten zu vertilgen. Mit ergreifender Wärme ist das Benehmen des edlen Coligny geschildert, den keine Gefahr schreckt, sich zur Ständeversammlung nach Orleans zu begeben. Sein letzter Befehl an die Gattin war, das Kind unter ihrem Herzen nach der Lehre Calvin's taufen zu lassen. Gleich ihm dachten viele edle Männer in Frankreich, welche die Noth des Vaterlandes in die Schranken rief; trotz des bestimmtesten Verbotes schickte Languedoc seine reformierten Deputierten nach Orleans; sie wußten das Loß vorher, welches ihrer wartete; aber die Noth des Vaterlandes gebot stärker als der Nachspruch des königlichen Kindes. An dem für die Eröffnung der Ständeversammlung festgesetzten Tage sollte Condé fallen; schon war das Schaffot unter den Fenstern von Franz II. aufgeschlagen, als dieser starb. Nun folgen die Umtriebe der geängstigten Hofpartey, alle dem Volke gehässigen Schritte der Regierung lediglich dem Verstorbenen zuzuschreiben. Man sieht diese sonst so unerschrockenen Guisen in nackter Schlechtigkeit, feig, mit der Königin-Mutter berathend. Das Hoffen aller Bessergesinnten ging nicht in Erfüllung; die lothringischen Brüder behaupteten durch die dem Könige von Navarra abgepreßte Entsagung auf die Regenschaft ihre frühere Stellung. Es sollte Frankreich den Kelch des Jammers bis auf die Hefen leeren, um für das Glück, welches ihm der erste König aus dem Hause Bourbon bot, reif zu werden.

Hiermit schließt die interessante Erzählung, der ein Discours de Michel Suriano, dem venetianischen Gesandten in Frankreich, über dieses Landes politische und bürgerliche Stellung und 'Le Livre des marchans, ou du grand et

loyal dévour, fidélité et obéissance de messieurs de Paris' angehängt ist.

Hav.

B r a u n s c h w e i g.

Druck und Verlag von Fr. Vieweg u. Sohn.
Drei Weihnachtspredigten von Dr. C. E.
Th. Henke. 75 Seiten in 8.

Der Verf. wird durch diese Predigten der gelehrten Welt nicht zum ersten Mahle genannt. Sie kennt ihn längst als einen gelehrten Kirchenhistoriker, der mit gleicher Kunst zu forschen und darzustellen weiß, aus dem von ihm heraus gegebenen Briefwechsel des Helmstädter Theologen Georg Calixt, der 1833 erschien, und aus der gleichzeitig heraus gegebenen ersten Abtheilung seiner größern biographischen Composition, Georg Calixt und seine Zeit, worin er einleitungsweise die Geschichte der Universität Helmstadt im sechszehnten Jahrhundert dargestellt hat. Die letztere Schrift ist nur wenige Bogen stark und der Stoff nicht allzu dankbar. Aber desto bedeutender erscheint schon in diesem unscheinbaren Anfange die Kunst des Verfs., historische Gemälde richtig zu zeichnen und in lebendigen Farben auszuführen. Aus der Schule Planck's, versteht er sich wie dieser auf den psychologischen Pragmatismus, aber vom Vater hat er die nervige Kürze und über dem allen aus sich selbst eigenthümliche, und aus der Zeit, in der er mit wahren Geiste lebt, neue Kräfte. So haben wir gleich damahls bey uns geurtheilt, und würden das Urtheil auch in diesen Blättern damahls nieder gelegt haben, wenn wir nicht geglaubt hätten, die Vollendung des Werks abwarten zu müssen. Aber noch nicht einmahl die Fortsetzung ist er-

schließen, obwohl es, wenn historische Werke überhaupt practische Zwecke haben dürfen, der Zeit sehr heilsam wäre, sich in der kirchlichen und theologischen Krisis, welche G. Calixt bezeichnet, zu bespiegeln!

Die vorliegenden Predigten, von dem Verf. in Wolfenbüttel in den ersten Frühgottesdiensten am ersten Weihnachtstage, gerade in der Zeit kurz vor oder kurz nach der häuslichen Weihnachtsfeier der meisten Mitglieder der Gemeinde, gehalten, suchen auch diesen Zusammenhang von Haus und Kirche so viel als möglich in der Betrachtung zu fixieren. So handelt die erste von dem heiligenden Einflusse des Christenthums auf das häusliche Leben. Die zweyte erörtert den Spruch: Werdet wie die Kinder, und die dritte von der Kraft Christi, von der äußeren und inneren Noth zu befreien. Alle drey sind mehr betrachtender und überlegender, als rhetorisch anregender Art, mehr apologetische Hinführungen, als dogmatische Ausführungen, in einem milden Fluß der Gedanken und Worte. Wir wissen von diesem Standpuncte nichts daran zu tadeln, als daß in der ersten Predigt schieflicher scheint, von der Wurzel des Familienlebens, dem Verhältniß zwischen Männern und Frauen anzufangen, als daselbe, wie der Verf. thut, in die Mitte zu stellen, so daß das Verhältniß zwischen Herren und Dienern voran geht, als wäre es das die Familie und das Haus begründende, da es doch nur ein Accessorium des Familienlebens ist. — Die Zeit ist schon wieder so weit vorwärts, daß manche Tieferes oder Höheres verlangen werden. Aber jene mild anregenden apologetischen, christlich psychologischen Betrachtungen sind auch an der Zeit. Manchen von den Verwöhnten wird auch das schon zu positiv vorkommen. Wir wün-

sehen aber, daß der Verfasser, seinem edlen Genius treu, Lust und Kraft behalten möge, weiter im Texte des Evangeliums fortzufahren und auch andere Seiten desselben in seiner milden und klaren Art auf der Kanzel zu behandeln.

2.

P a r i s.

La France, tableau géographique statistique et historique, suivi du précis de l'histoire de la langue et de la littérature nationale, et d'un coup d'oeil sur l'état de la philosophie en France et sur l'école française des beaux-arts par M. Artaud; Dufod, Lafaye, Mich, Mlle Ozene, M. Schnitzler et Simonde de Sismondi. 1839. 120 Seiten in Octav. (Bey Treutel u. Würz.)

Die Schrift besteht nach der eigenen Angabe der Herausgeber aus einem Abdrucke der Frankreich betreffenden Artikel in der Encyclopédie des gens du monde, wenigstens der wichtigern, und zerfällt in sechs Abschnitte, wie sie bereits auf dem Titel angegeben sind. Man wird in denselben also nur Uebersichten erwarten dürfen, wie sie die gesellschaftliche Unterhaltung erfordert. Daß sie diese Bestimmung erfüllen, verbürgen die Namen der Verfasser.

Sn.